

FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

I 2
2017

Herausgegeben von
MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

unter Mitwirkung von
ANTI SELART und ANDRIS LEVANS

in Verbindung mit
DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),
MĀRĪTE JAKOVĻEVA (Riga), ILGVARS MISĀNS (Riga),
EVGENIJA NAZAROVA (Moskau), ULRIKE PLATH (Tallinn),
GVIDO STRAUBE (Riga), TÕNU TANNBERG (Tartu),
ÜLLE TARKIAINEN (Tartu), MATTHIAS THUMSER (Berlin),
RITA REGINA TRIMONIENĖ (Šiauliai), RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin),
HORST WERNICKE (Greifswald), SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Akadeemiline Ajalooelts

Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 12
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2017

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert durch
das Bildungs- und Wissenschaftsministerium der Republik Estland
die Wissenschaftsförderung der Republik Estland (IUT₃₁₋₆)
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)
die Baltische Historische Kommission e.V.
die Universität Lettlands in Riga
die Universität Tartu
das Institut für Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte sowie
den Forschungsfonds der Universität Tallinn
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V.
an der Universität Hamburg (Nordost-Institut)
und von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

**NORD
OST
INSTITUT**
an der Universität Hamburg



HARIDUS- JA
TEADUSMINISTEERIUM

Redaktion:

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090
fzbg@ut.ee; <http://www.fzbg.ut.ee>

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.
Bestellungen können an die Redaktion oder an das Nordost-Institut,
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg (sekretariat@ikgn.de), gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS

Umschlag: IRINA TAMMIS
Satz: MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2017
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

INHALT

VORWORT
ORTSNAMENKONKORDANZ

AUFSÄTZE

- SERGEJ POLECHOV: Neue russische Quelleneditionen zu den altrussisch-livländischen Beziehungen 11
- MADIS MAASING: Die Bischöfe von Kurland zwischen Livland und Preußen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 60
- GVIDO STRAUBE: Die Idee der Volksschule im Diskurs der livländischen Herrschaftsstrukturen im 17. und 18. Jahrhundert 84
- MATTHIAS MÜLLER: Lotterien im 18. Jahrhundert: Das Beispiel Reval 109
- JÖRG HACKMANN: Sängervereine in den russländischen Ostseeprovinzen vor 1914: Symbolische Ordnungen zwischen kulturellen Verflechtungen und Abgrenzungen 131
- TRUDE MAURER: „...unnützig, emanzipiert und nicht einmal standesgemäß“? Studium und Promotion baltischer Frauen an deutschen Universitäten bis 1918 162
- JÄNIS KERRUS: Eine Flucht in den Westen mit einem Trawler aus dem Fischereikolchos „Boļševiks“ im Januar 1953: Motive, Verlauf, Auswirkungen 193
- MAARJA MERIVOO-PARRO: Estonian by Education: Estonian Supplemental Schools in Cold War America 220
- DARIUS STALIŪNAS: Der litauische Spielfilm „Tadas Blinda. Der Anfang“ und 1863 als Erinnerungsort in Litauen 251
- EKATERINA MAKHOTINA: Revolutionierung der Museen, Musealisierung der Revolution: Inszenierung der Geschichte im Revolutionsmuseum der Litauischen SSR 266

MITTEILUNGEN

- EVE RANNAMÄE: Dreitausend Jahre Schafe in Estland 293
- MATTHIAS THUMSER: Die Amtsbücher im Archiv der Rigaer Schwarzenhäupter 307

MARTIN KLÖKER: Der älteste Katalog der Revaler Olaibibliothek? Ein rätselhafter Fund	322
MARE OJA: Geschichtsunterricht in den russischsprachigen Schulen Estlands nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit	337

BESPRECHUNGEN

INETA BALODE, DZINTRA LELE-ROZENTĀLE: Deutsch im Baltikum. Eine annotierte Forschungsbibliographie (von MARTIN KLÖKER)	359
The Teutonic Order in Prussia and Livonia. The Political and Ecclesiastical Structures 13 th –16 th Century (von JUHAN KREEM)	361
KADRI-RUTT HAHN: Revaler Testamente im 15. und 16. Jahrhundert (von ANU MÄND)	365
The Pskovo-Pechersky Monastery During the Livonian War (1558–1582). Holdings in Estonia / Pskovo-Pečerskij monastyr' vo vremja Livonskoj vojny (1558–1582 gg.). Zemlevladienie v Ėstonii (von MATI LAUR)	372
DENNIS HORMUTH: Das Memorialbuch der Ältestenbank der Großen Gilde zu Riga 1677–1701 (von MADLENA MAHLING)	375
Das Baltikum als Konstrukt (18.–19. Jahrhundert). Von einer Kolonialwahrnehmung zu einem nationalen Diskurs (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	382
Bibliothekskataloge der Tallinner Literaten des 18. Jahrhunderts (von MARTIN KLÖKER)	387
HENNING VON WISTINGHAUSEN: Freimaurer und Aufklärung im Russischen Reich. Die Revaler Logen 1773–1820 (von MARTIN KLÖKER)	390
August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog (von AIJA SAKOVA)	392
Kunstnik ja Kleio. Ajalugu ja kunst 19. sajandil [Der Künstler und Klio. Geschichte und Kunst im 19. Jahrhundert] (von ANDREAS FÜLBERTH)	396
Rossija i Baltija VII. Pamjatnye daty i istoričeskaja pamjat' [Russland und das Baltikum VII. Gedenktage und historisches Gedächtnis] (von ANITA ČERPINSKA)	402
CORD ASCHENBRENNER: Das evangelische Pfarrhaus. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: Eine Familiengeschichte (von AIRA VÕSA)	406

JŪLIUSS DĒRINGS [JULIUS DÖRING]: Ko es nekad negribētu aizmirst jeb Atmiņas no manas dzīves [Was ich nicht gern vergessen möchte oder Erinnerungen aus meinem Leben] (von MĀRTIŅŠ MINTAURS)	411
MATI LAUR, KERSTI LUST, PRIIT PIRSKO, ÜLLE TARKIAINEN: Talude päriseksostmine Pärnumaa andmestiku põhjal [Der Bauernlandverkauf in Livland auf der Grundlage der Angaben zum Kreis Pernau] (von DAVID FEEST)	416
FRITHJOF BENJAMIN SCHENK: Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	419
TOOMAS KARJAHÄRM: 1905. aasta Eestis: sotsialistid ja terroristid [Das Jahr 1905 in Estland: Sozialisten und Terroristen]; 1905. aasta Eestis: mälestused [Das Jahr 1905 in Estland: Erinnerungen] (von MART KULDKEPP)	423
JONATHAN D. SMELE: The „Russian“ Civil Wars, 1916–1926. Ten Years That Shook the World (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	428
The Life, Times and Work of Jokūbas Robinzonas – Jacob Robinson (by KAAREL PIIRIMÄE)	433
Beyond the Divide: Entangled Histories of Cold War Europe (von LARS FREDRIK STÖCKER)	435
The Baltic States under Stalinist Rule (von DAINA BLEIERE)	439
Behind the Iron Curtain: Soviet Estonia in the Era of the Cold War (von LARS FREDRIK STÖCKER)	445
SAULIUS GRYBKASKAS: Sovietinis „generalgubernatorius“: Komunistų partijų antrieji sekretoriai Sovietų Sąjungos respublikose [Die sowjetischen „Generalgouverneure“: Die Zweiten Sekretäre der Kommunistischen Partei in den Sowjetrepubliken] (von DAINA BLEIERE)	449
KATJA WEZEL: Geschichte als Politikum. Lettland und die Aufarbeitung nach der Diktatur (von EVA-CLARITA PETTAI)	453
MEIKE WULF: Shadowlands. Memory and History in Post-Soviet Estonia (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	457
AGNIA GRIGAS: Beyond Crimea: The New Russian Empire (von IVAN LAVRENTJEV)	462

LIEBE LESERINNEN & LESER,

viele von Ihnen dürften mit der nun erschienenen Ausgabe bereits ein Dutzend bunte Bände der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ im Bücherregal stehen haben – eine stattliche Zahl, wie wir (immer noch recht erschöpft von den Redaktionsarbeiten) finden. Erneut bietet diese Nummer Ihnen eine Sammlung neuerer Studien zur baltischen Vergangenheit und Gegenwart – von den ersten Schafen in Estland bis zu modernen Konstruktionen der litauischen Geschichte in Museum und Film, von mittelalterlichen Machtkämpfen bis zu Problemen des russischsprachigen Geschichtsunterrichts zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Im Jahr 2017 erscheint auf einmal vielen Zeitgenossen unsere Welt als zunehmend aus den einstmals als verlässlich geltenden Fugen der Fakten geraten – oder ist sie für viele einfach zu komplex geworden? Stichworte wie *post truth* oder *fake fact* machen die Runde; so werden explizit gerade auch die Geisteswissenschaften angegriffen, die doch bei aller postmodernen Lust an Dekonstruktionen stets an der methodologisch zwingenden Prämisse der Überprüfbarkeit sämtlicher Behauptungen festhalten (müssen!). Immerhin: Während mittlerweile selbst in den höchsten Sphären der Weltpolitik die „Wahrheit“ in 160 Zeichen gezwitschert wird, werden immer noch gehaltvolle wissenschaftliche Monografien in allen möglichen Sprachen publiziert (und gelesen!), deren Umfang bei 160 000 Wörtern nicht aufhört. Zu diesem Massiv an Wissen wollen auch die diesjährigen „Forschungen“ beitragen, deren Anspruch auf „Wahrheit“ jedoch begrenzt ist: Mögen neue Generationen neue Fragen stellen und neue Antworten kreieren. Nichts ist spannender als das.

Dabei kann Geschichte weiterhin soziale Relevanz beanspruchen. Im Jahr 100 nach der russischen Oktoberrevolution wirft das Jahr der baltischen Staatsgründungen 2018 seine Schatten voraus: In Estland entbrannte eine heftige Diskussion darüber, ob es nicht an der Zeit sei, Konstantin Päts ein Denkmal auf dem Tallinner Domberg zu errichten, in unmittelbarer Nähe des Parlaments. Ausgerechnet Päts, möchte man aufstöhnen, ist er doch eine der umstrittensten Figuren der jüngeren Geschichte des Landes. Ihm die Staatsgründung – d.h. eigentlich ja „nur“ die Proklamation der Unabhängigkeitserklärung am 23./24. Februar – ans Revers zu heften, kann fast schon als Geschichtsklitterung gesehen werden, schließlich war er damals nur Teil eines aus drei Männern bestehenden „Rettungskomitees“.¹ Auch unser Autor Raiko Jäärats meinte

¹ Darauf wies auch schon die estnische Präsidentin Kersti Kaljulaid hin: Kaljulaid rajaks monumendi mitte ainult Pätsile, vaid tervele Päästekomiteele [Kaljulaid würde nicht nur Päts ein Denkmal errichten, sondern dem ganzen Rettungskomitee], in: Postimees-online, 7.2.2017, einsehbar unter dem URL <http://www.postimees.ee/4006103/kaljulaid-rajaks-monumendi-mitte-ainult-patsile-void-tervele>

in der Debatte, ein Denkmal für den an der Staatsgründung beteiligten Päts sei eben auch eines für den autoritär regierenden Präsidenten der 1930er Jahre, was durchaus falsche Signale im Jubiläumsjahr senden würde.² Tatsächlich spiegelt Päts' Karriere die Geschichte des Landes in mehr denn einer Hinsicht: Er war radikaler Aktivist zu Anfang des 20. Jahrhunderts, stand just im Revolutionsjahr 1905 an der Spitze der Tallinner Stadtverwaltung, war dann politischer Flüchtling und im Sommer 1914 imperial-russischer Patriot; als erster Ministerpräsident des Landes erlebte er im April 1919 eine verheerende Wahlniederlage und wurde zwei Monate später erstmals als Verräter bezeichnet, als er sich dem Krieg gegen die Landeswehr widersetzte. Seine wechselvolle Karriere im unabhängigen Estland und sein Tod in einer sowjetischen psychiatrischen Klinik 1956 sind bekannt – sollte es künstlerisch möglich sein, dieses Leben in einem Denkmal darzustellen, hätte das Land tatsächlich einen würdigen Erinnerungsort für seine Geschichte. Aber das ist wohl zu komplex gedacht. Leider.

Wir sind Gott sei Dank nicht für die Geschichtspolitik der baltischen Staaten verantwortlich, auch wenn wir zu diesem Thema immer wieder spannende Texte bieten. Noch können wir zudem auf willkommene finanzielle Unterstützung aus Tallinn, Tartu, Riga, Lüneburg und Berlin zählen (was angesichts der Entwicklungen z.B. in Ungarn gar nicht mehr so selbstverständlich ist) und hoffen, dass man uns auch weiterhin gewogen bleibt. Gewogen sind uns jedes Jahr wieder unsere Übersetzerinnen ANU AIBEL-JÜRGENSON, MAIJA LEVANE, HELI RAHKEMA und TEA VASSILJEVA, ohne die auch diese Nummer der „Forschungen“ nicht hätte erscheinen können. Die englischen Artikel und Zusammenfassungen las SIOBHAN KATTAGO mit der gewohnten Gründlichkeit. Die optische Gestaltung lag wie immer in den Händen von MEELIS FRIEDENTHAL und IRINA TAMMIS. Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank.

KARSTEN BRÜGGEMANN
MATI LAUR

Ostern 2017

paastekomiteele (letzter Zugriff 23.4.2017). Zu den Umständen der Ausrufung des Unabhängigkeitsmanifests siehe AGO PAJUR: Die Geburt des estnischen Unabhängigkeitsmanifests 1918, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 1 (2006), S. 136-163.

² RAIKO JÄÄRATS: Kui Pätsile rajatakse riigikogu kõrvale ausammas, on meie ajaloolased läbi kukkunud [Wenn Päts ein Denkmal errichtet wird, sind unsere Historiker durchgefallen], in: Postimees-online, 16.2.2017, einsehbar unter dem URL: <http://arvamus.postimees.ee/4016033/raiko-jaarats-kui-patsile-rajatakse-riigikogu-korvale-ausammas-on-meie-ajaloolased-labi-kukkunud> (letzter Zugriff 23.4.2017).

ORTSNAMENKONKORDANZ

Aa, Livländische – lett. Gauja, estn. Koiva	Kosch – Kose
Aa, Semgaller – Lielupe	Laudohn – Ļaudona
Aahof – Lejasciems	Leal – Lihula
Adiamünde – Skulte	Lemburg – Mālpils
Allendorf – Aloja	Lemsal – Limbaži
Altwohlfahrt – Ēvele	Libau – Liepāja
Anseküll – Anseküla	Lindenhof – Liepa
Arensburg – Kuressaare	Lisohn – Lizums
Arrasch – Āraiši	Lösern – Liezere
Dagö – Hiiumaa	Lubahn – Lubāna
Dahlen – Dole	Marienburg – Alūksne
Dickeln – Diķļi	Memel – Klaipēda
Doblen – Dobeļe	Mitau – Jelgava
Dorpat – Tartu	Neuhausen – Vastseliina
Drostenhof – Drusti	Neuschloss – Vasknarva
Düna – Daugava	Oberpahlen – Põltsamaa
Dünaburg – Daugavpils	Ösel – Saaremaa
Dünamünde – Daugavgrīva	Ogershof – Ogre
Embach – Emajõgi	Palzmar – Palsmane
Erlaa – Ērgļi	Pebalg, Alt – Vecpiebalga
Fellin – Viljandi	Pebalg, Neu – Jaunpiebalga
Fierenhof – Tsooru	Pernau – Pärnu
Goldenbeck – Kullamaa	Pernigel – Liepupe
Goldingen – Kuldīga	Petschur – estn. Petseri, russ. Pečory
Grobin – Grobiņa	Pilten – Piltene
Hapsal – Haapsalu	Poswol – Pasvalys
Harrien – Harjumaa	Ramkau – Ranka
Inzeem – Inciems	Rauge – Rōuge
Jerwen – Järvamaa	Reval – Tallinn
St. Jürgens – Jūri	Rodenpois – Ropāži
Jummerdehn – Jumurda	Ronneburg – Rauna
Kalzenau – Kalsnava	Roop – Straupe
Kandau – Kandava	Rujen – Rūjiena
Karkus – Karksi	Salis, Neu – Jaunsalaca
Karlsruhe – Kārļi	Salisburg – Mazsalaca
Katharinenthal – Kadriorģ	Seltinghof – Zeltiņi
Kaugern – Kauguri	Sennen – Sānna
Koivemund – Carnikava	Serben – Dzērbene
Kokenhusen – Koknese	Soneburg – Maasilinn

Tolsburg – Toolse
Tuckum – Tukums
Urbs – Urvaste
Walk – estn. Valga, lett. Valka
Wenden – Cēsis

Wiek – Läänemaa
Wierland – Virumaa
Windau – Ventspils
Wolmar – Valmiera

Neue russische Quelleneditionen zu den altrussisch-livländischen Beziehungen

VON SERGEJ POLECHOV

Die Vorbereitung von Quelleneditionen ist nach wie vor eine aktuelle Aufgabe der Mediävisten. Da wir über relativ wenige Quellen zur Geschichte der Rus' bis zum 16. Jahrhundert verfügen (besonders im Vergleich zu ihren westlichen Nachbarn), ist es wichtig, nicht nur neue Quellen in den wissenschaftlichen Umgang einzuführen, sondern auch immer neue Informationen aus den schon bekannten Quellen zu ziehen, auch in Kooperation mit Forschern aus anderen Fachbereichen. In den letzten Jahren wurden in Russland Urkunden¹ über die Beziehungen der Rus' mit ihren westlichen Nachbarn, nicht zuletzt mit Livland und der Hanse, intensiv und kritisch erforscht sowie editiert. Der Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist es, diese Arbeiten anhand der Editionen von Urkunden dreier altrussischer Städte – Novgorod, Pleskau und Polozk – vorzustellen. Zwar gab es auch andere Städte der Rus', die im Mittelalter und in der frühen Neuzeit mehr oder weniger regelmäßige Beziehungen mit Livland pflegten, wie z.B. Vitebsk² oder Smolensk³, doch kommen sie im Rahmen dieses Beitrags nicht zur Sprache.

Dem Aufsatz liegt ein auf dem 69. Baltischen Historikertreffen in Göttingen am 21. Mai 2016 gehaltenen Vortrag zugrunde. Der Verfasser dieser Zeilen bedankt sich sehr herzlich bei Matthias Thumser, Jüri Kivimäe, Lea Kõiv, Madlena Mahling und Tiina Kala für ihre Hilfe, die zur Entstehung dieses Aufsatzes beitrug. Die Liste der im Aufsatz und im Anhang verwendeten Abkürzungen befindet sich am Ende des Aufsatzes.

¹ Das Wort Urkunde (*gramota*) diente in der Alten Rus' als Bezeichnung eines Dokuments, d.h. sowohl einer Akte, die einen neuen Rechtsstand schuf, als auch eines Briefs, dessen Zweck es war, Informationen zu vermitteln. In demselben breiten Sinne wird der Begriff Urkunde auch heute in der russischen Diplomatie verwendet, wie auch in den Titeln der deutschen Urkundenbücher, die eben nicht nur Rechtsakten, sondern auch Korrespondenz enthalten.

² *Vicebska-Ryžskija akty XIII–XVII st. Dahavory i službovaja karėspandėncyja pamiř orhanami kiravannja horada Vicebska i hanzejskaha horada Ryhi (z byloha kompleksa Ruthenica Džiaržaunaha Histryčnaha archiva Latvii)*, Bd. 1: *Dokumenty haspadarčahandlevyja XV–XVI st.* [Die Vitebsk-Rigischen Akten aus dem 13.–17. Jahrhundert. Verträge und Dienstkorrespondenz zwischen den Verwaltungsorganen der Stadt Vitebsk und der Hansestadt Riga (aus dem ehemaligen Komplex *Ruthenica* des Historischen Staatsarchiv Lettlands), Bd. 1: Wirtschafts- und Handelsdokumente aus dem 15.–16. Jahrhundert], hrsg. von ALEH DZIARNOVIČ, Minsk 2005 (Athenaeum. *Commentarii historiae et culturae*, 11). Vgl. die kritische Besprechung von ALJAKSANDR I. HRUŠA: *Vicebska-ryžskija akty i problema ich vydannja* [Die Vitebsk-Rigischen Akten und ihr Editionsproblem], in: *Belaruskі histryčny ahljad 12 (2005)*, S. 210–240.

³ ALEKSANDR S. IVANOV, ALEKSANDR M. KUZNECOV: *Smolensko-rižskie akty. XIII v. – pervaja polovina XIV v. Dokumenty kompleksa Moscowitica-Ruthenica*

Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau

Die ersten Editionen der Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau erschienen im 18. Jahrhundert, aber besonders zahlreich entstanden sie erst im 19. und 20. Jahrhundert. Am günstigsten war die Lage für die Editoren der Verträge Novgorods mit den Großfürsten von Vladimir und Moskau, die in Originalen bzw. Abschriften in zentralen Archiven Russlands überliefert waren. In Hinblick auf Zeugnisse der Beziehungen mit dem westlichen Europa sah es nicht so gut aus, weil die staatlichen Archive von Novgorod und Pleskau nicht überliefert sind.⁴ Deswegen mussten die diesbezüglichen Urkunden in den Archiven der jeweiligen Partner gesucht werden. Die Quellen aus den Archiven von Lübeck, Reval, Riga und anderen hansischen Sammlungen erschienen im 18. und 19. Jahrhundert vor allem in den deutschen Urkundenbüchern verschiedener Regionen und Institutionen⁵ (Russisch-livländische Urkunden, Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch, Hansisches Urkundenbuch, Hanserecense), aber auch in kleineren Formaten. Der Gedanke, die in diesen Editionen zerstreut gedruckten Quellen zur Geschichte der nordrussischen Republiken zu sammeln, entstand bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts – zunächst für den Gebrauch in Schulen und Hochschulen. Diesem Zweck sollten dünne Bände mit fast identischen Titeln dienen: „Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods“ (Sergej A. Bachrušin⁶) und – schon zu sowjetischer Zeit – „Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods und Pleskaus“ (Georgij E. Kočin⁷). Diese Publikationen waren weder vollständig noch gaben sie die Text der Quellen genau wider.

ob otošenijah Smolenska i Rigi [Die Smolensk-Rigischen Akten vom 13. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dokumente des Komplexes Moscovitica-Ruthenica über die Beziehungen zwischen Smolensk und Riga], Riga 2009 (Vēstures Avoti, 6). Vgl. die kritische Besprechung von PAVEL V. PETRUČIN: O novom izdanii smolensko-rižskich aktov [Über die Neuedition der Smolensk-Rigischen Akten], in: Imenoslov. Istorija jazyka. Istorija kul'tury, Moskau 2012, S. 386-398.

⁴ IGOR' P. ŠASKOL'SKIJ: Sud'ba gosudarstvennogo archiva Velikogo Novgoroda [Das Schicksal des Staatsarchivs von Groß-Novgorod], in: Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny 4 (1972), S. 213-228.

⁵ Zum Begriff des territorialen bzw. regionalen Urkundenbuchs vgl. PETER JOHANEK: Territoriale Urkundenbücher und spätmittelalterliche Landesgeschichtsforschung, in: Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa, hrsg. von WINFRIED IRGANG und NORBERT KERSKEN, Marburg 1998 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 6), S. 5-21; REINHARD HÄRTEL: Was ist eine Region? Beobachtungen zur Abgrenzung von Urkundenbüchern, in: Regionale Urkundenbücher. Die Vorträge der 12. Tagung der Commission Internationale de Diplomatie, hrsg. von THEO KÖLZER, WILLIBALD ROSNER und ROMAN ZEHETMAYER, St. Pölten 2010 (Nöla. Mitteilungen aus dem Niederösterreichischen Landesarchiv, 14), S. 9-20.

⁶ Pamjatniki istorii Velikogo Novgoroda [Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods], hrsg. von SERGEJ V. BACHRUŠIN, Moskau 1909.

⁷ Pamjatniki istorii Velikogo Novgoroda i Pskova [Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods und Pleskaus], hrsg. von GEORGIJ E. KOČIN, Leningrad und Moskau 1935.

Parallel zum Erscheinen des Büchleins von Kočin wurde damit begonnen, eine Edition aller Urkunden von Novgorod und Pleskau vorzubereiten, inspiriert vielleicht auch durch das Vorbild der deutschen regionalen Urkundenbücher. Der Leiter dieses Vorhabens war der berühmte Urkundenforscher alter Schule, Sigizmund N. Valk (1887–1975), ein Schüler von Aleksandr S. Lappo-Danilevskij (1863–1919). In den 1930er Jahren befasste sich Valk mit der Geschichte der ältesten Novgoroder Privatakten⁸ im gesamtrossischen Kontext;⁹ auf quellenkritischen Prinzipien fußend versuchte er nachzuweisen, dass die Privatakte in der Rus' ziemlich spät entstand, nicht früher als im 13. Jahrhundert. Für „sowjetisch-patriotisch“ gesinnte Forscher war diese These jedoch kaum annehmbar.¹⁰ Zu derselben Zeit trat Valk für neue Quelleneditionen zur russischen Geschichte der „feudal-leibeigenschaftlichen Epoche“ (*feodal'no-krepostničeskij period*) ein.¹¹ Dass mit den Arbeiten an der Edition bereits vor 1941 begonnen worden war, zeigt auch die Tatsache, dass die Skandinavistin Elena A. Rydzevskaja (1890–1941), die in Leningrad zu Beginn der Blockade starb, die deutschsprachigen Urkunden übersetzt hatte.¹² Schließlich erschien 1949 ein dicker Band mit den „Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau“.¹³ Das war nicht das einzige Urkundenbuch, das in der spätstalinistischen Sowjetunion erschien. Im folgenden Jahr gab Lev V. Čerepnin eine Edition der Testamente und Verträge der russischen Groß- und Teilfürsten heraus,¹⁴ und in denselben Jahren wurden noch weitere Aktensammlungen vorbereitet, u.a. aus den ehemaligen Archiven der russischen Kirchen und Klöster.¹⁵

⁸ SIGIZMUND N. VALK: Drevnejšie novgorodskie akty [Die ältesten Novgoroder Akten], in: Novgorodskij istoričeskij sbornik 2 (1937), S. 48–52.

⁹ SIGIZMUND N. VALK: Načal'naja istorija drevnerusskogo častnogo akta [Die Anfangsgeschichte der altrussischen Privatakte], in: DERS.: Izbrannye trudy po istoriografii i istočnikovedeniju, St. Petersburg 2000, S. 516–555 (Original in: Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny, Moskau und Leningrad 1937, S. 285–318).

¹⁰ Vgl. den kurzen Kommentar von VIKTOR M. PANEJACH zum Aufsatz von VALK, Načal'naja istorija (wie Anm. 9), in: ebenda, S. 550ff.

¹¹ SIGIZMUND N. VALK: O publikacijach materialov po feodal'no-krepostničeskomu periodu istorii SSSR [Über die Publikationen von Materialien aus der feudal-leibeigenschaftlichen Periode der Geschichte der UdSSR], in: Istorik-Marksist 1937, Nr. 4 (62), S. 219–227.

¹² Siehe ELENA A. RYDZEVSKAJA: Drevnjaja Rus' i Skandinavija v IX–XIV vv. (Materialy i issledovanija) [Die Alte Rus' und Skandinavien vom 10. bis zum 14. Jahrhundert. Materialien und Forschungen], Moskau 1978 (Drevnejšie gosudarstva na territorii SSSR. Materialy i issledovanija. 1978 g.).

¹³ Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova [Urkunden Groß-Novgorods und Pleskaus], hrsg. von SIGIZMUND N. VALK u.a. Moskau und Leningrad 1949 (künftig GVNP). Da die Neuedition, die jetzt vorbereitet wird, unter demselben Titel erscheinen soll, wird die Ausgabe aus dem Jahre 1949 künftig auch als Altedition bezeichnet.

¹⁴ Duchovnye i dogovornye gramoty velikich i udel'nych knjazej XIV–XVI vv. [Testamente und Vertragsurkunden der Groß- und Teilfürsten aus dem 14.–16. Jahrhundert], hrsg. von LEV V. ČEREPNIN, Moskau und Leningrad 1950.

¹⁵ Vgl. dazu SERGEJ M. KAŠTANOV: Les publications récentes des chartes se rapportant aux régions de Novgorod le Grand, Pskov, Smolensk, Rjazan' et Kazan', in: Archiv für Diplomatik 56 (2010), S. 393–404.

In Valks „Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau“ ist das Quellenmaterial thematisch in umfangreiche Abteilungen gegliedert, die verschiedenen Bereichen der Geschichte der nordrussischen Republiken gewidmet sind:

- Akten über die Beziehungen mit den Großfürsten von Vladimir und Moskau sowie mit „dem Westen“ (unter diesem Begriff verstand man nicht nur die Hansestädte und den Deutschen Orden, sondern auch die nordischen Königreiche¹⁶ sowie das Großfürstentum Litauen¹⁷)
- Akten über die innere Verwaltung Novgorods sowie Privaturkunden aus den verschiedenen Teilen eines der größten Staaten Europas (Novgorod, Dvina, Vaga und Obonež'e)
- Urkunden von Pleskau, dem „jüngeren Bruder“ Novgorods (aus dieser mittelalterlichen Republik sind jedoch nur wenige Urkunden überliefert).

Anders als in deutschen regionalen Urkundenbüchern wurden mit wenigen Aufnahmen nur solche Dokumente aufgenommen, die von den Behörden und Einwohnern Novgorods und Pleskaus ausgestellt worden waren. Insgesamt enthält diese Edition 348 Urkunden aus der Zeitspanne vom 12. Jahrhundert (die älteste russische Originalurkunde aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt eben aus Novgorod¹⁸) bis zum Untergang der Selbständigkeit beider Republiken – 1478 (Novgorod) bzw. 1510 (Pleskau). Darunter gibt es 50 Novgoroder und fünf Pleskauer Urkunden, vor allem Korrespondenz und Verträge, in denen es um die Beziehungen zu den westlichen und nördlichen Nachbarn geht.

Die Quellenauswahl dieser Edition beschränkte sich ausschließlich auf die bisherigen Editionen. Man führte keine systematische Forschungsarbeit in den Archiven durch, nicht einmal in denjenigen, die sich damals auf dem Territorium der Sowjetunion befanden (wie die Stadtarchive von Riga und Lübeck – das letztere wurde während des Zweiten Weltkrieges ausgelagert und später teilweise in die UdSSR überführt, woher die Mehrheit der Archivalien erst in den 1990er Jahren nach Lübeck zurückkehrte). Gab es einen russischen sowie einen deutschen bzw. lateinischen Text einer Urkunde, beschränkte man sich auf den russischen, auch wenn

¹⁶ GVNP, Nr. 38, 39; einige Urkunden zu diesem Thema wurden dabei übersehen, vgl. VALENTIN L. JANIN: *Novgorodskie akty XII–XV vekov. Chronologičeskij kommentarij* [Die Novgoroder Akten des 12.–15. Jahrhunderts. Ein chronologischer Kommentar], Moskau 1991, Nr. 2, 54, 55, 57.

¹⁷ GVNP, Nr. 63, 70, 77, 335. Wie JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16), überzeugend zeigte, gestalteten sich die Beziehungen Novgorods mit den (Groß)Fürsten von Litauen nach demselben Modell wie mit den Großfürsten von Vladimir und Moskau. Aber 1949 durfte man davon nicht schreiben, weil die außerordentliche „progressive Rolle Moskaus“ stets hervorgehoben werden musste.

¹⁸ Vgl. dazu ALEKSEJ A. GIPPIUS: *Zagadki Mstislavovoj gramoty* [Die Rätsel der Mstislav-Urkunde], in: *Miscellanea Slavica. Sbornik statej k 70-letiju Borisa Andreeviča Uspenskogo*, hrsg. von FEDOR B. USPENSKIJ, Moskau 2008, S. 109–129 (mit Bibliografie und einer Neuedition der Urkunde nach dem Original auf S. 126).

eine zeitgenössische Übersetzung überliefert war. Vielleicht spielte dabei nicht zuletzt der sogenannte „Kampf gegen den Kosmopolitismus“ eine Rolle, der die historische Priorität der Russen und Russlands in vielerlei Hinsicht hervorhob. Auf diese Weise schlossen die Herausgeber jedoch den Vergleich der beiden Sprachversionen aus. Erst später sollte es sich herausstellen, wie wichtig dieser Vergleich z.B. im Bereich der Sozialgeschichte sein kann.

Valks Editionsprinzipien sind heute nicht mehr ganz akzeptabel. Hinsichtlich der russischen Texte war seine Methode auch schon in der Mitte des 20. Jahrhunderts recht veraltet, denn der ganze Text wurde mit derselben geraden Standardschrift gedruckt. Bereits damals gingen die Herausgeber anderer Editionen altrussischer Urkunden davon aus, dass nur relativ wenige Quellen dieser Art erhalten geblieben waren – besonders im Original; da es von ihnen viel weniger als in Westeuropa gab, verdienten sie mehr Aufmerksamkeit auch in paläografischer und diplomatischer Hinsicht. Deswegen gab man ihren Inhalt schon seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach ziemlich komplizierten Regeln wieder: Über die Zeile geschriebene Buchstaben wurden kursiv und die ausgelassenen in runden Klammern gedruckt. Heute werden diese Prinzipien praktisch von allen Quelleneditionen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts verwendet. Die nur in Fremdsprachen vorliegenden Texte wurden, wie erwähnt, aus älteren Editionen übernommen, ohne die Handschriften zu überprüfen. Dabei wurden auch Fehler kopiert, z.B. aus den ersten Bänden des Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuches. Alle in Fremdsprachen überlieferten Urkunden wurden mit den russischen Übersetzungen von Elena A. Rydzevsckaja versehen.

Überhaupt scheint es, dass die Edition der Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau aus dem Jahre 1949 etwas zu schnell in Druck gegeben wurde. Zwar wurde die Idee, sämtliche Novgoroder und Pleskauer Urkunden in einem Band zu versammeln, gelobt, doch wurde sofort nach dem Erscheinen des Bandes auf übersehene Akten hingewiesen.¹⁹ Schon ein paar Jahre später erschienen bessere Abschriften und neue Urkunden²⁰ sowie erste Debatten über die Frage der Datierung.²¹ Außerdem stellte es sich heraus, dass man in der Valkschen Edition nicht alles berücksichtigt hatte, was früher zum Thema gedruckt worden war.²²

¹⁹ Siehe die Besprechung von ALEKSANDR A. ZIMIN, in: *Sovetskaja kniga* 1949, Nr. 11, S. 67-70.

²⁰ Eine ausführliche Liste bei JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16), S. 4-7.

²¹ ALEKSANDR A. ZIMIN: *O chronologii dogovornych gramot Velikogo Novgoroda s knjaz'jami XIII-XV vv.* [Über die Chronologie der Vertragsurkunden Groß-Novgorods mit den Fürsten aus dem 13.-15. Jahrhundert], in: *Problemy istočnikovedenija* 5 (1956), S. 300-327.

²² Als ein „livländisches“ Beispiel kann ein Schreiben Novgorods an Dorpat dienen, das schon in den Hanserecessen gedruckt worden war (HR, 1, III, Nr. 463), und danach mit einer russischen Übersetzung erst in einem Beitrag von ANNA L. CHOROŠKEVIČ: *Novye novgorodskie gramoty XIV-XV vv.* [Neue Novgoroder

Auf dem Weg zu einer Neuedition der Novgoroder Urkunden spielten die Arbeiten des schon damals berühmten Moskauer Novgorod-Experten, des Historikers und Archäologen Valentin L. Janin eine besonders große Rolle. In seinen Veröffentlichungen versuchte er, die Entwicklung der staatlichen Strukturen Novgorods in ihrer Dynamik zu verfolgen.²³ Er kam zu dem Schluss, dass diese Entwicklung eine Folge der politischen Konkurrenz zwischen verschiedenen Adelsgruppierungen und des Konflikts der unteren Bevölkerungsgruppen mit den Bojaren war. Die wichtigsten Ämter der Novgoroder Republik – der Statthalter (russ. *posadnik*, mnd. *borchgreve*) und der Tausendschaftsführer (russ. *tysjackij*, mnd. *hertog*) – hatten laut Janin zuerst Bojaren unbefristet bekleidet; am Ende des 13. Jahrhunderts wurde deren Amtszeit auf ein Jahr beschränkt, wobei das Gleichgewicht der Interessen verschiedener Gruppierungen beachtet worden sei. Später wurde ein Statthalterkollegium geschaffen mit einem Hauptstatthalter (russ. *stepennyj posadnik*) an seiner Spitze; die Zahl der Mitglieder des Kollegiums stieg von sechs in den 1360er Jahren über zwölf am Ende der 1410er Jahre, die seitdem das Amt nur ein halbes Jahr bekleideten, auf 24 im Jahre 1423. Von den 1460er Jahren bis zum Untergang der Novgoroder Republik 1478 zählte es 36 Mitglieder. Die Feststellung dieser Gesetzmäßigkeit erlaubte es Janin, undatierte Urkunden, in denen Statthalter und Tausendschaftsführer erwähnt wurden, chronologisch zu ordnen. Allerdings wies Aleksandr A. Zimin bereits 1963 darauf hin, dass sich Janin zu streng an sein Schema halte, auch in Hinblick auf die Chronologie der Verträge Novgorods mit der Hanse.²⁴ Die Ergebnisse Janins wurden 1991 in „chronologischen Kommentaren“ zu den Novgoroder Urkunden publiziert, worin er auch auf einige in der Altedition fehlende Urkunden hinwies.²⁵ Schon seit den 1980er Jahren leitete Janin die Vorbereitung einer Neuedition an der Leningrader Abteilung des Instituts für die Geschichte der Sowjetunion der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.²⁶ Damals wurde jedoch dieses Vorhaben nicht realisiert, nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten mit den Pleskauer Urkunden.

Urkunden vom 14.–15. Jahrhundert], in: *Archeografičeskij ežegodnik za 1963 god*, Moskau 1964, S. 264–276, hier Nr. 2, S. 272. Weitere Beispiele bei JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16), S. 4ff.

²³ Die wichtigsten Werke: VALENTIN L. JANIN: *Novgorodskie posadniki* [Die Novgoroder Statthalter], Moskau 2003 (Orig. Moskau 1962); DERS.: *Novgorodskaja feodal'naja votčina* [Novgoroder feudaler Erbgrundbesitz], Moskau 1981; DERS., *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16); DERS.: *Očerki istorii srednevekovogo Novgoroda* [Grundriss der Geschichte Novgorods im Mittelalter], Moskau 2008.

²⁴ ALEKSANDR A. ZIMIN: [Besprechung von]: V. L. Janin, *Novgorodskie posadniki*, Moskau 1962, in: *Sovetskaja archeologija* 1963, Nr. 3, S. 272–279.

²⁵ JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16).

²⁶ Davon war in einem Jubiläumsbeitrag 1989 die Rede, siehe ANNA L. CHOROŠKEVIČ: *Istorija Velikogo Novgoroda v trudach N. A. Kazakovej* [Die Geschichte Groß-Novgorods in den Werken von N. A. Kazakova], *Novgorodskij istoričeskij sbornik* 3 (1989), S. 229–244, hier S. 237.

Am Anfang des 21. Jahrhunderts übernahm Igor' Ju. Ankudinov, ein Archivar aus Groß-Novgorod²⁷, die Initiative. In wenigen Jahren sammelte er Kopien fast aller „inneren“ Urkunden Novgorods und Pleskaus und transkribierte sie. Dabei entdeckte er auch einige zuvor unbekannte Texte in späteren Abschriften.²⁸ Als Bürger Novgorods kannte er die Topografie und die Realien der Region, weshalb er auch einen wichtigen Beitrag zur Identifizierung und Lokalisierung der in den Urkunden erwähnten Ortsnamen leisten konnte. Einige von ihnen überleben nur in der Erinnerung der Lokalbevölkerung, besonders in den von Revolution, Kollektivierung und Zweiten Weltkrieg heimgesuchten Territorien Osteuropas. 2014 bildete sich ein Editionsteam für die deutschsprachigen und lateinischen Urkunden. Neben dem Verfasser dieser Zeilen gehören dazu der Historiker Pavel V. Lukin und die Spezialistin für niederdeutsche Philologie Catherine Squires (Ekaterina R. Skvajrs).

In der Altedition von Valk gab es 55 Urkunden über die Kontakte von Novgorod und Pleskau mit den westlichen Nachbarn, fünf davon betreffen das Großfürstentum Litauen und zwei die skandinavischen Königreiche (auf die in diesem Aufsatz nicht speziell eingegangen wird). Heute sind die Volltexte von 61 Novgoroder Urkunden bis zum Untergang der Selbständigkeit der Republik bekannt.²⁹ Zwei weitere Urkunden aus den 1480er Jahren sind hier zu nennen, weil die von den Moskauer Behörden durchgeführten Umsiedlungen der Novgoroder Oberschichten damals noch nicht abgeschlossen waren³⁰ und die Vertreter der einflussreichen Familien eine wichtige Rolle bei den Vertragsschließungen spielten.³¹ Hinzu kommen auch noch 10 Pleskauer Urkunden, sodass es sich um einen Korpus von insgesamt mehr als 70 Urkunden handelt, von denen einige sowohl in der russischen als auch in der deutschen Fassung überliefert sind. Ergänzt

²⁷ Novgorod wurde 1999 offiziell in Groß-Novgorod umbenannt.

²⁸ Vgl. einige Ergebnisse seiner Arbeit: IGOR' JU. ANKUDINOV: *Novye spiski novgorodskich gramot XIV–XV vv.* [Neue Abschriften der Novgoroder Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert], in: *Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istorija i archeologija* 26 (2012), S. 341-351; DERS.: *Novye materialy o duchovnoj gramote Klimenta XIII v.* [Neue Materialien über das Testament Klimenta aus dem 13. Jahrhundert], in: *Novgorodskij archivnyj vestnik* 11 (2013), S. 3-7; DERS.: *Osobennosti pečatej pri dvuch pskovskich gramotach XV v., adresovannyh v Rigu i Kolyvan'* [Die Besonderheiten der Siegel auf zwei an Riga und Reval adressierten Urkunden aus dem 15. Jahrhundert], in: *Grani russkogo srednevekov'ja. Sbornik statej k 90-letiju Jurija Georgieviča Aleksejeva*, Moskau 2016, S. 132-134.

²⁹ Ausführliche Angaben siehe im Anhang.

³⁰ MICHAÏL M. BENCIANOV: *Novgorodskie bojare – novgorodskie deti bojarские: k voprosu o preemstvennosti* [Die Novgoroder Bojaren – die Novgoroder Bojarenkinder: zur Frage der Kontinuität], in: *Studia Historica Europae Orientalis / Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy* 8 (2015), S. 133-146; MARINA B. BESSUDNOVA: *Novorodskie „vyvody“ 1480-ch godov v svete ganzejskich istočnikov* [Die „Ausführungen“ aus Novgorod der 1480er Jahren im Lichte der hansischen Quellen], in: *Novgorodskij istoričeskij sbornik* 14 (2014), S. 168-179.

³¹ JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16), S. 4, 121ff.

wird dieser durch drei Schreiben der livländischen Städte an Novgorod, die sowohl aus sachlichen als auch aus sprachlichen Gründen wichtig sind. Von den Novgoroder Urkunden stammt mehr als die Hälfte – 33 Stück – aus der Zeit von 1388 bis 1441, was mit der zunehmenden Verbreitung des Papiers anstelle des teureren Pergaments und der damit verbundenen Intensivierung der schriftlichen Kommunikation zusammenhängt. Andererseits ist die Lücke in den Beständen des Revaler Stadtarchivs um 1445 bis 1480 auch für die Überlieferung der Novgoroder Urkunden wichtig, weil aus dieser Zeitspanne lediglich 7 Urkundentexte erhalten sind.³² Die Erwähnungen der Novgoroder Urkunden in den „äußeren“ Schreiben (d.h. in denjenigen, die weder von Behörden noch von Bewohnern Novgorods gestellt waren) sowie in frühneuzeitlichen Archivinventaren sind hier nicht berücksichtigt. Die Ergebnisse der bisherigen Arbeit an der Neuedition werden mit genauen Angaben im Anhang zu diesem Artikel (Urkundenverzeichnis) dargestellt. Diese Zusammenstellung ist jedoch als vorläufig zu betrachten, weil die Entdeckung weiterer Abschriften und Urkunden nicht ausgeschlossen ist.

Die Aufgaben bei der Bearbeitung der Neuausgabe sind vielfältig. Dabei müssen (1) die zu edierenden Urkunden von Neuem ausgesucht, (2) deren Texte transkribiert, (3) fremdsprachige Texte ins Russische übersetzt und (4) sämtliche Urkunden mit Kommentaren versehen werden.

(1) Die Mehrheit der Novgoroder Urkunden ist im Stadtarchiv Tallinn überliefert, meistens als in Livland hergestellte deutsche (mittelniederdeutsche) Übersetzungen. Abgesehen von einer Abschrift des berühmten, 1392 vom Lübecker Bürgermeister Johann Niebur und anderen Vertretern der Hansestädte geschlossenen Niebur-Friedens sind dort nur zwei russische Originale vorhanden. Allerdings gab es im 19. Jahrhundert im Tallinner Archiv zumindest noch einige weitere Originale. Vier Schreiben Novgorods aus der Zeit seiner Selbständigkeit waren zusammen mit einigen anderen, vornehmlich späteren russischen Urkunden aus Reval in den Jahren 1816 bis 1818 für den russischen Sammler Graf Nikolaj P. Rumjancev kopiert worden. Sie sind weder im Katalog der russischen Urkunden des Revaler Stadtarchivs von Gotthard von Hansen (1890) verzeichnet noch wurden sie in die Publikation der russischen Urkunden dieses Archivs im 15. Band der „Russischen Historischen Bibliothek“ von Aleksandr P. Barsukov (1894) aufgenommen. Sie wurden erst 1896 unter den Papieren des schon früher aufgelösten Revaler Magistrats wieder aufgefunden und im folgenden Jahr gemeinsam mit einigen anderen russischen Quellen aus Reval von Aleksandr A. Čumikov ediert.³³ Sieht man von einem Pergamentschreiben

³² FRIEDRICH GEORG VON BUNGE: Nachrichten über das alte Archiv des Rathes zu Reval, in: Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands 3 (1844), S. 293–312, hier S. 298f.

³³ ALEKSANDR A. ČUMIKOV: Neizdannye russkie akty XV–XVI vv. Revel'skogo gorodskogo archiva [Unveröffentlichte russische Akten des Revaler Stadtarchivs aus dem 15.–16. Jahrhundert], in: Čtenija v Imperatorskom Obščestve istorii i drevnostej

der Novgoroder Behörden bezüglich des Revaler Schuldners Ivan Mjasoab, fehlen sie jedoch heute im Bestand BH 30 (Russische Urkunden).

Eine andere Gruppe verschollener Urkunden bilden vier Schreiben aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die heute nur als Schwarz-Weiß-Fotos überliefert sind.³⁴ Da sie handschriftliche Vermerke von Hermann Hildebrand (1843–1890) aufweisen,³⁵ waren sie vor 1890 noch vorhanden. Hinweise auf die Originale fehlen aber sowohl in dessen Bericht über die Arbeiten im Revaler Stadtarchiv als auch in den von ihm vorbereiteten Bänden des Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuchs.³⁶ Auch die Vermerke auf den Rückseiten aller dieser Aufnahmen „TLA fond 230-1-BH30 ‚Ros-sica‘. Orig. Saksamaal“ (Original in Deutschland) lassen keine genauen

rossijskich pri Moskovskom universitete 1897, Bd. 2 (181), Teil IV, S. 1-10. Die Rumjancev'schen Kopien helfen manchmal, die Textwidrigkeit bei Čumikov zu korrigieren. Vielleicht am wichtigsten ist das Datum des Schreibens Ivans III. an Reval, in: Handschriftenabteilung der Russischen Staatsbibliothek (*Otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki*, Moskau), Bestand 256, Akte Nr. 44.5, Bl. 9, 10v, das gar nicht aus dem Jahr 1483 stammt, wie man früher vermutete (BORIS N. FLORJA: *Russkie posol'stva v Italiju i načalo stroitel'stva Moskovskogo Kremlja* [Die russischen Gesandtschaften nach Italien und der Anfang des Baus des Moskauer Kremls], in: *Gosudarstvennye muzei Moskovskogo Kremlja. Materialy i issledovanija*, Bd. 3, Moskau 1980, S. 12-18, hier S. 12f.), sondern auf 1492 datiert. Die Jahreszahl „nach der Welterschaffung“ ist in der Form „6990 [und] 10“ geschrieben, um die Nennung des Jahres 7000 zu vermeiden, in dem man das Weltende erwartete. Vgl. zu dieser Datierung VLADIMIR A. KUČKIN: *Desjatskie i sotskie Drevnej Rusi* [Die Zehn- und Hundertschaftsführer der alten Rus'], in: ANTON A. GORSKIJ u.a.: *Drevnjaja Rus'. Očerki političeskogo i social'nogo stroja*, Moskau 2008, S. 270-425, hier S. 353f.

³⁴ Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 1465, Akte 2383 und 2384 (früher Fotosammlung, Nr. 121 und 120 – diese Nummern gab auch Valk in seiner Edition an: SIGZMUND N. VALK: *Novye gramoty o novgorodsko-pskovskich otnošenijach s Pribaltikoj v XV v.* [Neue Urkunden über die Beziehungen Novgorods und Pleskaus mit dem Baltikum im 15. Jh.], in: *Istoričeskij arhiv* 1956, Nr. 1, S. 232-234). Siehe auch TLA, 1465/872.

³⁵ Auf allen Urkunden lassen sich Bleistiftnotizen mit Datierungsvorschlägen von der Hand Hermann Hildebrands erkennen: für Nr. 2383 (Schreiben Kočerins) „um 1410 März 7.“ mit dem Hinweis auf Liv-, esth- und curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Bd. 1-12, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE u.a., Reval u.a. 1853-1910 (künftig LUB), hier Bd. 4, Nr. 1831 (Schreiben Dorpats an den Handelshof in Novgorod, 3.4.1410), für Nr. 2384 „1410 Ende“ und „14. Jahrh. Ende, 15. Jahrh. Anf.“ (das genauere Jahresdatum weiter rechts ist ganz durchgestrichen) sowie für Nr. 872 „1425 März“ mit Hinweis auf LUB, Bd. 7, Nr. 261. Daneben steht auf allen Fotos „Aus Kasten 16“; unklar bleibt, auf welches System sich dieser Vermerk bezieht (vgl. dazu GERMAN GIL'DEBRAND [HERMANN HILDEBRAND]: *Otčety o razyskanijach, proizvedennyh v Rižskom i Revel'skom archivach po časti russkoj istorii* [Berichte über die Forschungen in den Archiven von Riga und Reval bezüglich der russischen Geschichte], St. Petersburg 1877, S. 23; dasselbe auf Deutsch: HERMANN HILDEBRAND: Bericht über die im Reval'schen Rathsarchiv für die russisch-livländischen Wechselbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert ausgeführten Untersuchungen, in: *Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg* 17 [1872], Sp. 321).

³⁶ Er edierte freilich eine dieser Urkunden 1889 anhand der Kopien im Moskauer Rumjancev'schen Museum (LUB, Bd. 9, Nr. 677, Kopfrege).

Rückschlüsse über ihr Schicksal zu, weil es sich hier wohl nur um eine Vermutung aus der Sowjetzeit handelt. Denn weder ist hier die genaue Signatur angegeben noch sind diese Urkunden heute im Bestand Russische Urkunden BH 30 vorhanden.³⁷ Drei Urkunden aus dieser Gruppe wurden von Valk in einem kleinen Beitrag 1956 publiziert; ein Schreiben Dorpats an Novgorod war bisher nur in deutscher Übersetzung bekannt, ihr russischer Text wurde erst im Herbst 2016 auf den Fotos des Tallinner Archivs gefunden. Dagegen blieb trotz der freundlichen Hilfe der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Stadtarchivs die Suche nach den Originalen sowohl der ‚Čumikovschen‘ als auch der ‚Valkschen‘ Urkunden im Herbst 2016 fruchtlos.

Hilfreich ist aber eine Eintragung im gedruckten Katalog der Revaler Archivalien aus der Zwischenkriegszeit: „30. 156 altruss. Urkunden in russischer Sprache 1392–1689. Fast alle abgedruckt und herausgegeben von der Archäografischen Kommission im XV. Band der Русская Историческая Библиотека und von W. Czumikow, in den Чтенія Имп. Общества Истории и Древностей Росс. 1898“.³⁸ Von diesen 156 Urkunden sind jetzt noch 140 vorhanden; 12 weitere wurden von Čumikov und drei von Valk abgedruckt, ein Brief ist unter den Tallinner Fotos und zwei finden sich unter den Kopien in der Sammlung Rumjancev. Diese 158 Urkunden übertreffen sogar die 156 im Katalog aus dem Jahre 1925. Vielleicht sind 18 russische Urkunden, die womöglich erst nach der Erscheinung des 15. Bandes der „Russischen Historischen Bibliothek“ geordnet wurden, während der Auslagerung des Stadtarchivs nach Moskau (1915–1920), im Zweiten Weltkrieg oder in der Nachkriegszeit verschollen. In der Nacht vom 9. zum 10. März 1944 erlitt das Stadtarchiv bei einem sowjetischen Luftangriff Schaden, da dessen Gebäude an der Nikolaikirche abbrannte. Bald darauf wurde ein Teil der Archivalien nach Schloss Schlodien im Kreis Preußisch-Holland verlagert. Im Dezember 1944 ging es nach Goslar, dann nach Göttingen und schließlich nach Koblenz, von wo aus das Archiv 1990 seinen Weg zurück nach Tallinn fand.³⁹ Dass die Archivalien aus dem 15. Jahrhundert dabei beschädigt waren, bezeugt ein Schreiben Dorpats an Reval vom 16. Oktober 1416, das im 19. Jahrhundert noch unversehrt war⁴⁰: bei der Rückgabe der Archivalien nach Tallinn war davon nur die

³⁷ Anders ist es bei anderen Aufnahmen der russischen Urkunden. So sind auf den Rückseiten der Aufnahmen der Schreiben aus der Zeit Ivans IV. (TLA, 1465/869 und 870) die Nummern ihrer Editionen bei Barsukov angegeben (heute werden die Originale unter den Signaturen BH 30, Nr. 69 und Nr. 10 aufbewahrt).

³⁸ GOTTHARD HANSEN: Katalog des Revaler Stadtarchivs. Abt. II: Akten, Tallinn 1925, S. 158.

³⁹ LEA KÕIV: Das Stadtarchiv Tallinn (Reval) während des Zweiten Weltkrieges, in: Die Archive Estlands im europäischen Kontext. Estonian Archives in the European Context, hrsg. von DERS. und PEEP PILLAK, Tallinn 2012, S. 302–317.

⁴⁰ LUB, Bd. 5, Nr. 2100, S. 179–180 (Reg. 2522); Hansisches Urkundenbuch, Bd. 11, bearb. von KONSTANTIN HÖHLBAUM u.a., Halle 1876–1939 (künftig HUB), hier Bd. 6, Nr. 97, S. 43f.

untere Hälfte verblieben, die damals in der obigen rechten Ecke mit einer Bleistift nummeriert wurde.⁴¹ Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass diese Urkunden während des Zweiten Weltkrieges von den deutschen Archivmitarbeitern verfilmt wurden⁴² oder nach der Rückgabe in Deutschland geblieben sind – ähnlich wie einige Lübecker Archivalien in Russland. Diese Annahmen müssen jedoch noch überprüft werden.

Obwohl sich die Liste der Zusatzmaterialien zum Band der Novgoroder und Pleskauer Urkunden noch in Bearbeitung befindet, kann man schon auf drei Schreiben verweisen, die nicht rein Novgoroder bzw. Pleskauer Herkunft sind, aber aus verschiedenen Gründen aufzunehmen sind. Gemeint sind drei von den Hansestädten an Novgorod gerichtete Schreiben aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts – eines ist auf Deutsch, eines auf Russisch und eines sogar in zwei Sprachversionen im historischen Revaler Stadtarchiv überliefert.

Einen interessanten Nachtrag zum Bestand des Stadtarchivs Tallinn brachte im Winter 2002/03 der Fund alter Dokumente aus dem 15. bis 19. Jahrhundert in einem Schutthaufen auf dem Dachboden des Revaler Rathauses.⁴³ Aus diesem Fund stammt ein Brief der Pleskauer Behörden an Reval vom Ende des 15. Jahrhunderts.⁴⁴

Nach der Zahl der Urkunden – nicht nur der Novgoroder, sondern auch der Pleskauer – stehen an zweiter Stelle die Bestände des ehemaligen Stadtarchivs Riga, das jetzt im Historischen Staatsarchiv Lettlands aufbewahrt wird. Dort ist die Mehrheit der Novgoroder und Pleskauer Urkunden in russischen Originalen und Abschriften überliefert, darunter auch die ältesten Zeugnisse der Kontakte Novgorods mit dem lateinischen Westen – die Verträge der Fürsten Jaroslav Vladimirovič, Aleksandr Nevskij und seines Sohns Dmitrij sowie der Novgoroder mit der „lateinischen Zunge“. Das Stadtarchiv Riga besitzt auch die reichste Sammlung der auf Russisch geschriebenen Urkunden Novgorods und Pleskaus über ihre Beziehungen

⁴¹ TLA, 230/1/BD 1-I, Bl. 107r.

⁴² KLAUS NEITMANN: Geschichte und Zukunft des Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuches, in: Stand (wie Anm. 5), S. 107-122, hier S. 119; Archivbestände zur Geschichte Liv-, Est- und Kurlands in der Dokumentensammlung des Herder-Instituts, hrsg. von CSABA JÁNOS KENÉZ und PETER WÖRSTER, Marburg 2000, S. 69-72.

⁴³ Siehe dazu JUHAN KREEM: Raekoja leid anno 2002 ja uued andmed Johann Selhorstist ning tema äripartneritest [Der Fund von 2002 im Rathaus und neue Angaben zu Johann Selhorst und seinen Geschäftspartnern], in: Tuna 2003, Nr. 1, S. 48-52; TIINA KALA: Järva foogti Hinrich von Thüleni kiri Johann Selhorstile [Ein Brief des Vogts von Jerven, Heinrich von Thülen, an Johann Selhorst], in: ebenda, S. 53-55.

⁴⁴ Gedruckt als VLADIMIR A. SOKOLOVSKIJ, SERGEJ V. BELECKIJ: Novaja pskovskaja gramota XV v. [Eine neue Pleskauer Urkunde aus dem 15. Jahrhundert], in: Sfragistika i istorija kul'tury. Sbornik naučnych trudov, posvjaščennyj jubileju V. S. Šandrovskoj, St. Petersburg 2004, S. 115-121; DIES.: Pskovskaja gramota XV v. iz archeologičeskich raskopok v Tallinne [Die Pleskauer Urkunde aus dem 15. Jahrhundert aus den archäologischen Ausgrabungen in Tallinn], in: Pskov v rossijskoj i evropejskoj istorii, Bd. 1, Moskau 2003, S. 138-143.

zur Hanse.⁴⁵ In demselben Archiv sind auch einige Urkunden überliefert, die sich auf die inneren Verhältnisse dieser Republiken⁴⁶ sowie ihre Kontakte mit dem Großfürstentum Moskau⁴⁷ beziehen. Sie verdienen jedoch eine gesonderte Abhandlung.

Insgesamt 17 Novgoroder Urkunden stammen aus dem historischen Stadtarchiv Lübeck. Seine Bestände wurden ziemlich früh verstreut. Schon 1761 schickte der Lübecker Syndikus Johann Carl Heinrich Dreyer einen Vertrag zwischen Novgorod und dem deutschen Kaufmann, die sogenannte „zweite Jaroslav-Urkunde“, der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg. Erst vor kurzem wurde das Original dieses wertvollen Schreibens im Archiv des Petersburger Instituts für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften wiederentdeckt.⁴⁸ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schenkte der Sohn des berühmten Historikers August Ludwig von Schlözer Graf Nikolaj P. Rumjancev zwei russische Urkunden aus Lübeck,⁴⁹ die heute in der Handschriftenabteilung der Russischen

⁴⁵ Vgl. die folgenden Übersichten seiner einschlägigen Bestände bei ALEKSANDRS IVANOV: Dokumenti par Rigas, Gotlandes un Hanzas attiecībām ar Lielo Novgorodu Latvijas Valsts vēstures arhīvā (12.–16. gs.) [Dokumente über die Beziehungen Rigas, Gotlands und der Hanse zu Groß-Novgorod im Historischen Staatsarchiv Lettlands (12.–16. Jahrhundert)], in: Latvijas Arhivi 2010, Nr. 2, S. 7–34; ALEKSANDR S. IVANOV: Kompleks istočnikov po istorii Velikogo Novgoroda v Latvijском gosudarstvennom istoričeskom archive (XII–XVI vv.) [Der Quellenkomplex zur Geschichte Groß-Novgorods im Historischen Staatsarchiv Lettlands (12.–16. Jahrhundert)], in: Novgorodika-2010. Večevoj Novgorod. Materialy meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii, Bd. 2, Velikij Novgorod 2011, S. 89–103.

⁴⁶ Gemeint ist der Vertrag (*rjadnaja*) Tešatas mit Jakim – eine der ältesten russischen Privaturkunden (GVNP, Nr. 331). Die Originalurkunde mit abgefallenen Siegeln stammt aus den Jahren 1266 bis 1299, als der Fürst litauischer Herkunft Dovmont (Daumantas), dessen Schreiber sie niederschrieb, in Pleskau tätig war. Die Ansicht Karl Eduard Napierskys, diese Urkunde sei nicht in Pleskau, sondern in Polozk entstanden, wurde ausführlich und überzeugend zurückgewiesen schon von VASILIJ E. DANILEVIČ: Očerki istorii Polockoj zemli do konca XIV stoletija [Grundriss der Geschichte des Polozker Landes bis zum Ende des 14. Jahrhunderts], Kiev 1896, S. 148ff.

⁴⁷ In einem alten Verzeichnis der Dokumente über den Handel mit den Russen befindet sich auch die folgende Eintragung: „1477. Schreiben die von Darpt, das der Moscowiter seinen entsagbrieff nach Nawgartten und Pleßkow geschickt hab“. Siehe Nachrichtung von alter Reußischer kaufhandlung und vom Nawgartischen conthor, 1599, in: Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas valsts vēstures arhīvs*, künftig LVVA), Bestand 673, Findbuch 4, Kasten 19, Nr. 258, Bl. 4.

⁴⁸ EKATERINA SKVAJRS [CATHERINE SQUIRES]: Neues zur Text-, Handschriften- und Sprachgeschichte der niederdeutschen Jaroslav-Urkunde von 1269, in: „Was liegt dort hinterm Horizont?“ Zu Forschungsaspekten in der (nieder)deutschen Philologie. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Irmtraud Rösler, hrsg. von INGMAR TEN VENNE, Rostock 2002 (Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 12), S. 187–200; DIES.: Die Hanse in Novgorod: Sprachkontakte des Mittelniederdeutschen mit dem Russischen. Mit einer Vergleichsstudie über die Hanse in England, Köln, Weimar und Wien 2009 (Niederdeutsche Studien, 53), Anhang I, S. 194–208.

⁴⁹ ŠLEČER [SCHLÖZER]: Iz“jasnenie dvuch sovsem ešče neizvestnych i vešma dostopamjatnych podlinnikov, na slavjanskom jazyke pisannych i odnosjaščichsja do svjazi meždu Novgorodskoju respublikoju i Ganzoju [Die Erklärung von zwei noch

Staatsbibliothek in Moskau aufbewahrt sind. Schließlich gelangten die Bestände des Lübecker Stadtarchivs am Ende des Zweiten Weltkrieges in die Sowjetunion. Die Mehrheit der Archivalien wurde 1990 an Lübeck zurückgegeben, aber nicht alle: So beließ man den gesamten Bestand Russische Urkunden im Russischen Staatsarchiv der Alten Akten in Moskau (Fonds 1490), auch wenn einige Urkunden nicht Russland, sondern Polen oder Litauen betrafen und nicht auf Russisch, sondern auf Deutsch oder Latein abgefasst sind. Dieser Fonds enthält Originale und Abschriften von sieben Novgoroder Urkunden, davon drei Abschriften des Niebur-Friedens von 1392 und eine mittelniederdeutsche Übersetzung eines bisher unbekanntes Vertrags zwischen Novgorod und der Hanse aus dem Jahre 1371, der die Vorstellung über die Chronologie der führenden Novgoroder Beamten in wesentlichen Punkten ändert (ausführlicher siehe unten und im Anhang Nr. 19).⁵⁰ Eine Lübecker Handschrift der Schra des Novgoroder Hansekontors (IV. Fassung), die einen Vertrag Novgorods mit der Hanse enthält, liegt in der Handschriftenabteilung der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg. Im Ergebnis befinden sich heute im Archiv der Hansestadt Lübeck Übersetzungen von neun Novgoroder Urkunden, die zeitgleich oder nur wenig nach den Originalen angefertigt worden waren.

Einige wertvolle Urkunden sind dank der Nachbarschaft von Novgorod und Pleskau zum livländischen Zweig des Deutschen Ordens überliefert. So wurden Übersetzungen von zwei Vertragsprojekten aus den Jahren 1417 und 1420 sowie vielleicht noch eine weitere Übersetzung eines Vertrags von 1503 an die Residenz des Hochmeisters geschickt. Diese befinden sich heute unter den Materialien des historischen Königsberger Archivs im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Drei Verträge Novgorods und Pleskaus mit dem livländischen Ordenszweig sind als Originalurkunden überliefert. Sie werden im Archiv des livländischen Meisters aufbewahrt, mit dem sie 1621 nach Schweden überführt wurden, wo sie heute im Stockholmer *Riksarkivet* liegen.⁵¹ Diese Urkunden sind aus vielen Gründen bemerkenswert, denn sie waren gleichzeitig in zwei Sprachversionen abgefasst worden – so befindet sich z.B. der russische und niederdeutsche Text des pleskauer-livländischen Vertrages von 1509 auf je einem Blatt Pergament, die mit den Seidenschnüren für die Siegel zusammengebunden wurden⁵² (die Mehrheit der Siegel ist glücklicherweise erhalten).

ganz unbekanntes und sehr merkwürdigen Originalen, auf Slawisch geschrieben und sich auf die Beziehung zwischen der Novgoroder Republik und der Hanse beziehend], in: *Vestnik Evropy* 23-24 (1811), S. 188-214, 275-299.

⁵⁰ Über das Schicksal der Urkunden aus Lübeck siehe auch SQUIRES, *Die Hanse in Novgorod* (wie Anm. 48), Anhang III, S. 218-235.

⁵¹ CARL SCHIRREN: *Nachricht von Quellen zur Geschichte Russlands, vornehmlich aus schwedischen Archiven und Bibliotheken*, St. Petersburg 1860; DERS.: *Verzeichniss livländischer Geschichts-Quellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken*, Bd. 1, H. 1-2, Dorpat 1862.

⁵² Zu dieser Besonderheit der altrussischen Diplomatie vgl. Polockie gramoty XIII – načala XVI veka [Die Polozker Urkunden vom 13. bis zum Anfang des 16.

Schließlich ist die Litauische Matrikel zu nennen – eine Sammlung von Aktenbüchern, die aus dem Archiv des Großfürstentums Litauen stammt und heute in Moskau aufbewahrt wird.⁵³ In einer im 5. Buch verzeichneten Vertragssammlung sind u.a. Vereinbarungen Novgorods und Pleskaus mit ihren livländischen Nachbarn aus den Jahren 1474, 1481 und 1493 überliefert.⁵⁴ Es ist nicht ganz klar, wie diese Verträge in die litauische großfürstliche Kanzlei gelangten; vielleicht kann das mit dem Abschluss des litauisch-livländischen Vertrages von 1501 verbunden werden.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass sich die Urkunden über die Beziehungen Novgorod und Pleskaus mit Livland und der Hanse heute in den Archiven von Moskau, St. Petersburg, Tallinn, Riga, Lübeck, Berlin und Stockholm befinden. Es ist uns gelungen, fast alle aktuellen Signaturen festzustellen, mit Ausnahme der erwähnten sieben Schreiben, die früher im Stadtarchiv Reval aufbewahrt worden sind. Das erlaubt deren erneute Transkription sowie eine ausführlichere Beschreibung der äußeren Merkmale – wie Schreibstoff, Größe, Wasserzeichen (bei Papier), Schreibstil, Siegel und Vermerke.

(2) Bei der Transkription der Texte geht es vor allem darum, die Texte möglichst genau widerzugeben und die Fehler früherer Editionen zu korrigieren. Besonders mangelhaft ist die Textwiedergabe in den von Friedrich Georg von Bunge bearbeiteten Bänden des „Liv-, est- und curländischen Urkundenbuchs“. Beispielweise steht in GVNP, Nr. 59 *von alle grossen in Nogarden* (so nach der Edition Bunes) statt der in den Novgoroder Urkunden üblichen Formel *von alle Großin Nogarden*, d.h. „vom ganzen Groß-Novgorod“.⁵⁵ In einem Projekt des Vertrages zwischen Pleskau und

Jahrhunderts], hrsg. von ANNA L. CHOROŠKEVIČ u.a., Bd. 1-2, Moskau 2015 (künftig PG), hier Bd. 2, S. 321.

⁵³ Neuere Auffassungen zur Geschichte der Litauischen Matrikel bei PATRICIA KENNEDY GRIMSTED with the collaboration of IRENA SUŁKOWSKA-KURASIOWA: The „Lithuanian Metrica“ in Moscow and Warsaw: Reconstructing the Archives of the Grand Duchy of Lithuania. Including an Annotated Edition of the 1887 Inventory Compiled by STANISŁAW PTASZYCKI, Cambridge 1984; ALJAKSANDR I. HRUŠA: Kancyljaryja Vjalikaha Knjastva Litoŭskaha 40-ch hadoŭ XV – peršaj palovy XVI st. [Die Kanzlei des Großfürstentums Litauen von den 1440er Jahren bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Minsk 2006; erst kürzlich erschienen ist die Studie von ARTŪRAS DUBONIS, DARIUS ANTANAVIČIUS, RAIMONDA RAGAUSKIENĖ, RAMUNĖ ŠMIGELSKYTĖ-STUKIENĖ: Susigrąžinant praeiti. Lietuvos Metrikos istorija ir tyrimai [Die Vergangenheit für sich zurückgewinnend. Geschichte und Erforschung der Litauischen Matrikel], Vilnius 2016.

⁵⁴ Ausführlich dazu die Einleitung von EGIDIJUS BANIONIS in: Lietuvos Metrika [Litauische Matrikel] (künftig LM), Bd. 5, hrsg. von DEMS, Vilnius 1993, S. 25-26.

⁵⁵ Wie Natal'ja Kazakova bemerkte, entstand der „Begriff ‚alle grossen in Nogarden‘ (...) vielleicht im deutschen Text des Vertragsprojekts aus dem Jahre 1420 (er kommt in keinem anderen Vertrag vor) an Stelle des vertragsüblichen ‚alle Novgoroder‘ bzw. ‚das ganze Novgorod‘“. NATAL'JA A. KAZAKOVA: Načal'nyj tekst novgorodsko-nemeckich dogovorov XII-XV vv. [Das Eingangsprotokoll der Verträge zwischen Novgorod und den Deutschen im 12.-15. Jahrhundert], in: Vspomogatel'nye Istoričeskie Discipliny 6 (1974), S. 161-175, hier S. 166.

dem livländischen Ordenszweig von 1417 (GVNP, Nr. 334) steht *de grote her Wytowdt to Ploskow to uns doromme heft vele sine boden gesand*, was die Bearbeiter der Valkschen Edition dahingehend interpretiert haben, dass Witold hier einen Polozker Titel trug. In der Handschrift liest man ganz eindeutig: *de grote here Wytowdt tho Pleskow to uns dar(um)me hefft vele syne boden gesand*. Die jüngeren Editionen sind jedoch auch nicht ohne Makel, so steht in einem Band der Litauischen Matrikel im gedruckten Text des Vertrags zwischen Novgorod und Livland vom 1. September 1481 ohne jeglichen Sinn и волтма, и дел (*i vol'tma, i del*) anstelle von Иволт Маидел (*Ivolt Maidel*).⁵⁶

Die Prinzipien der Textwiedergabe haben sich seit der Zeit der Valkschen Altedition wesentlich geändert. In der geplanten Neuedition wird auch die Vorlage recht ausführlich beschrieben. Eine Neuigkeit liegt darin, dass sie mit einer CD versehen sein wird, die Abbildungen aller Urkunden enthält, sodass man den gedruckten Text mit dem Original bzw. der mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Abschrift vergleichen und auf diese Weise ihre Paläografie und Diplomatik erforschen kann.

(3) In russischen Editionen ist es üblich, fremdsprachige Quellen mit einer russischen Übersetzung zu versehen, da sie sonst einem breiteren Leserkreis unverständlich bleiben. Das ist besonders aktuell für das Mittelniederdeutsche, das ja Klaus Neitmann zufolge „auch einem deutschen Bearbeiter gelegentlich durchaus die Schweißperlen ins Gesicht treiben kann“.⁵⁷ Die Übersetzung solcher Urkunden ins Russische erweist sich jedoch als nicht unproblematisch. Abgesehen von den Verträgen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und einigen Urkunden aus dem folgenden Jahrhundert sind alle mittelniederdeutschen Texte Übersetzungen aus dem Russischen. Diese Texte enthalten eine Reihe von aus dem Russischen entlehnten Redewendungen, wie z.B. *crucecussing* (russ. *krestocelovanie* – Kreuzküssung, eine Art Vertragsbeschwörung), *houet slan* (russ. *bit' čelom* – begrüßen, um etwas bitten) oder *endigen* (russ. *dokončati* – sich einigen).⁵⁸ Daher ist es einerseits ganz logisch, diese Formeln mit den entsprechenden russischen Begriffen zu übersetzen,⁵⁹ die einer Mehrheit der

⁵⁶ LM, Bd. 5 (wie Anm. 53), Vilnius 1993, Nr. 119.1; LM, Bd. 5, hrsg. von ALGIRDAS BALIULIS, ARTŪRAS DUBONIS und DARIUS ANTANAVIČIUS, Vilnius 2012, Nr. 519. Bemerkt von ALEKSANDR V. BARANOV: Russko-livonskie mirnye dogovory 1474 goda: predposylki, peregovory, posledstvija [Die russisch-livländischen Verträge aus dem Jahre 1474: Voraussetzungen, Verhandlungen, Folgen], in: *Srednevekovaja Rus' 12* (2016), S. 201-281, hier S. 269, Anm. 7.

⁵⁷ Diskussion, in: *Stand* (wie Anm. 5), S. 122-124, hier S. 123.

⁵⁸ Sehr ausführlich dazu: SQUIRES, *Die Hanse in Novgorod* (wie Anm. 48).

⁵⁹ Dafür plädierte auch der russische Sprachforscher und Experte für die Novgoroder Mundart ALEKSEJ A. GIPIIUS in seiner Rezension von: EKATERINA R. SKVAJRS [CATHERINE SQUIRES], SVETLANA N. FERDINAND: *Ganza i Novgorod: jazykovye aspekty istoričeskich kontaktov* [Die Hanse und Novgorod: sprachliche Aspekte der geschichtlichen Kontakte], Moskau 2002, in: *Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki* 2002, Nr. 4, S. 113-120, hier S. 118.

Leser auch heute noch verständlich sind. Andererseits gibt es jedoch auch solche Redewendungen, die heutige Leser (buchstäblich!) in die Irre führen können. So bedeutete die in Wegebeschreibungen verwendete Formel *goroju i vodoju* nicht „über Berg und Wasser“ (wie eine Übersetzung aus dem modernen Russischen vermuten ließe), sondern „über Land und Wasser“. Jede Rekonstruktion des Originaltexts kann daher nur bis zu einem gewissen Grade durchgeführt werden, will man derartige Probleme vermeiden.

(4) Diese Erwägungen zeigen, dass ein sprachlicher Kommentar für die Neuedition der Novgoroder und Pleskauer Urkunden unabdingbar ist. Eine Kommentierung ist aber auch anderweitig notwendig. Da die Urkunden fast ausschließlich nach dem Prinzip der Aussteller (sie sollen entweder Novgorod oder Pleskau vertreten) ausgewählt werden und da es nur wenige von ihnen gibt, werden sie aus ihrem historischen Kontext gerissen. So bleibt z.B. die ganze umfangreiche hansische Korrespondenz über die Verhandlungen mit Novgorod und die Vorbereitung eines Vertrags in der Edition unberücksichtigt. Der Kommentar ist ein Mittel, den Dokumenten diesen Kontext zurückzugeben. Einige Urkunden haben schon eine recht lange Forschungstradition, doch hat diese eben auch falsche Kontexte produziert. So sind z.B. nicht alle Datierungen Janins korrekt; ein gutes Beispiel dafür stellt die Urkunde GVNP, Nr. 49 dar (siehe Anhang).

Die Arbeiten an der Neuedition der Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau haben schon erste Ergebnisse geliefert. Am wichtigsten sind die neuen Quellen, welche ein neues Licht auf die Geschichte der nordrussischen Republiken werfen. So erlaubt z.B. der Novgoroder Vertrag mit den Hansestädten von 1371 (siehe Anhang, Nr. 19), der früher nur aus einer Erwähnung bekannt war, die Verhandlungen wegen des Raubguts nachzuvollziehen und die Chronologie der Novgoroder Magistrate zu Beginn der 1370er Jahre zu korrigieren.⁶⁰ Ebenso wenig war zuvor etwas über die Verhandlungen im August 1416 bekannt, jetzt kennen wir ihr Protokoll (Anhang, Nr. 38). Auch die Verträge zwischen Pleskau und dem livländischen Zweig des Deutschen Ordens aus den Jahren 1481, 1493, 1503 und 1509 erlauben nun, die Veränderungen in den Vertragsbedingungen zu verfolgen.⁶¹ Dank des Vergleichs aller Abschriften des berühmten Niebur-Friedens von 1392, dessen Originale nicht überliefert sind, kann man endlich

⁶⁰ Vgl. die umfangreiche Polemik: JANIN, *Novgorodskie posadniki* (wie Anm. 23), S. 280-287; ZIMIN, [Besprechung] (wie Anm. 24), S. 275f.; VLADIMIR A. KUČKIN: *Dogovornye gramoty moskovskich knjazej XIV v.: Vnešnepolitičeskie dogovory* [Vertragsurkunden der Moskauer Fürsten aus dem 14. Jahrhundert: Außenpolitische Verträge], Moskau 2003, S. 99f.; LEONID A. BASSALYGO: *Ešče raz o datirovke gramot GVNP Nr. 15-18 i DDG Nr. 9* [Noch einmal zur Datierung der Urkunden GVNP Nr. 15-18 und DDG Nr. 9], in: *Velikij Novgorod i srednevekovaja Rus'. Sbornik statej*, Moskau 2008, S. 31-36. Allen diesen Verfassern war der in Moskau aufbewahrte Vertragstext aus dem Jahre 1371 nicht bekannt.

⁶¹ Anhand der ihr zugänglichen Verträge unternommen von NATAL'JA A. KAZAKOVA: *Russko-livonskie dogovory 1509 g.*, in: *Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny* 4 (1972), S. 193-213.

eine kritische Edition des wichtigsten Dokuments der Beziehungen zwischen Novgorod und der Hanse vorbereiten, und zwar seines originalen russischen Textes. Auch der Vergleich des russischen und des deutschen Textes desselben Dokuments erlaubt interessante Schlüsse über die Staats- und Sozialstruktur Novgorods und Pleskaus, ihr Wirtschaftsleben und die Vorstellungen, die sich diese beiden Stadtstaaten über ihre Nachbarn machten. Beispielweise liegt schon ein Aufsatz von Sergej M. Kaštanov über die deutschen Bezeichnungen der Novgoroder Ämter vor.⁶² In den letzten Jahren zeigte Pavel V. Lukin anhand eines Vergleichs der Bezeichnung der Novgoroder Bevölkerungsgruppe der *žit'ji ljudi* mit ihrer Übersetzung *wolmagende koplude* (aus einem Geleitsbrief aus dem Jahre 1472), dass es wohl Kaufleute mit Landbesitz waren.⁶³ Aus dem Vergleich des russischen und des deutschen Textes des Vertrages zwischen Pleskau und den livländischen Landesherrn von 1509 ergibt sich die Bedeutung des in einem Pleskauer Schreiben verwendeten Begriffs *zolotonoscy* („Goldträger“)⁶⁴ – im deutschen Text des Vertrages steht an dieser Stelle *ritterschop*.

Auf der anderen Seite muss auch der deutsche Text mit Hilfe der Kenntnis verschiedener Sprachen überprüft werden, denn manchmal verstanden die Übersetzer nicht alles richtig. So ist in der deutschen Übersetzung des pleskauer-livländischen Vertrags von 1481 das altrussische Wort *rubež* im heutigen Sinne als Grenze verstanden worden. Aber in Wirklichkeit ist dieses Wort homonym: in diesem Kontext bedeutete es den Arrest der Waren für die Schulden anderer Personen (die mittelniederdeutschen Entsprechung wäre *pandinghe*).⁶⁵

Im Laufe der Vorarbeiten zur Neuedition entstand auch ein Nebenprojekt – eine Edition ausgewählter deutscher Dokumente zur Verfassungsgeschichte Groß-Novgorods. Es handelt sich dabei um die Briefe deutscher

⁶² SERGEJ M. KAŠTANOV: *Instituty gosudarstvennoj vlasti Velikogo Novgoroda i Pskova v svete nemeckoj srednevekovoj terminologii (predvaritel'nye zametki)* [Die staatlichen Institutionen Groß-Novgorods und Pleskaus im Lichte der deutschen mittelalterlichen Terminologie (vorläufige Bemerkungen)], in: *Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy (materialy i issledovanija)*. 2001 god: Istoričeskaja pamjat' i formy ee voploščeniija, Moskau 2003, S. 297-319. Ohne Berücksichtigung der „novgoroder-hansischen“ Bedeutung des Terminus *bertog* muss man offenbar in dem mit diesem Begriff bezeichneten Vasilij Nos keinen Tausendschaftsführer erkennen, sondern – ganz irrtümlicherweise – einen in Novgorod tätigen Herzog aus der Dynastie der Gediminiden (!). JAN TĘGOWSKI: *Pierwsze pokolenia Giedyminowiczów* [Die ersten Generationen der Gediminiden], Poznań und Wrocław 1999 (Biblioteka genealogiczna, 2), S. 39.

⁶³ Das bezeugen auch die Katasterbeschreibungen des Novgoroder Landes aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Siehe die ausführliche Argumentation zugunsten dieser These bei PAVEL V. LUKIN: *Kategorii naselenija Novgoroda v opasnoj gramote 1472 g.* [Bevölkerungskategorien Novgorods in der Geleitsurkunde aus dem Jahre 1472], in: *Slověne. International Journal of Slavic Studies* 4 (2015), Nr. 1, S. 253-265, besonders S. 257-260.

⁶⁴ Vgl. dazu die Erwägungen von SOKOLOVSKIJ und BELECKIJ, *Novaja pskovskaja gramota* (wie Anm. 44), S. 118f.; DIES.: *Pskovskaja gramota* (wie Anm. 44), S. 141f.

⁶⁵ BARANOV, *Russko-livonskie mirnye dogovory* (wie Anm. 56), S. 277, Anm. 14.

Kaufleute nach Riga und Reval, die Korrespondenz der Ordensgebietiger sowie die Rezesse der Hansetage. Das Projekt wird von Lukin geleitet, der bereits, ebenso auf der Grundlage hansischer Quellen, dem *Veče* und anderen Institutionen des mittelalterlichen Novgorod ein umfangreiches und interessantes Buch gewidmet hat.⁶⁶

Polozker Urkunden

In den Jahren von 1977 bis 1989 ist noch eine weitere umfangreiche Edition zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Rus' und Livland erschienen – „Die Polozker Urkunden“. Die Stadt Polozk liegt an der Düna, und seit der Entstehung Rigas spielte der Dünahandel eine große Rolle sowohl für die wirtschaftliche als auch für die politische Entwicklung der Stadt. Die Archivalien des Rigaer historischen Stadtarchivs sind ziemlich gut erhalten, und es entstanden seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts verschiedene Editionsprojekte bezüglich der dort befindlichen russischen Urkunden.

Anna L. Choroškevič hat sich seit ihrem Studium mit dem Handel der altrussischen Städte mit dem Westen befasst – zuerst mit Novgorod, dann mit Polozk. Sie formulierte die Konzeption der Edition folgendermaßen: In einer Ausgabe sollten alle Dokumente sowohl zu den Außenbeziehungen als auch zur inneren Geschichte (Landbesitz, Finanzen usw.) der Polozker Behörden (darunter auch die der litauischen Großfürsten, zu deren Machtbereich Polozk gehörte) und der Einwohner der Stadt gesammelt werden. Als Vorbild dienten ihr deutsche und polnische territoriale Urkundenbücher sowie die russischen bzw. sowjetischen Editionen der Novgoroder, Pleskauer und Smolensker Urkunden. Die Polozker Urkunden stammen größtenteils aus zwei Sammlungen – dem Rigischen Archiv (Verträge und Korrespondenz mit Riga – mehr als 150 Stück) und der in Moskau aufbewahrten Litauischen Matrikel (dazu kommen noch Einzelurkunden aus den Archiven von Vilnius, Danzig, St. Petersburg u.a.). In beiden Überlieferungskomplexen werden Vertreter von denselben Familien oder sogar dieselben Personen erwähnt, weshalb so die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Polozker Landes verfolgt werden konnte. Die Edition umfasste die Zeit von 1263 (die älteste überlieferte Polozker Urkunde) bis 1511. In diesem Jahr bestätigten der Großfürst von Litauen und der polnische König Sigismund der Alte das Landesprivileg des Polozker Landes, das Teile früherer Urkunden (spätestens seit dem Ende des 14. Jahrhunderts) enthält. Die Überlieferung wird jedoch erst im 15. Jahrhundert sehr reich, besonders ab der Zeit um 1440.

Choroškevič arbeitete seit dem Anfang der 1960er Jahre an den Polozker Urkunden. Die Edition ist in sechs Lieferungen in den Jahren 1977 bis 1989

⁶⁶ PAVEL V. LUKIN: Novgorodskoe veče [Das Novgoroder Veče], Moskau 2014.

maschinenschriftlich erschienen.⁶⁷ Die altrussischen bzw. altruthenischen Texte wurden nach den oben erwähnten komplizierten Regeln der sowjetischen Editionstechnik gedruckt: die ausgelassenen Buchstaben sind in runden Klammern rekonstruiert, die über die Zeile geschriebenen Buchstaben kursiv wiedergegeben (faktisch sind sie unterstrichen, um die Kursivschrift zu ersetzen, die in der Maschinenschrift fehlt). Die deutschen und lateinischen Texte sind in Normalschrift gedruckt. Die äußeren Merkmale der Handschriften (die Siegel, Wasserzeichen, Archivvermerke) sind ganz ausführlich beschrieben, so dass man daraus wichtige Konsequenzen ziehen kann. So erforschte z.B. Stefan Rohdewald die Vorstellungen der Rigaer über die Verfassung von Polozk aufgrund der Rückvermerke aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.⁶⁸ Es ist zu bedauern, dass die Auflage dieser Edition sehr klein war – 150 bis 250 Exemplare bei verschiedenen Lieferungen.

Diese Edition war ohne Zweifel für die Geschichtswissenschaft von großem Wert, vor allem in Hinblick auf die weitere Entwicklung der Editionstechnik und der Erforschung der Geschichte des Großfürstentums Litauen sowie seiner ruthenischen (belarussischen) Länder. Jedoch gibt es auch in dieser Edition wesentliche Mängel, die nicht nur durch technische Umstände verursacht wurden. Erstens übersah Choroškevič einige Urkunden, vor allem aus dem Historischen Archiv Litauens und der Litauischen Matrikel, obwohl sie mit beiden Sammlungen arbeitete. Zweitens machte sie einige Fehler bei der Textwiedergabe, so auch bei der Wiedergabe der Daten. So las sie das Datum eines zuvor ungedruckten Schreibens des Großfürsten und Königs Kasimir als „am abende assumptionis Marie“ statt „am obende Annunciacionis Marie“, was zu einer ganz falschen Datierung – dem 14. August 1476 oder 1477 anstatt dem 24. März 1477 – führte.⁶⁹ Das letztere Datum ist auch für das Itinerar Kasimirs wichtig, denn es füllt eine kleine Lücke in seinem Kurzaufenthalt im Großfürstentum Litauen. Leider wurde diese Information jedoch in der neuen Ausgabe des Itinerars nicht berücksichtigt.⁷⁰

⁶⁷ Polockie gramoty XIII – načala XVI vv. [Die Polozker Urkunden vom 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts], hrsg. von ANNA L. CHOROŠKEVIČ, Bd. 1-5, Moskau 1977-1985; Ukazateli [Register], Moskau 1989.

⁶⁸ STEFAN ROHDEWALD: „Vom Polozker Venedig“. Kollektives Handeln sozialer Gruppen einer Stadt zwischen Ost- und Mitteleuropa (Mittelalter, frühe Neuzeit, 19. Jh. bis 1914), Stuttgart 2005 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 70). Zur Datierung der Rückvermerke vgl. PG, Bd. 1, S. 11 (im entsprechenden Abschnitt ganz unten soll die Rede vom Inneren, nicht vom Äußeren Archiv des Rigischen Magistrats sein).

⁶⁹ Polockie gramoty (wie Anm. 67), hier Bd. 2, Moskau 1978, Nr. 164; mit richtiger Datierung: PG, Bd. 1, Nr. 222. Ausführlicher zu den Fehlern der Altedition vgl. PG, Bd. 1, S. 30.

⁷⁰ GRAŻYNA RUTKOWSKA: Itinerarium króla Kazimierza Jagiellończyka. 1440–1492 [Itinerar des Königs Kasimir des Jagiellonen], Warschau 2014 (Itineraria Jagiellonów, 1), S. 275. Vgl. die Besprechung von SERGIEJ POLECHOW: Kilka uwag historyka Wielkiego Księstwa Litewskiego do itinerarium Kazimierza Jagiellończyka

Mit den Arbeiten an der Neuedition der Polozker Urkunden wurde 2006 begonnen. Sie wurden unter Leitung von Anna Choroškevič von russischen und belarussischen Forschern vorbereitet (u.a. vom Verfasser dieser Zeilen). Der Spezialist für ruthenische Paläografie und Diplomatie des Großfürstentums Litauen Aleksandr I. Gruša entwickelte die Editionsprinzipien, beschrieb und transkribierte die ältesten Urkunden. Zu den Innovationen gehört eine sehr ausführliche Beschreibung der Originalvorlage. Dabei wird ein Dokument nicht nur wörtlich beschrieben, sondern auch auf einem tabellarischen Schema dargestellt. Auf diese Weise werden auch die durch das Falten des Dokuments entstandenen Quadrate gezeigt. Ein dunkles Feld bezeichnet die äußere, beschmutzte Seite des Umschlags. Die andere Innovation betrifft die Textwiedergabe. Neben den Buchstaben werden auch Punkte und andere Zeichen gezeigt, die zu jener Zeit der Interpunktion dienten und die Wörter voneinander trennten. So erfuhr man, wo beim Lesen eines Schreibens Pausen gemacht werden sollten. Deutsche Texte wurden wie in der Novgoroder Neuedition wiedergegeben, sodass die ausgelassenen Buchstaben in runden Klammern gedruckt wurden.⁷¹ Selbstverständlich wurden die früheren Fehler bei der Textwiedergabe korrigiert. Mit den Übersetzungen befassten sich Catherine Squires (aus dem Mittelhoch- und Mittelniederdeutschen) und Aleksandr A. Žlutko (aus dem Lateinischen). Vasilij A. Voronin, der selbst aus dem historischen Polozker Land stammt, war für die Urkunden aus dem Zeitraum 1501 bis 1511 sowie für den geografischen Index verantwortlich.

Der Bestand an Urkunden wurde um zwölf bislang unbekannte Urkunden erweitert. Hinzu kommen solche Dokumente, die in früheren Editionen zerstreut erschienen waren. So wurden alle Entwürfe des Handelsvertrags zwischen Riga und Polozk vom Beginn des 15. Jahrhunderts gesammelt.⁷² Der früheste Entwurf mit zahlreichen Schreibfehlern ist besonders aus philologischer Perspektive von Interesse. Er war offensichtlich in Riga von einem Deutschen geschrieben worden, der Russisch in Novgorod oder Pleskau gelernt hatte.⁷³ Der Hauptvertrag von Kopussa (heute Kopyš' unweit von Orša) aus dem Jahre 1406 ist nur in Abschriften überliefert; das Original befand sich noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Stadtarchiv Riga. In der Neuedition der Polozker Urkunden werden diese Abschriften zum ersten Mal ausführlich miteinander verglichen.⁷⁴

[Einige Bemerkungen eines Historikers des Großfürstentums Litauen zum Itinerar von Kasimir dem Jagiellonen], in: *Sredniowiecze Polskie i Powszechność* 8 (12) 2016, S. 287-299.

⁷¹ Zu den Editionsprinzipien vgl. PG, Bd. 1, S. 33-40.

⁷² PG, Bd. 1, Nr. 48-52.

⁷³ PG, Bd. 1, Nr. 48; vgl. den ausführlichen Kommentar in PG, Bd. 2, S. 63-66.

⁷⁴ PG, Bd. 1, Nr. 54. Vgl. dazu auch den früheren Aufsatz ANNA L. CHOROŠKEVIČ: *Dogovory Polocka 1405–1406 gg. kak istočnik po istorii ego vnešnej trgovli i trgovoj politiki* [Die Verträge von Polozk aus den Jahren 1405–1406 als Quellen zur

Anders als in der alten Novgoroder Urkundenedition werden bezüglich der Polozker Urkunden sowohl in der alten als auch in der neuen Auflage auch solche Dokumente zumindest erwähnt, die nicht mehr erhalten sind oder bislang noch nicht aufgefunden wurden. Dass dieses Verfahren Sinn macht, steht außer Frage, denn manchmal werden solche Dokumente in verschiedenen staatlichen und privaten Archiven aufgefunden. So haben wir eine Verkaufsurkunde vom 2. Juli 1507 nach dem Original ediert, und aus der Litauischen Matrikel ist zu erfahren, dass Großfürst Sigismund der Alte diesen Kauf sehr schnell, innerhalb einiger Wochen, bestätigt hat, denn er befand sich damals im Großfürstentum Litauen, d.h. nicht in Polen, und war für seine litauischen und ruthenischen Untertanen leicht erreichbar. Diese Bestätigung edierten wir auch, und das neugefundene Original ermöglichte es, die Namen der Verkäufer etwas zu korrigieren.⁷⁵ Erst nach Abschluss des ersten Bandes entdeckte Vasilij Voronin im Juni 2016 im Litauischen Nationalmuseum in Vilnius einen wesentlichen Nachtrag zu diesem Band: eine Urkunde vom 2. April 1506, mit der Kleingrundbesitzer am Fluss Sarja (an der livländischen Grenze) ein Landstück an den Statthalter von Braslaū und Žiezmariai Ivan Sopiaha verkauften.⁷⁶ Diese Urkunde ist wichtig nicht nur deswegen, weil die Bestätigungsurkunde des Großfürsten Alexander vom 12. Mai 1506 im Original überliefert ist, sondern auch aus diplomatischer und sphragistischer Perspektive.⁷⁷

Geschichte seines Außenhandels und seiner Handelspolitik], in: Archeografičeskij ežegodnik za 1962 god, Moskau 1963, S. 79-87.

⁷⁵ PG, Bd. 1, Nr. 416, 421.

⁷⁶ Lietuvos nacionalinis muziejus. Pergamentų rinkinys [Nationalmuseum Litauens. Pergamentensammlung]. R-843. Diese Urkunde ist jedoch trotz ihres Aufbewahrungsorts nicht auf Pergament, sondern auf Papier geschrieben. Nach mühsamer Untersuchung gelang es dem Verfasser dieser Zeilen, das Wasserzeichen Waage auf dem Blatt zu entdecken. Noch einen Nachtrag, eine Urkunde über eine für den Kriegsdienst eines Unbekannten von Fürst Skirgaila (poln. Skirgiełło) autorisierte Landesverleihung an der Stelle der künftigen Stadt Disna, bietet JURIJ N. MIKULSKIJ: Prizabytaja polockaja gramota 1387–1393 gg. (po slučaju pereizdanija „Polockich gramot“) [Eine vergessene Polozker Urkunde aus den Jahren 1387–1393 (aus Anlass der Neuedition der „Polozker Urkunden“)], in: Belaruskaja daunina 3 (2017), S. 271–276. Diese Verleihung betrifft indirekt auch die Beziehungen zu Livland, weil sie ohne Zweifel dem Ziel diene, die Verteidigung des Polozker Landes gegen die Feldzüge des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens zu stärken. Der Rezensent übersah jedoch das formale Kriterium der Aufnahme solcher Erwähnungen – sie soll ein Wort enthalten, das auf die Existenz eines Schreibens hinweist, wie *gramota/list* (Urkunde), *zapisati* (verschreiben) u. dgl. (vgl. PG, Bd. 1, S. 28). Die von ihm angeführte Erwähnung ist zwar interessant und wichtig, aber sie enthält lediglich einen Hinweis auf eine Landesverleihung und nicht auf die Art und Weise ihrer Bestätigung. Vgl. dazu die wichtigen Ausführungen von ALEKSANDR I. GRUŠA: Dokumental'naja pis'mennost' Velikogo knjažestva Litovskogo (konec XIV – pervaja tret' XVI veka) [Pragmatische Schriftlichkeit des Großfürstentums Litauen (Ende des 14. – erstes Drittel des 16. Jahrhunderts)], Minsk 2015, S. 110-127, 174-199.

⁷⁷ Mit dieser Urkunde wird die alte Auffassung korrigiert, die auf der Pluralform *listy* in der Bestätigungsurkunde des Großfürsten Alexander beruhte, dass diese Verkaufsaktion in mehreren Urkunden gespiegelt wird, die wir für nicht überliefert

Der erste Band der „Polozker Urkunden“ enthält nicht nur Urkundentexte und -beschreibungen, sondern auch Abbildungen der Siegel und Wasserzeichen sowie umfangreiche Register. Der aus finanziellen Gründen früher erschienene zweite Band besteht aus Kommentaren, in denen wir Datierungen und einige Realien der gedruckten Urkunden erläutern, einem Aufsatz von Anna Choroškevič auf der Grundlage ihrer Habilitationsschrift aus dem Jahre 1974, und Abbildungen, darunter 104 in Farbe.⁷⁸

Die Edition der „Polozker Urkunden“ hat noch ein gewisses Entwicklungspotential. In diesem Zusammenhang sei an die Prinzipien der Quellenauswahl erinnert. Da der erste Band Dokumente enthält, die von Polozker Behörden, Bewohnern und der litauischen großfürstlichen Kanzlei ausgestellt wurden, sammelten wir auch sozusagen „äußere“ Zeugnisse – vor allem Korrespondenz der deutschen Kaufleute aus Polozk mit Riga, aber auch Dokumente aus anderen Archiven. Die Mehrheit der deutschen Briefe aus Polozk nach Riga wertete Hermann Hildebrand in seinem Aufsatz über „Das Deutsche Kontor zu Polozk“ aus, doch bezog er sich ausschließlich auf die Geschichte des Dünahandels. Diese Quellen enthalten jedoch sehr wichtige Informationen über das mittelalterliche Polozk, die den russischen Quellen nicht entnommen werden können. Ich beschränke mich an dieser Stelle nur auf ein paar Beispiele, welche die politische Geschichte betreffen. In einem Brief des Kaufmanns Klaus Ryman an Riga vom 25. Juli 1399⁷⁹ geht es um die Teilnahme der Polozker an einem Zug des Großfürsten Witold gegen die Tataren (also drei Wochen vor der berühmten Schlacht an der Vorskla), die Abberufung des Hauptmanns Montigird (litauisch Mangirdas, Mantigirdas) aus Polozk durch Witold sowie das Vorhaben der Rigischen Kaufleute, sich an den „König von Krakau“ zu wenden. Die letztere Nachricht zeigt m.E., dass es damals keinen ernsthaften Konflikt zwischen Witold und König Władysław II. Jagiełło gab, obwohl die gegensätzliche Ansicht in der Historiografie ziemlich einflussreich ist. Das andere Beispiel betrifft die Verfassungsgeschichte von Polozk. In einem Schreiben derselben Art, wahrscheinlich vom Anfang des 15. Jahrhunderts, wird berichtet, dass die Polozker „ein Ding geschlagen haben“. Hier handelt es sich also um die Institution des *Veče* – die Versammlung der Stadtbewohner. Das Verb „schlagen“ weist hier darauf

hielten (vgl. PG, Bd. 1, Nr. 284-285). Ein weiterer Nachtrag ist eine undatierte Urkunde Großfürst Alexanders, die uns nur als Erwähnung bekannt war, die aber in Abschrift in einem Buch der Litauischen Matrikel überliefert ist. Darauf wies die Kollegin Inga Ilarienė freundlich hin, der ich ganz herzlich danke. Der Text ist mittlerweile gedruckt: Lietuvos Metrika. Knyga Nr. 29 (1546–1547). Užrašymų knyga 29 / Lithuanian Metrica. Book No 29. Book of Inscriptions 29, hrsg. von INGA ILARIENĖ, Vilnius 2016, Nr. 42, S. 78.

⁷⁸ Beide Bände erschienen 2015/16 und wurden schon positiv bewertet: IGOR' JU. ANKUDINOV, in: Vestnik Rossijskogo gumanitarnogo naučnogo fonda 2016, Nr. 3-4 (84-85), S. 248-256.

⁷⁹ LVVA, 673/4/18, Nr. 80.

hin, dass auch in Polozk das *Veče* mit Glockenläuten einberufen wurde.⁸⁰ Man kann noch mehrere Beispiele dieser Art finden, und nicht nur aus dem Bereich der politischen Geschichte.

Bislang wurden mehr als einhundert Dokumente für den dritten Band in der Form von Abschriften, Teilübersetzungen oder einfach Signaturen gesammelt. Ohne Zweifel muss diese Arbeit zu Ende geführt werden, obwohl die Frage der Finanzierung immer noch offen ist.

ANHANG

Verzeichnis der Urkunden von Groß-Novgorod und Pleskau über ihre Beziehungen zu Livland und der Hanse

Die Urkunden über die Beziehungen mit den skandinavischen Königreichen und dem Großfürstentum Litauen werden in dieses Verzeichnis nicht aufgenommen,⁸¹ ebenso solche Urkunden, die zwar in ausländischen Archiven aufbewahrt werden, sich aber nicht auf die Kontakte der nordwestrussischen Republiken mit Livland und der Hanse, sondern auf ihre inneren Verhältnisse bzw. Kontakte mit dem Großfürstentum Moskau beziehen. Das mehrfach erwähnte Novgorod wird als N. abgekürzt. Die Datierungen sind nach JANIN, *Novgorodskie akty* (wie Anm. 16), angeführt, wenn nicht anders angegeben.

Schema der Beschreibung:

Nr. Datum. – Inhalt. – Sprache (L = Latein; Mhd = Mittelhochdeutsch; Mnd = Mittelniederdeutsch; R = Russisch)

- a. Nummer nach GVNP und Janin.
- b. Moderner Aufbewahrungsort und Signatur.
- c. Schreibmaterial und diplomatische Erörterung.⁸²

⁸⁰ LVVA, 673/4/18, Nr. 111. Ausführlicher dazu SERGEJ V. POLECHOV: *Vlast' v Polocke v XIV – pervoj polovine XV v.: iz istorii vzaimootnošenij centra i regionov v Velikom knjazestve Litovskom* [Die Macht in Polozk im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: aus der Geschichte der Beziehungen zwischen dem Zentrum und Regionen im Großfürstentum Litauen], in: *Ukraina Lithuanica: studii z istorii Velykoho knjazivstva Lytovs'koho* 3 (2015), S. 44–78, hier S. 69f.

⁸¹ Mit Ausnahme des Schreibens GVNP, Nr. 52, das mit der Politik des Großfürsten Witowt (Vytautas, Witold) von Litauen gegenüber Livland verbunden ist.

⁸² In diesem Punkt wird angegeben, ob der Text als Original oder Abschrift bzw. Übersetzung überliefert ist. Entschieden wird dies aufgrund der Bestätigungszeichen, des Schreibstoffs oder der direkten Angaben im Text bzw. in der Sprache (so dürfte eine Urkunde z.B. dann aus dem Russischen übersetzt sein, wenn die typischen russischen Kasusendungen im deutschen Text beibehalten sind). Der Schreibstoff

- d. Andere Editionen und einschlägige Literatur.
- e. Anmerkungen.

I. Urkunden von Groß-Novgorod

1. [1191–1192]. – N. schließt einen Vertrag mit Gotland und den deutschen Städten. – R
 - a. GVNP, Nr. 28; Janin, Nr. 1.
 - b. LVVA, 673/4/18/3.
 - c. Perg., Abschr., Mitte des 13. Jahrhunderts.
 - d. Napiersky, Nr. 1b (mit Lithografie); RLU, Nr. 1; LUB, Bd. 6, Nr. 3010; HUB, Bd. 1, Nr. 50; Michail F. Vladimirkij-Budanov: Chrestomatija po istorii russkogo prava [Lesebuch zur Geschichte des russischen Rechts], Bd. 1, St. Petersburg und Kiev 1908, S. 93; Bachrušin, Nr. III.1; Kočin, Nr. 43; Pamjatniki russkogo prava [Russische Rechtsdenkmäler], hrsg. von Serafim V. Juškov, Bd. 2, Moskau 1953, S. 125f. Lit.: Izmail I. Sreznevskij: Bibliografičeskie zametki [Bibliografische Bemerkungen], in: Izvestija Imperatorskoj Akademii Nauk po Otdeleniju russkogo jazyka i slovesnosti 6 (1858), Sp. 153–171; Elena A. Rybina: O dvuch drevnejšich torgovych dogovorach Novgoroda [Über die zwei ältesten Handelsverträge Novgorods], in: Novgorodskij Istoričeskij Sbornik 3 (1989), S. 43–50.
2. [1259–1263, wahrscheinlich 1259–1260; ratifiziert 1265]. – N. schließt einen Vertrag mit Gotland, Lübeck und den deutschen Städten. – R
 - a. GVNP, Nr. 29; Janin, Nr. 3.
 - b. LVVA, 673/4/18/3.
 - c. Perg., Or.
 - d. Napiersky, Nr. 1a (mit Lithografie); RLU, Nr. 16; LUB, Bd. 6, Nr. 3033; Bachrušin, Nr. III.2; Kočin, Nr. 44. Lit.: Sreznevskij, Bibliografičeskie zametki (wie Nr. 1), Sp. 153–171; Igor' Ė. Klejnenberg: Dogovor Novgoroda s Gotskim beregom i nemeckimi

der nicht aufgefundenen „Čumikovschen“ Urkunden aus dem Stadtarchiv Reval wurde aufgrund der Befestigungsweise der in den Rumjancev'schen Kopien abgezeichneten Siegel bestimmt. Fast bei allen Verträgen bleiben die Monografien von LEOPOLD KARL GOETZ wichtig, trotz zahlreicher Berichtigungen und Polemiken: Deutsch-russische Handelsverträge des Mittelalters, Hamburg 1916 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, 37); DERS.: Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters, Lübeck 1922 (Hansische Geschichtsquellen, 5). Auf diese Werke wird in den Einzeleinträgen nicht hingewiesen.

gorodami 1262–1263 gg. (po dannym otčeta poslov nemeckogo kupečestva 1292 r.) [Der Vertrag Novgorods mit Gotland und den deutschen Städten aus den Jahren 1262–1263 (nach Angaben des Berichts der Gesandten des deutschen Kaufmanns aus dem Jahre 1292)], in: *Vspomogatel'nye Istoričeskie Discipliny* 7 (1976), S. 118–126; Rybina, *O dvuch drevnejšich torgovyh dogovorach* (wie Nr. 1), S. 43–50.

3. [1266 – 1271 Okt.]. – Fürst Jaroslav erteilt den Rigensern freies Geleit nach N. nach dem „Wort“ des Khans Mōngke Timur. – R
 - a. GVNP, Nr. 30; Janin, Nr. 6.
 - b. LVVA, 673/4/18/5.
 - c. Perg., Or. (?) ohne Beglaubigungsmerkmale.
 - d. RLU, Nr. 26; LUB, Bd. 5, Nr. 3031; Kočín, Nr. 45; Bogoljubova, Taubenberg, S. 14 (Aufnahme).

4. [1268 März – 1269 März]. – N. schließt einen Vertrag mit den deutschen Städten. Der von der deutschen Seite vorgeschlagene Entwurf. – L
 - a. Janin, Nr. 4.
 - b. RGADA, 1490/1/2 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 2).
 - c. Perg., Entw.
 - d. Johann C. H. Dreyer: *Specimen juris publici Lubicensis*, Bue-zov und Wismar 1762, S. 177–182; Sartorius, Lappenberg, Bd. 2, Nr. 11b; LübUB, Bd. 1, Nr. 314; LUB, Bd. 1, Nr. 413; HUB, Bd. 1, Nr. 663; Bachrušin, Nr. III.3; Denis G. Chrystal'ev, Larisa D. Bondar': *Proekt torgovogo soglašenija Novgoroda s Ljubekom i Gotlandom 1268/1269 gg. (latinskaja gramota)* [Das Projekt eines Handelsabkommens Novgorods mit Lübeck und Gotland aus dem Jahre 1268/1269 (die lateinische Urkunde)], in: *Novgorodskij Istoričeskij Sbornik* 12 (2011), S. 461–477 (mit russischer Übersetzung); Leonid A. Bassalygo: *Novgorodskie tysjackie* [Die Novgoroder Tausendschaftsführer], Teil 1, in: *Novgorodskij Istoričeskij Sbornik* 11 (2008), S. 33–67, hier S. 59–64 (russische Übersetzung); *Abbildung: Squires, Die Hanse in Novgorod* (wie Anm. 48), S. 269.
 - e. Datierung nach: Chrystal'ev, Bondar', *Proekt torgovogo soglašenija* (wie Nr. 4), S. 457ff.

5. [1269 März]. – N. schließt einen Vertrag mit Gotland und Lübeck. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 31; Janin, Nr. 5.

- b. RGADA, 1490/1/5 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 5); Archiv Sankt-Peterburgskogo instituta istorii Rossijskoj akademii nauk, Bestand 286, Akte 203.
 - c. Perg., vermutlich zwei Originale.
 - d. Sartorius, Lapperiberg, II, Nr. 32; Svenskt diplomatarium, hrsg. von Johann Liljegren, Diplomatarium suecanum, Bd. 2, Teil 1 (1286–1299), Stockholm 1834, Nr. 1712; LübUB, Bd. 1, Nr. 317; Ewald Tobien: Die aeltesten Tractate Russlands, Dorpat 1844, S. 85–94; Ivan Andreevskij: O dogovore Novgoroda s nemeckimi gorodami i Gotlandom, zaključennom v 1270 godu [Über den im Jahre 1270 abgeschlossenen Vertrag Novgorods mit den deutschen Städten und Gotland], St. Petersburg 1855, S. 19–34 (russische Übersetzung); LUB, Bd. 1, Nr. 414; Sveriges traktater med främmande magter, hrsg. von Olof S. Rydberg, Bd. 1 (822–1335), Stockholm 1883, Nr. 118; HUB, Bd. 1, Nr. 665; Bachrušin, Nr. IV.4 (russische Übersetzung); Kočín, Nr. 46 (russische Übersetzung); Squires, Neues zur Text-, Handschriften- und Sprachgeschichte (wie Anm. 48), S. 187–200; Squires, Die Hanse in Novgorod (wie Anm. 48), Anhang I, S. 194–208. Abbildung: Ekaterina R. Skvajrs [Catherine Squires], Svetlana N. Ferdinand: Ganza i Novgorod: jazykovye aspekty istoričeskich kontaktov [Die Hanse und Novgorod: sprachliche Aspekte der geschichtlichen Kontakte], Moskau 2002, Abb. 9; Squires, Die Hanse in Novgorod (wie Anm. 48), S. 270, 271. Lit.: Marija V. Krutikova: Torgovyj dokument XIV veka [Ein Handelsdokument aus dem 14. Jahrhundert], in: Vestnik Akademii nauk SSSR, 1932, Nr. 5, Sp. 49f.; Elena A. Rydzevskaja: Novyj spisok proekta dogovora Novgoroda s Liubekom i Gotlandom 1269 g. [Eine neue Abschrift des Projekts des Vertrags Novgorods mit Lübeck und Gotland aus dem Jahre 1269], in: Problemy istorii dokapitalističeskich obščestv 1935, Nr. 5–6, S. 118–127 (mit Abbildung auf S. 120).
 - e. Datierung nach: Chrystal'ev, Bondar': Proekt (wie Nr. 4), S. 458.
6. [1269]. – Fürst Jaroslav und N. erteilen den Gesandten von Riga und Lübeck freies Geleit. – R
- a. GVNP, Nr. 31.
 - b. OR RNB, OLDP, O Nr. CLXX.
 - c. Perg., Fälschung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.
 - d. Chrisanf M. Loparev: Opisanie rukopisej Obščestva ljubitelej drevnej piš'mennosti [Die Beschreibung der Handschriften der Gesellschaft der Liebhaber des alten Schrifttums], Teil 3, St. Petersburg 1899, S. 181f.
 - e. Zur Fälschung dieser Urk. siehe Sigizmund N. Valk: Novgorodskaja proezzaja gramota 1269 goda [Die Novgoroder Geleitsurkunde

aus dem Jahre 1269], in: *Istoričeskie zapiski* 16 (1945), S. 198–202. Wie Valk hier zeigt, ist diese Urkunde eine Fälschung, und zwar eine (nicht ganz genaue) Abzeichnung des Lübecker Exemplars der Urkunde GVNP, Nr. 34 (s.u.), die bereits 1811 lithografisch gedruckt wurde.

7. [1299 nach Mai 22 – 1300 vor Juni 29 oder 1304–1307]. – N. an den [Erz]bischof von Riga und die Stadt Riga: Bitte um Herausgabe der Räuber und der von ihnen geraubten Güter. – R
 - a. GVNP, Nr. 36; Janin, Nr. 7.
 - b. LVVA, 673/4/18/16.
 - c. Perg., Or. mit drei anhängenden Siegeln.
 - d. Izmail I. Sreznevskij: *Drevnie pamjatniki russkogo pis'ma i jazyka* [Alte Denkmäler des russischen Schrifttums und der Sprache], St. Petersburg 1863, S. 242; 2. Aufl. St. Petersburg 1882, Sp. 167; RLU, Nr. 50; LUB, Bd. 6, Nr. 3058; Sobolevskij, Ptašickij, Nr. 43b (Aufnahme); Bachrušin, Nr. 8.

8. [1301 Frühling]. – Fürst Andreas und N. an Lübeck: erteilen ihren Gesandten nach N. freies Geleit. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 33; Janin, Nr. 8.
 - b. AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1–3.17, 15.
 - c. Pap., Übersetzung aus dem Russischen, Mitte 15. Jh.
 - d. Sartorius, Lappenberg, II, Nr. 92; Andreevskij: *O dogovore* (wie Nr. 5), S. 102f.; LUB, Bd. 6, Nr. 3060; *Sveriges traktater* (wie Nr. 5), Nr. 152; HUB, Bd. 1, Nr. 1345.

9. [1301/1302 Winter]. – Fürst Andreas und N. an Lübeck, Gotland und Riga: erteilen ihren Gesandten freies Geleit nach N. – R
 - a. GVNP, Nr. 34; Janin, Nr. 9.
 - b. LVVA, 673/ 4/18/13 (Perg., Or., Rigisches Exemplar); ebenda, Bl. 14 (Pap., gleichz. Abschrift); OR RGB 256/43, Nr. 1 (Perg., Or., Lübecker Exemplar).
 - c. Zwei Or. auf Perg. und eine gleichz. Abschr. auf Pap.
 - d. Lübecker Exemplar: Schlözer, S. 197f. (mit Lithografie); *Dopolnenija k Aktam istoričeskim* [Nachträge zu den Historischen Akten], Bd. I, St. Petersburg 1846, Nr. 6; P. Ivanov: *Sbornik paleografičeskich snimkov s počerkov drevnego i novogo pis'ma, raznych periodov vremeni* [Die Sammlung paläografischer Aufnahmen der alten und neuen Schriften aller Zeitspannen], Moskau 1844, Nr. 4 (Lithografie); *Chudožestvennaja Rossija. Obščedostupnoe opisanie našego otečestva*, hrsg. von Nikolaj Polevoj, Bd. 1, St. Petersburg 1884, S. 121 (Lithografie); Kočín, Nr. 47. – Rigisches Exemplar: Napiersky, Nr. 9 (mit Lithografie); LUB, Bd. 6, Nr. 306, 1; RLU, Nr. 48; Bachrušin, Nr. III.7.

10. [1302 oder 1301/1302]. – Fürst Andreas und N. an die Gesandten des Königs [von Dänemark]: erteilen ihren Gesandten Kredenz. – R
 - a. GVNP, Nr. 35; Janin, Nr. 10.
 - b. LVVA, 673/4/18/15.
 - c. Perg., Or. mit einem Siegel.
 - d. Napiersky, Nr. 5 (mit Lithografie); RLU, Nr. 43; LUB, Bd. 6, Nr. 3062; Bachrušin, Nr. III.6.

11. 1323 Dez. 23. – Die Gesandten des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens bezeugen die Abschließung des gegen Litauen gerichteten Vertrags zwischen N. und dem livländischen Ordenszweig. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 37; Janin, Nr. 11.
 - b. TLA, 230/1-1/67.
 - c. Perg., Or. mit zwei Durchschnitte für die Siegelgürtel.
 - d. LUB, Bd. 2, Nr. 685; *Chartularium Lithuaniae res gestas magni ducis Gedeminne illustrans. Gedimino laiškai*, hrsg. von Stephen C. Rowell, Vilnius 2003, Nr. 32 (mit litauischer Übersetzung). Erw.: RLU, Nr. 55; Hansen: *Katalog* (wie Anm. 38), Abt. III, Tallinn 1926, S. 199. Lit.: Natal'ja A. Kazakova: *Novgorodskoneckeie dogovory ili livonskie akty?* [Novgoroder-deutsche Verträge oder livländische Urkunden?], in: *Novgorodskij Istoričeskij Sbornik* 3 (1989), S. 63-67.
 - e. Datierung nach Stephen C. Rowell: *Lithuania Ascending. A Pagan Empire Within East-Central Europe*, Cambridge 1994, S. 215, Anm. 49; *Chartularium Lithuaniae* (wie Nr. 11), S. XLIV-XLV, 337, Anm. 13.

12. 1331 [vor Nov. 10]. – N. schließt einen Vertrag mit dem deutschen Kaufmann über die Beendigung des Zwistes wegen des Totschlages. – Mnd
 - a. –
 - b. LVVA, 673/4/18/26.
 - c. Perg., gleichz. Abschr. (wohl Übersetzung aus dem Russischen) im Brief des Deutschen Hofes in Novgorod an Riga von 1331 Nov. 10.
 - d. RLU, Nr. 75; LUB, Bd. 6, Nr. 3077; Hermann Hildebrand: *Verbesserungen zu K. E. Napiersky's Russisch-Livländische Urkunden*, in: *Mittheilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands* 12 (1880), S. 259-294, hier S. 264 (Berichtigungen); HUB, Bd. 2, Nr. 505; Aleksandr A. Čumikov: *Donesenie Nemeckogo dvora v Novgorode Rižskomu magistratu o ssore russkich s nemeckimi gostjami i posledovavšem za nej soglašenii meždu nimi 10 nojabrja 1331 g.* [Der Bericht des Deutschen Hofes in Novgorod an den Rigischen Magistrat über den Zwist der Russen mit den

deutschen Gästen und dem danach folgenden Übereinkommen zwischen ihnen am 10. November 1331], in: Čtenija 1893, 164.1, Teil 5, S. 6 (nur die russische Übersetzung); Pavel V. Lukin: „300 zolotyč pojasov“ i veče. Nemeckij dokument 1331 goda o političeskom stroe Velikogo Novgoroda [„300 goldene Gürtel“ und das Veče. Das deutsche Dokument aus dem Jahre 1331 über die politische Ordnung Groß-Novgorods], in: Srednie Veka 71 (2010), Nr. 3-4, S. 266-291, hier S. 275f. (mit der russischen Übersetzung); Ders.: Novgorodskoe veče (wie Anm. 66), S. 527ff. (mit der russischen Übersetzung).

13. 1331 [vor Nov. 10]. – N. schließt einen Vertrag mit dem deutschen Kaufmann über die Beendigung des Zwistes wegen des Totschlages. Der von der deutschen Seite vorgeschlagene Entwurf. – Mnd
- a. –
 - b. LVVA, 673/4/18/26.
 - c. Perg., gleichz. Abschr. (wohl Übersetzung aus dem Russischen) im Brief des Deutschen Hofes in Novgorod an Riga von 1331 Nov. 10.
 - d. RLU, Nr. 75; LUB, Bd. 6, Nr. 3077; Hermann Hildebrand: Verbesserungen zu K. E. Napiersky's Russisch-Livländische Urkunden, in: Mittheilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 12 (1880), S. 259-294, hier S. 264 (Berichtigungen); HUB, Bd. 2, Nr. 505; Aleksandr A. Čumikov: Donesenie Nemeckogo dvora v Novgorode Rižskomu magistratu o ssore russkich s nemeckimi gostjami i posledovavšem za nej soglašenii meždu nimi 10 nojabrja 1331 g. [Der Bericht des Deutschen Hofes in Novgorod an den Rigischen Magistrat über den Zwist der Russen mit den deutschen Gästen und dem danach folgenden Übereinkommen zwischen ihnen am 10. November 1331], in: Čtenija 1893, 164.1, Teil 5, S. 6f. (nur die russische Übersetzung); Pavel V. Lukin: „300 zolotyč pojasov“ i veče. Nemeckij dokument 1331 goda o političeskom stroe Velikogo Novgoroda [„300 goldene Gürtel“ und das Veče. Das deutsche Dokument aus dem Jahre 1331 über die politische Ordnung Groß-Novgorods], in: Srednie Veka 71 (2010), Nr. 3-4, S. 266-291, hier S. 277 (mit der russischen Übersetzung); Ders.: Novgorodskoe veče (wie Anm. 66), S. 529f. (mit der russischen Übersetzung).
14. 1338 Mai 17. – Der Vogt des Bischofs von Dorpat und sechs namentlich genannte Ritter bezeugen den von ihnen und den Gesandten von N. geschlossenen Vertrag zwischen N. und dem deutschen Kaufmann. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 40; Janin, Nr. 14.

- b. RGADA, 1490/1/22 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 19).
 - c. Perg., Or. mit 7 Durchschnitte für die Siegelgürtel.
 - d. Sartorius, Lappenberg, II, Nr. 142; Svenskt diplomatarium. Diplomatarium suecanum, Bd. 4, hrsg. von Bror Emil Hildebrand, Stockholm 1853-1856, Nr. 3361; LübUB, Bd. 2.2, Nr. 672; LUB, Bd. 2, Nr. 781; HUB, Bd. 2, Nr. 614. Abbildung: Squires, Die Hanse in Novgorod (wie Anm. 48), S. 274. Lit.: Kazakova, Novgorodskone meckie dogovory (wie Nr. 11), S. 63-67.
- 15.** 1338 Mai 17. – Der Vogt des Bischofs von Dorpat und sechs Ritter bezeugen den von ihnen und den Gesandten von N. geschlossenen Vertrag zwischen N. und dem deutschen Kaufmann. Zusätzliche Urkunde.– Mnd
- a. –
 - b. RGADA, 1490/1/23 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 20).
 - c. Perg., Or.
 - d. LUB, Bd. 6, Nr. 2811; LübUB, Bd. 2.2, Nr. 673. Erw.: HUB, Bd. 2, Nr. 615.
- 16.** 1342 Jan. 6. – N. schließt einen Vertrag mit den deutschen Städten. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 41; Janin, Nr. 15.
 - b. OR RNB, 955/2/32, Bl. 17-17v.
 - c. Perg., Abschr. in der Novgoroder Schra der IV. Fassung, § 97 (gleichz. Übersetzung aus dem Russischen), auch in weiteren Fassungen.
 - d. Sartorius, Lappenberg, Bd. 2, Nr. 1256; LUB, Bd. 6, Nr. 2793; HUB, Bd. 3, Nr. 590; Walter Schlüter: Die Novgoroder Schra in sieben Fassungen vom XIII. bis XVII. Jahrhundert, Dorpat 1911-1914, S. 154f.
- 17.** [1371 vor Aug. 17]. – N. schließt einen Vertrag mit Lübeck, Gotland und dem überseeischen Kaufmann. Der von den deutschen Gesandten vorgeschlagene Entwurf. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 42; Janin, Nr. 17.
 - b. TLA, 230/1-1/326.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpats an Reval vom 22. Aug. 1371.
 - d. LUB, Bd. 3, Nr. 1082; HR1, Bd. 2, Nr. 37 und 38; HUB, Bd. 4, Nr. 397.
- 18.** [1371 um Dez. 6]. – N. an Lübeck: fordert die Rückgabe der geraubten Güter. – R und Mnd

- a. GVNP, Nr. 44; Janin, Nr. 16.
 - b. RGADA, 1490/1/25, Bl. 1f. (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 30).
 - c. Perg., Or. mit zwei Siegeln (zusammengebundene russische und mittelniederdeutsche Ausfertigung beinahe desselben Inhalts).
 - d. Erw.: HUB, Bd. 3, Nr. 1080. Abbildung: Squires, Die Hanse in Novgorod (wie Anm. 48), S. 275.
 - e. Das Schreiben ist im Namen desselben Statthalters und Tausendschaftsführers ausgestellt wie Nr. 17, daher die neue Datierung.
- 19.** [1371 um Dez. 6]. – N. schließt einen Beifrieden mit Lübeck und Gotland bis zum 24. Juni 1372 zwecks weiterer Verhandlungen wegen der geraubten Güter. – Mnd
- a. –
 - b. RGADA, 1490/1/29 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 32).
 - c. Pap., gleichz. Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - d. Erw.: Birte Schubert: Der Lübecker Bürgermeister Johann Niebur (†1399), in: Akteure und Gegner der Hanse. Zur Prosopographie der Hansezeit, hrsg. von Detlef Kattinger, Horst Wernicke unter Mitwirkung von Ralf-Gunnar Werlich, Weimar 1998 (Hansische Studien, 9.), S. 57, Anm. 30.
 - e. Früher war nur die Tatsache des Abkommens aus einer Erwähnung bekannt (HUB, Bd. 4, S. 167. Anm. 1). Der Vertrag ist im Namen desselben Statthalters und Tausendschaftsführers ausgestellt wie Nr. 16. Sein Datum ergibt sich aus dem Termin seiner Geltung.
- 20.** [1372 Juli 20]. – N. schließt einen Beifrieden mit Lübeck und Gotland bis zum 24. Juni 1374 zwecks weiterer Verhandlungen wegen der geraubten Güter. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 43; Janin, Nr. 18.
 - b. TLA, 230/1-1/337 und 338.
 - c. Perg., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpats an Reval vom 5. Aug. 1372.
 - d. HUB, Bd. 4, Nr. 1090.
- 21.** [1373 Sept. 29]. – N. schließt einen Vertrag mit Lübeck und Gotland über die von den Novgorodern geraubten Güter. – R
- a. GVNP, Nr. 45; Janin, Nr. 19.
 - b. OR RGB, 256/43/2.
 - c. Perg., Or. (Lübecker Exemplar).
 - d. Schlözer, S. 276 (mit Lithografie); Ivanov: Sbornik paleografičeskich snimkov (wie Nr. 9), Nr. 8 (mit Lithografie); Dopolnenija (wie Nr.

- 9), Bd. 1, Nr. 7; RLU, Nr. 96; LUB, Bd. 6, Nr. 3094; Bachrušin, Nr. 12.
22. [1388 Mai – Okt.]. – N. an die in Dorpat weilenden überseeischen Gesandten: lädt sie nach N. ein. – R
- Janin, Nr. 20.
 - LVVA, 673/4/18/67.
 - Pap., gleichz. Abschrift.
 - Obnorskij, Barchudarov, Nr. 38; Bogoljubova, Taubenberg, S. 17 (Aufnahme); Choroškevič, Nr. 1.
23. [1388 Nov. – Dez. 23]. – N. an den Bischof von Dorpat und die Stadt Dorpat: will seine Gesandten zum livländischen Meister senden. – Mnd
- Janin, Nr. 21.
 - LVVA, 673/4/18/45.
 - Pap., gleichz. Übersetzung im Brief Dorpats an Riga vom 23. Dez. 1388.
 - HR, I, III, Nr. 463; Choroškevič, Nr. II (mit russischer Übersetzung).
24. [1392 Jan. – Feb.]. – N. schließt einen Vertrag mit dem deutschen Kaufmann („Niebur-Frieden“). – R und Mnd
- GVNP, Nr. 46; Janin, Nr. 22.
 - R: LVVA, 673/4/18/47; TLA, 230/1/BH 30, Nr. 1; RGADA, 1490/1/30 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 29a). Mnd.: RGADA, 1490/1/31 und 32 (olim AHL, Urkunden, Externa, Ruthenica, Nr. 292, 29; L); TLA, 230/1/BR 12-I und 230/1-I/427 (zwei Teile derselben Abschrift – R); TLA, 230/1/BE 2 (R1? – jetzt in TLA nicht aufgefunden, Signatur nach: Hansen, Katalog (wie Anm. 38), Abt. II, S. 144); TLA, 230/1-I/426 (R2); Nationalarchiv Finnlands, Livonica 1.
 - R: Pap., 4 Abschriften; Mnd: Pap. und Perg., mehrere gleichz. Übersetzungen in 5 Abschriften.
 - LUB, Bd. 3, Nr. 1330; Bd. 6, Nr. 2924; HR1, Bd. 4, Nr. 45, 47; RLU, Nr. 115; RIB, XV, Nr. 1 (Auszug); Bachrušin, Nr. III.13; Kočin, Nr. 48; Aleksandr M. Kuznecov, Aleksandr S. Ivanov: Rižskij spisok Niburova mira (1392 g.) [Die Rigische Abschrift des Niebur-Friedens aus dem Jahre 1392], in: Novgorodika-2010. Večevoj Novgorod. Materialy meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii. Č. 2. Velikij Novgorod 2011, S. 118-128 (mit Aufnahme). Erw.: HUB, Bd. 4, Nr. 1080. Abbildung: Theodor Schiemann: Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert, Berlin 1886, Abbildung zwischen S. 286 und 287; Skvajrs, Ferdinand, Ganza i Novgorod (wie Nr. 5), Abb. 15; Squires, Die Hanse in Novgorod

- (wie Anm. 48), S. 276. Lit.: Ekaterina R. Skvajrs [Catherine Squires]: Osobennosti jazyka nižnenemeckich perevodov dogovorov Ganzy s Novgorodom (Niburov mir 1392 g.) [Die Sprachbesonderheiten der niederdeutschen Übersetzungen der Verträge der Hanse mit Novgorod (der Niebur-Frieden aus dem Jahre 1392)], in: Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki 2001, Nr. 4, S. 72-81.
- e. Die mittelniederdeutschen Abschriften des Niebur-Friedens sind nach der Edition im HUB systematisiert.
25. 1396 Jan. 6. – Ivan Kaleka verbürgt, dass die von den Vitalienbrüdern geraubten Güter den Novgorodern gehört hatten. – Mnd
- GVNP, Nr. 47; Janin, Nr. 23.
 - TLA, 230/1-1/446.
 - Perg., Or. mit Gürteln für 5 Siegel.
 - LUB, Bd. 4, Nr. 1407; RLU, Nr. 118.
26. [1398–1420, wahrscheinlich 1410er Jahre]. – N. an Riga: bittet, Boris Kižaninov Recht zu erteilen. – R
- Janin, Nr. 36.
 - LVVA, 673/4/18/87.
 - Pap., Or. mit zwei angedruckten Siegeln.
 - Obnorskij, Barchudarov, Nr. 37; Bogoljubova, Taubenberg, S. 16 (Aufnahme); Janin: Dve gramoty, S. 337 (mit Aufnahme).
 - Leonid A. Bassalygo: Novgorodskie tysjackie [Die Novgoroder Tausendschaftsführer], Teil 2, in: Novgorodskij Istoričeskij Sbornik 12 (2011), S. 37-62, hier S. 55, schlägt die Datierung dieser Urkunde zwischen März 1398 und Febr. 1409 vor. Vielleicht gehört sie in die Mitte der 1410er Jahre, weil sie im Namen desselben Statthalters und Tausendschaftsführers wie Nr. 34 (siehe unten) ausgestellt ist.
27. [1403–1411]. – Ivan Kočerín an Reval: bürgt für seine Verwandten. – R
- Janin, Nr. 26.
 - TLA, 1465/2383 (früher Fotosammlung, Nr. 121).
 - Pap., Or., nicht aufgefunden (vielleicht verschollen), überliefert in der Form einer Fotoaufnahme vom Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts.
 - Valk, Nr. 2.
28. [1405 vor Dez. 13]. – N. an Dorpat: ist bereit, den Niebur-Frieden zu halten. – Mnd
- GVNP, Nr. 48; Janin, Nr. 24.

- b. TLA, 230/1/BD 1-I, Bl. 26 (Abschr. im Brief Dorpats an Reval vom 1405 Dez. 13); TLA, 230/1-I/426 (Abschr. auf der Rückseite der Übersetzung des Niebur-Friedens).
 - c. Abschr. (zwei Übersetzungen aus dem Russischen), Pap. und Perg.
 - d. RLU, Nr. 156; LUB, Bd. 3, Nr. 1331; HUB, Bd. 5, Nr. 695.
29. [1409 Aug. 21 – Sept. 6 oder 1412 Aug. Ende – Sept. Anfang]. – N. schließt einen Vertrag mit Riga, Dorpat und Reval über die beiderseitige Rückgabe der Güter. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 49; Janin, Nr. 29.
 - b. TLA, 230/1/BE 14-VIII, Bl. 21.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - d. LUB, Bd. 4, Nr. 1806; HR1, Bd. 5, Nr. 618, S. 475; Reg. HUB, Bd. 5, Nr. 895, S. 470f.
 - e. Janin lehnt die in den deutschen Editionen angenommene Datierung auf die Zeitspanne nach 21. Aug. 1409 aus dem Grund ab, dass damals der in diesem Vertrag erwähnte Kirill Dmitrievič das Amt des *stepennoj tysjackij* nicht bekleiden konnte, weil in diesem Jahr Vasilij Jesifovič (Vasilij Nos) dieses Amt innehatte; dabei verweist er auf ein Schreiben des Novgoroder Hofes an Reval von 28. Mai 1409.⁸³ Dort aber steht: so es dyt vor twen jaren, do was *heretoghe Wassyle Nosse*. Somit war er nicht 1409 *tysjackij*, sondern 1407. Deswegen bleibt die Datierung auf das Jahr 1409 wahrscheinlich. In seinen Ausführungen übersah Janin auch, dass die Schreiben auf die Tage nach und vor Kirchenfesten datiert sind.
30. [1411 Frühling]. – N. an Reval: schlägt vor, die friedlichen Beziehungen während des Krieges mit Schweden zu halten. – R
- a. GVNP, Nr. 50; Janin, Nr. 25.
 - b. Nicht aufgefunden, vielleicht verschollen (Ende 19. Jahrhundert im StA Reval vorhanden). OR RGB, 256/44, Nr. 2 (Zeichnung, 1816-1818).
 - c. Pap. (?), Or. mit zwei angedruckten Siegeln.
 - d. Čumikov, Nr. 3; Bachrušin, Nr. III.14; Kočin, Nr. 49. Verz.: Aleksandr Ch. Vostokov: *Opisanie russkich i slovenskich rukopisej Rumjancevskogo muzeuma* [Die Beschreibung der russischen und slawischen Handschriften des Rumjancev'schen Museums], Moskau 1842, Nr. 44.2.

⁸³ Gedr.: RLU, Nr. 170; LUB, IV, Nr. 1796; HUB, V, Nr. 883. Auch L. A. Bassalygo verzeichnet Kirill Dmitrievič mit den Daten „III.1412 – II.1413“ und Vasilij Nos entsprechend mit „II.1409 – II.1410“; er zweifelt auch, ob er mit Vasilij Jesifovič oder Vasilij Mikitinič zu identifizieren ist (LEONID A. BASSALYGO: *Novgorodskie tysjackie*, Teil 2 [wie Nr. 26], S. 52f.).

31. [1411 März 3 – Mai 19]. – Ivan Kočerín versöhnt sich mit Hans Vrede. – Mnd
- GVNP, Nr. 51; Janin, Nr. 27.
 - TLA, 230/1/BD 1-I, Bl. 76.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpat an Reval vom 1411 Mai 19.
 - LUB, Bd. 4, Nr. 1882; HUB, Bd. 5, Nr. 1002.
32. [1411 vor Nov. 21]. – N. an Fürst Siemion Lengvenis: lädt ihn ein, nach N. zurückzukehren. – Mnd
- GVNP, Nr. 52; Janin, Nr. 96.
 - TLA, 230/1/BB 24-I, Bl. 36.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief des livländischen Ordensmeisters an Reval vom 5. Dez. 1411.
 - LUB, Bd. 4, Nr. 1906; RLU, Nr. 177; HUB, Bd. 5, Nr. 1031.
33. [1412]. – Schadensliste der Novgoroder aus der Vozdvizenskaja-Straße. – R
- Janin, Nr. 28.
 - LVVA, 673/4/18/99a.
 - Pap., Or.
 - Choroškevič, Nr. 3; Andrej A. Zaliznjak: Drevnenovgorodskij dialekt [Die Alt-Novgoroder Mundart], 2. Aufl., Moskau 2004, S. 686–692.
34. [1413–1414]. – N. an Reval: bittet, den nach Reval gekommenen Schuldner des Novgoroders Jessif namens Ivan Mjaso sich samt den Gütern zu stellen, sonst wird mit Beschlagnahme der deutschen Güter in N. gedroht. – R
- GVNP, Nr. 56; Janin, Nr. 30.
 - TLA, 230/1-I/485a.
 - Perg., Or. mit einem anhängenden Siegel von N. und einem Loch für ein zweites, abgefallenes Siegel.
 - Čumikov, Nr. 2. Verz.: Vostokov: Opisanie (wie Nr. 30), Nr. 44.1.
35. [Um 1414]. – N. an Reval: bittet, den nach Reval gekommenen Schuldner der Novgoroder Fjodor und Jesif, namens Hannes Wlesch, samt den Gütern zu stellen. – Mnd
- - TLA, 230/1/14-VIII, Nr. 25.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 -
 - In diesem Schreiben wird dieselbe Sache behandelt wie in GVNP, Nr. 56 (siehe in diesem Verzeichnis Nr. 34), weil die Namen der Novgoroder Kläger identisch sind und Hannes Wlesch und Ivan

Mjaso zwei Sprachvarianten desselben Namens sind. Die Texte passen jedoch nicht völlig zusammen, und die chronologische Ordnung der zwei Schreiben bleibt noch unklar. Da diese Urkunde auf demselben Blatt Papier wie ein Schreiben wohl aus der Mitte der 1410er Jahre geschrieben ist (siehe unten Nr. 36), setze ich sie konventionell nach GVNP, Nr. 56 und datiere wie oben.

36. [Um 1414–1415]. – N. an den livländischen Ordensmeister: fordert ihn auf, 400 Stück Silber „Cordes und Hermans Kindern“ zugunsten der Novgoroder einzuziehen. – Mnd
- - TLA, 230/1/14-VIII, Nr. 25.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 -
 - In diesem Schreiben wird dieselbe Sache behandelt wie in GVNP, Nr. 53 (siehe in diesem Verzeichnis Nr. 37), weil in beiden Urkunden die Schuld des Revaler Bürgermeisters Cort Kegeler („Kondrat“ im russischen Text) in der Höhe von 400 Rubel (Stück Silber) erwähnt ist. Die Texte passen jedoch nicht völlig zusammen, und die chronologische Ordnung der zwei Schreiben bleibt noch unklar. Da diese Urkunde auf demselben Blatt Papier wie ein um 1414 zu datierendes Schreiben (siehe oben Nr. 35) geschrieben ist, setze ich sie konventionell vor GVNP, Nr. 53 und datiere wie oben.
37. [1414 Ende Februar – 1415 Februar]. – N. an den livländischen Ordensmeister: fordert ihn auf, bei den Erben des Revaler Bürgermeisters Kondrat 400 Rubel zugunsten der Novgoroder einzuziehen. – R
- GVNP, Nr. 53; Janin, Nr. 31.
 - TLA, 230/1-1/485-b (olim BH 30, Nr. 2).
 - Perg., Or. mit zwei anhängenden Siegeln.
 - Bunge, Nachrichten (wie Anm. 32), Nr. 4, S. 311f.; LUB, Bd. 4, Nr. 1553; Archiv istoriko-juridičeskich svedenij, odnosjaščichsja do Rossii [Archiv der Russland betreffenden historisch-rechtlichen Angaben], Buch 2, Teil 1, Moskau 1855, S. 7f.; RIB, XV, Nr. 2.
38. 1416 Aug. 13. – N. schließt einen Handelsvertrag mit Riga, Reval, Dorpat und den überseeischen Städten. Drei Entwürfe (nicht bestätigt). – Mnd
- - TLA, 230/1/14-VIII, Nr. 27.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 -
 - Vom Datum ist nur der Anfang zu lesen: „Des donnerd[ages] vor unser...“; das Jahresdatum ist aber deutlich (wörtlich geschrieben). Da es bekannt ist, dass die Verhandlungen der Abgesandten in N.

1416 bald nach dem Tage Jacobi (25. Juli) stattfanden, ist das Ende des Datums mit der Himmelfahrt Mariä (15. Aug.) zu verbinden.

39. [1417 Ende Aug. – Anfang Sept.]. – Erzbischof von N. an Riga, Dorpat und Reval: lädt ihre Gesandten ein für die Verhandlungen über einen Handelsvertrag. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 54; Janin, Nr. 32.
 - b. TLA, 230/1/BD 1-I, Nr. 120.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpats an Reval vom 1417 Sept. 12.
 - d. LUB, Bd. 5, Nr. 2161; HR1, Bd. 6, Nr. 482.

40. [1417 Ende Aug. – Anfang Sept.]. – N. an Riga, Dorpat und Reval: lädt ihre Gesandten ein für die Verhandlungen über einen Handelsvertrag. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 55; Janin, Nr. 33.
 - b. TLA, 230/1/BD 1-I, Nr. 120.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpats an Reval vom 12. Sept. 1417.
 - d. LUB, Bd. 5, Nr. 2161; HR1, Bd. 6, Nr. 482.

41. [1418–1420]. – Erzbischof von N. an Riga: fordert auf, die Schuldner des Novgoroders Aleksandr Trufanov syn, namens Inča Zašembaka [Hinze Sassenbeke] zu richten. – R
 - a. GVNP, Nr. 57; Janin, Nr. 34.
 - b. LVVA, 673/4/18/147.
 - c. Pap., Or. mit einem anhängenden Siegel.
 - d. Sobolevskij, Ptašickij, Nr. 42 (Aufnahme); Obnorskij, Barchudarov, Nr. 40,1.

42. [1418–1420]. – N. an Riga: fordert auf, die Schuldner des Novgoroders Aleksandr Trufanov syn, namens Inča Zašembaka [Hinze Sassenbeke], zu richten. – R
 - a. GVNP, Nr. 58; Janin, Nr. 35.
 - b. LVVA, 673/4/18/148.
 - c. Pap., Or. mit zwei angehängten Siegeln.
 - d. Sobolevskij, Ptašickij, Nr. 41 (Aufnahme); Obnorskij, Barchudarov, Nr. 40,2.

43. [1420 vor Aug. 25]. – N. schließt einen Friedensvertrag mit dem livländischen Ordenszweig und dem Bischof von Dorpat. – Mhd
 - a. GVNP, Nr. 59; Janin, Nr. 37.
 - b. GStAPK, OBA 3244.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - d. LUB, Bd. 5, Nr. 2493; RLU, Nr. 205; HUB, Bd. 6, Nr. 321.

44. 1421 [Anfang Februar]. – N. schließt einen Frieden mit dem livländischen Ordenszweig. – R und Mnd
- GVNP, Nr. 60; Janin, Nr. 38.
 - Riksarkivet, Utländska pergamentsbrev Estland & Livland, 1421 01 00, Schirren, Nr. 110.
 - Perg., zweisprachiges Or. (beide Sprachversionen auf einem Blatt).
 - Schirren 1860, S. 43–47 (R und Mnd); RLU, Nr. 213 (Mnd); LUB, Bd. 5, Nr. 2511 (Mnd). Erw.: Schirren 1862, Nr. 110.
45. [1421 nach März 21]. – N. an Dorpat: ist nicht bereit, Frieden zu schließen. – Mnd
- GVNP, Nr. 61; Janin, Nr. 39.
 - TLA, 230/1/BE 19, Bl. 3 (olim Bl. 41).
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - HR1, Bd. 7, Nr. 304.
46. [1422 Aug. – 1423 Febr.]. – N. an Riga: befiehlt, dem Novgoroder Danila Ondreev die Schuld zahlen zu lassen. – R
- Janin, Nr. 40.
 - LVVA, 673/4/18/134.
 - Pap., Or. mit zwei anhängenden Siegeln.
 - Obnorskij, Barchudarov, Nr. 39; Janin, Dve gramoty, S. 338f. (mit Aufnahme).
47. [1423 Febr. 8]. – N. schließt einen Vertrag mit den Hansestädten. – Mnd
- GVNP, Nr. 62; Janin, Nr. 41.
 - AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1-3.17, 230, S. 4.
 - Pap., Abschr. (Übersetzung aus dem Russischen?).
 - HR1, Bd. 7, Nr. 569.
48. [1423 März – Aug. oder 1424 Feb. – Aug. oder Anfang 1430er Jahre (?)]. – N. an Nikita Tinčov: befiehlt, den Revalschen Gesandten Ivan [Johann Palmedag] und Gostila [Kosvin von Polem] zwei Rubel zurückzugeben. – R
- GVNP, Nr. 75; Janin, Nr. 42.
 - Nicht aufgefunden, vielleicht verschollen (Ende 19. Jahrhundert im StA Reval vorhanden). OR RGB, 256/44, Nr. 4 (Zeichnung, 1816–1818).
 - Perg. (?), Or. mit zwei anhängenden Siegeln von *possadnik* und *tysjatzki*.
 - Vostokov, Opisanie (wie Nr. 30), Nr. 44.4; Čumikov, Nr. 1.
 - Bassalygo schlägt eine frühere Datierung vor (1423 März–Aug.), allerdings nach der Gesandtschaft Johanns Palmedags nach N.

im Februar 1423.⁸⁴ Im Namen von denselben (?) Statthalter und Tausendschaftsführer sei laut Janin ein Vertrag mit Großfürst Vasilij II. von Vladimir und Moskau ausgestellt worden (GVNP, Nr. 19), den Bassalygo auf den Anfang der 1430er Jahre datiert.

49. [1434 Februar – März]. – N. schließt einen Beifrieden mit den Hansestädten auf 2 Jahre. – Mnd
- GVNP, Nr. 64; Janin, Nr. 43.
 - AHL, ASA, Externa, Livonica, 1.1-3.12, 2, S. 10.
 - Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - LUB, Bd. 8, Nr. 791; HR2, Bd. 1, Nr. 288.
50. [1436 Anfang Juli]. – N. an Reval: fordert, die in Reval angehaltenen Moskauer Kaufleute an die Novgoroder Grenze zu befördern. – Mnd
- GVNP, Nr. 66; Janin, Nr. 44.
 - TLA, 230/1/BE 14-VIII, Nr. 43.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - LUB, Bd. 9, Nr. 70.
51. 1436 Juli 16. – N. schließt einen Vertrag mit den Hansestädten. – Mnd
- GVNP, Nr. 67; Janin, Nr. 45.
 - TLA, 230/1/BE 14-VIII, Nr. 46, Bl. 14v-16; AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1-3.17, 9, S. 11f.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - LUB, Bd. 9, Nr. 76; HR2, Bd. 1, Nr. 587.
52. [1436 Aug. – 1438 Aug.]. – N. an Reval: fordert auf, Ivan Ambur zu richten. – R
- GVNP, Nr. 69; Janin, Nr. 46.
 - Nicht aufgefunden, vielleicht verschollen (Ende 19. Jahrhundert im StA Reval vorhanden). OR RGB, 256/44, Nr. 3 (Zeichnung, 1816-1818).
 - Perg. (?), Or. mit zwei anhängenden „Siegeln von Groß-Novgorod“.
 - Čumikov, Nr. 4; LUB, Bd. 9, Nr. 677; Kočin, Nr. 50. Verz.: Vostokov, Opisanie (wie Nr. 30), Nr. 44.3.
53. 1439 vor Feb. 11. – N. an Reval: über die beiderseitige Entlassung der Kaufleute. – Mnd

⁸⁴ BASSALYGO, *Novgorodskie tysjackie*, Teil 2 (wie Nr. 26), S. 52ff. Früher äußerte er sich zugunsten einer breiteren Datierung: erste Hälfte – Mitte der 1420er Jahre (LEONID A. BASSALYGO: *Neskol'ko sjužetov iz knigi V. L. Janina „Novgorodskie akty XII–XV vv.“* [Einige Aspekte aus dem Buch von V. L. Janin: „Die Novgoroder Akten des 12.–15. Jahrhunderts“], in: *Novgorodskij Istoričeskij Sbornik* 10 (2005), S. 32–44, hier S. 34).

- a. GVNP, Nr. 68; Janin, Nr. 47.
 - b. TLA, 230/1/BE 14-VIII, Nr. 10 und 59.
 - c. Pap., zwei Abschr. (gleichz. Übersetzungen aus dem Russischen).
 - d. LUB, Bd. 9, Nr. 420.
54. [1441 Ende]. – N. an Reval: fordert, dem Novgoroder Peter zu helfen, dessen Schiff auf dem Strand ausgeraubt worden war. – R und Mnd
- a. GVNP, Nr. 71; Janin, Nr. 48.
 - b. TLA, 230/1/BH 30-I, Nr. 3 (R); TLA, 230/1/BE 14-VIII, Nr. 38 (Mnd).
 - c. Pap., russ. Or. und gleichz. mnd. Übersetzung.
 - d. LUB, Bd. 9, Nr. 793; RIB, XV, Nr. 3.
55. 1448 Febr. 27. – N. schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig und dem Bischof von Dorpat auf 5 Jahre. – R und Mnd
- a. GVNP, Nr. 72; Janin, Nr. 49.
 - b. Riksarkivet, Utländska pergamentsbrev Estland & Livland, 1448 02 27, Schirren, Nr. 128.
 - c. Perg., Or. (zwei Sprachversionen auf demselben Blatt).
 - d. Schirren 1860, S. 48-53 (R und Mnd); LUB, Bd. 10, Nr. 421 (R und Mnd). Erw.: Schirren 1862, Nr. 128, S. 15.
56. 1448 Juli 25. – N. und Pleskau schließen einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig, Bischöfen und Städten auf 25 Jahre. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 73; Janin, Nr. 50.
 - b. TLA, 230/1/BH 1, Bl. 1a-1b.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - d. LUB, Bd. 10, Nr. 470; Aleksandr A. Čumikov: Akty Revel'skogo gorodskogo archiva [Urkunden des Revaler Stadtarchivs], in: Čtenija v Imperatorskom Obščestve istorii i drevnostej rossijskich pri Moskovskom universitete 1900, Bd. 3 (194), Teil IV, S. 1-10, hier S. 1-4 (russ. Übers.); Bachrušin, Nr. III.15 (russ. Übers.); Kočin, Nr. 51 (russ. Übers.).
57. 1450 März 1. – N. schließt einen Beifrieden mit den Hansestädten auf 7 Jahre. – Mnd
- a. GVNP, Nr. 74; Janin, Nr. 51.
 - b. AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1-3.17, 12.
 - c. Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - d. LüUB, Bd. 8, Nr. 671; LUB, Bd. 11, Nr. 46.
58. [Um 1456?] März 16. – Erzbischof Evfimij von N. an Riga: bittet um Zusendung eines Glockenmeisters. – R
- a. GVNP, Nr. 65; Janin, Nr. 52.
 - b. LVVA, 673/4/18/159.

- c. Pap., Or. mit Spuren des angedruckten Siegels.
d. LUB, Bd. 8, Nr. 1040.
59. 1466 März 18. – N. schließt einen Beifrieden mit den Hansestädten auf 2 Jahre. – Mnd
a. GVNP, Nr. 76; Janin, Nr. 53.
b. AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1-3.17, 86.32.
c. Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
d. LUB, Bd. 12, Nr. 381; HR2, Bd. 5, Nr. 746.
e. In der Livonica-Sammlung in Helsinki findet sich entgegen der Behauptung im LUB eine Abschrift nicht von diesem Vertrag, sondern vom Niebur-Frieden 1392 (siehe oben Nr. 24).
60. [1472 Ende April – Anfang Mai]. – N. erteilt den Gesandten der Hansestädte freies Geleit. – R und Mnd
a. Janin, Nr. 56.
b. LVVA, 673/4/19/12.
c. Pap., gleichz. russische Abschrift und mnd. Übersetzung.
d. Anna L. Choroškevič: Russkie gramoty 60–70-ch godov XV v. iz byvszego Rižskogo gorodskogo archiva [Russische Urkunden aus den 1460er und 1470er Jahren aus dem ehemaligen Stadtarchiv Riga], in: Archeografičeskij ežegodnik za 1965 god, Moskau 1966, S. 325–341, hier Nr. 1 (R).
61. 1474 [Jan. 13]. – N. und Pleskau schließen einen Beifrieden mit dem Bischof von Dorpat auf 10 Jahre. – R
a. GVNP, Nr. 78; Janin, Nr. 58.
b. RGADA, 389/1/5, Bl. 277ff.
c. Pap., Abschr. Ende 16. oder Anfang 17. Jahrhundert.
d. Sbornik Muchanova [Die Sammlung von Muchanov], 1. Aufl. Moskau 1836, 2. Aufl. St. Petersburg 1866, Nr. 19; Akty, odnosjaščiesja k istorii Zapadnoj Rossii [Akten, die Geschichte Westrusslands betreffend], Bd. 1, St. Petersburg 1846, Nr. 69; Kočin, Nr. 78, S. 161–164; LM, Bd. 5 (1993), Nr. 119.2; LM, Bd. 5 (2012), Nr. 520.
62. 1481 Sept. 1/21. – N. schließt einen Beifrieden mit Livland auf 10 Jahre. – R und Mnd
a. GVNP, Nr. 59.
b. R: RGADA, 389/1/5, Bl. 275ff. Mnd: TLA, 230/1/BD 1-III, Bl. 127.
c. Pap., Abschr. Ende 16. oder Anfang 17. Jahrhundert (R) und Regest, Ende 15. Jahrhundert (Mnd).
d. Sbornik Muchanova (wie Nr. 61), Nr. 27; Akty, odnosjaščiesja k istorii Zapadnoj Rossii (wie Nr. 61), Bd. 1, Nr. 75; LM, Bd. 5 (1993), Nr. 119.1; LM, Bd. 5 (2012), Nr. 519.

63. 1487 März. – N. schließt einen Beifrieden mit den Hansestädten auf 20 Jahre. – Mnd
- Janin, Nr. 60.
 - AHL, ASA, Externa, Ruthenica, 1.1-3.17, 34.
 - Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - HR3, Bd. 2, Nr. 136; Natal'ja A. Kazakova: Russko-ganzejskij dogovor 1487 g. [Der russisch-hansische Vertrag aus dem Jahre 1487], in: Novgorodskij Istoričeskij Sbornik 10 (1961), S. 217-226.

II. Urkunden von Pleskau

- Anfang 14. Jahrhundert. – Pleskau an Riga: bittet, den Rigaer Nezdilec seinem Bürgen Ivan Golova herauszugeben. – R
 - GVNP, Nr. 332.
 - LVVA, 673/4/18/86.
 - Perg., Or. mit einem anhängenden Siegel.
 - Sobolevskij, Ptašickij, Nr. 45 (mit Aufnahme).
- 1417 Sept. 29. – Pleskau schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig auf 10 Jahre. Projekt des Vertrags. – Mnd
 - GVNP, Nr. 334.
 - GStAPK, OBA 2577.
 - Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen.
 - LUB, Bd. 5, Nr. 2166.
- [1418–1419]. – Pleskau an Reval: bittet, die Güter des in Reval verstorbenen Pleskauer Nikon seinen Verwandten, die diesen Brief vorzeigen, herauszugeben. – R
 -
 - TLA, 1465/2384 (früher Fotosammlung, Nr. 120).
 - Pap., Or., nicht aufgefunden (vielleicht verschollen), überliefert in der Form einer Fotoaufnahme vom Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts.
 - Valk, Nr. 1; Zaliznjak, Drevnenovgorodskij dialekt (wie Nr. 33), S. 692f.
- [1463–1465]. – Pleskau an Riga: bittet, die Rigaer zu richten, die Güter der Pleskauer beschlagnahmt haben bzw. schuldig sind. – R und Mnd
 - GVNP, Nr. 336.
 - LVVA, 673/4/18/207.
 - Pap., Or. mit einem angedruckten Siegel.
 - Aleksej A. Šachmatov: Gramota pskovskogo knjazja Ivana Aleksandroviča [Eine Urkunde des Pleskauer Fürsten Ivan

Aleksandrovič], in: *Izvestija Otdelenija ruskogo jazyka i slovesnosti imperatorskoj Akademii nauk* 17 (1912), Teil 3, S. 346-350, hier S. 349f. (R).

5. 1481 Sept. 21. – Pleskau schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig und dem Erzbischof von Riga auf 10 Jahre. – Mnd
 - a. –
 - b. LVVA, 673/4/19/42.
 - c. Pap., Abschr. (wohl Übersetzung aus dem Russischen).
 - d. Baranov, *Russko-livonskie mirnye dogovory* (wie Anm. 56), S. 266-281 (mit russischer Übersetzung).

6. [1486 oder 1501] Juli 15. Riga. – Die 7 namentlich genannten Pleskauer Kaufleute bürgen vor dem Rigischen Rat, dass Ivan Cjuzonov syn der Bruder des [in Riga verstorbenen] Vasil' ist und seine Güter abholen darf. – R
 - a. –
 - b. LVVA, 673/4/19/268.
 - c. Pap., Or. mit Resten und Spuren von 7 Siegeln.
 - d. Anna L. Choroškevič: *Russkie gramoty XV – pervoj poloviny XVI vv. (po materialam Rižskogo gorodskogo archiva)* [Russische Urkunden aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (nach den Materialien des Rigischen Stadtarchivs)], in: *Metamorfozy istorii* 3 (2003), S. 25-37, hier S. 32f.; PG, Bd. 1, Anhang Nr. 5 (mit Aufnahme in PG, Bd. 2).

7. [1486 Sept. 1 – 1487 Aug. 31]. – Pleskau an Reval: Diebstahl von Pferden der Pleskauer. – R
 - a. –
 - b. TLA, 1455/1/77.
 - c. Pap., Or. mit Resten eines angedruckten Siegels und gleichz. mnd. Übersetzung.
 - d. Sokolovskij, Beleckij, *Novaja pskovskaja gramota* (wie Anm. 44), S. 115, 117, Fotoaufnahme auf S. 116; zur Datierung S. 117; Dies., *Pskovskaja gramota XV v. (wie Anm. 44)*, S. 140, Fotoaufnahme auf S. 139.

8. 1493 März 13. – Pleskau schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig und dem Erzbischof von Riga auf 10 Jahren. – Mnd
 - a. –
 - b. TLA, 230/1/BH 1, Bl. 1f-1g.
 - c. Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - d. –

9. [1503 Juli–August]. – Pleskau schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig auf 6 Jahre. – Mnd
 - a. GVNP, Nr. 347.
 - b. GStAPK, OBA 18857.
 - c. Pap., Abschr. (wohl gleichz. Übersetzung aus dem Russischen).
 - d. LUB, Bd. 2, Nr. 509.
 - e. Im LUB, Bd. 2, Nr. 509 wird fälschlich behauptet, eine weitere Abschrift dieses Vertrags sei im Stadtarchiv Danzig unter der Signatur XXXI 430b aufbewahrt (jetzt – Archiwum Państwowe w Gdańsku, 300D31.525). In Wirklichkeit handelt es sich dabei um einen vom Moskauer Großfürsten vorgeschlagenen Entwurf des Vertrages mit N. aus dem Jahre 1503 (vgl. LUB2, Bd. 3, Nr. 925).

10. 1509 [März 25]. – Pleskau schließt einen Beifrieden mit dem livländischen Ordenszweig, dem Erzbischof von Riga und den livländischen Städten auf 14 Jahre (bis 1521 März 25). – R und Mnd
 - a. –
 - b. Riksarkivet, Utländska pergamentsbrev Estland & Livland, 1509 u. d., Schirren, Nr. 166.
 - c. Perg., Or. (zwei zusammengebundene Blätter Pergament)
 - d. R: Natal'ja A. Kazakova: Dogovor Pskova s Livoniej 1509 g. [Der Vertrag Pleskaus mit Livland aus dem Jahre 1509], in: Voprosy istorii 1983, Nr. 1, S. 90-98; Mnd.: RLU, Nr. 307; LUB2, Bd. 3, Nr. 584, S. 424-430. Erw.: Schirren 1862, Nr. 166, S. 18.

III. Schreiben der livländischen Städte an Groß-Novgorod

1. [1405 vor Sept. 23. Dorpat]. – Dorpat an N.: Verhandlungen der Novgoroder Gesandten mit den überseeischen Boten; beiderseitiges freies Geleit. – Mnd
 - a. –
 - b. TLA, 230/1/BD 1-I, Bl. 25.
 - c. Pap., gleichz. Übersetzung aus dem Russischen im Brief Dorpats an Reval von 1405 Sept. 23 (gedr. HUB, Bd. 5, Nr. 686).
 - d. LUB, Bd. 4, Nr. 1666; HUB, Bd. 5, Nr. 685.

2. [1409] Juli 23. Pernau. – Riga, Dorpat und Reval an N.: schlagen beiderseitige Freilassung der beschlagnahmten Güter vor und bitten um den „reinen Weg“ für den Kaufmann. – R
 - a. –
 - b. TLA, 1465/2384 (früher Fotosammlung, Nr. 120).

- c. Pap., Or., nicht aufgefunden (vielleicht verschollen), überliefert in der Form einer Fotoaufnahme vom Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts.
 - d. Valk, Nr. 3.
 - e. Die Schrift verweist auf das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts, wie auch die Erwähnung von „Iwan Durkui“, dem 1405 und 1409 bezeugten Dorpater Dolmetscher (*tolk*) Hans Durkop.⁸⁵ Die Urkunde ist gegeben „zwei Wochen vor dem Heilandsfest in Pernau, weil sie hier einen Tag hatten auf diesem Strand“ (до Спасова дни за две недели в Перневе до Спасова дни, занеже ту имь былъ съездъ на семь поморьи). Das Heilandsfest ist die in der Alten Rus' am 6. August gefeierte Verklärung Christi. Der einzige Tag der Abgesandten Rigas, Revals und Dorpats, der im Juli in Pernau gehalten wurde, fand 1409 statt wegen der Beschlagnahme von 11 Tonnen Pelzwerk durch die Novgoroder. Im Juni d. J. reiste Hans Durkop wirklich für Verhandlungen nach N.⁸⁶
3. [1425 März erste Hälfte]. – Reval an N.: bittet um Entlassung der arretierten Kaufleute mit ihren Gütern. – R und Mnd
- a. –
 - b. TLA, 1465/872 (R).
 - c. Pap., Or., nicht aufgefunden (vielleicht verschollen), überliefert in der Form einer Fotoaufnahme vom Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts.
 - d. LUB, Bd. 7, Nr. 261 (Mnd, jetzt in TLA nicht aufgefunden).
 - e. Siehe auch HUB, Bd. 6, Nr. 580, S. 322, Regest.

Abkürzungen

AHL, ASA – Archiv der Hansestadt Lübeck, Altes Senatsarchiv.

BACHRUŠIN – Pamjatniki istorii Velikogo Novgoroda [Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods], hrsg. von SERGEJ V. BACHRUŠIN, Moskau 1909.

BOGOLJUBOVA, TAUBENBERG – NINA D. BOGOLJUBOVA, LIDIJA I. TAUBENBERG: O drevnerusskich pamjatnikach XIII–XIV vv. Rižskogo

⁸⁵ HUB, Bd. 5, Nr. 696, 887, 888.

⁸⁶ HR1, Bd. 5, S. 471f.; HUB, Bd. 5, Nr. 887, 888. Wenn man die These Janins zugrundelegt, dass der Vertrag GVNP, Nr. 49 auf das Jahr 1412 zu datieren ist, fallen auch sämtliche in HR1, Bd. 5, S. 472-476, unter dem Jahre 1409 gedruckten Dokumente über die Verhandlungen mit Novgorod ins Jahr 1412. Aber Janins These ist nicht ganz korrekt, wie schon oben gezeigt.

- gorodskogo archiva [Über die altrussischen Denkmäler des Rigischen Stadtarchivs aus dem 13.–14. Jahrhundert], in: Učenyje zapiski Latvijskogo gosudarstvennogo universiteta imeni P. Stučki 36 (1960), Teil 6, S. 7–22.
- CHOROŠKEVIČ 1964 – ANNA L. CHOROŠKEVIČ: Novye novgorodskie gramoty XIV–XV vv. [Neue Novgoroder Urkunden vom 14.–15. Jahrhundert], in: Archeografičeskij ežegodnik za 1963 god, Moskau 1964, S. 264–276.
- ČUMIKOV – ALEKSANDR A. ČUMIKOV: Neizdannye russkie akty XV–XVI vv. Revel'skogo gorodskogo archiva [Unveröffentlichte russische Akten des Revaler Stadtarchivs aus dem 15.–16. Jahrhundert], in: Čtenija v Imperatorskom obščestve istorii i drevnostej rossijskich pri Moskovskom universitete, 1897, Bd. 2 (181), otd. IV, S. 1–10.
- GStAPK – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. Hauptabteilung (Königsberger Archiv).
- GVNP – Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova [Urkunden Groß-Novgorods und Pleskaus], hrsg. von SIGIZMUND N. VALK u.a. Moskau und Leningrad 1949.
- HR1 – Die Reccesse und andere Akten der Hansetage von 1256–1430, bearb. von KARL KOPPMANN, Bd. 1–9, Leipzig 1870–1913.
- HR2 – Hansereccesse, Abt. 2 (1431–1476), bearb. von GOSWIN VON DER ROPP, Bd. 1–7, Leipzig 1876–1892.
- HR3 – Hansereccesse, Abt. 3 (1477–1530), bearb. von DIETRICH SCHÄFER, Bd. 1–9, Leipzig 1881–1913.
- HUB – Hansisches Urkundenbuch, Bd. I–II, bearb. von KONSTANTIN HÖHLBAUM u.a., Halle 1876–1939.
- JANIN – VALENTIN L. JANIN: Novgorodskie akty XII–XV vekov. Chronologičeskij kommentarij [Die Novgoroder Akten des 12.–15. Jahrhunderts. Chronologischer Kommentar], Moskau 1991.
- JANIN, Dve gramoty – VALENTIN L. JANIN: Dve neizdannye novgorodskie gramoty XV veka [Zwei unveröffentlichte Novgoroder Urkunden aus dem 15. Jahrhundert], in: Archeografičeskij ežegodnik za 1959 god, Moskau 1960, S. 333–339.
- KOČIN – Pamjatniki istorii Velikogo Novgoroda i Pskova [Denkmäler der Geschichte Groß-Novgorods und Pleskaus], hrsg. von GEORGIJ E. KOČIN, Leningrad und Moskau 1935.
- LM, Bd. 5 (2012) – Lietuvos Metrika [Litauische Matrikel]. Knyga Nr. 5 (1427–1506). Užrašymų knyga 5, hrsg. von ALGIRDAS BALIULIS, ARTŪRAS DUBONIS, Darius Antanavičius (tekstai lotynų kalba), Vilnius 2012.
- LM, Bd. 5 (1993) – Lietuvos Metrika [Litauische Matrikel]. Knyga Nr. 5 (1427–1506). Užrašymų knyga 5, hrsg. von EGIDIJUS BANIONIS, Vilnius 1993.

- LUB — Liv-, esth- und curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Bd. 1-12, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE u.a., Reval u.a. 1853-1910.
- LUB₂ — Liv-, est- und curländisches Urkundenbuch, Abt. 2, Bd. 1-3, hrsg. von LEONID ARBUSOW u.a., Riga, Moskau 1900-1914.
- LübUB – Codex diplomaticus Lubecensis. Urkundenbuch der Stadt Lübeck, Bd. 1-II, Lübeck 1843-1932.
- LVVA – Latvijas valsts vēstures arhīvs [Historisches Staatsarchiv Lettlands].
- NAPIERSKY – Gramoty, kasajuščiesja do snošenij Severo-Zapadnoj Rossii s Rigoju i ganzejskimi gorodami v XII, XIII i XIV veke, hrsg. von KARL E. NAPIERSKY, St. Petersburg 1857.
- OBA – Ordensbriefarchiv.
- OBNORSKIJ, BARČUDAROV – SERGEJ P. OBNORSKIJ, STEPAN G. BARČUDAROV: Chrestomatija po istorii russkogo jazyka [Lesebuch zur Geschichte der russischen Sprache], Moskau 1952.
- OR RGB – Otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki [Handschriftenabteilung der Russischen Staatsbibliothek].
- OR RNB – Otdel rukopisej Rossijskoj nacional'noj biblioteki [Handschriftenabteilung der Russischen Nationalbibliothek].
- PG – Polockie gramoty XIII – načala XVI veka [Die Polozker Urkunden vom 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts], hrsg. von ANNA L. CHOROŠKEVIČ u.a., Bd. 1-2, Moskau 2015.
- RGADA – Rossijskij gosudarstvennyj archiv drevnich aktov [Russisches Staatsarchiv für alte Akten].
- RIB, XV – Russkaja istoričeskaja biblioteka [Russische Historische Bibliothek], Bd. 15, St. Petersburg 1894.
- RLU – Russisch-livländische Urkunden, hrsg. von KARL E. NAPIERSKY, St. Petersburg 1868.
- SARTORIUS, LAPPENBERG – GEORG FRIEDRICH SARTORIUS, Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse, Bd. 2, hrsg. von JOHANN MARTIN LAPPENBERG, Hamburg 1830.
- SCHIRREN 1860 – CARL SCHIRREN: Nachricht von Quellen zur Geschichte Russlands, vornehmlich aus schwedischen Archiven und Bibliotheken, St. Petersburg, 1860.
- SCHIRREN 1862 – CARL SCHIRREN: Verzeichniss livländischer Geschichts-Quellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 1, H. 1-2, Dorpat 1862.
- SOBOLEVSKIJ, PTAŠICKIJ – ALEKSEJ I. SOBOLEVSKIJ, STANISLAV L. PTAŠYCKIJ [STANISŁAW PTASZYCKI]: Paleografičeskie snimki s russkich gramot, preimuščestvenno XIV v. [Paläografische Aufnahmen von russischen Urkunden, vornehmlich aus dem 14. Jahrhundert], St. Petersburg 1903.
- TLA – Tallinna Linnaarhiiv [Stadtarchiv Tallinn].

VALK – SIGIZMUND N. VALK: *Novye gramoty o novgorodsko-pskovskich otnošenijach s Pribaltikoj v XV v.* [Neue Urkunden über die Beziehungen Novgorods und Pleskaus mit dem Ostseeraum im 15. Jahrhundert], in: *Istoričeskij archiv* 1 (1956), S. 232-234.

SUMMARY

*New Russian Source Publications
on Russian-Livonian Relations*

The article presents current Russian editions of documents (including both treaties and correspondence) on the relations between three north-western cities of Old Rus', Novgorod the Great, Pskov and Polotsk, with their Livonian neighbours, among others also the Hanseatic League. Previous editions of these documents were published several decades ago (*Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova*, ed. by Sigizmund N. Valk et al., Moscow and Leningrad 1949; *Polotskie gramoty*, Vol. 1-5, Registers, ed. by Anna L. Khoroshkevich, Moscow 1977-1989) and are already outdated. Since then scholars have obtained documents not included in the older editions and, moreover, the principles of edition used fall short of modern standards, let alone the incorrect readings of some documents.

The first re-edition, "Documents of Great Novgorod and Pskov" (*Gramoty Velikogo Novgoroda i Pskova*), is now being prepared by a group of Russian scholars including Igor' Iu. Ankudinov, Pavel V. Lukin, Ekaterina R. Skvairs (Catherine Squires) and Sergei Polekhov. It must be stressed that the Soviet editors didn't look for the manuscripts scattered over several archives (some of which were replaced during the Second World War), but reprinted the texts from old source editions, often simply copying mistakes previously made. The texts written in German, Latin and other foreign languages were translated into modern Russian. If there were both Old Russian and German texts of the same document, only the Old Russian one was printed in the Soviet editions. In the re-edition, the texts are newly transcribed according to the manuscripts and they are being newly translated and commented upon.

In this article, the author dwells on the problems of searching for relevant documents in the archives of Berlin, Lübeck, Moscow, Stockholm, St. Petersburg, Riga and Tallinn, their dating and translating into modern Russian language, mainly from Middle Low German. A preliminary list of the documents on the relations of the two north-west Russian republics with Livonia and the Hanseatic League, including their modern archival

signatures, references to previous editions and the most significant literature is presented in the appendix.

Another re-edition presented in the article is called “Polotsk documents, 13th – early 16th centuries” (*Polotskie gramoty XIII – nachala XVI veka*). Two volumes of this three-volume edition were published in 2015. They were prepared by Russian and Belarusian scholars (Vasilii A. Voronin, Aleksandr I. Grusha, Aleksandr A. Zhlutko, Ekaterina R. Skvairs, Andrei G. Tiul’pin and Sergei Polekhov) under the supervision of Anna L. Khoroshkevich. The first volume includes the texts and detailed descriptions of the documents issued by Polotsk authorities and inhabitants, as well as the Grand Dukes of Lithuania when they ruled that city. It contains, moreover, catalogues of seals and watermarks used in the documents. The second volume encompasses extensive commentary, an article about “Polotsk documents as a historical source” by Khoroshkevich (a revised version of her doctoral thesis), as well as a bibliography and reference material. All the documents published in the previous edition were newly revised on the basis of their manuscripts preserved in the archives of Berlin, Cracow, Gdańsk, Minsk, Moscow, Nizhnii Novgorod, St. Petersburg, Riga, Vilnius and Warsaw; in addition, several new documents were added. The third volume will include documents devoted to Polotsk issued by the authorities and inhabitants of neighbour cities and states, mainly Riga and the Teutonic Order, including more than 30 unpublished letters. The editors hope to prepare this volume in the course of the next few years.

Die Bischöfe von Kurland zwischen Livland und Preußen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

VON MADIS MAASING

Im Januar 1539 überreichte Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, der Koadjutor des Rigaer Erzbischofs (1529–1539) und spätere Erzbischof (1539–1563), seinem Bruder, dem Herzog Albrecht von Preußen (Hochmeister des Deutschen Ordens 1511–1525; Herzog 1525–1568) eine Übersicht über die Innenpolitik Livlands. Wilhelm war dabei der Ansicht, dass die Meinungen der Stände aus den Stiften Kurland und Reval nicht übermittelt zu werden brauchten, weil diese stets mit den sogenannten drei Häuptern Livlands – dem Ordensmeister, dem Erzbischof und dem Dorpater Bischof – übereinstimmten.¹ Darf man diese Aussage des künftigen Erz-

Der vorliegende Aufsatz wurde von der Wissenschaftsförderung der Republik Estland (PUT 1422) unterstützt.

Häufig verwendete Publikationen und deren Abkürzungen: HA 1 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1525–1534): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von ULRICH MÜLLER, Köln u.a. 1996 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 41); HA 2 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1534–1540): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von STEFAN HARTMANN, Köln u.a. 1999 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 49); HA 3 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1540–1551): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von DEMS., Köln u.a. 2002 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 54); HA 4 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1551–1557): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von DEMS., Köln u.a. 2005 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 57); HA 5 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1557–1560): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von DEMS., Köln u.a. 2008 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 60); HA 6 = Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1560–1564): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, hrsg. von DEMS., Köln u.a. 2008 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 61); MLA 5 = Monumenta Livoniae antiquae, Bd. 5: Die letzten Zeiten des Erzbistums Riga, dargestellt in einer gleichzeitigen Chronik des Bartholemäus Grefenthal und in einer Sammlung der auf jene Zeiten bezüglichen Urkunden, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Riga und Leipzig 1847; AR 3 = Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 3, hrsg. von LEONID ARBUSOW sen., Riga 1910; NQ2 = Neue Quellen zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit, 2, hrsg. von CARL SCHIRREN, Dorpat und Reval 1884 (Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands, Neue Folge, 10).

¹ HA 2, Nr. 1013.

bischofs tatsächlich dahingehend interpretieren, dass die oben erwähnten livländischen Bistümer im 16. Jahrhundert im Allgemeinen keine eigenständige Politik betrieben, weswegen ihnen nur eine marginale politische Bedeutung zukam? Im vorliegenden Aufsatz steht der Bischof von Kurland im Zentrum des Interesses. Dieser hatte im Unterschied zu seinem Amtsbruder in Reval² die fürstliche Gewalt inne, weshalb seine politische Haltung in Livland auf der Grundlage seiner Beziehungen zu Markgraf Wilhelm untersucht werden kann.

Von den mittelalterlichen livländischen Herrschaften ist das Bistum Kurland am wenigsten erforscht.³ Das kurländische Stift war, abgesehen von Reval, das kleinste und dauerhaft eng mit dem Deutschen Orden verbunden: Seit 1290 waren alle sechs Mitglieder des Domkapitels mit Priesterbrüdern des Ordens besetzt worden. Auch zum kurländischen Bischof wurden Ordensmitglieder bzw. dem Orden nahestehende Personen gewählt; bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts lag die praktische Entscheidungsgewalt hinsichtlich der Bischofswahl beim in Preußen residierenden Hochmeister des Deutschen Ordens.⁴ Anderswo in Livland vermochte der Orden nur in Reval eine dauerhafte Kontrolle über die Ernennung der Bischöfe auszuüben;⁵ in Hinblick auf den Erzbischof von Riga sowie die Bischöfe von Dorpat und Ösel-Wiek sind entsprechende Versuche des Ordens gescheitert. Zwischen dem Erzbischof und dem Orden kam es deswegen zu einem

² Der Bischof von Reval und sein Domkapitel besaßen einige Güter in Harrien, Jerwen und Wierland, zwei Burgen und eine Residenz auf dem Revaler Domberg, aber der Bischof war kein Landesherr. Vgl. KLAUS NEITMANN: Bistum Reval (ecclesia Revaliensis, Kirchenprovinz Lund), in: Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation, hrsg. von ERWIN GATZ, Freiburg im Breisgau 2003, S. 614-622.

³ Es gibt nur zwei umfassende Spezialstudien: PHILIPP SCHWARTZ: Kurland im dreizehnten Jahrhundert bis zum Regierungsantritt Bischof Emund's von Werd, Leipzig 1875; ERWIN HERTWICH: Das Kurländische Domkapitel bis 1561. Untersuchungen über die persönliche Zusammensetzung des Kapitels hinsichtlich der Herkunft und Laufbahn seiner Bischöfe und Domherren, in: Die Domkapitel des Deutschen Ordens in Preußen und Livland, hrsg. von RADOSEAW BISKUP und MARIO GLAUERT, Münster 2004 (Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Beiheft 17), S. 147-267. Für einen modernen Überblick siehe BERNHART JÄHNIG: Bistum Kurland (ecclesia Curoniensis / Quironiensis, Kirchenprovinz Riga), in: Die Bistümer (wie Anm. 2), S. 324-330.

⁴ BERNHART JÄHNIG: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland, Berlin 2011 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 16), S. 78-82; HENRIKE BOLTE: Die livländischen Bistümer im Spätmittelalter. Bedeutung und Forschungsinteresse am Beispiel ihrer Besetzung, in: Leonid Arbusow (1882-1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, hrsg. von ILGVARS MISĀNS und KLAUS NEITMANN, Köln u.a. 2014 (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte, 24), S. 209-227, hier S. 215ff.

⁵ KLAUS NEITMANN: Der Deutsche Orden und die Revaler Bischofserhebungen im 14. und 15. Jahrhundert, in: Reval. Handel und Wandel vom 13.-20. Jahrhundert, hrsg. von NORBERT ANGERMANN und WILHELM LENZ, Lüneburg 1997 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 8), S. 43-86; JÄHNIG, Verfassung (wie Anm. 4), S. 82ff.; BOLTE, Die livländischen Bistümer (wie Anm. 4), S. 217f.

jahrhundertelangen Machtkampf.⁶ In dieser Hinsicht ähnelte das Bistum Kurland eher den preußischen Bistümern Kulm, Samland und Pomesanien, die in den Orden eingebunden waren.⁷

Auf der anderen Seite beteiligte sich der Bischof von Kurland an den Landtagen, den wichtigsten politischen Versammlungen Livlands.⁸ Im Jahre 1521 wurde er wie alle anderen livländischen Bischöfe zum Reichsfürsten ernannt.⁹ Auch nahm in den 1520er Jahren der Einfluss des livländischen Ordenszweiges in Kurland beträchtlich zu: 1524 wurde entgegen dem Willen des Hochmeisters ein Kandidat zum Bischof ernannt, der vom kurländischen Kapitel gewählt und durch den livländischen Meister unterstützt worden war.¹⁰ Ein Jahr später wurde der Ordensbesitz in Preußen säkularisiert, doch bekundete der ehemalige Hochmeister Albrecht, der aus einleuchtenden Gründen einer der erbittertsten Gegner des Ordens wurde, auch in seiner Eigenschaft als Herzog großes Interesse für Livland, darunter für Kurland, das in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Besitzungen lag.¹¹

Für den Herzog war der Rigaer Erzbischof aufgrund eines heftigen Konflikts mit dem Orden in den 1520er Jahren ein passender Partner. Diese

⁶ JÄHNIG, *Verfassung* (wie Anm. 4), S. 76–98; BOLTE, *Die livländischen Bistümer* (wie Anm. 4). Siehe jeweils auch die an den angegebenen Stellen zitierte Literatur.

⁷ BRIGITTE POSCHMANN: *Bistümer und Deutscher Orden in Preußen 1243–1525: Untersuchung zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Ordensstaates*, in: *Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands*, 30 (1966), S. 227–356.

⁸ PRIIT RAUDKIVI: *Vana-Liivimaa maapäev. Ühe keskaegse struktuuri kujunemislugu* [Der alt-livländische Landtag. Werdegang einer mittelalterlichen Struktur], Tallinn 2007; JAN KOSTRZAK: *Die Ständeprobleme in Altlivland im 15. Jahrhundert*, in: *Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern*, hrsg. von HARTMUT BOOCKMANN, München 1992 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien, 16), S. 151–157; PÄRTEL PIIRIMÄE: *Staatenbund oder Ständestaat? Der livländische Landtag im Zeitalter Wolters von Plettenberg (1494–1535)*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), S. 40–80.

⁹ HERMANN HILDEBRAND: *Die Arbeiten für das Liv-, est- und kurländische Urkundenbuch im Jahre 1875/76*, Riga 1877, S. 93–100; MADIS MAASING: *Livland und die Reichstage (1520–1555)*, in: *Livland – eine Region am Ende der Welt? Forschungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im späten Mittelalter*, hrsg. von MATTHIAS THUMSER und ANTI SELART, Köln u.a. 2017 (im Druck), S. 283–312, hier S. 311f. Die (Erz)Bischöfe von Riga, Dorpat und Ösel-Wiek hatten die Reichsregalien schon im 13. Jahrhundert erhalten, aber später wurden die Kontakte mit dem Reich sporadischer und verdichteten sich erst wieder seit dem 15. Jahrhundert. Vgl. MIKKEL MÄESALU: *Liivimaa ja Püha Rooma keisririik 1199–1486* [Livland und das Heilige Römische Reich 1199–1486]. Diss. Universität Tartu 2017.

¹⁰ Zu den Plänen und zur Unzufriedenheit des Hochmeisters siehe ERICH JOACHIM: *Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen, Albrecht von Brandenburg*, 2. Theil: 1518–1521, Leipzig 1894 (Publicationen aus den Königlich-preußischen Staatsarchiven, 58), Nr. 42; 3. Theil: 1521–1525 (Publikationen aus den Königlich-preußischen Staatsarchiven, 61), Leipzig 1895, Nr. 41, 161 und 170.

¹¹ HANS QUEDNAU: *Livland im politischen Willen Herzog Albrechts von Preußen: ein Beitrag zur Geschichte des Herzogtums Preußen und des preußisch-livländischen Verhältnisses 1525–1540*, Leipzig 1939 (Deutschland und der Osten: Quellen und Forschungen zur Geschichte ihrer Beziehungen, 12).

zeitweilige Zusammenarbeit führte dann auch dazu, dass Albrechts jüngerer Bruder, Markgraf Wilhelm, nach Livland gerufen wurde. Als geborener Fürst voller Ehrgeiz stellte er einen lebendigen Kontrast zu den anderen livländischen Landesherrn dar, die dem niedrigen Adel oder dem Stadtbürgertum entstammten; zu Wilhelms nahen Verwandten gehörten außer dem Herzog, dessen Willen er zum Teil in Livland in die Tat umsetzte, auch die Herrscher von Polen, Brandenburg und Dänemark.¹²

Wie oben erwähnt, gelang es dem Orden nicht, die Mehrzahl der livländischen Bischöfe seinem Willen zu unterwerfen. Im 16. Jahrhundert kam dabei eine ausschlaggebende Bedeutung den Bischöfen von Dorpat und Ösel-Wiek zu, von deren Unterstützung es oft abhing, ob die Standpunkte des Erzbischofs oder die des Ordens in der livländischen Innenpolitik durchgesetzt werden konnten. Von seiner geistlichen Metropolitangewalt über die anderen Bischöfe machte der Erzbischof keinen Gebrauch, denn in der bischöflichen Politik kam es stattdessen auf zwei andere Ebenen an, die sich oft verflochten und miteinander im Widerspruch standen. Zum einen waren dies die ständisch-politischen Interessen der geistlichen Landesherrn, die oft eine Zusammenarbeit mit dem Erzbischof nahelegten. Zum anderen waren die gemeinsamen Interessen der livländischen Stände wesentlich, d.h. in erster Linie der Widerstand gegen Eingriffe durch externe Kräfte, weshalb die Bischöfe insbesondere in der Regierungszeit Wilhelms, der sich oft auf seine ausländischen Verwandten stützte, ein Bündnis mit dem Orden gegen den Erzbischof schlossen.¹³

Hinsichtlich der Rolle der Bischöfe von Kurland stellt sich die Frage, ob ihr Verhältnis zu Wilhelm demjenigen der anderen Bischöfe ähnelte oder ob sie unter so starkem Einfluss des Ordens standen, dass sie dessen Politik befolgten und so meistens in Opposition zum Erzbischof standen?

¹² THOMAS LANGE: Zwischen Reformation und Untergang Alt-Livlands: der Rigauer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Beziehungsgeflecht der livländischen Konföderation und ihrer Nachbarländer, 2. Bde. Hamburg 2014 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, 21.1-2); ULRICH MÜLLER: Erzbischof Wilhelm von Riga und die Reformation in Livland 1535–1563, in: Preußen und Livland im Zeichen der Reformation, hrsg. von ARNO MENTZEL-REUTERS und KLAUS NEITMANN, Osnabrück 2014 (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 28), S. 241-343; PAUL KARGE: Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, in: Baltische Monatsschrift 61 (1906), S. 117-156; QUEDNAU, Livland (wie Anm. 11).

¹³ MADIS MAASING: The Role of the Bishops in the Livonian Political System (in the First Half of the 16th Century), Tartu 2016 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 37), besonders S. 41-51; DERS.: Markkrahv Wilhelmi suhted Tartu piiskoppidega (1530.–1550. aastatel) [Die Beziehungen Markgraf Wilhelms mit den Bischöfen von Dorpat in den 1530er bis 1550er Jahren], in: Õpetatud Eesti Seltsi Aastaraamat 2012 (2013), S. 93-128; DERS.: Saare-Lääne piiskop ja tema vaimulik isand. Põhijooni Johannes von Münchhauseni suhetest Riia peapiiskopi Wilhelmi-ga (1541–1560) [Der Bischof von Ösel-Wiek und sein geistlicher Herr. Grundzüge der Beziehungen Johanns von Münchhausen mit Erzbischof Wilhelm von Riga (1541–1560)], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 16 (2013), S. 55-87.

Darüber hinaus kann gefragt werden, ob die Beziehungen zwischen Wilhelm und den Bischöfen von Kurland genauso intensiv waren wie die zwischen dem Erzbischof und den anderen livländischen Bischöfen, oder entsprachen sie eher dem Verhältnis zwischen dem Rigaer Metropoliten und den geistlichen Fürsten Preußens? Letztere waren ebenfalls Suffragane von Riga, doch waren ihre Beziehungen zum Erzbischof äußerst locker: Sie wollten sich nicht der Metropolitangewalt des Erzbischofs unterwerfen und verfolgten auch nur wenige gemeinsame politische Interessen. Eine Ausnahme stellte nur die in den 1540er Jahren erfolgte Zusammenarbeit zwischen dem Rigaer Erzbischof und den Bischöfen von Kulm und Ermeland dar, als die Ambitionen des Erzbischofs von Gnesen darauf, selbst Metropolit von Preußen zu werden, zurückgedrängt wurden.¹⁴ Ein weiterer Aspekt, der in diesem Beitrag angesprochen werden soll, ist die Frage, inwiefern die Politik der kurländischen Bischöfe durch den Herzog von Preußen beeinflusst werden konnte: Unterhielt dieser angesichts der geografischen Nähe intensivere Beziehungen mit Kurland als mit den anderen livländischen Bischöfen?

Es muss dabei berücksichtigt werden, dass die politische Orientation und das Ansehen der kurländischen Bischöfe in der Regierungszeit Wilhelms recht unterschiedlich waren. Der erste von ihnen, Hermann Ronneberg (1524–1539), war ein Priesterbruder des Deutschen Ordens und Domherr von Riga, der zuvor als Sekretär und Kanzler des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1494–1535) fungiert hatte und auch in seiner Eigenschaft als Bischof wiederholt als Gesandter des Ordensmeisters sowohl in Livland als auch außerhalb des Landes tätig war.¹⁵ Sein Nachfolger, Johannes von Münchhausen (1540–1560), war zwar kein Priesterbruder, doch unterhielt er trotzdem enge Beziehungen zum Orden und unterstützte ebenfalls dessen diplomatische Tätigkeit. Johannes wurde aufgrund der Unterstützung des Ordens 1541 auch Landesherr des Bistums Ösel-Wiek, wodurch seine Machtbasis beträchtlich erweitert wurde.¹⁶ Im Folgenden bleiben jedoch

¹⁴ MADIS MAASING: Die Metropolitanverbindung Rigas mit den preußischen Bistümern zur Zeit des Erzbischofs Wilhelm von Brandenburg, in: Die baltischen Länder und Europa in der frühen Neuzeit, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, KARSTEN BRÜGGEMANN und INNA PÖLTSAM-JÜRJO, Köln u.a. 2015 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 26), S. 165–187, hier besonders S. 186f.

¹⁵ LEONID ARBUSOW sen.: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert (Fortsetzung), in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1901 (1902), S. 1–160, hier S. 94; DERS.: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert (Schluss), in: ebenda 1902 (1904), S. 39–134, hier S. 64; DERS.: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert. Dritter Nachtrag, in: ebenda 1911/1912 (1913), S. 1–460, hier S. 174.

¹⁶ CARL SCHIRREN: Bischof Johannes von Münchhausen, in: Baltische Monatschrift 28 (1881), S. 1–37; MAASING, Saare-Lääne piiskop (wie Anm. 13). Johanns Neffe (oder Bruder) Ernst von Münchhausen war 1535 bis 1544 Komtur von Goldingen, der wichtigste Ordensgebietiger in Kurland. Siehe Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, hrsg. von LUTZ FENSKE und KLAUS MILITZER, Köln u.a. 1993 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 12), Nr. 601.

solche Aspekte der Kommunikation zwischen Johannes und dem Erzbischof außer Betracht, die keinen Bezug zu Kurland haben. Eine nähere Untersuchung der Beziehungen des letzten Bischofs von Kurland (sowie von Ösel-Wiek und Reval), Herzogs Magnus (1560–1583), wird im vorliegenden Beitrag auch nicht unternommen, denn ihr Charakter unterschied sich deutlich von demjenigen der früheren Kontakte und bedürfte einer gesonderten Studie.

* * *

Die Ankunft des Markgrafen Wilhelm in Livland war verbunden mit einem Streit zwischen dem Orden und dem Erzbischof, der in den 1520er Jahren entbrannt war. Erzbischof Johannes Blankenfeld (1524–1527) verlor 1525 infolge der Reformation seinen Anteil an der Macht über Riga, die wichtigste Stadt der Region, die er mit dem Orden teilte.¹⁷ Später wurde er beschuldigt, mit den Russen kollaboriert zu haben,¹⁸ und sah sich im folgenden Jahr gezwungen, sich gemeinsam mit den anderen Bischöfen unter den Schutz des Ordensmeisters zu stellen.¹⁹ Der nächste Erzbischof Thomas Schöning (1528–1539) beschloss, zur Wiederherstellung seiner Machtstellung ein Bündnis mit Herzog Albrecht von Preußen einzugehen. Auf Albrechts Empfehlung schließlich wurde Wilhelm im Herbst 1529 zum Koadjutor Schönings ernannt.²⁰ Gegen den Koadjutor lehnte sich in erster Linie der Orden auf, während es den Bischöfen von Dorpat und Ösel-Wiek – dieser hatte zugleich den Posten des Bischofs von Reval inne –, ähnlich wie dem Erzbischof darauf ankam, die eigene Handlungsfreiheit auf Kosten der Macht des Ordens erneut zu erweitern. Als einziger Bischof blieb nach wie vor der kurländische Landesherr Hermann Ronneberg an der Seite des Ordens.²¹ Im Sommer 1530 vermochten die übrigen Bischöfe schließlich den Widerstand des Ordens zu brechen und verhalfen Wilhelm dazu, als Koadjutor akzeptiert zu werden.²²

Johannes von Münchhausen entsandte seine Boten oft ins Reich, wahrscheinlich auch in den Geschäften des Ordens. Vgl. MAASING, Livland und die Reichstage (wie Anm. 13), S. 290, 292–295, 308.

¹⁷ Die Kondomation über Riga war 1452 mit dem Vertrag von Kirchholm vereinbart worden. Siehe Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 1, Lfg. 5, hrsg. von LEONID ARBUSOW jun., Riga 1929, Nr. 552. 1525 stellte sich die Stadt unter die Alleinmacht des Ordens. AR 3, Nr. 212.

¹⁸ Jüngste Forschungen zu Blankenfeld bei ANTI SELART: Johann Blankenfeld und Russland, in: Die baltischen Länder (wie Anm. 14), S. 105–129.

¹⁹ AR 3, Nr. 239; HA 1, Nr. 19.

²⁰ Zu Wilhelms Berufung zum Koadjutor siehe vor allem KARGE, Die Berufung (wie Anm. 12).

²¹ HA 1, Nr. 79–80, 99.

²² Siehe HA 1, Nr. 73, 79–80, 98–99; AR 3, Nr. 281; MAASING, Markkrahv Wilhelmi suhted Tartu piiskoppidega (wie Anm. 13), S. 100; DERS., Saare-Lääne piiskop (wie Anm. 13), S. 58.

Anschließend vermochte der Orden jedoch die anderen Bischöfe (mit Ausnahme des Erzbischofs) davon zu überzeugen, dass der Einfluss Preußens eingeschränkt werden sollte. Dafür stellte man gemeinsam eine Reihe von Forderungen an Wilhelm: er dürfe während der Lebenszeit des jetzigen Erzbischofs nicht nach Livland kommen, müsse dem katholischen Glauben treu bleiben, auf ausländische Unterstützung verzichten und die Priesterweihe empfangen.²³ Diese Forderungen stellte im Spätsommer 1530 eine Gesandtschaft unter der Leitung des Bischofs von Kurland und des Komturs von Doblen an den Herzog und den Markgrafen.²⁴ Dennoch konnte kein für die Livländer erfreuliches Ergebnis erzielt werden: Der Herzog wies ihre Forderungen zurück, und Wilhelm traf, ohne den gestellten Forderungen nachzukommen und sogar für den Erzbischof überraschend, bald in Livland ein.²⁵ Dies bereitete allen livländischen Herrschern Sorge: Niemand wollte, dass Wilhelm mit der Umsetzung der Agenda seines Bruders, des Herzogs von Preußen, in Livland beginne.

Zunächst bemühten sich die livländischen Bischöfe darum, ein positives Verhältnis zu Wilhelm aufzubauen:²⁶ Wohl hofften sie ihn dazu zu gewinnen, ihre Politik zu unterstützen und gegebenenfalls direkte Unterstützung zu erhalten. Solche Hoffnungen hegte wahrscheinlich auch Bischof Hermann von Kurland, der zurzeit von Wilhelms Ankunft in Livland mit mehreren kurländischen Adligen in Konflikt lag. Einen besonders bitteren Streit trug er mit dem Ordensvasall Bastian von Elten aus, wobei sich beide gegenseitig vorhielten, die Besitzungen des anderen verletzt zu haben. Die Schlichtung des Streits wurde dem Erzbischof von Riga anvertraut, doch stattdessen zog Hermann es vor, den Markgrafen Wilhelm als Vermittler einzuschalten. Der Letztere geriet so aber in Bedrängnis – offensichtlich fiel es ihm, der gerade erst in Livland angekommen war, recht schwer, sich in der Sache zu orientieren. Der Herzog von Preußen empfahl jedoch seinem Bruder, diese Aufgabe zu übernehmen, da sein Ansehen durch eine erfolgreiche Schlichtung des Konflikts nur steigen würde.²⁷ Anfang 1531 bemühten sich Markgraf Wilhelm und der Erzbischof gemeinsam um eine Lösung. Die Entscheidung, die zum Vorteil von Eltens ausfiel, konnte jedoch wegen des Widerstands von Bischof Hermann nicht in Kraft gesetzt werden.²⁸ Über die Beilegung des Streits wurde auch später noch diskutiert, doch ist dies wahrscheinlich gescheitert.²⁹

²³ HA 1, Nr. 103, Postskript I.

²⁴ HA 1, Nr. 99, 103, 106-108, 110, 112.

²⁵ HA 1, Nr. 120, 122-124.

²⁶ So schenkte z.B. der Dorpater Bischof dem Markgrafen einen Goldring und einen jungen Hengst. Siehe HA 1, Nr. 160.

²⁷ HA 1, Nr. 139-141.

²⁸ HA 1, Nr. 156, 160, 166 und Beilagen.

²⁹ HA 1, Nr. 200, 224, Beilage VIII. 1533 wird Elten als Feind des Bischofs von Kurland bezeichnet. Siehe HA 1, Nr. 524. Auch später blieb er im Ausland. Siehe Kurländische Güterurkunden, hrsg. von KLAUS NEITMANN und DAPHNE SCHADEWALDT (Internet-Publikation: <https://www.herder-institut.de/bestaende-digitale-angebote/>)

Wilhelm sah sich wegen seiner gescheiterten Vermittlungstätigkeit mit neuen Problemen konfrontiert: So klagte er, dass ihretwegen – sie hatte ja standesgemäße Bewirtungen und Zeremonien erfordert – die Vorräte in seiner Burg Ronneburg zur Neige gegangen seien. Daher fürchtete er, die russischen Gesandten, die zu Beginn des Jahres 1531 ankommen sollten, um mit Livland einen 20-jährigen Friedensvertrag abzuschließen, nicht angemessen bewirten zu können.³⁰

Hermann wiederum hatte sich verrechnet, denn Wilhelm hatte ihn nicht, wie gehofft, unterstützt. Warum aber hatte der kurländische Bischof in diesem Fall überhaupt Wilhelm um Hilfe gebeten? Sehr wahrscheinlich hing das mit Preußen zusammen. Etliche livländische Vasallen, die mit ihren Herren in Konflikt geraten waren, hatten dort und in Skandinavien um Unterstützung gebeten. Unter diesen Vasallen war auch Heinrich Wessel der Jüngere, ein Sohn des gleichnamigen Vasallen des kurländischen Bischofs, der seit Ende der 1520er Jahre eine Erbschaftauseinandersetzung um Ländereien mit Hermann Ronneberg hatte. Der jüngere Wessel verließ Livland zusammen mit Elten und fand für seine Ansprüche in Preußen und Skandinavien Unterstützung.³¹ Man kann annehmen, dass auch Elten den Herzog von Preußen um Hilfe ersuchte; auf jeden Fall war Bischof Hermann damals bestrebt, die Beziehungen zum Herzog von Preußen zu verbessern, um in den Streitfällen mit seinen Vasallen eine bessere Position zu haben.³² Somit dürfte auch der Umstand, dass er sich während des Streits mit Elten an Wilhelm wandte, den Zweck dienen, durch ihn die Beziehungen mit dessen Bruder zu verbessern. Doch unterstützten die Brüder Albrecht und Wilhelm nicht ihn, sondern die Vasallen.

In der Regel verschlechterten sich Anfang der 1530er Jahren die Beziehungen zwischen Wilhelm und den anderen Livländern. Der Markgraf trug selbst aktiv zur Konsolidierung seiner Gegner bei: Unmittelbar nach seiner Ankunft machte er sich daran, in erster Linie über die römischen Kurie Anspruch auf die Domherrenstellen in Riga, Dorpat, Ösel-Wiek und Reval zu erheben, womit er die livländischen Domkapitel und auch andere Geistliche verärgerte.³³ Das einzige livländische Domkapitel, des-

datenbanken/kurlaendische-gueterurkunden.html), Nr. erg0854: <https://www.herder-institut.de/go/ZA-6465bd> (letzter Zugriff 1.3.2017).

³⁰ HA 1, Nr. 170.

³¹ HA 1, Nr. 51 und Beilagen, 496, 524 und Beilagen, 547 und Beilage; HA 2, Nr. 657, 933; Kurländische Güterurkunden (wie Anm. 30), Nr. Bauer413: <https://www.herder-institut.de/go/Zx-a87f97>; Bauer414: <https://www.herder-institut.de/go/Zy-fc1d82>; Bauer422: <https://www.herder-institut.de/go/ZB-30050b> (letzter Zugriff 1.3.2017).

³² HA 1, Nr. 155.

³³ HA 1, Nr. 144, 168, 215–217, 220, 224 und Beilage, 229, 231, 235 und Beilage, 274, 337, 353, 432; MLA 5, Nr. 50, 52, 56. Nach dem Wiener Konkordat (1448), das im 16. Jahrhundert auch in Livland galt, durfte der Papst das Besetzungsrecht für höhere Pfründen in den ungeraden Monaten des Jahres ausüben; etliche niedrige Pfründe (auch in Domkapiteln) konnte er aber die ganze Zeit besetzen. Siehe

sen Pfründen er nicht zu erlangen versuchte, war das kurländische. Dies lag wohl daran, dass Kurland das ärmste Kapitel Livlands war und eben unter direktem Einfluss des Ordens stand.

Auf dem Landtag zu Beginn des Jahres 1532 unternahmen die livländischen Stände einen erneuten Versuch, den ehrgeizigen Markgrafen zu zügeln und bestanden unter anderem darauf, dass er die Priesterweihe empfangen, keine ausländischen Fürsten nach Livland einladen und sich zu Lebzeiten des Erzbischofs nicht in die Verwaltung des Erzstifts einmische.³⁴ Die Weihe empfing Wilhelm jedoch nie; acht Jahre später, als er bereits Erzbischof geworden war, erklärte er dem Papst seine Weigerung unter anderem damit, dass der neue kurländische Bischof Johannes von Münchhausen nicht geweiht sei und ihn deshalb nicht weihen konnte.³⁵

Wilhelm nahm auch auf die übrigen Forderungen nicht ernsthaft Rücksicht. Insbesondere die Vorstellung, er dürfe sich nicht an der Verwaltung des Erzstiftes beteiligen, mag ihn dazu provoziert haben, in die internen Konflikte des Bistums Ösel-Wiek einzugreifen und seinen Anspruch auf den dortigen Bischofsstuhl geltend zu machen: Im Herbst 1532 ergriff er die Macht in der Wiek und startete eine Propagandakampagne gegen seinen in Arensburg residierenden Kontrahenten Reinhold von Buxhoeveden, den Bischof von Ösel-Wiek (1530–1541). Er beschuldigte Reinhold, sowohl kanonische als auch weltliche Rechtsnormen verletzt, seine Macht missbraucht und ein unsittliches Leben geführt zu haben.³⁶ Ein Großteil der Livländer nahm während der Wiekischen Fehde (1532–1536) zunächst eine abwartende Haltung ein. Zu Beginn des Jahres 1533 griff der Schwiegervater des Herzogs von Preußen, der dänische König Friedrich I. (1523–1533), auf diplomatischem Wege in den Streit ein, nachdem sich viele Livländer bereit erklärt hatten, Wilhelms Anspruch auf den Bischofsstuhl von Ösel-Wiek zu akzeptieren. Am 1. April wurde ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Wilhelm, dem Ordensmeister und der Stadt Riga geschlossen,

ANDREAS MEYER: Das Wiener Konkordat von 1448 – eine erfolgreiche Reform des Spätmittelalters, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Bibliotheken und Archiven 66 (1986), S. 108–152. Zur Festsetzung des Konkordats in Livland siehe HILDEBRAND, Die Arbeiten (wie Anm. 9), S. 93–100. Vgl. auch MAASING, Markkrahv Wilhelmi suhted Tartu piiskoppidega (wie Anm. 13), S. 103.

³⁴ AR 3, Nr. 303; HA 1, Nr. 255. Zur Haltung der livländischen Herrscher zu Wilhelm siehe ebenda, Nr. 257, 260, 268, Beilage; AR 3, Nr. 304.

³⁵ HA 2, Nr. 1065, Beilage I.

³⁶ Zur Wiekischen Fehde siehe QUEDNAU (wie Anm. 11), S. 96–151; MAGNUS VON HIRSCHHEYDT: Der Krieg, der nie stattgefunden hat. Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, Reinhold von Buxhövdens, die Öselsche Bischofsfehde und das Problem der fehlenden Kriegslegitimation, in: Geistliche im Krieg, hrsg. von FRANZ BRENDLE, ANTON SCHINDLING, Münster 2009, S. 345–371; MADIS MAASING: Die Wiekische Fehde (1532–1536) und Markgraf Wilhelm von Brandenburg, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 11–35. Für weitere Literatur siehe DERS.: Propagandasõda Saare-Lääne vaenuse aegsel Liivimaal (1532–1536) [Der Propagandakrieg in Livland während der Wiekischen Fehde (1532–1536)], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 18 (2015), S. 123–174, hier S. 124, Anm. 5–6.

selbst wenn ein Teil der Ordensgebietiger und -stände Wilhelm gegenüber auch danach noch eine feindliche Haltung einnahm.³⁷ Zu denjenigen, die Wilhelm günstig gesinnt waren, zählte auch der Bischof von Kurland,³⁸ weshalb der Markgraf ihn neben dem Ordensmeister und dem Rigaer Rat mit der Lösung des Konflikts betrauen wollte³⁹ (was im April geschah⁴⁰). Doch scheiterte dieser Schlichtungsversuch nicht zuletzt daran, dass Bischof Reinhold die Anerkennung des Schiedsgerichts verweigerte.⁴¹ Daraufhin nahm die Fehde einen immer ungünstigeren Verlauf für Wilhelm, während die Unterstützung für Reinhold zunahm: Auf dem Felliner Landtag zu Beginn des Jahres 1534 waren der Bischof von Kurland und die Gesandten der Stadt Riga die einzigen, die gegenüber Wilhelms Gesandten noch freundlich eingestellt waren.⁴² Dennoch schloss sich am Ende des Landtags auch Bischof Hermann den Gegnern Wilhelms an und bestätigte das sogenannte Bündnis von Fellin. Damit wurde anerkannt, dass Reinhold der rechtmäßige Bischof von Ösel-Wiek sei.⁴³

Auf dem Felliner Landtag wurde zudem beschlossen, die Wieksche Fehde durch den Metropolit von Livland – den Rigaer Erzbischof – zu schlichten; als dessen Beisitzer wurden die Bischöfe von Dorpat und Kurland eingesetzt.⁴⁴ Die im Sommer 1534 erfolgten Vermittlungsversuche scheiterten jedoch in erster Linie daran, dass nun Wilhelm die Anerkennung der Kompetenz der Schiedsrichter und des über ihn gefällten ungünstigen Urteils verweigerte.⁴⁵ Er hoffte, beim Papst Unterstützung zu finden, und sein Lager beschloss, Reinholds Bischofsweihe um jeden Preis zu verhindern. Diese hätte als letztes rechtliches Defizit im Hinblick auf dessen Bischofsamt angesehen werden können. Allerdings hätte dafür der Erzbischof als Metropolit von Livland dem Papst erklären müssen, dass Reinhold für das Bischofsamt untauglich sei. Nachdem sich der Erzbischof jedoch diesem Ansinnen seines Koadjutors verweigerte, hofften Wilhelms Unterstützer, dass sich der Bischof von Kurland dazu bereitfände, der immer noch als derjenige livländische Prälat galt, der Wilhelm am günstigsten

³⁷ AR 3, Nr. 324; HA 1, Nr. 386. Über die Verhalten der Gebietiger und der nordestnischen Stände siehe QUEDNAU, Livland (wie Anm. 11), S. 114ff.; HA 1, Nr. 325.

³⁸ HA 1, Nr. 351. Der Streit, den Albrecht und Wilhelm gegen ihn entschieden hatten, spielte offensichtlich im Folgenden keine große Rolle mehr. Elten war im Ausland und stellte für Hermann keine Gefahr mehr dar; der Bischof war weiterhin um gute Beziehungen mit Preußen bemüht.

³⁹ HA 1, Nr. 366 und 374, Beilage I; MLA 5, Nr. 81. Auch Herzog Albrecht stimmte den Schlichtern zu. Siehe HA 1, Nr. 379.

⁴⁰ HA 1, Nr. 393-394.

⁴¹ HA 1, Nr. 389, 411, 414, 422, 427 und Beilagen; MLA 5, Nr. 95, 97, 99-100.

⁴² HA 1, Nr. 587.

⁴³ HA 1, Nr. 588; AR 3, Nr. 333. Die Zustimmung des Bischofs von Kurland iritierte Wilhelms Gesandte besonders. Siehe HA 2, Nr. 597.

⁴⁴ HA 1, Nr. 587, Beilage; AR 3, Nr. 334; HA 2, Nr. 602, 621, 685, 762 (Artikel 23).

⁴⁵ HA 2, Nr. 693 und Beilagen, 698 und Beilage, 704 und Beilage; MLA 5, Nr. 128.

gesonnen war.⁴⁶ Da die Quellen jedoch über eine Zustimmung Hermanns schweigen, dürfte auch dieser Plan gescheitert sein.

Im September 1534 überfiel Bischof Reinhold die Wiek. Markgraf Wilhelm musste sie verlassen. Hiermit war faktisch auch das Schicksal der Fehde entschieden.⁴⁷ Doch zog sich die Auseinandersetzung hauptsächlich auf diplomatischer Ebene noch beinahe zwei Jahre hin, ehe sie im Juli 1536 auf dem Schiedsgerichtstag in Wolmar beendet werden konnte.⁴⁸ Mit der Schlichtung des Streites waren der Erzbischof, der Bischof von Dorpat und der Orden betraut. Der Bischof von Kurland, der dem Schiedsgericht nicht angehörte, war im Vergleich zu den anderen Livländern Wilhelm gegenüber wieder freundlicher eingestellt. Er machte dem Gesandten des preußischen Herzogs vor dem Gerichtstag das Angebot, dem Koadjutor dienlich zu sein. Darüber hinaus war er der Ansicht, dass die Fehde überhaupt nicht so eskaliert wäre, wenn seine Ratschläge befolgt worden wären. Für das anstehende Treffen unterbreitete er Vorschläge, wie Wilhelms Ehre verteidigt werden könnte.⁴⁹

Infolge der Niederlage in der Wiekschen Fehde erwies es sich für Markgraf Wilhelm als unmöglich, in Livland auch nur im kleinen Maßstab eine ehrgeizigere Politik zu betreiben. Daher waren in den nachfolgenden Jahren auch seine Kontakte zum Bischof von Kurland eher selten. Ein persönliches Treffen verlief jedoch 1538 in angenehmer Atmosphäre.⁵⁰ Allerdings machte Wilhelm in Zusammenhang mit dem Tod Bischof Hermanns 1539 eine missliche Erfahrung: Der Markgraf schrieb seinem Bruder im November 1539, dass er dessen letzten Brief zwar erhalten habe, doch habe man diesen erbrochen in einer kurländischen Schenkstube gefunden. Den Brief habe er von einem Diener des kurländischen Stiftes erhalten, der ihm auch weitere (wohl unbeschädigte) Briefe überreicht habe, in denen er vom Tod Bischof Hermanns in Kenntnis gesetzt wurde. In diesen Briefen, von denen einer vom kurländischen Koadjutor, wahrscheinlich dem künftigen Bischof Johannes von Münchhausen, stammte, wurde Wilhelm, der im August 1539 Erzbischof geworden war, um Schutz ersucht.⁵¹

Als Erzbischof kam Markgraf Wilhelm hauptsächlich dann mit dem Bischof von Kurland in Berührung, wenn es um Probleme ging, die ganz Livland betrafen. Eines der gravierendsten unter ihnen war der Streit zwischen dem Orden und dem Erzbischof um die Stadt Riga. Wilhelms Vorgänger Thomas Schöning hatte diesen Konflikt trotz großer Anstrengungen

⁴⁶ HA 2, Nr. 692 und 693, Postskript I.

⁴⁷ HA 2, Nr. 708, 713, 715, 734, Beilagen I-II, 822; MLA 5, Nr. 133; vgl. MAA-SING, Propagandasöda (wie Anm. 36), S. 150f.

⁴⁸ Zu den Ereignissen vgl. HA 2, Nr. 879 und Beilagen; MLA 5, Nr. 147. Das Urteil: HA 2, Nr. 880; MLA 5, Nr. 148.

⁴⁹ HA 2, Nr. 879, S. 305.

⁵⁰ HA 2, Nr. 990.

⁵¹ Wilhelm hielt diesen Fall für ein sprechendes Beispiel dafür, wie in Livland mit Privatbriefen umgegangen wurde, und bat seinen Bruder, Briefe künftig nur mit persönlichen Boten zu schicken. Siehe HA 2, Nr. 1045.

nicht zu seinem Vorteil lösen können.⁵² Dabei hatten sich auch die anderen livländischen Bischöfe um die Beilegung des Streits bemüht, darunter auch Hermann von Kurland im Jahre 1533. Die protestantische Stadt Riga jedoch fürchtete, dass der Bischof kategorisch auf der Wiedereinführung der katholischen Kirchenordnung bestehen würde.⁵³ Bis Anfang der 1540er Jahre war die Alleinherrschaft des Ordens in der Stadt endgültig gefestigt worden. Auch wenn Erzbischof Wilhelm die Verbreitung des Luthertums in Livland durchaus unterstützte, fiel es ihm schwer, mit der Stadt übereinzukommen. Riga trat 1541 dem protestantischen Schmalkaldischen Bund bei,⁵⁴ weshalb es die hervorragendsten lutherischen Herrscher des Reiches gegen den Erzbischof in Stellung bringen konnte; mit diesen wollte sich Wilhelm nicht anlegen.⁵⁵ Im Jahre 1542 wäre es dem Erzbischof beinahe gelungen, in Lemsal eine Vereinbarung mit Riga zu treffen, doch scheiterte diese am Widerstand des Ordens.⁵⁶ Auf dem Landtag des Jahres 1543 bemühten sich die Bischöfe von Dorpat, Kurland, Ösel-Wiek und Reval um die Lösung des Rigaer Problems. Sie waren der Ansicht, dass bis zum allgemeinen Konzil der katholische Gottesdienst und die geistliche Gewalt des Erzbischofs in der Stadt wieder einzuführen seien. Der Erzbischof wiederum sollte durch den Bischof von Reval geweiht werden. Diese Bedingungen waren jedoch weder für die Stadt noch für den Erzbischof akzeptabel.⁵⁷ Nicht besser verlief auch der im Sommer des gleichen Jahres unternommene Vermittlungsversuch, als sich der Dorpater Bischof Johannes Bey (1528–1543) und der Bischof von Ösel-Wiek und Kurland Johannes von Münchhausen um die Schlichtung des Streits bemühten.⁵⁸

Des Weiteren strebte der Orden in den 1540er Jahren danach, seine Kontrolle über das Erzstift Riga hinaus auf die anderen Stifte Livlands auszuweiten. Der Koadjutor des Ordensmeisters, Johann von der Recke, erreichte 1542 ein Mandat vom römischen König Ferdinand I., das sich an den Erzbischof von Riga sowie an die Bischöfe von Kurland, Dorpat und Ösel-Wiek richtete. Der Koadjutor des Ordensmeisters sollte in der Zukunft darüber wachen, dass nur ehrwürdige und geeignete sowie dem Katholizismus treu

⁵² PAUL KARGE: Die religiösen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strömungen in Riga 1530–1535, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 23 (1924–1926), S. 296–371; Repertorium der Akten des Reichskammergerichts: untrennbarer Bestand 1: Prozessakten aus der Schweiz, Italien, den Niederlanden und dem Baltikum, sowie der freiwilligen Gerichtsbarkeit, hrsg. von OTTO KOSER, Huppenheim a.d. Bergstr. 1933, Nr. 471.

⁵³ HA 1, Nr. 352 und 406.

⁵⁴ Monumenta Livoniae Antiquae, Bd. 4: Riga's ältere Geschichte in Uebersicht, Urkunden und alten Aufzeichnungen zusammengestellt, hrsg. von KARL EDUARD NAPIERSKY, Riga und Leipzig 1844, Nr. 163.

⁵⁵ HA 3, Nr. 1329/1.

⁵⁶ HA 3, Nr. 1184 und 1184/1.

⁵⁷ HA 3, Nr. 1200/2 und 1200/3.

⁵⁸ HA 3, Nr. 1211, 1217–1218.

ergebene Männer zu Bischöfen und ihren Koadjutoren ernannt werden.⁵⁹ Dies hätte dem Orden die Möglichkeit gegeben, sich in Livland in die Wahl aller Bischöfe, die über fürstliche Gewalt verfügten, einzumischen. Für Erzbischof Wilhelm war dieses Mandat völlig unakzeptabel,⁶⁰ doch behauptete der Orden 1546, dass der Bischof von Dorpat zu dessen Einholung beitragen habe, und auch die Bischöfe von Reval und Kurland damit einverstanden seien.⁶¹ Es ist nicht klar, ob diese Behauptungen zumindest zum Teil der Wahrheit entsprachen, denn noch im gleichen Jahr lehnten sich sowohl der Bischof von Dorpat als auch der Bischof von Kurland und Ösel-Wiek gegen die Anwendung des Reskripts auf.⁶²

Stattdessen verabschiedeten die livländischen Bischöfe und der Orden auf dem Landtag des Jahres 1546 den sogenannten Wolmarer Rezess, der den livländischen Landesherren und ihren Ständen untersagte, ohne Bewilligung aller Landstände ihren Stand zu verändern – womit die Säkularisation untersagt wurde. Zudem sollte niemand ohne Bewilligung aller Landstände einen ausländischen Fürsten oder Herrn zum Koadjutor nehmen und nach Livland berufen.⁶³ Dies war in erster Linie gegen Erzbischof Wilhelm gerichtet, der versucht hatte, einen Koadjutor fürstlichen Geschlechts einzusetzen.⁶⁴ Als Gegenleistung gaben der Ordensmeister, der Bischof von Dorpat sowie der Bischof von Kurland und Ösel-Wiek ihm die Erlaubnis, die Mitherrschaft über Riga wiederherzustellen – gegebenenfalls auch mit militärischer Gewalt.⁶⁵ Dies war jedoch nicht vonnöten: Anfang 1547 erklärte sich die Stadt wieder bereit, dem Erzbischof den Eid zu leisten.⁶⁶ Somit bedeutete der Wolmarer Rezess zumindest teilweise einen Sieg der gemeinsamen Front der Bischöfe über den Orden, und auch der Erzbischof war damit zunächst einmal ausdrücklich zufrieden.⁶⁷

Dies löste jedoch nicht alle Konflikte zwischen Riga und dem Erzbischof. Wilhelm und das Domkapitel verlangten über den Reichshofrat eine Entschädigung für das Kirchengut, das nach der Reformation abhandengekommen war.⁶⁸ Im Herbst 1550 beschlossen die vom Kaiser mit der Schlichtung des Streits betrauten Johannes von Münchhausen, Jodokus von der Recke (Bischof von Dorpat 1543–1551/53) und Ordensmeister Johann von

⁵⁹ HA 3, Nr. 1220/3.

⁶⁰ HA 3, Nr. 1220/4.

⁶¹ HA 3, Nr. 1345. Der Orden nannte hier nur den Bischof von Kurland und nicht den von Ösel-Wiek. Vermutlich deshalb, weil er sich auf die Zeit bezog, in der Johannes noch nicht Bischof von Ösel-Wiek war.

⁶² HA 3, Nr. 1329, 1333, 1345.

⁶³ HA 3, Nr. 1342.

⁶⁴ HA 3, Nr. 1149, 1167, 1202.

⁶⁵ HA 3, Nr. 1342, 1344/1, 1344/2.

⁶⁶ HA 3, Nr. 1364, 1370; MLA 5, Nr. 176.

⁶⁷ HA 3, Nr. 1345.

⁶⁸ LEO LEESMENT: Über die livländischen Gerichtssachen im Reichskammergericht und im Reichshofrat, Tartu 1929 (Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis / Dorpatensis. B, XVIII. 2. 1930), S. 23f.

der Recke (1549–1551) von der Stadt Schadenersatz und die Rückgabe eines Großteils des Kirchenguts zu verlangen.⁶⁹ Doch kam die Stadt der letzteren Forderung nicht nach. Über die Frage der Verteilung des Schadenersatzes kam es zwischen dem Erzbischof und dem Kapitel zu Konflikten, weshalb Wilhelm keine endgültige Versöhnung mit Riga zu erzielen vermochte.⁷⁰

Zugleich ließ Livland die Reformationsfrage nicht los. Zu Beginn des Jahres 1546 ließ Erzbischof Wilhelm seinen Kanzler Christoph Sturtz, der in Wittenberg studiert hatte,⁷¹ den Entwurf einer lutherischen Kirchenordnung anfertigen. Dieser wurde Theologen in Preußen und Wittenberg vorgelegt.⁷² Wenngleich dieser in erster Linie für das Erzstift Riga vorgesehen war, ersuchte man auch „unsere heren Suffraganyen“, also die anderen livländischen Bischöfe, sich mit dem Entwurf vertraut zu machen.⁷³ Bei den Letzteren fand Wilhelms Reformplan jedoch keine Unterstützung,⁷⁴ und auf dem Landtag wurde er überhaupt nicht besprochen. Die Ablehnung des Reformationsplans lässt sich offenbar sowohl auf religiöse als auch auf politische Gründe zurückführen: Ein Großteil der livländischen Elite, insbesondere die Domherren, unterstützte nach wie vor den Katholizismus, doch wollte man auch nicht unbedingt dazu beitragen, das Ansehen des Erzbischofs zu vergrößern, was zu einer zunehmenden Einmischung Preußens und anderer externer Kräfte hätte führen können.⁷⁵

Bischof Johannes von Münchhausen verhielt sich in Fragen der Religion eher als Katholik. So bemühte er sich unter anderem wahrscheinlich darum, das Augsburger Interim durchzuführen,⁷⁶ wodurch er sich vom Erzbischof

⁶⁹ HA 3, Nr. 1506; HA 4, Nr. 1542.

⁷⁰ HA 4, Nr. 1543, 1555, 1795; vgl. LANGE, Zwischen Reformation (wie Anm. 12), S. 141–161; MÜLLER, Erzbischof Wilhelm (wie Anm. 12), S. 266–322.

⁷¹ Viele livländische Herrscher wollten sich angeblich der Dienste von Sturtz versichern, unter anderem auch Johannes von Münchhausen. Siehe HA 3, Nr. 1218/1; vgl. KLAUS NEITMANN: Ein Franke an den „weit entlegenen Enden der Christenheit“. Erzbischof Wilhelm von Riga zwischen „inländischem“ und „ausländischem“ Herrschaftspersonal, in: Livland – eine Region (wie Anm. 9), S. 141–181, hier S. 167–174.

⁷² PAUL KARGE: Die Reformation und Gottesdienstordnung des Markgrafen-Erzbischofs Wilhelm von Riga vom März 1546, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 22 (1924), S. 120–161 (Publikation des Entwurfs: ebenda, S. 133–161); OTTO POHRT: Reformationsgeschichte Livlands: ein Überblick, Leipzig 1928 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 145), S. 92–100; ULRICH MÜLLER: Herzog Albrecht in Preußen und Erzbischof Wilhelm von Riga in ihren Bemühungen um die Evangelisierung der Landbevölkerung Livlands, Teil 1, in: Preußenland, N.F. 5 (2015), S. 49–97, hier S. 73–83.

⁷³ Zit. n. KARGE, Die Reformation (wie Anm. 72), S. 134.

⁷⁴ HA 3, Nr. 1329.

⁷⁵ MÜLLER, Erzbischof Wilhelm (wie Anm. 12), S. 286–308; MADIS MAASING: Die Reformationsversuche im Erzbistum Riga in den 1540er und 1560er Jahren (im Druck).

⁷⁶ Er scheiterte darin wegen des Widerstands seiner Stände. Zu Johannes' religiöser Haltung siehe SCHIRREN, Bischof Johannes (wie Anm. 16), S. 19–23; INNA PÖLTSAM-JÜRJO: Lihula isepäised nunnad [Die starrköpfigen Nonnen von Leal], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 18 (2015), S. 175–194; LEESMENT, Über die livländischen Gerichtssachen (wie Anm. 68), S. 36–40.

und den führenden Figuren des livländischen Ordenszweiges unterschied, die sich dem Interim widersetzen.⁷⁷ Zu einer Auseinandersetzung zwischen den Anhängern des neuen und des alten Glaubens ist es in Livland jedoch nicht gekommen, zumal man bestrebt war, sich sowohl mit den katholischen Mächten wie dem Papst, dem Kaiser und dem Hochmeister-Administrator des Deutschen Ordens in Deutschland gut zu vertragen. Außerdem wurde auf dem Landtag des Jahres 1554 ein Beschluss gefasst, womit der neue und der alte Glauben einander gleichgestellt wurden. Bis zum Beginn des Livländischen Krieges gewannen die Protestanten zwar bereits das Übergewicht, 1558 hielt man es sogar für nötig, in Livland eine allgemeine Reformation durchzuführen, doch wurde die Ausführung dieses Plan durch den beginnenden Krieg verhindert.⁷⁸

Zusätzlich zu den Dingen, die ganz Livland betrafen, kam Erzbischof Wilhelm auch in eher persönlichen Fragen mit Bischof Johannes in Kontakt. Im Sommer 1545 bat Johannes Wilhelm in dessen Eigenschaft als Metropolit von Livland um Hilfe bei der Lösung eines Grenzkonflikts mit dem Komtur von Goldingen. Dieser Konflikt dauerte offenbar noch viele Jahre an, doch weist nichts darauf hin, dass Johannes erneut um Wilhelms Hilfe gebeten hätte.⁷⁹ Zum anderen erteilte Johannes dem Erzbischof Ratschläge hinsichtlich der genannten Frage des Rigaer Koadjutors: Anstelle des geborenen Fürsten empfahl er sich selbst und erklärte, im Falle seines Todes niemandem lieber als Wilhelm das Stift Kurland abtreten zu wollen.⁸⁰ Tatsächlich wurde im Herbst desselben Jahres ein Plan vorgelegt, der besagte, dass im Falle des Todes von Johannes oder Wilhelm der jeweils andere die Besitzungen des Verstorbenen als Landesherr übernehmen solle. Wilhelm gefiel diese Idee schon deshalb, weil ein Herrscher über die drei Stifte (Riga, Ösel-Wiek und Kurland) ein ernsthaftes Gegengewicht zum Orden bilden könnte.⁸¹ Der Plan wurde jedoch nicht umgesetzt, und es bleibt unklar, ob es sich dabei um eine vom Orden

⁷⁷ Zu Wilhelms Haltung siehe HA 3, Nr. 1459, 1459/2, 1464, 1478; zum Orden siehe JUHAN KREEM: Das Augsburger Interim in Livland. Evangelische und Altgläubige in den baltischen Ländern in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in: *Historisches Jahrbuch* 134 (2014), S. 121-141.

⁷⁸ Zur Religionspolitik von 1548 bis 1558 siehe JUHAN KREEM: Die Religionsfrage auf den livländischen Ständeversammlungen 1522–1558, in: *Preußen und Livland im Zeichen der Reformation* (wie Anm. 12), S. 183-197, hier S. 186ff. und 194-197; MÜLLER, Erzbischof Wilhelm (wie Anm. 12), S. 323-336.

⁷⁹ HA 3, Nr. 1304 und 1312. Der Bischof wandte sich an den Reichshofrat, aber der Streit ging 1549 weiter. Siehe LEESMENT, Über die livländischen Gerichtssachen (wie Anm. 68), S. 25; *Kurländische Güterurkunden* (wie Anm. 30), erg1205: <https://www.herder-institut.de/go/ZD-0e5d5f>; erg1201: <https://www.herder-institut.de/go/ZE-14a081> und erg1023: <https://www.herder-institut.de/go/ZH-2a2e18>. 1553 schlichteten den Streit der Bischof von Reval, der Vogt von Kandau und andere livländische Ordensbeamten. Siehe ebenda, Bauer474a: <https://www.herder-institut.de/go/Zw-ca5689> (letzter Zugriff 1.3.2017).

⁸⁰ HA 3, Nr. 1304.

⁸¹ HA 3, Nr. 1312.

angezettelte Intrige handelte, wie es der Erzbischof inzwischen glaubte, oder ob dahinter vielleicht doch eher die persönlichen Interessen des kurländischen Bischofs steckten.⁸²

Zum Ende der 1550er Jahre nahmen die Spannungen infolge des Endes des Waffenstillstands mit Russland zu. Schon 1551 hatte der Orden Angst vor einem Kriegsausbruch, weshalb er eine große Zahl Söldner ins Land brachte.⁸³ Der Erzbischof befürchtete aber, dass der Orden ein Bündnis mit Russland eingehen und die Söldner gegen die Bischöfe einsetzen werde. Daher ersuchte er 1552 um Unterstützung sowohl bei den Stiften Dorpat und Ösel-Wiek als auch beim Stift Kurland.⁸⁴ Die Zeiten waren in der Tat unruhig: 1551 hatte der Bischof von Dorpat das Land verlassen – wahrscheinlich aus Angst vor einem russischen Angriff, doch war er auch mit seinen Vasallen in Streit geraten.⁸⁵ Im Sommer 1554 musste Bischof Johannes die Privilegien seiner kurländischen Vasallen erweitern,⁸⁶ und ein Jahr später drückten auch die Ösel-Wiekschen Stände ihre Unzufriedenheit aus.⁸⁷ Zu dieser Zeit erreichten den Erzbischof Gerüchte, Bischof Johannes habe eine große Menge Geldes angehäuft, seine „festen Häuser“ in Kurland wie in Ösel-Wiek verpfändet und wolle wie sein Dorpater Amtsbruder Livland verlassen.⁸⁸ Allerdings entbehrten diese Gerüchte offensichtlich jeder Grundlage, denn Johannes blieb noch für fünf weitere Jahre in Livland.

Darüber hinaus waren die Livländer um die Mitte der 1550er Jahre wegen der Rigaer Koadjutorfrage beunruhigt. Dahinter standen die ausländischen Verwandten des Erzbischofs – vor allem sein Bruder Albrecht, König Sigismund II. von Polen und Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg –, auf deren Anregung Wilhelm, der aber offensichtlich auch durch die Angst vor einem russischen Angriff motiviert war, Herzog Christoph von Mecklenburg zu seinem Koadjutor ernannte.⁸⁹ Damit verletzte Wil-

⁸² Zum letzten Mal bedachte Wilhelm diese Pläne 1547, als er schwer erkrankte und sich ernstlich über einen Nachfolger Gedanken machte. Siehe HA 3, Nr. 1410; vgl. MAASING, Saare-Lääne piiskop (wie Anm. 13), S. 67-70.

⁸³ Vgl. JOHANNES A. MOL: Traitor to Livonia? The Teutonic Order's Land Marshal Jasper van Munster, in: *Ordines Militares* 19 (2014), S. 205-240, hier S. 216-219.

⁸⁴ HA 4, Nr. 1558, 1561.

⁸⁵ HA 4, Nr. 1529, 1604; MAASING, Markkrahv Wilhelmi suhted Tartu piiskopidega (wie Anm. 13), S. 115.

⁸⁶ HA 4, Nr. 1622.

⁸⁷ SCHIRREN, Bischof Johannes (wie Anm. 16), S. 29-32.

⁸⁸ HA 4, Nr. 1656; SCHIRREN, Bischof Johannes (wie Anm. 16), S. 32.

⁸⁹ KNUD RASMUSSEN: Die Livländische Krise 1554-1561, Kopenhagen 1973, S. 28-89; ISELIN GUNDERMANN: Grundzüge der preußisch-mecklenburgischen Livlandpolitik im 16. Jahrhundert, in: *Baltische Studien* 52 (1966), S. 31-56; STEFAN HARTMANN: Neue Quellen zur livländischen Koadjutorfehde 1555/6, in: *Aus der Geschichte Alt-Livlands: Festschrift für Heinz von zur Mühlen zum 90. Geburtstag*, hrsg. von BERNHART JÄHNIG und KLAUS MILITZER, Münster 2004 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 12), S. 275-306; MADIS MAASING: Saare-Lääne ja koadjuutorivaenus: keskaegse Liivimaa viimased kodusõjad [Wieksche

helm den Wolmarer Vertrag von 1546, weswegen er in einen ernsthaften Konflikt mit dem Orden geriet. Daher bemühte sich Wilhelm, sowohl bei Bischof Hermann von Dorpat (1552/54–1558) als auch bei Bischof Johannes von Kurland und Ösel-Wiek als seinen Suffraganen Unterstützung zu finden. Offensichtlich hoffte er, das Szenario des Jahres 1530 wiederholen zu können, als er selbst als Koadjutor anerkannt worden war. Doch erklärte sich keiner der beiden Bischöfe bereit, Herzog Christoph anzuerkennen. Stattdessen baten sie darum, dass der Erzbischof als „Vater dieser armen Lande“ alle livländischen Stände zusammenrufe, um die Streitigkeiten und Probleme zu lösen.⁹⁰

Auf dem Landtag im März 1556 wurde die Lösung des Koadjutorproblems tatsächlich auf die Tagesordnung gesetzt. Der Orden und die Bischöfe bildeten ein gemeinsames Lager und stellten 21 Bedingungen als Voraussetzung für ihr Einverständnis mit der Ernennung Christophs zum Koadjutor.⁹¹ Angesichts dessen, dass Wilhelm vor der Einberufung des Landtags seine beherrschende Stellung in Livland betont hatte, bestanden die anderen Ständevertreter unter anderem darauf, dass er keinen Anspruch erheben dürfe, oberster Herrscher in Livland zu sein. Er solle anerkennen, ein gleichberechtigtes Mitglied neben den anderen zu sein, nicht mehr behaupten, die anderen Stifte und der Ordensbesitz seien als Lehen des Erzstiftes gegründet worden und bestätigen, dass die Stifte Dorpat, Ösel-Wiek und Kurland ihm nur in geistlicher Hinsicht unterstellt sind; ihre weltlichen Freiheiten dürfe er nicht einschränken.⁹²

Wilhelm kam diesen Forderungen nicht nach und setzte seine Hoffnung darauf, dass er seinen Plan gegebenenfalls mit militärischen Mitteln durchsetzen könne. Sein Lager hatte bereits früher Pläne entwickelt, die unter anderem den Einfall preußischer Truppen in Kurland vorsahen.⁹³ Auch in Preußen wurden Informationen über das militärische Potential Livlands gesammelt. Laut einem Bericht vom Sommer 1556 seien die Livländer in der Lage, 4 880 Reiter einzusetzen, von denen die Stifte Kurland und Ösel-Wiek zusammen 400 Reiter beisteuern könnten.⁹⁴ Die

Fehde und Koadjutorfehde: die letzten Bürgerkriege im mittelalterlichen Livland], in: *Ajalooline Ajakiri* 2010, Nr. 2 (132), S. 115-152, hier S. 129-144. Zu Herzog Christoph siehe ALEXANDER BERGENGRÜN: *Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Koadjutor des Erzbistums Riga: ein Beitrag zur livländischen und mecklenburgischen Geschichte*, Reval 1898.

⁹⁰ HA 4, Nr. 1767 (Brief des Bischofs von Dorpat), 1768 (Brief Johannes' von Münchhausen).

⁹¹ HA 4, Nr. 1797.

⁹² Ebenda, S. 261.

⁹³ HA 4, Nr. 1671, 1673, 1698, 1814, 1821, 1875, 1990.

⁹⁴ HA 4, Nr. 1711; FRIEDRICH BENNINGHOVEN: Probleme der Zahl und Standortverteilung der livländischen Streitkräfte im ausgehenden Mittelalter, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 12 (1963), S. 601-622, hier S. 622; vgl. JUHAN KREEM: Netzwerke um Jasper von Munster. Der Deutsche Orden während der livländischen Koadjutorfehde im Jahre 1556, in: *Ordines Militares* 19 (2014), S. 73-86, hier S. 80.

Pläne des Erzbischofs wurden aber dem Orden bekannt, woraufhin es zu einem ernsthaften internen Konflikt kam. Während der Landmarschall sich zur Unterstützung des Erzbischofs bereit zeigte, gelang es jedoch seinen Gegnern, die sich ebenfalls auf einen Krieg vorbereitet hatten, ihn zu verbannen.⁹⁵ Anschließend zog der Orden auch die anderen livländischen Stände auf seine Seite: Am 16. Juni richteten sie einen gemeinsamen Fehdebrief an Wilhelm.⁹⁶ Im Laufe des nun folgenden Feldzugs, an dem wahrscheinlich auch kurländische Truppen teilnahmen,⁹⁷ eroberte der Orden das Erzstift und verhaftete Wilhelm sowie seinen Koadjutor. Daraufhin setzte ein diplomatischer Kampf um die Zukunft des Erzbistums ein, der bis zum Herbst des Jahres 1557 andauerte und in dessen Verlauf die Einmarschdrohung des polnischen Königs eine entscheidende Rolle spielte.⁹⁸

Während dieser sogenannten Koadjutorfehde befolgten die livländischen Bischöfe im Großen und Ganzen die Linie des Ordens.⁹⁹ Johannes von Münchhausen zeigte sich aber als unbeständig: Er schrieb dem Ordensmeister, ihm missefiele es, Truppen aus seinen Besitzungen woandershin zu kommandieren, da er sich vor einer Attacke Preußens, Polens und anderer Gegner von See her fürchte.¹⁰⁰ Auch habe er im April 1557 den Ordenssöldnern den Einmarsch ins Stift Kurland verweigert und gelte in Preußen als derjenige livländische Fürst, der sich am leidenschaftlichsten nach Frieden sehnte.¹⁰¹ Herzog Albrecht wiederum hoffte wahrscheinlich, dass der kurländische Bischof im Falle eines Krieges und des Einfalls preußischer Truppen in Kurland zumindest neutral bleibe.¹⁰² Zu dieser Hoffnung dürfte den Herzog der Umstand bewegt haben, dass er mit Johannes von Münchhausen recht enge Handelsbeziehungen pflegte und auch hinsichtlich der Wanderung von Beamten oder Handwerksmeister Kontakte mit ihm unterhielt.¹⁰³ Ein Krieg brach jedoch nicht aus. Bei der Beendigung

⁹⁵ KREEM, Netzwerke (wie Anm. 94); MOL, Traitor to Livonia? (wie Anm. 83), S. 227-232.

⁹⁶ HA 4, Nr. 1842.

⁹⁷ BENNINGHOVEN, Probleme der Zahl (wie Anm. 94), S. 622.

⁹⁸ Zur Fehde siehe die Literaturhinweise in Anm. 89.

⁹⁹ Besonders der Bischof von Reval erfüllte Aufgaben für den Ordensmeister. Siehe HA 4, Nr. 1929, 1930/3-7; HA 6, Nr. 2807. Er und der Bischof von Dorpat weigerten sich, ihre Meinung über die Briefe der Verwandten von Koadjutor Christoph zu äußern (ebenda, Nr. 1925).

¹⁰⁰ SCHIRREN, Bischof Johannes (wie Anm. 16), S. 36f.

¹⁰¹ HA 4, Nr. 2028.

¹⁰² Die Ereignisse in Kurland wurden in Preußen beobachtet. Zudem wurden etliche Pläne für einen Einfall in Kurland erstellt. Siehe HA 4, Nr. 1936/1, 2014, 2014/1, 2029, 2045, 2049; HA 5, Nr. 2081, 2087, 2110.

¹⁰³ Der Herzog versuchte, Kalkstein von der Insel Dagö und aus Kurland für seine Bautätigkeit in Memel zu erhalten. Siehe HA 3, Nr. 1406, 1406/1, 1412, 1425, 1425/1, 1428, 1430. Der Bischof kaufte beim Herzog Hopfen, blieb aber die Bezahlung für lange Zeit schuldig. Siehe HA 3, Nr. 1428; HA 5, Nr. 2279/1, 2306, 2686; HA 6, Nr. 2744, 2913. Zu den Beamten und Meistern siehe HA 3, Nr. 1243, 1300; HA 4, Nr. 1616, 1617.

der Koadjutorfehde kam Bischof Johannes zumindest in formaler Hinsicht eine wichtige Rolle zu: Als auf der Grundlage der im September 1557 geschlossenen Verträge von Poswol beschlossen wurde, das Erzstift an Wilhelm zurückzuerstatten, wurde er als Vertreter des Erzbischofs neben dem Bischof von Dorpat als Vertreter des Ordensmeisters zu den Sequestratoren ernannt, die es bis zur endgültigen Übergabe verwalteten.¹⁰⁴

Zu Beginn des Livländischen Krieges im Jahre 1558 waren die Livländer bestrebt, möglichst einmütig in Aktion zu treten. Auf dem Landtag im März versuchten auch die Gesandten der Stifte Ösel-Wiek und Kurland auf den Erzbischof und seine Stände einzuwirken, politisch mit dem Ordensmeister an einem Strang zu ziehen und die gemeinsam eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, was die Letzteren auch zusicherten.¹⁰⁵ Im weiteren Verlauf des Krieges begannen aber die Interessen der livländischen Landesherren immer stärker zu divergieren: Erzbischof Wilhelm gehörte nach wie vor zu denjenigen, die auf Polen hofften,¹⁰⁶ während Johannes von Münchhausen und Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg (1557–1559) ihre Hoffnungen auf Dänemark setzten.¹⁰⁷ Im Frühling 1559 nahm Bischof Johannes mit dem dänischen König Verhandlungen über die Abtretung des Bistums Ösel-Wiek auf,¹⁰⁸ und im Herbst schloss er zusammen mit seinen Ständen zwei Verträge: Der erste stellte das Bistum unter den Schutz des Königs, dem erlaubt wurde, dort künftig selbst Bischöfe zu ernennen; der zweite bestellte Herzog Magnus, den Bruder des Königs, zum nächsten Bischof und legte die Summe fest, die für den Bischofposten bezahlt werden sollte.¹⁰⁹ Johannes teilte Wilhelm daraufhin mit, er wolle angesichts dessen, dass der König auf beide Stifte Anspruch erhebe, mithilfe einer neuen Gesandtschaft bessere Bedingungen aushandeln.¹¹⁰ Wilhelm betonte in seiner Antwort, dass er seinen Besitz und den des Ordens unter den Schutz des polnischen Königs stelle,¹¹¹ wobei er möglicherweise hoffte, Johannes beeinflussen zu können, ihm darin zu folgen. Doch war es dafür bereits zu spät. Von der Ernennung von Herzog Magnus zum neuen Bischof von Ösel-Wiek erfuhr Wilhelm offenbar erst

¹⁰⁴ HA 5, Nr. 2083. Die gleichen Bischöfe waren auch bei den Friedensplänen in Frühling 1557 vorgesehen. Siehe HA 4, Nr. 2009; HA 5, Nr. 2067.

¹⁰⁵ HA 5, Nr. 2199.

¹⁰⁶ Zu Wilhelms Außenpolitik während des Krieges siehe LANGE, *Zwischen Reformation* (wie Anm. 12) S. 243–698.

¹⁰⁷ Bischof Johannes hatte spätestens im Frühling 1559 direkte Verbindungen zum König, als er von ihm Schießpulver kaufte. Siehe HA 5, Nr. 2398.

¹⁰⁸ NQ 2, Nr. 117.

¹⁰⁹ NQ 2, Nr. 146–147; siehe auch RASMUSSEN, *Die Livländische Krise* (wie Anm. 89), S. 165–170; HANS KRUS: *Vene-Liivi sõda (1558–1561)* [Russisch-Livländischer Krieg (1558–1561)], Tartu 1924, S. 91ff.; ANDRES ADAMSON: *Hertsog Magnus ja tema „Liivimaa kuningriik“* [Herzog Magnus und sein „Königreich Livland“]. Diss. Tallinn 2009, S. 28–32.

¹¹⁰ NQ 2, Nr. 149.

¹¹¹ Ebenda, Nr. 152.

Ende 1559.¹¹² Es fällt auf, dass das Bistum Kurland in den Verträgen zwischen Bischof Johannes und Dänemark nicht erwähnt wird, doch wurde es im Frühling 1560 an Herzog Magnus übertragen. Formell trat Johannes einfach seine Bischofsgewalt an den Herzog ab. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Übergabe Kurlands zur gleichen Zeit vereinbart worden war wie die Vereinbarung über Ösel-Wiek.¹¹³

Möglicherweise wurde hinsichtlich Kurlands auch deshalb kein schriftlicher Vertrag abgeschlossen, weil man Angst vor einem Eingriff des Ordens hatte. Der neue, polenfreundliche Ordensmeister Gotthard Kettler (1559–1562; Herzog von Kurland 1562–1587) unternahm in der Tat einen gescheiterten Versuch, den Übergang der Bistümer Ösel-Wiek und Kurland an Magnus zu vereiteln.¹¹⁴ Der Streit zwischen dem Orden und Magnus wurde auch in der Zukunft fortgesetzt; nachdem Kettler Herzog von Kurland geworden war, interessierte er sich auch für das Bistum Kurland.¹¹⁵ Um die Lösung des Konflikts bemühten sich mit einigem Erfolg sowohl Erzbischof Wilhelm und sein Koadjutor¹¹⁶ als auch der Herzog von Preußen, der im April 1560 vom Orden die Vogtei Grobin in Kurland als Pfandbesitz erhalten hatte.¹¹⁷ Mehr noch als früher war der Herzog nun in die kurländischen Angelegenheiten einbezogen.¹¹⁸

* * *

Das Bistum Kurland war, wie dieser Beitrag zu zeigen versucht hat, auch im 16. Jahrhundert eng mit dem Deutschen Orden verbunden, der unter anderem die Bischofswahl beaufsichtigte. Auch folgte die Politik des amtierenden Bischofs zumeist der des Ordens: Als Markgraf Wilhelm in Livland ankam, war der Bischof von Kurland der einzige livländische Prälat, der nach wie vor zum Orden hielt und sich 1530 als einer der Leiter der livländischen Gesandtschaft in Preußen aufhielt. Zu Beginn der Koadjutorfehde

¹¹² Ebenda, Nr. 153; HA 5, Nr. 2528.

¹¹³ NQ 2, Nr. 190; ADAMSON, Hertsog Magnus (wie Anm. 109), S. 30.

¹¹⁴ RASMUSSEN, Livländische Krise (wie Anm. 89), S. 177; ADAMSON, Hertsog Magnus (wie Anm. 109), S. 31f.

¹¹⁵ HA 6, Nr. 2904–2906. Zu den weiteren Beziehungen zwischen dem Herzogtum Kurland und dem Stift Pilten siehe MÄRĪTE JAKOVĻEVA: Territorium und Grenzen des Herzogtums Kurland und Semgallen im 16. und 17. Jahrhundert, in: Das Herzogtum Kurland. Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft, Bd. 2, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER, Lüneburg 2001, S. 69–104; BOGUSŁAW DYBAŚ: Die Union zwischen Kurland und Pilten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: ebenda, S. 105–146.

¹¹⁶ ADAMSON, Hertsog Magnus (wie Anm. 109), S. 43, 48f.; KRUIIS, Vene-Liivi sõda (wie Anm. 109), S. 109, 114ff., 128.

¹¹⁷ MÜLLER, Herzog Albrecht (wie Anm. 72), Teil 2, in: Preußenland N.F. 6 (2016), S. 43–75; OSKAR STAVENHAGEN: Über die Kirchenvisitation im Gebiet Grobin durch Mag. Johannes Funck Juli 1560, in: Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst und Jahresbericht des kurländischen Provinzmuseums aus dem Jahre 1905 (1906), S. 2–5, S. 39–67 (Protokoll der Kirchenvisitation).

¹¹⁸ Siehe z.B. HA 5, Nr. 2699, 2709, 2709/1, 2714; HA 6, Nr. 2744, 2790–2791.

sympathisierte der Bischof ähnlich wie die anderen livländischen Landesherren ausdrücklich mit dem Orden; zu Beginn des Livländischen Krieges orientierte er sich ähnlich wie der Ordensmeister an Dänemark. Es scheint, dass der Orden in jedem Fall noch in den 1530er Jahren die Aufsicht über die Besetzung der Stellen des kurländischen Domkapitels hatte: Dies war das einzige Kapitel in Livland, bei dem Markgraf Wilhelm es nicht einmal versuchte, Pfründen zu erlangen. Auf der anderen Seite bedeutete der Umstand, dass der Orden einen ihm genehmen Bischof einzusetzen vermochte, nicht unbedingt, dass dieser Bischof später in jeder Hinsicht den Ordensinteressen dienlich war. Während der Wiekschen Fehde zeigte sich wiederholt, dass der Bischof von Kurland dem Markgrafen freundlicher gesinnt war als die anderen Livländer; während der Koadjutorfehde dürfte er mit dem Orden ernsthafte Meinungsverschiedenheiten gehabt haben. Auch nahm Johannes von Münchhausen Kontakt mit Wilhelm auf, als er mit dem Komtur von Goldingen in Konflikt geraten war (1545), und bot sich dem Erzbischof sogar als Koadjutor an – ein Schritt, der möglicherweise aufgrund einer geschickten Intrige des Ordens erfolgte, aber es ist ebenso möglich, dass er dies aus eigener Initiative tat.

Warum aber wich die Politik des kurländischen Bischofs gelegentlich von der des Ordens ab? Johannes von Münchhausens Machtbasis war infolge des Einbezugs von Ösel-Wiek erheblich breiter als diejenige seiner Vorgänger. Dies ermöglichte ihm wahrscheinlich, Wilhelm 1545 seinen Koadjutorplan vorzulegen, sich zusammen mit anderen Prälaten dem Mandat von Reckes zu widersetzen sowie seine Bischofsämter 1559 dem dänischen König zu verkaufen. In Hinblick auf Johannes' Vorgänger Hermann Ronneberg könnte man den Verdacht hegen, dass während der Wiekschen Fehde die internen Konflikte im Orden eine Rolle gespielt haben: Als der Ordensmeister ein provisorisches Bündnis mit Wilhelm schloss, widersetzten sich einige Gebietiger und nordestnische Ordensstände ganz ausdrücklich dieser Politik. Auf der anderen Seite kann die Haltung des Bischofs von Kurland während der Wiekschen Fehde nicht nur mit internen Konflikten im Orden in Verbindung gebracht werden, denn seit Anfang 1534 lehnte sich der ganze Orden gegen Wilhelm auf. Wahrscheinlich spielte auch der Umstand eine wichtige Rolle, dass der Bischof von Kurland seine Beziehungen mit Preußen nicht verderben wollte. Dies zeigt sich recht deutlich sowohl in der Zeit vor Ende der Wiekschen Fehde (1536) als auch während der Auseinandersetzungen mit kurländischen Edelleuten (besonders 1531), als der Bischof um die Schlichtung seiner Beziehungen zum Herzog bemüht war. Es war durchaus notwendig, gute Beziehungen mit Preußen aufrechtzuerhalten, um normale Nachbarschafts- und Handelsbeziehungen zu gewährleisten, aber offensichtlich auch deswegen, weil der Herzog ein potentieller Gegner des Ordens sein konnte: Wäre der Bischof von Kurland in einen ernsthaften Konflikt mit dem Orden geraten, hätte er ähnlich wie der Erzbischof von Riga auf die Unterstützung des Herzogs zählen können.

Direkte Beispiele gibt es dafür jedoch nicht, und es hat den Anschein, dass auch Johannes von Münchhausen es vorzog, die Konflikte innerhalb der livländischen Strukturen zu lösen, ohne gleich mit dem ganzen Orden in Streit zu geraten. Auf jeden Fall mussten aber sowohl der Orden als auch der kurländische Bischof auf den preußischen Herzog Rücksicht nehmen. Daher dürften die wohlwollenden Äußerungen des Bischofs von Kurland über Wilhelm in erster Linie dadurch bedingt gewesen sein, die Beziehungen zum Herzog aufrechtzuerhalten.

Mit Markgraf Wilhelm hatte der kurländische Bischof in erster Linie dann zu tun, wenn es um Fragen ging, die ganz Livland betrafen, um deren Lösung er sich gelegentlich bemühte. Somit waren seine Aktivitäten durchaus mit denen der Bischöfe von Dorpat und von Ösel-Wiek vergleichbar, doch waren sie weniger intensiv. Den Erzbischof in seiner Eigenschaft als Metropolit bat Johannes von Münchhausen während der Regierungszeit Wilhelms bekanntlich nur einmal um Hilfe: zu Beginn des Konflikts mit dem Komtur von Goldingen (1545). Dabei handelte es sich aber eher um bloße Rhetorik, und in Wirklichkeit spielte der geistliche Gehorsam bei der Erledigung weltlicher Angelegenheiten keine Rolle, wie auch in den Beziehungen zwischen Wilhelm und den anderen livländischen Bischöfen. Die Bischöfe waren ebenfalls bestrebt, die Versuche des Erzbischofs, seine geistliche Vorherrschaft auch auf die weltliche Sphäre auszudehnen, in jeder Hinsicht abzuwehren, wie sich etwa auf dem Landtag des Jahres 1556 zeigte.

Alles in allem hat es den Anschein, als sei das Bistum Kurland keine völlig marginale Macht gewesen, die nicht in der Lage war, eine eigenständige Politik zu betreiben. Sicherlich stand der kurländische Bischof unter stärkerem Ordenseinfluss als die Bischöfe von Dorpat und von Ösel-Wiek, aber auf der anderen Seite dürfte ihm die Nähe Preußens andere Handlungsspielräume eröffnet haben. Selbstverständlich konnte er sich insbesondere in der Zeit, als er zugleich als Bischof von Ösel-Wiek fungierte, zumindest gelegentlich dem Orden widersetzen. In den Beziehungen der beiden kurländischen Bischöfe zu Markgraf Wilhelm kam zudem zum Tragen, dass die beiden, die geschickte Diplomaten waren, nie mit ihm in einen ernsthaften Konflikt gerieten, obwohl sie meistens der politischen Linie des Ordens folgten. Sie waren recht erfolgreich darum bemüht, Konflikte mit den livländischen Ständen, darunter eben auch mit dem Erzbischof von Riga, zu vermeiden – und gegebenenfalls mit den livländischen Instanzen zusammenzuarbeiten.

SUMMARY

The Bishops of Courland between Livonia and Prussia in the First Half of the 16th Century

This article observes the relations between the Bishops of Courland, Hermann Ronneberg (1524-39) and Johannes von Münchhausen (1540-60), with Margrave of Brandenburg-Ansbach Wilhelm (Coadjutor of the Archbishop of Riga 1530-39, Archbishop 1539-63). The main question is whether the Bishop of Courland was a politically marginal force, who always followed the political line of the Teutonic Order's Livonian branch or was he more similar to the Prince-Bishops of Tartu and Ösel-Wiek, who were able to affect Livonia's domestic policy, once leaning towards the Order and then favouring the Archbishop of Riga?

Until the beginning of the 16th century, the Grand Master of the Teutonic Order in Prussia had a major effect on the appointment of Bishops of Courland. However, in 1525, the domains of the Prussian Order were secularised. Former Grand Master Albrecht (Grand Master 1511-25, Duke 1525-68) became one of the most serious opponents of the Order, who successfully made his brother Wilhelm the Coadjutor to the Archbishop of Riga. However, Duke Albrecht could not influence anymore the succession of the Bishops of Courland: Hermann Ronneberg was the former secretary of the Livonian Master of the Order and Johannes von Münchhausen, who was a relative of an influential officer of the Order, in 1541 also became Bishop of Ösel-Wiek with the support of the Order.

In 1530, all Bishops of Livonia, except the Bishop of Courland, supported Margrave Wilhelm as the Coadjutor of Riga. A little later, the Bishop of Courland sought support from Wilhelm, in the hope of solving his dispute with an Order vassal in Courland. Presumably, the Bishop also attempted to amend his relations with Wilhelm's brother Albrecht. In the onset of the Feud of Ösel-Wiek (1532-36), Wilhelm aspired to become the Bishop of Ösel-Wiek, temporarily supported by both the Order and the Bishop of Courland. As of the beginning of 1534, other Livonians, including the Bishop of Courland supported Wilhelm's opponent as successor to the position of Bishop of Ösel-Wiek. This however, had no severe implications on the relations between the Bishop of Courland and Margrave Wilhelm.

In the 1540s, Wilhelm as appointed Archbishop of Riga had a disagreement with the city of Riga that refused to accept him as their lord. The Order attempted to interfere with the appointment of Livonian Bishops. The Bishop of Courland supported the Archbishop in these disputes and in 1546 the Order quit direct intervention, also the Archbishop's joint authority in Riga was restored. In return, Wilhelm had to promise not to take a prince as his coadjutor without the other Livonians' consent. The Bishop

of Courland offered Wilhelm to become each other's coadjutors; however, this plan was not carried out. In 1546, Archbishop Wilhelm planned to introduce reformative church order. The Bishop of Courland, similarly to other Livonian lords, opposed this plan; more likely due to political rather than religious reasons.

Relations between the Order and the Archbishop grew tense in the 1550s, when Margrave Wilhelm decided to appoint Duke Christoph of Mecklenburg as his coadjutor, as devised by foreign rulers. The Order and the bishops (including the Bishop of Courland) decided that the dispute had to be solved by the Livonian Diet. During the sessions of the Diet in spring 1556, the bishops supported the Order and criticised the Archbishop of curtailing their secular freedom. Additionally, the Diet demanded that the Archbishop should not claim for himself the highest authority in Livonia, but rather accept his position as equal territorial lord among others in Livonia.

An agreement between the Archbishop and the Livonians was not successful. At the beginning of the Coadjutor's Feud (1556-57), Margrave Wilhelm was imprisoned and released in 1557 only at the demand of the King of Poland. During the Feud, bishops supported the Order, although the Duke of Prussia hoped to lead the Bishop of Courland over to his side. At the beginning of the Livonian War in 1558, the Bishop of Courland with the Master of the Order hoped for aid from Denmark, while the Archbishop relied on Poland. In 1559, Bishop Johannes sold his episcopal offices in Ösel-Wiek and Courland to the King of Denmark, while concealing this deal from the Archbishop.

During the 16th century the Bishop of Courland by and large supported the Order's policy, but in many cases he was more benevolent towards Wilhelm than the Order. The most important reason behind this obviously was the bishop's wish to maintain his relations with his closest neighbour, the Duke of Prussia. The geographical proximity of Prussia provided the bishop some room for manoeuvre: in case of a conflict with the Order he could play the Duke against the Order. As a rule, however, the Bishop of Courland aimed to keep good relations with both the Order and the Archbishop.

Die Idee der Volksschule im Diskurs der livländischen Herrschaftsstrukturen im 17. und 18. Jahrhundert

VON GUIDO STRAUBE

In der jüngeren Historiografie Lettlands und Estlands dominiert die Vorstellung, dass der schwedische Staat im 17. Jahrhundert ein besonderes Interesse für die Bildung der Unterschichten in den Ostseeprovinzen gezeigt habe, weshalb es im Bereich der „Bauernbildung“ zu wesentlichen Fortschritten gekommen sei. Dagegen habe der Große Nordische Krieg nicht nur großes Unheil im Lande angerichtet, sondern auch einen Verfall im Bildungsbereich verursacht. In manchen Untersuchungen, welche dieses Thema bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts erörterten, wird diese Auffassung jedoch kritisch betrachtet. Denn die im Archiv zugänglichen Quellen vermitteln recht eindeutig, dass es im 17. Jahrhundert zu keinen wesentlichen Veränderungen im Bereich der Bauernbildung gekommen ist, während im 18. Jahrhundert eine Reihe von Vorgängen festzustellen ist, die auf einen vergleichsweise raschen Zuwachs von Schulen für die Bauern und einen Anstieg ihres Bildungsniveaus hinweisen. Die Schule, insbesondere die Volksschule, war damals zu einer Angelegenheit geworden, der die damaligen Herrschaftsinstitutionen immer mehr Interesse entgegenbrachten.

I.

Die Volksschule, d.h. die allgemeine Schulpflicht – noch eindrücklicher klingt es, wenn sie um das sehr wirksame, Macht ausdrückende Wort „obligatorisch“ ergänzt wird – hat in der Entwicklung der westlichen Gesellschaft eine wichtige Rolle gespielt. Im Zeitalter des Konfessionalismus, nach der Reformation, erwiesen ihr auch die weltlichen Herrschaftsinstitutionen verstärkte Aufmerksamkeit, erkannte man doch schnell, dass es sich bei ihr um ein Machtinstrument handelt.

Laut Heinz Schilling waren bei der Herausbildung sozialer Beziehungen die sozialen und religiösen Veränderungen jener Zeit besonders wichtig, weil es um die Stärkung der kirchlichen Positionen ging, in deren Kompetenzbereich auch die Organisation des politischen und öffentlichen Lebens

lag.¹ Die Kirche bemühte sich, diese Aufgaben teils durch die Schulen zu verwirklichen, die in ihrer strengen Obhut lagen. Eines der grundlegenden Erfordernisse für einen zentralisierten Staat des 16. bis 17. Jahrhunderts war ein Untertan, der ein wenig gebildet ist, der Staatsmacht jedoch treu und zuverlässig gegenübersteht. So gesehen war die Schule dabei ein guter Verbündeter, denn mit ihrer Hilfe konnten die staatlichen Interessen gut in die Tat umgesetzt werden. Deshalb wurden seit dem 17. Jahrhundert Fragen bezüglich der Schulen und der Volksbildung regelmäßig auf allen Ebenen der Herrschaftsstrukturen diskutiert. Zu fragen ist jedoch, ob die daraus resultierenden Maßnahmen zum Erfolg führten – und ob sie überhaupt umgesetzt wurden?² Hieraus ergibt sich auch das Ziel der vorliegenden Untersuchung: Es soll der Frage nachgegangen werden, welche Pläne die jeweiligen Herrschaftsinstitutionen in Bezug auf die Bildung der einfachen Leute hatten, was genau diesbezüglich unternommen wurde und wie all dies in Livland tatsächlich ablief.

In der Historiografie Lettlands, insbesondere in der zur Geschichte des Gouvernements Livland, spielt das 17. Jahrhundert eine große Rolle. Hierzu gehört immer auch die Erfolgsgeschichte des Bildungszuwachses der lettischen Bauern.² Zweifellos erfolgten in dieser Hinsicht von 1600 bis 1700 tatsächlich manche Aktivitäten staatlicher Repräsentanten, durch die sich das 17. Jahrhundert von der Zeit davor unterscheidet. Allein die Gründung zahlreicher Ausbildungsstätten ist wesentlich für die Entwicklung des regionalen Bildungswesens. Dazu zählen in erster Linie die Gründungen königlicher Lyzeen in Riga, Dorpat und Reval sowie die Eröffnung der Universität 1632 in Dorpat.

Besonders die gute Situation der schwedischen Bauern im 17. Jahrhundert ließ vermuten, dass Stockholm nach dem erfolgreichen Krieg mit Polen (1600–1629) auch in der neu erworbenen livländischen Provinz eine den dortigen Bauern wohlwollende Haltung einnehmen werde. Diese Hoffnungen wurden zudem noch durch die Absichten des schwedischen Königs Gustavs II. Adolf verstärkt, die Bauernschaft zu einer realen Gegenmacht für die Aristokratie aufzuwerten, welche ihre früheren Positionen in den Machtstrukturen allmählich zu verlieren begann. Bereits 1625 – vier Jahre nach der Einnahme Rigas und der faktischen Einverleibung Livlands – wollte der König mithilfe von Kirchenvisitationen den Bildungsstand in der neuen Provinz klären lassen. Mit dieser Aufgabe beauftragte er Herman

¹ HEINZ SCHILLING: Das konfessionelle Europa. Die Konfessionalisierung der europäischen Länder seit Mitte des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Kultur, in: Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, hrsg. von JOACHIM BÄHLCKE und ARNO STROHMAYER, Stuttgart 1999 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 7), S. 13–62, hier S. 16, 27, 29.

² HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Das Ostbaltikum unter Herrschaft und Einfluß der Nachbarmächte (1561–1710/1795), in: Baltische Länder, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 174–264, hier S. 203.

Samson, den damaligen Superintendenten der evangelischen Kirche Livlands.³ Laut den überlieferten Quellen war das angekündigte Interesse für die Volksbildung jedoch nur formal, denn nach der Erkundung der Situation in den Gemeinden wurde nichts weiter unternommen.⁴ Oft wird in diesem Zusammenhang auf die Rede des livländischen Generalgouverneurs Johan Skytte (1577–1645) bei der Eröffnung des Dorpater Gymnasiums 1630 hingewiesen, in welcher er von der im Lande herrschenden geistigen Sklaverei sprach, die aufrechterhalten werde, um auch den Körper des Volkes versklaven zu können. Seine Worte verraten in der Tat, dass im Bildungsbereich eigentlich kaum etwas geleistet worden war.⁵

Knappe zehn Jahre später besagte ein königliches Gesetz über das Oberkonsistorium und die Visitation von 1634, dass Pfarrer die Bauern ihres Pastorats regelmäßig besuchen sollten, wobei sie deren Kenntnisse, besonders die der Jugend, in Fragen des Glaubens zu kontrollieren hatten. Den Pröpsten wurde aufgetragen, sich in jährlichen Bezirksvisitationen bei den Gemeinden nach den dort befindlichen Schulen zu erkundigen.⁶ Doch ist auch dies noch kein Beweis dafür, dass es in Livland an vielen Orten Schulen gab und die Jugend in Glaubensfragen systematisch ausgebildet wurde. Im besten Fall brachte ein Küster den örtlichen Bauernkindern vielleicht irgendwo die nötigsten Gebete und Kirchenlieder bei, vielleicht auch noch den Katechismus,⁷ aber damit war die Angelegenheit auch schon erledigt.

Das Livländische Konsistorium reagierte 1650 erstmals offiziell auf den Wunsch der schwedischen Regierung, die Bauernbildung besser zu organisieren. Damals trug es den Pfarrern auf, künftig darauf zu achten, dass jede Kirche über einen eigenen Küster verfüge, der die Bauernsprache und das Deutsche beherrschen und die Jugend unterrichten sollte. Als Gegenleistung sollte er „die Küsterei und Akzidenzien“ erhalten.⁸ Mit der Einrichtung des Küsteramtes, das gewissermaßen dem des Lehrers ähnelte, rief Stockholm eine der ersten realen Maßnahmen im Bereich der bäuerlichen Bildung in Livland ins Leben. Doch wäre es naiv gewesen, die Hoffnung zu hegen, dass die Livländische Ritterschaft der Aufforderung des Konsistoriums gleich nachgekommen wäre. Ausgehend von der Situation, die damals dank der spezifischen schwedischen Kirchenpolitik nicht gerade

³ HEINRICH SCHAUDINN: Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts, München 1937, S. 41; JOHANN HEINRICH GULEKE: Geschichte des livländischen Volksschulwesens, hrsg. von DETLEF KÜHN und VIJA DAUKŠTE, Lüneburg 1997 (Beiträge zur Schulgeschichte, 6), S. 37.

⁴ ADOLFS KLEPERS: Ģenerālsuperintendentis Kārlis Gotlobs Zonntāgs kā izglītības darbinieks [Der Generalsuperintendent Karl Gottlob Sonntag als Bildungsarbeiter], Riga 1938, S. 15.

⁵ Ebenda.

⁶ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 41.

⁷ Ebenda.

⁸ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 36f.; KLEPERS, Ģenerālsuperintendentis (wie Anm. 4), S. 15f.

günstig für die Ritterschaft war, da das Konsistorium damals ausschließlich aus Geistlichen bestand, und nicht wie zuvor (und auch später) zur Hälfte aus Laien, machte sie ihre Rechte geltend. Sollte es an einer Kirche bereits eine Küsterei geben, könne man diese auch weiterhin günstig an einen Küster vergeben; sollte eine Kirche keine haben, dann könne alles beim Alten bleiben, da die zusätzlichen Ausgaben keineswegs der Ritterschaft und dem Land aufgebürdet werden dürften.⁹

Was aber lag denn eigentlich tatsächlich in der Macht der Küster in ihren Gemeinden? Es scheint, dass die historische Literatur diesem Amt zuweilen zu viel Bedeutung beimisst. Die Pflichten und Aufgaben eines Küsters waren im Grunde ziemlich beschränkt. Er durfte den Pfarrer nur in bestimmten Fällen vertreten – bei dessen Abwesenheit durfte er z.B. das Gebet sprechen, er durfte in einer entfernt liegenden Kapelle oder einem weit abgelegenen Haus gottesdienstliche Aufgaben übernehmen und er durfte einen Neugeborenen taufen, falls dessen Leben bedroht ist und die Zeit drängt. Der Küster bereitete darüber hinaus Jugendliche auf die Konfirmation vor, indem er ihnen die richtigen Gottesworte einpaukte. Sollte der Küster Verständnis für Musik und eine gute Stimme haben, war er für das Singen zuständig – sowohl im Gottesdienst als auch beim letzten Geleit. Ein aufgeweckter Mensch, der allen Veranstaltungen des Pfarrers beiwohnte, konnte recht bald praktisch alle Texte der Stunden- und Gebetsliturgie auswendig – damit war es im Grunde nicht einmal notwendig, dass er selbst lesen und schreiben konnte, was im 17. Jahrhundert in der Tat auf viele Küster zutraf.

Historiker, die die schwedische Schulpolitik glorifizieren, stellen hocherfreut unter Bezugnahme auf die Visitationen von 1668 und 1669 fest, dass tatsächlich „hier und da“ in den Gemeinden Küster anwesend waren. Aufgrund der Angaben zehn Jahre später heben sie als besondere Leistung irgendwo noch eine Gemeinde hervor, die ihrem Küster vermeintlich versprochen habe, er werde mit Getreide belohnt, falls er den Bauernkindern das Lesen beibringt.¹⁰ Anzumerken ist, dass dieses Versprechen 1678 meist rein prospektiv war, denn zum gegebenen Zeitpunkt gab es gar keinen, den man hätte entlohnen können. Dass jede Gemeinde einen Küster brauche, dem eventuell bestimmte Pflichten auferlegt werden können, stand eigentlich nur in einem Vorschlag des Landrats von 1668. Das aber hieß auch nur, dass der Küster seine Gemeinde bereisen und die Bauernkinder darüber aufklären sollte, dass es „Gott, das Wort Gottes, die Heilige Dreieinigkeit, das ewige Leben und die Hölle“ gibt und dass man die Kirche besuchen und das heilige Abendmahl einnehmen muss.¹¹ Laut des deutschbaltischen Historikers Heinrich Schaudinn hatten diese Regulierungen

⁹ Zitat nach KLEPERS, Generälsuperintendenten (wie Anm. 4), S. 16.

¹⁰ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37.

¹¹ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 41; KLEPERS, Generälsuperintendenten (wie Anm. 4), S. 16.

ohnehin nur formalen Charakter: Denn solange die Gemeinden nicht über das Amt eines richtigen „Schulmeisters“ verfügten, das auch von einem konkreten Menschen bekleidet wurde, sei die Diskussion über die Bauernbildung nur Gerede gewesen.¹²

Johan Fischer (1636–1705) kam 1673 oder 1674 aus Deutschland nach Livland, um das höchste Amt der livländischen evangelisch-lutherischen Kirche anzutreten: Als Generalsuperintendent¹³ landete er auf einer sehr hohen Stufe der lokalen Machthierarchie. Es heißt, der Neuankömmling habe ein reges Interesse für die Letten und Esten gezeigt, was auch der Grund dafür gewesen sein dürfte, dass er schon bald den Pfarrer Ernst Glück (1654–1705) nach Livland rief und ihm – neben der Seelsorge in der Gemeinde Marienburg – die Übersetzung der Bibel ins Lettische anvertraute.¹⁴ Es ist durchaus denkbar, dass die wenig erfreulichen Ergebnisse der Visitationen des Jahres 1681 den Generalsuperintendenten zu diesem Schritt bewogen haben, zeigten diese doch, dass es in Livland keine einzige ordentliche Schule gab.¹⁵

Glück war dem einfachen Volk wohlwollend gesinnt und an dessen geistiger Entwicklung interessiert – vor allem aber daran, dass die Letten zu wahren Christen wurden. Von diesem Vorhaben geleitet eröffnete Glück in seiner Gemeinde drei Schulen für Bauernkinder.¹⁶ Seine Pläne waren weitreichend: Er hoffte, dass die Absolventen dieser Schulen später im Bereich der bäuerlichen Bildung im lettischen Teil Livlands arbeiten würden, zumindest aber in seiner Propstei; und die besten von ihnen sollten künftige Lehrer ausbilden. Die ersten drei Schulen wurden tatsächlich bald eröffnet – im Jahr 1683; bereits 1684 und 1685 sollen deren Zöglinge selbstständig als Lehrer in den Bauernschulen der Propstei Kokenhusen ihrem Amt nachgegangen sein.¹⁷

In der russischsprachigen Fachliteratur findet man auch einige Hinweise auf Glücks Aktivitäten im Bereich des Unterrichts für die Russen, die in der Gemeinde Marienburg lebten. Andrej Čuma zufolge handelte es sich dabei um aus Russland geflohene *raskolniki*, d.h. Altgläubige der russisch-orthodoxen Tradition. Über die Notwendigkeit, diese Menschen wie die Letten zu unterrichten, sollen Glück und Fischer angeblich 1684 während ihres Besuches in Stockholm mit König Karl XI. gesprochen haben.¹⁸ Noch deutlicher verweist darauf Glück selbst in einem Brief von 1699, in dem er schreibt, dass er mit Gottes Gnade bereits russischsprachige Schulbücher vorbereitet habe und dass ein älterer russischer Geistlicher in seinem

¹² SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 41.

¹³ Ebenda.

¹⁴ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37.

¹⁵ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 41.

¹⁶ Ebenda; GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37.

¹⁷ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 41.

¹⁸ ANDREJ A. ČUMA: Jan Amos Komenskij i russkaja škola [Jan Amos Comenius und die russische Schule], Bratislava 1970, S. 27.

Hause wohne, der ihm dabei helfe, die Bibel aus dem Altkirchenslawischen ins moderne Russisch zu übersetzen. Zu dieser Arbeit, die bereits bei den Letten Früchte getragen habe, sei er von ansehnlichen Leuten aus Deutschland und Russland ermuntert worden, insbesondere von Fedor Alekseevič Golovin (1650–1706), dem Botschafter des Zaren.¹⁹ Interessant ist, dass Glück, nachdem er nach der Belagerung und dem Fall von Marienburg in russische Gefangenschaft geraten war, mit Hilfe des Zaren Peter I. sowie seiner ehemaligen Magd Marta Skavronska, der späteren Gattin des russischen Herrschers, 1703 nach Moskau kam, wo er eine Schule für Übersetzer und Dolmetscher aufbaute. Es soll bereits zuvor solch eine Schule gegeben haben, als deren Leiter ein gewisser Nikolai Schwimmer gilt, der auch in der Gesandtenkammer (*Posol'skij prikaz*) als Dolmetscher für Latein, Deutsch, Schwedisch und Holländisch gearbeitet habe.²⁰ Die Schule war nach dem Muster westeuropäischer Gymnasien gestaltet, mit einem Schwerpunkt auf den Fremdsprachen. Die Schulbibliothek verfügte über mehrere Übersetzungen ins Russische, die von Glück angefertigt worden waren, wie etwa den lutherischen Katechismus, eine deutsche Grammatik u.a. – insgesamt sieben Werke,²¹ darunter auch Schriften des bekannten Pädagogen Jan Amos Comenius (1592–1670).²² Die gedruckten Ausgaben dieser Werke sah Glück jedoch nicht mehr, denn er starb schon 1705. Die Leitung der Schule und der Bibliothek übernahm nach seinem Tod Werner Paus.²³

II.

Johan Fischer bewirkte zudem, dass Generalgouverneur Jakob Johann Hastfer (1647–1695) mit einem Entscheid des schwedischen Königs Karl XI. den livländischen Landtag 1687 dazu brachte, erneut zu verfügen, dass an jeder Kirche künftig ein Küster tätig sein müsse. Dieser sei mit der Küsterei und einem bestimmtem Einkommen zu versorgen und in erster Linie für den Unterricht der Jugend verantwortlich. Außerdem sollte es ein Schulgebäude geben, in dem der Unterricht auch im Winter stattfinden kann. Begründet wurde diese Forderung mit der fürsorglichen Liebe Seiner Majestät gegenüber seinen Untertanen; im Gegenzug müssten Frömmigkeit und das Gotteswort gepflegt werden. Genau daran haperte es in der Provinz Livland jedoch, da vielerorts noch heidnische Unwissenheit und Götzendienst herrschten. Daher habe der König ein ziemlich kostspieliges Unternehmen veranlasst – die Übersetzung der Bibel ins Lettische und Estnische. Der König trage auch dafür Sorge, dieses Werk drucken

¹⁹ Zitat siehe ebenda.

²⁰ Ebenda, S. 25, 26, 28.

²¹ Ebenda, S. 28.

²² Ebenda, S. 29.

²³ Ebenda, S. 30f.

zu lassen. Zudem wurde verordnet, in den städtischen wie den ländlichen Gemeinden Bauernschulen zu gründen. Dem Adel und der Ritterschaft wurde aufgetragen, auf den Krongütern, wo es nur irgend möglich war, noch bis zum Anbruch des Winters in der Nähe der Kirchen Schulgebäude zu errichten und für das Auskommen der Lehrer Parzellen zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus sollte sich der Adel auch darum kümmern, dass die Bauern ihre Kinder in diese Schulen schickten.²⁴

Diese Pläne verraten einem, dass alle vorigen Ergebnisse nur dem Wunschdenken entsprungen waren. Glücks Aktivitäten bezogen sich lediglich auf die in seinem Zuständigkeitsbereich befindlichen Gebiete. Wie der Marienburger Pfarrer in seinen Berichten an die höheren Institutionen meldete, stellte der Beschluss des Landtags auch darüber hinaus noch viele Schwierigkeiten fest: Einem großen Teil der Menschen in den livländischen Gemeinden fehle jegliches Verständnis für den Nutzen der Schulbildung, zudem gebe es keinen konkreten und detaillierten Plan, wie der schwedische Staat als Repräsentant der Macht die Volksbildung eigentlich realisieren wolle. Außerdem seien keinerlei finanzielle Mittel für die Durchführung dieses aufwendigen Projektes vorgesehen, und wer den Beschluss nicht umsetze, dem drohten keinerlei Sanktionen. Trotz allem deuten manche Historiker – eben dank dieses Landtagsbeschlusses – die damalige Situation in Livland als recht vielversprechend: Das Jahr 1687 wird üblicherweise als Anfang der Geschichte der Gemeindeschulen in Livland angesehen.²⁵

Die Realisierung der in den Landtagsbeschluss einbezogenen königlichen Forderungen stieß jedoch auf reale Schwierigkeiten. Die größten Probleme bereitete die materielle Versorgung der Lehrer und ihrer Tätigkeit. Die schwedische Politik in Livland, insbesondere die Gütererduktion, hätte theoretisch viel zur Lösung beitragen können. Bei der Umwandlung des größten Teil Livlands in eine königliche Domäne hätte es doch eigentlich möglich sein müssen, Land für Küstereien bereitzustellen. Daher waren die Erwartungen an den Adel recht unbegründet, denn dieser besaß ohnehin nur noch einen kleinen Anteil an den Gütern – weniger als ein Sechstel seines früheren Besitzes.²⁶

Doch so schnell schritt die Sache ohnehin nicht voran. Fünf Jahre nach der Verabschiedung des Landtagsbeschlusses von 1687 war die Lage in den Bauernschulen noch immer nicht zufriedenstellend. Auf dem Landtag von 1692 kam es sogar zu einer heftigen Konfrontation zwischen der Livländischen Ritterschaft und Gouverneur Eric Soop (1592–1632), der als Vertreter

²⁴ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1687, in: Dokumentensammlung des J.G. Herder-Instituts, Marburg (künftig DSHI), 530, Livld. RA 87 (4), S. 110–113; SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 42; GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37.

²⁵ KLEPERS, Generälsuperintendents (wie Anm. 4), S. 17.

²⁶ ALEXANDER TOBIEN: Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert, Bd. 1, Berlin 1899, S. 39.

des Königs von Schweden fungierte und den gerade abwesenden Generalgouverneur Jacob Johan Hastfer im Amt vertrat. Dabei beklagte der Adel, er verarme infolge der Güterreduktion zusehends. Soop wies demgegenüber darauf hin, dass alle Kirchen der schwedischen Krone bereits über Bauernschulen verfügten, dass dort die Sprache der Bauernkinder gepflegt werde und „christlich angenehm“ sei, während die unter dem Patronat des Adels stehenden Kirchen immer noch kaum über Schulen verfügten.²⁷ Leider gibt es keine Dokumente, die Soops Äußerungen bestätigen. Somit dürften seine Angaben zum großen Teil demagogische Propaganda gewesen sein, gerichtet gegen die unerwünschte Opposition des Adels gegen die Pläne des Königs. Es sei angemerkt, dass gerade auf diesem Landtag von Wenden Johan Reinhold von Patkul (1660–1707) seine Aktivitäten entfaltete, indem er dem Landtag und später auch dem König eine Klageschrift vorlegte, in der er die Güterreduktion kritisierte. Diese Auseinandersetzung führte schließlich zu einem Gerichtsprozess, der 1694 mit dem logischen Ergebnis der politischen Spannungen endete: der Vernichtung des Landadels sowie der grausamen Bestrafung seiner Vertreter.²⁸

Der Historiker Alexander Tobien (1854–1929) schrieb diesbezüglich resigniert, dass die dank der Güterreduktion in die schwedische Staatskasse geflossenen 543 000 Taler in Silber mühelos für die Einrichtung von Schulen hätten genutzt werden können. Stattdessen zeigten sich immer noch keine wirklichen Erfolge. Heute ist es jedoch schwer genauer zu bestimmen, wo das Problem eigentlich konkret lag: War es die Skepsis der Bauern den Schulen gegenüber oder gab es schlicht gar keine Schulen, in die man die Bauernkinder hätte schicken können? Damals jedoch wandte sich Generalsuperintendent Fischer an den König mit der Bitte, er solle die Gutspächter, die also keine Gutsbesitzer mehr waren, dazu anhalten, etwas zu Gunsten der Schulen zu unternehmen.²⁹ Der König nahm diese Bitte an und beschloss zu handeln. Er ließ 1694 in jeder Gemeinde zur Sicherung der Tätigkeit und für die lebensnotwendigen Bedürfnisse des Küsters ein Viertelhaken Landes zuteilen.³⁰

Doch es scheint, dass auch die meisten dieser Beschlüsse rein demonstrativen Charakter trugen, um den armen Untertanen zu zeigen, wie sehr sich die Staatsgewalt für sie engagierte. Wenn auch viel darüber diskutiert und eine Reihe von Anweisungen, Beschlüssen und anderen offiziellen Verordnungen erlassen wurde, gab es jedoch keinerlei institutionalisierte Kontrolle über die Durchführung der geplanten Maßnahmen. Wer sich den allerhöchsten Befehlen verweigerte, wurde auch nicht bestraft. Auf dem Landtag von 1690 wurde zwar wie schon oft zuvor die Notwendigkeit unterstrichen, den Bau von Kirchen und Schulen in der Provinz zu

²⁷ Ebenda.

²⁸ Ebenda, Anm. 4.

²⁹ Ebenda, S. 40.

³⁰ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 42; GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37; KLEPERS, Generalsuperintendents (wie Anm. 4), S. 17.

fördern,³¹ und betont, dass eine Annäherung an Gott am besten erreicht werden könne, wenn an diesen beiden Institutionen – Kirche und Schule – gearbeitet werde.³² Doch wie jedes Mal blieb trotz der alljährlichen Versprechungen der Ritterschaft, Kirchen zu reparieren, Schulen zu bauen und im Winter fleißig die Jugend dorthin zu schicken, alles beim Alten.³³

Interessanterweise liefern auch die Kirchenvisitationen keinerlei Informationen über bereits funktionierende Volksschulen. Demgegenüber wurde zur Schwedenzeit der permanente Bedarf daran, etwas zu bauen und zu reparieren, ständig erwähnt und scheint beinahe manisch gewesen zu sein. Zugleich aber ist zu fragen: An was und wo war überhaupt zu bauen bzw. zu reparieren? Kirchen und Schulen erschienen regelmäßig neben Wirtschaftshäusern, Gasthausställen, Straßen und Brücken, Quartieren und Festungen auf den Listen der erforderlichen Bauobjekte; 1690 kamen noch Salpetersiedereien dazu. Wie immer stieß man dabei jedoch auf Schwierigkeiten: Wie auch auf demselben Landtag von 1690 betont wurde, hatten ja die Bauern all diese schwere Arbeit zu leisten – an allen Objekten. Die Erfüllung dieser zahlreichen Aufgaben erschöpfte die Bauern, weshalb es entgegen aller ritterschaftlichen Versprechungen meist zu Verzögerungen bei der Fertigstellung der Bauten und aller anderen Termine kam.³⁴ Es ist nicht schwer zu erraten, was als Rechtfertigung angegeben wurde – die schwierige ökonomische Lage und das finanzielle Unvermögen des Adels, mit eigenen Kräften alle Ausgaben für die zu leistenden Arbeiten zu decken. Auch auf dem Landtag erklang daher die Forderung, bei der Verwirklichung der auferlegten Aufgaben von der königlichen Kasse finanziell unterstützt zu werden.³⁵

III.

Selbst während des Großen Nordischen Krieges, als es, wie man sich vorstellen kann, andere Prioritäten gab, zeigte das Livländische Konsistorium nichtsdestotrotz immer noch sein Interesse an den Schulangelegenheiten. Darüber geben die eingereichten Berichte der Kirchengemeinden Auskunft.³⁶ Johann Heinrich Guleke (1821–1889), der sich eingehend mit der Schulgeschichte der Ostseeprovinzen beschäftigt hat, bewertete dieses Interesse als durchaus positiven Ansatz für die Entwicklung der Bauernbildung, wobei er gleichzeitig mit Bedauern darauf verwies, dass alles im Krieg zerstört worden sei und es ein ganzes Jahrhundert gebraucht habe,

³¹ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1690, in: DSHI, 530, Livld. RA 87 (4), S. 495.

³² Ebenda, S. 509.

³³ Ebenda, S. 538.

³⁴ Ebenda, S. 525.

³⁵ Ebenda, S. 539.

³⁶ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 37.

um dessen Folgen zu überwinden.³⁷ Hier würde man jedoch gerne bei Guleke einmal nachfragen können, was denn dieses „alles“ war, das durch den Krieg zerstört worden sei. Ist es denn wenigstens möglich, die Anzahl der durch den Krieg zerstörten Schulen einigermaßen genau zu bestimmen?

Schaudinn zufolge wurde die Entwicklung des Schulwesens in Livland im 17. Jahrhundert eingeleitet, doch sei damals noch ziemlich unklar gewesen, worauf das alles hinauslaufen und welche Ziele man dabei anstreben sollte.³⁸ Er schilderte die damalige Situation recht treffend: Von einem „Beginn“ könne man rückblickend kaum sprechen, da es dafür schlicht keine Anhaltspunkte gab.³⁹

Nach den militärischen Erfolgen Russlands im Großen Nordischen Krieg garantierte Peter I. in der Kapitulation der Livländischen Ritterschaft 1710 in mehreren Punkten den Status quo, darunter auch die Aufrechterhaltung der Privilegien der evangelisch-lutherischen Kirche. Diese sollte noch lange die wichtigste und praktisch auch die einzige Institution bleiben, die für das geistige und kulturelle Leben der Landesbewohner Sorge trug.

Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Kapitulation in Riga verpflichtete Peter I. am 13. Dezember den Generalkommissar für Livland Gerhard Johann Baron von Löwenwolde, unverzüglich die Tätigkeit der Volksschulen zu erneuern und dafür zu sorgen, dass sie von den Bauernkindern besucht und Lehrer eingestellt werden.⁴⁰ Die Verantwortung für die Realisierung dieser fürsorglichen Maßnahme des Monarchen wurde der Ritterschaft und der Kirche aufgetragen.

Schon 1713 fand eine Generalvisitation der livländischen Kirchen statt. Die Wiederherstellung der vermeintlich zerstörten Gemeindeschulen wurde dabei als eines der wichtigsten Ziele angesehen. Das Bild, das sich aus der Visitation ergab, sei allerdings traurig gewesen, denn es habe nur Not und Unglück geherrscht. In Wolmar, wo Christian Gotthold Neuhausen als Pfarrer tätig war, der sich sehr aktiv für die Stellung der Kirche eingesetzt habe, stellte sich heraus, dass die Schule noch gar nicht gebaut war, doch war ein Bauer aus Kaugern bereits zum Lehrer gewählt worden. Auch im Kirchspiel von Neu-Salis übte ein des Lesens kundiger Bauer die Pflichten des Lehrers aus, der nach Bedarf auch Kinder taufte. Ihn als einen „ordentlichen Schulmeister“ zu bezeichnen verweigerte die Kommission jedoch. Erst bei Walk, im Kirchspiel Altwohlfahrt, das 1610 Seelen zählte, traf die Kommission auf einen Lehrer, der tatsächlich zwölf Kinder unterrichtete.⁴¹

Auf dem livländischen Landtag von 1721 teilte die Ritterschaft dem Landrat mit, wie man ihrer Ansicht nach die Tätigkeit der Kirchen und Schulen im Lande unterstützen könnte, und zwar durch die Einstellung

³⁷ Ebenda, S. 38.

³⁸ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 42.

³⁹ Zit. n. ebenda, S. 42.

⁴⁰ Ebenda; GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 38.

⁴¹ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 42.

von gewandten Schulmeistern, die in diesen wirren Zeiten selbständig mit den Problemen zurechtkämen.⁴² Auch wurde empfohlen, jedes Jahr Visitationen zu organisieren,⁴³ da nur so hinderliche Faktoren besser zu erkennen seien und man – falls nötig – rechtzeitig eingreifen könne.

Auf dem livländischen Landtag von 1727 reichte Generalsuperintendent Heinrich Bruiningk (1675–1736) Vorschläge ein, die sich auf die Verbesserung der Lage der Kirchen und Schulen bezogen. Seine Empfehlungen wurden zwar von einigen Vertretern der Ritterschaft und des Landrats gelesen, doch nicht akzeptiert. So landeten sie wieder in der Kanzlei – zur Aufbewahrung und zur eventuellen Vervollkommnung, wie es hieß.⁴⁴ Am Ende des Landtags wurde dennoch auch in dieser Angelegenheit ein Entschluss gefasst: Um die Situation der Schulen und Kirchen zu verbessern, sollten für deren Bau und Renovierung jährlich 1 200 Staatstaler aus den öffentlichen Geldern ausgegeben werden.⁴⁵

Richtig voran ging es in den Schulangelegenheiten in den folgenden zwei Jahrzehnten im öffentlichen Diskurs aber auch nicht;⁴⁶ man geht sicher nicht fehl, wenn man von einem Neuaufbau des Schulwesens spricht. Deutlich belegen dies die Visitationen von 1723 und 1729 bis 1732, die von sehr geringen, doch immerhin sukzessive zu vermerkenden Verbesserungen bei den Gemeindeschulen zeugen. Bei den sieben Fällen, in denen die Visitationsmaterialien von 1731 einen Vergleich mit denen von 1723 erlauben, zeigen sich immerhin in fünf Gemeinden sichtbare Fortschritte: in Rodenpois, Lemburg, Lösern, Neu-Pebalg und Serben. Um 1730 gab es in Livland insgesamt 60 Kirchspiele, davon waren 37 lettisch, von denen 19 über eine Gemeindeschule verfügten. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass bei der Visitation einiges übersehen wurde, waren doch einige Schulen in Gutshäusern eingerichtet worden. Offiziell gab es 1723 neun davon: in Inzeem (Gemeinde von Roop), in Aahof (damals zu Marienburg gehörte), in Ramkau (in Neu-Pebalg), in Karlsruhe (Gemeinde von Wolmar), in Engeļarti und Nuķi (Gemeinde von Salisburg) sowie 1731 in Lubahn, Laudohn und in zwei Gutshäusern in der Gemeinde von Serben. Die Visitationen liefern auch Informationen über die Schulmeister, deren Zahl sogar die der Schulen übertraf. In den 37 Gemeinden wurden 39 Schulmeister gezählt, doch unterrichteten nicht alle von ihnen tatsächlich Schulkinder und erfüllten nur die Pflichten eines Küsters. Schaudinn zufolge stammten die meisten von ihnen von den so genannten Klein-Deutschen ab, die neben den Pflichten des Küsters und Schulmeisters noch irgendein anderes Amt ausführten, denn sonst hätte ihr Einkommen für

⁴² Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1721, in: DSHI, 530, Livld. RA 87 (7), S. 89.

⁴³ Ebenda, S. 91.

⁴⁴ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1727, in: DSHI, 530, Livld. RA 87 (7), S. 132.

⁴⁵ Ebenda, S. 148.

⁴⁶ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 42.

den Lebensunterhalt nicht ausgereicht. Bäuerlicher Herkunft war unter ihnen jedoch selten jemand, was nicht so sehr auf das Bildungsniveau zurückzuführen ist, sondern vielmehr mit dem Arbeitskräftemangel in den Gemeinden und auf den Gutshöfen verbunden war. Im Zeitraum von 1723 bis 1730 sind zehn Küster bzw. Schulmeister bekannt, die „undeutscher“ Herkunft waren und von den livländischen Landgütern stammten; nur einer von ihnen kam aus Kurland.⁴⁷

IV.

Auch wenn die damalige Situation sowohl von den Zeitgenossen als auch von den Historikern als unzulänglich bewertet wurde, lassen sich im Vergleich zum 17. Jahrhundert durchaus Anzeichen erkennen, anhand derer sich ablesen lässt, dass es in der kurzen Zeit nach dem Krieg in der Entwicklung des livländischen Schulwesens deutliche Fortschritte gab. Ging es im 17. Jahrhundert um maximal fünf von Pastor Glück eingerichtete Schulen, dann gab es in den ersten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mindestens fünfmal so viele Gemeindeschulen. Gewiss darf diese hier nur knapp angedeutete Situation nicht glorifiziert werden, denn nicht jeder Schulmeister unterrichtete auch eine größere Anzahl von Schulkindern. Viel zu oft finden sich in späteren Visitationen Informationen darüber, dass es mancherorts Schulmeister ohne Schüler gab. Die Gründe dafür konnten sehr unterschiedlich sein. Die Archive geben Auskunft von der Anzahl der Kinder in elf Schulen mit durchschnittlich fünf bis zehn Schülern. Am besten besucht war die Gemeindeschule in Alt-Pebalg mit 19 Kindern, gleich darauf folgte Dünamünde mit 14 Kindern; in der Schule auf dem Landgut Lubahn gab es elf Kinder, während der Schulmeister in Pernigel schon das zweite Jahr nur einen Schüler zählte.⁴⁸

Dass sich auch im 18. Jahrhundert der Staat für den Stand der Kirchen und der Gemeindeschulen interessierte, zeigt eine von der Regierung erlassene Verordnung von 1730. In diesem Dekret wurde darauf verwiesen, dass es nicht nur viele Kirchen in schlechtem Zustand gab, sondern auch viele Pastorate und Gemeindeschulen dringend renoviert werden müssten.⁴⁹ Auch auf dem livländischen Landtag im selben Jahr wurde diese Frage immer wieder erörtert. Beschlüsse forderten die Instandsetzung der Gebäude und die Garantie, dass die Schulmeister ein existenzsicherndes Einkommen erhielten.⁵⁰ Anfänglich kam die Initiative von der evangelisch-lutherischen Kirche, die die ehrwürdigen Landräte bat, über diese

⁴⁷ Ebenda, S. 42f.

⁴⁸ Ebenda, S. 42.

⁴⁹ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 38.

⁵⁰ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1730, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (9) 1, S. 134f.

aktuellen Fragen zu entscheiden.⁵¹ Der Landtag äußerte dagegen seine allgemeine Unzufriedenheit damit, dass die Bauern dem Christentum zu wenig ergeben seien. Die Landräte drückten ihre Überzeugung aus, dass die Pfarrer und Lehrer ihren amtlichen Verpflichtungen vielerorts mit Gleichgültigkeit nachgingen, oder durch ihre unangemessene Lebensführung große Unzufriedenheit in ihrer Gemeinde ausgelöst hätten. Um derartige Probleme künftig zu beheben, wurde vorgeschlagen, häufiger Visitationen durchzuführen. Der Vorschlag wurde angenommen, und der Landrat beschloss, diese Idee an das Oberkonsistorium weiterzuleiten.⁵²

Eine wichtige Voraussetzung für ein günstiges Milieu des Bildungserwerbs ist das Vorhandensein von Lesestoff. Zweifellos war die Auswahl der im 18. Jahrhundert den Bauern zugänglichen Bücher beklagenswert. Vorwiegend standen Werke der klassischen Kirchenliteratur zur Verfügung – die Bibel und das Gesangbuch. Doch leider gab es auch hier Probleme, die die Ritterschaft auf dem Landtag von 1730 ansprach. Zwar war eine neue Übersetzung des Neuen Testaments ins Lettische herausgegeben worden, auf die große Hoffnungen gelegt wurde, um mit ihrer Hilfe die Religiosität der Bauern zu vertiefen. Doch aus unbekanntem Gründen habe „die hohe Krone“ einen großen Teil der Auflage beschlagnahmt. Auf dem Landtag wurde beklagt, dass dies die Möglichkeit einschränke, diese lettische Übersetzung unter den Bauern zu verteilen.⁵³

Von 1735 bis 1736 wurde im Gouvernement Livland eine Generalvisitation der Gemeindeschulen durchgeführt. Anhand der gewonnenen Ergebnisse konnte man nun erstens über den Zustand der Gemeindeschulen eine Vorstellung gewinnen,⁵⁴ womit die Vertreter der Krone zweitens Interesse für die Bildung der Bauern bezeugten. Eine zusätzliche, ausführliche Informationsquelle zu den Ergebnissen der Generalvisitation stellt auch die Kirchenvisitation der Jahre 1739 bis 1740 im lettischen Teil Livlands dar, die vom Oberkirchenvorsteher Baron Johann Balthasar von Campenhause (1689–1758) durchgeführt wurde. Von den 63 Gemeinden Livlands, in denen die Visitation stattfand, gab es nur in 13 keine kirchlichen Gemeindeschulen: in Koivemund, Adiamünde, Dickeln, Lemsal, Arrasch, Erlaa, Lindenhof, Serben, Palzmar, Kalzenau, Aahof (Filialgemeinde von Marienburg), Seltinghof und Lisohn. Zehn von ihnen verfügten seit der Zeit des Großen Nordischen Krieges weder über Schulen noch über ein ausgewiesenes Schulgelände, während es in Palzmar, folgt man dem Protokoll der Amtsernennung von Pfarrer Blaufuss aus dem Jahr 1727, zumindest davor eine Schule gegeben hat. In Aahof sei eine Schule noch bis 1723 vorhanden gewesen, doch brannte sie später nieder. In Kalzenau soll es noch 1731 einen eifrigen Schulmeister gegeben haben, doch war er 1736 bereits

⁵¹ Ebenda, S. 53, 64.

⁵² Ebenda, S. 141.

⁵³ Ebenda, S. 135.

⁵⁴ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 38.

verschollen. Über die Schule in Dickeln weiß man, dass eine der Gutsbesitzerinnen, Gräfin Charlotte von Löwenwolde (geb. von Rosen), dem Sohn des Starosten des Ortes aufgetragen habe, Schüler zu unterrichten. Auch in anderen Orten, wie etwa in Drostenhof, in der Gemeinde Serben, habe es Schulen gegeben.⁵⁵

Bereits ein paar Jahre später wurden während der von Baron Campenhaußen geleiteten Visitation nur fünf Kirchspiele im Kreis Riga festgestellt, in denen es keine Gemeindeschulen gab – Koivemund, Adiamünde, Dickeln, Lemsal und Allendorf (hier hatte 1731 noch eine Schule existiert). In Kreis Wenden gab es vier Kirchspiele ohne Gemeindeschulen: Arrasch, Erlaa, Serben und Palzmar. Im Kirchspiel Erlaa war die Gemeindeschule im Gutshaus von Ogershof eingerichtet. In Jummerdehn hatten zwei Gutsbesitzer eine Schule gegründet, deren Aufrechterhaltung in der Zukunft durch Testament festgelegt worden war. In Palzmar ließ Gutsherr von Zoeckell 1733 eine Schule im Gutshaus einrichten, in der während der Visitation von 1739 43 Schüler gezählt wurden.⁵⁶ Die Situation hatte sich tatsächlich wesentlich verbessert, was den Historiker *Ādolf Kļepers* zu behaupten veranlasste, dass man sich jetzt nicht mehr mit einer Schule in der Gemeinde begnügt habe, gab es in manchen Gemeinden doch sogar bereits mehrere.⁵⁷

Doch kamen damals auch durchaus kritische zeitgenössische Ansichten zum Ausdruck, wie z.B. die Äußerung des Generalsuperintendenten *Jacob Benjamin Fischer* (1684–1744), der mit dem Pietismus und den Brüdergemeinden sympathisierte: Er hielt dem Adel vor, dass dieser nicht die nötige Standhaftigkeit in der Frage der Bauernschulen zeige.⁵⁸

Es ist denkbar, dass die Ergebnisse der Schulvisitation von 1736 dazu beigetragen haben, dass der livländische Landtag im darauffolgenden Jahr die Frage der Schulen erneut auf die Tagesordnung setzte. Die diesbezüglichen Debatten gingen wie immer Hand in Hand mit den kirchlichen Angelegenheiten, weshalb beschlossen wurde, die Lösung des Problems weiterhin dem Oberkonsistorium zu übertragen.⁵⁹ Dies wurde auf dem nächsten Landtag 1742 bestätigt. In seiner Antwort wies der Generalsuperintendent auf ein weiteres Problem hin: Die Frist für all diejenigen, die nicht lesen konnten, aber doch die Kommunion empfangen und heiraten

⁵⁵ SCHAUDINN, *Deutsche Bildungsarbeit* (wie Anm. 3), S. 46.

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ KLEPERS, *Generalsuperintendents* (wie Anm. 4), S. 17.

⁵⁸ VIJA DAUKŠTE: *Die lettische Volksschule auf dem Weg zu den Reformen des 19. Jahrhunderts*, in: *Schulwesen im Baltikum*, hrsg. von DETLEF KÜHN, Lüneburg 2005 (Baltische Seminare, 8), S. 113–136, hier S. 124; *Tautas izglītība un pedagoģiskā doma Latvijā līdz 1900. gadam* [Volksbildung und Ideen zur Erziehung in Lettland bis 1900], hrsg. von JĀNIS ANSPAKS u.a., Riga 1987, S. 51.

⁵⁹ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1736, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (9) 2, S. 64, 68.

wollten, sei von zwei auf drei oder sogar auf sechs Jahre zu verlängern.⁶⁰ Schaudinn zufolge waren alle livländischen Generalsuperintendenten im 18. Jahrhundert im Grunde sehr positiv eingestellt in Hinblick auf die Verbesserung der Volksschulen und die Erhöhung des Bildungsstandes der Bauern. Sie schlugen dem Landtag regelmäßig Projekte vor, doch hätten sie dort kaum je Resonanz gefunden und noch weniger Mittel für deren Realisierung erhalten.⁶¹

V.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, dass die Bauernkinder aus unterschiedlichen Gründen oft gar nicht erst in die Schule geschickt wurden. Einer dieser Gründe war das mangelnde bäuerliche Verständnis, warum der Schulbesuch überhaupt notwendig sein sollte, und das daraus resultierende Desinteresse, ja Gleichgültigkeit seitens der Eltern. Dagegen entwickelte die Obrigkeit nun ein Strafsystem. Am 9. Oktober 1731 erschien eine Vorschrift des Oberkonsistoriums, der zufolge jeder, der sein in die Liste des Pfarrers eingetragenes Kind (oder seinen Zögling) nicht in die Schule schickte, für die erste versäumte Schulwoche mit vier Pfennigen bestraft wurde. Bei zwei Wochen Fehlen waren sechs, bei drei acht Pfennige usw. zu Gunsten der Kirche zu entrichten. Bei fortgesetztem beharrlichen Fehlen drohten den Eltern sogar Rutenschläge – auszuführen auf dem Gutshof oder direkt vor der Kirche.⁶²

Abgesehen vom Unterricht in den Schulen der Gemeinde und in denen, die auf Gutshöfen eingerichtet worden waren, bot sich für manche Kinder auch der Hausunterricht als Alternative an. Diese Lösung war in Schweden zu dieser Zeit bei vergleichbaren Umständen recht populär und durchaus erfolgreich. Wie dort wurden die Kinder auch in Livland für gewöhnlich nur im ersten Schuljahr unterrichtet, wenn es in der Gemeindeschule keinen Platz oder andere triftige Gründe gab: Vielleicht war die Schule zu weit vom Hof entfernt oder der Mangel an Arbeitskraft verhinderte, dass die Kinder in die Schule geschickt wurden. In diesen Fällen mussten die Kinder vor Ostern dem Gemeindepfarrer zur Prüfung vorgeführt werden. Waren die Ergebnisse unbefriedigend, war der Schulbesuch im nächsten Winter verbindlich, anderenfalls konnten die Eltern bestraft werden.⁶³ Als Hauslehrer agierte meistens ein des Lesens kundiges Mitglied des jeweiligen bäuerlichen Haushalts. Mancherorts kooperierten mehrere Familien, und die Kinder kamen auf einem Hof zusammen. Es ist davon auszugehen, dass die Möglichkeit, einen qualitativ akzeptablen Hausunterricht zu

⁶⁰ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1742, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (9) 2, S. 148.

⁶¹ SCHAUDINN, Deutsche Bildungsarbeit (wie Anm. 3), S. 45.

⁶² Ebenda.

⁶³ Ebenda.

erhalten, mit der Zeit wuchs, denn immer mehr Kinder aus bäuerlichen Familien konnten einen Schulbesuch nachweisen. Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Ergebnisse des Hausunterrichts dagegen unbefriedigend, und Gutsbesitzer und Pastoren schrieben diese Art der Schulung allmählich als perspektivlos ab. Zum Ausklang des Jahrhunderts verbesserte sich wiederum das System des Hausunterrichts, so dass es sogar den Vorrang der Gemeindeschulen bedrohen konnte.

Das, was der Bauernunterricht als Minimum erzielen sollte, war durchaus bescheiden – die Kenntnis der fünf Hauptstücke des Katechismus samt der Explikation. Damit galt die wesentliche Leistung als erbracht. Doch konnte der Unterricht sich zugleich auch in die Länge ziehen, wenn der Erwerb dieser Kenntnisse den Schüler überforderte. Den Katechismus zu kennen, war das wichtigste Kriterium, nach dem die jungen Leute zur Kommunion oder Trauung zugelassen wurden. Nebst dem Katechismus war der Schulmeister bestrebt, den Kindern das Lesen beizubringen, was damals aus verschiedenen methodologischen Gründen durchaus kompliziert war. Eine eigentlich unnötige Verwicklung auf dem Weg des Erwerbs der Lesefertigkeit war z.B. die Regel, dass erst das Buchstabieren gelernt wurde, bevor das Kind lesen lernen durfte. Die erworbene Lesefertigkeit war in erster Linie gedacht für die alltägliche praktische Nutzung des Gesangbuchs und der Bibel.

Das 18. Jahrhundert war die Zeit privater Initiativen. Sie wurden ergriffen von Menschen, die unter dem Einfluss der positiven Strömungen der Aufklärung standen und dies mit anderen Menschen teilen wollten. So gab es abgesehen von der Tätigkeit der offiziellen Institutionen etliche Personen, die auf eigene Initiative in die Ausbildung der dörflichen Jugend eingriffen. Ein Beispiel für eine solche private Initiative liefert das Engagement des Pastors von Altwohlfahrt Jacob Lange (1711–1777), der später zum Generalsuperintendenten der lutherischen Kirche Livlands aufsteigen sollte. Geboren in Königsberg, wo er auch Theologie studierte und Sprachen (darunter auch Litauisch) lernte, kam er 1736 nach Livland und begann in Altwohlfahrt zu arbeiten, obwohl er anfangs noch kein Lettisch konnte. Seine erste Predigt hielt er daher auf Deutsch, was ihm folgerichtig die Akzeptanz des damaligen Generalsuperintendenten Jacob Benjamin Fischer und zunächst seine Weihe kostete. Doch erlernte Lange das Lettische überraschend schnell, weshalb ihm schon bald die Pflichten des Gemeindepfarrers anvertraut wurden. Dass die Ausbildungsmöglichkeiten der Bauern sehr schlecht waren, stellte er rasch fest, woraufhin er in seiner Gemeinde 1738 ein kleines Seminar organisierte mit dem Ziel, Lehrer für die Dorfschulen in der näheren Umgebung auszubilden.⁶⁴

⁶⁴ IRENE und HEINZ ISCHREYT: Der Arzt als Lehrer. Populärmedizinische Publizistik in Liv-, Est- und Kurland als Beitrag zur volkstümlichen Aufklärung im 18. Jahrhundert, Lüneburg 1990 (Schriftenreihe Nordost-Archiv, 32), S. 22.

Langes Interesse für die Philologie wirkte sich auch auf seine Tätigkeit in einem anderen Bereich günstig aus – er wandte sich recht enthusiastisch dem Studium der lettischen Sprache zu und wurde bald zu einem geschätzten Experten auf diesem Gebiet. Ihn leitete die Überzeugung, dass sich der Weg zu den Seelen der Bauern nur über gute Kenntnisse der einheimischen Sprache öffne – sei es in Form der Predigt, der Lehre des Katechismus oder der Seelsorge. Ein anderes Herzensprojekt war für Lange die Vorbereitung einer neuen Übersetzung der Bibel ins Lettische. 1772 und 1777 erschien in zwei Bänden sein Wörterbuch der lettischen Sprache.⁶⁵ Doch noch wichtiger erscheint die Tatsache, dass Lange eine produktive Zusammenarbeit mit dem Arzt Peter Ernst Wilde (1732–1785) pflegte, die 1765 zu einem informativen und lehrreichen Buch in lettischer Sprache über medizinische Fragen unter dem Titel „Lettische Arznei“ führte.⁶⁶ Wie wir später sehen werden, wurde diese Gesundheitslehre zum ersten Schulfach, mit dem die anfänglich sehr knappe Liste der zu unterrichtenden Fächer in den Gemeindeschulen ergänzt wurde.

Wollte man das, was im Bereich der bäuerlichen Schulbildung bereits erreicht worden war, verbessern oder zumindest aufrechterhalten, dann war neben der permanenten Bekundung des Interesses die Einführung bestimmter Kontrollmaßnahmen notwendig. Sowohl die livländische Geistlichkeit als auch die Ritterschaft waren der Ansicht, dass Visitationen das beste Mittel seien, um den Prozess zu kontrollieren. Diesen Standpunkt wiederholte im Jahre 1757 auch der Landtag, als er die vom Generalsuperintendenten vorgebrachten Schulangelegenheiten erörterte.⁶⁷

In der Geschichte des Schulwesens spielte aber vor allem der Landtag von 1765 eine entscheidende Rolle, da er den Beschluss fasste, die Tätigkeit von Gemeindeschulen in dreizehn Artikeln zu regeln.⁶⁸ Bemerkenswert ist, dass die von Generalgouverneur Georg von Browne (1698–1792) am 26. Januar entworfenen und am 4. Februar eingereichten Vorschläge für die Tagesordnung die Schulangelegenheiten gleich nach den kirchlichen Fragen behandelten. Als erstes bestätigte der Generalgouverneur, dass die mit dem Schulwesen verbundenen Probleme in der Obhut der Ritterschaft lägen. Browne verwies zudem darauf, dass es auf dem Lande nicht nur an anständigen Schulgebäuden und erfahrenen Schulmeistern

⁶⁵ Ebenda, S. 23.

⁶⁶ JACOB LANGE, PETER ERNST WILDE: *Latweeschu Ahrste jeb ihsa mahziba no tham Wahjibahm, un no schahs Semmes Sahlehm, ar kurrahm Zilwekus un Lohpus warr ahrsteht un issahloht. Ar daschu zittu labbu Sinnu un Padohmu, teem Widsemneekeem un Kursemneekeem par labbu sarakstihts* [Lettische Arznei oder eine kurze Lehre über Schwächen und diesseitige Arzneimittel, mit denen man Menschen und Tiere heilen und kurieren kann, ergänzt mit mancher anderen Nachricht und Ratschlag, nützlich für alle Livländer und Kurländer], Oberpahlen 1765.

⁶⁷ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1759, in: DSHI, 530 Livld. RA, 87 (11), S. 112.

⁶⁸ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1765, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (12), S. 52; GULEKE, *Geschichte* (wie Anm. 3), S. 38.

mangelte, sondern auch am guten Willen des Adels, endlich etwas dafür zu leisten. Der Generalgouverneur legte dem Landtag nahe, Anordnungen zu erlassen, welche die Arbeit der Schulen regulieren sollten, und sich dabei besonders um die Lehrer zu kümmern, die eventuell auch als Katecheten tätig sein könnten. Browne war überzeugt, dass ein erhöhter Bildungsstand der Bauern dem Gemeinwohl diene: Er bringe nicht nur dem Staat und dem Adel viel Nutzen, sondern vor allem den Bauern selbst. Bildung lasse sie sittlicher werden, was auch ihr weltliches Wohlergehen steigern. Browne machte darauf aufmerksam, dass dort, wo rechtzeitig für den Schulbau gesorgt worden war, der allgemeine Zustand und das Wohlergehen der Bauern schon heute erheblich besser sei als dort, wo nur zögerlich, wenn überhaupt, Schulen gebaut worden waren, lebten doch die Bauern dort immer noch in „Geistesdunkelheit und Unwissenheit“.⁶⁹ Diese Auffassung in Fragen der bäuerlichen Schulbildung, geäußert von einem Vertreter der höchsten Macht, kann aus heutiger Perspektive nur als fortschrittlich bewertet werden.

In seiner Rede betonte Browne die Dringlichkeit, notwendige Entscheidungen zu treffen, und verwies darauf, dass Kirchensitationen zwar durchaus zu guten Taten anstiften könnten, doch gebe es Orte, an denen sie seit 20 Jahren nicht durchgeführt worden seien; dort lägen alle immer noch in einem lethargischen Schlaf.⁷⁰

Anhand der Protokolle des Landtags von 1765 ist zu erkennen, dass die von Browne vorgebrachten elf Propositionen als erstes behandelt wurden,⁷¹ was ohne Zweifel die Aktualität der Schulfrage bestätigt. Überdies forderte der Generalgouverneur, dass sowohl die rechtlichen als auch die materiellen Umstände, in welchen die meisten Bauern lebten, verbessert werden müssten, wobei er gerade diesem Thema den Hauptteil seiner Rede widmete.⁷² Doch gehörte diese Angelegenheit keinesfalls zu den Fragen, die den Adel primär beschäftigten oder gar leicht zu bewältigen waren. Es ist möglich, dass absichtlich versucht wurde, die Diskussion dieser komplizierten Fragen hinauszuzögern.

Am 9. Februar 1765 wurden die Vorschläge des Oberkonsistoriums der Ritterschaft mitgeteilt; nach weiteren Diskussionen erhielt die Landtagskommission sie jedoch zurück mit dem Auftrag sie zu vervollständigen.⁷³ Dieser Fall illustriert anschaulich die Rivalität zweier in der Machthierarchie hoch positionierter Institutionen, der Ritterschaft und der Kirche. Während die Ritterschaft ihre Position als höher ansah und die Kontrolle beibehalten wollte, bemühte sich die Kirche, als die eigentliche Instanz, welche die Verantwortung für die schulischen Angelegenheiten trug, diese

⁶⁹ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1765, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (12), S. 52f.

⁷⁰ Ebenda, S. 54.

⁷¹ Ebenda, S. 82.

⁷² Ebenda, S. 57-69.

⁷³ Ebenda, S. 113.

organisierte und realisierte, ebenfalls darum, ihre Vorstellungen durchzusetzen oder zumindest eine gewisse Selbstständigkeit in diesen Fragen zu behalten. Im 18. Jahrhundert war die kirchliche Verwaltung stets gemischt, d.h. Pfarrer und Laien, also Vertreter der Ritterschaft, waren in den Gremien paritätisch repräsentiert.

Am 12. Februar schließlich konnten die Vorschläge bezüglich der Kirchen und Schulen dem Landtag vorgelegt werden. In Hinblick auf die Schulangelegenheiten gab der Landtag zu, dass es nötig sei, an der Erziehung der bäuerlichen Jugend zu arbeiten. Er bekräftigte zudem, dass es im Lande ständig an guten Lehrern mangle. Genau dies hielt man überhaupt für das größte Problem, da es derzeit fast unmöglich sei, gute Lehrer zu finden. Zurückgeführt wurde dieser Umstand darauf, dass das von den Herrnhutern in Wolmar gegründete Lehrerseminar und manch andere Ausbildungsstätte geschlossen worden waren. Wie auch die Herrnhuter⁷⁴ war die Ritterschaft der Ansicht, dass in erster Linie lokale Bauern als Lehrer herangezogen werden sollten, anstatt außerhalb des Landes nach Lehrkräften zu suchen. Schließlich würden die Bauern ihre Kinder eher zur Schule schicken, wenn sie von Einheimischen unterrichtet werden. Der Landtag von 1765 beschloss die folgenden 13 Punkte:

1. Eltern, die in Form des Heimunterrichts ihren Kindern das Lesen und den Katechismus selbst beibringen können, dürfen das tun, doch werden die Leistungen der Kinder geprüft. Bei guten Ergebnissen dürfen sie ihre Ausbildung in der Gemeindeschule fortsetzen. Kinder, deren Eltern nicht dazu imstande sind, werden bei den *possesores*, d.h. den Gutsbesitzern registriert; in diesem Fall sind die Gutsbesitzer verpflichtet, für eine Ausbildung ersten Grades zu sorgen. Daher sollten auf jedem Gut zwei bis drei Lesekundige leben, denen diese Aufgabe übertragen werden kann. Der Unterricht sollte günstigenfalls vor Ort stattfinden, d.h. im Gutshaus oder in einer nahen Gemeinde, damit sich die Kinder während dieser vorbereitenden Phase in einer für sie vertrauten und sicheren Umgebung befinden.
2. Die Bauern schicken ihre Kinder nur ungern in die Schule. Daher sind die Gemeindepfarrer dazu verpflichtet, alle Kinder zu registrieren, die das Schulalter erreicht haben, und zu vermerken, bei wem kein Hausunterricht stattfinden kann. Die Gutsbesitzer sind darüber zu informieren. Die Kirchenvormünder (lett. *pērminderis*, estn. *kubjas*) sollen der Schule alle acht Tage einen Besuch abstatten und sich vom Lehrer informieren lassen, welches Kind fehlt. Auch darüber ist der Gutsbesitzer zu benachrichtigen. Da die Kinder oft die einzigen sind, die das Vieh hüten, wurde beschlossen, dass das Schuljahr erst

⁷⁴ GVIDO STRAUBE: *Latvijas brāļu draudzes diārijs (jaunākais noraksts) jeb Hernhūtiešu brāļu draudzes vēsture Latvijā* [Das Diarium der Brüdergemeinde (neueste Abschrift) oder die Geschichte der Brüdergemeinde der Herrnhuter in Lettland], Riga 2000, S. 51ff.

- nach dem Martinstag beginnt und etwa bis Ostern dauert, um den bäuerlichen Haushalten Verluste zu ersparen.
3. Ein Bauer, der die Pflicht auf sich nimmt die Jugend auszubilden, kann seinen alltäglichen bäuerlichen Verpflichtungen nicht mehr in vollem Maße nachgehen. Daher muss der Gutsbesitzer ihm Erleichterungen bei der Fronarbeit, den Naturalleistungen oder Ähnlichem gewähren.
 4. Da die Errichtung von Schulen auf kleinen Gutshöfen problematisch sein kann, werden nur die Güter, die fünf und mehr Haken groß sind, verpflichtet, über eine Schule zu verfügen. Kleinere Güter werden von dieser Pflicht befreit, doch dürfen sie gerne freiwillig eine Schule eröffnen. Auch konnten sich mehrere kleine Güter zusammen tun, um eine Schule zu gründen.
 5. Der Pfarrer muss den auf den Gutshöfen eingerichteten Schulen alle vier Wochen einen Besuch abstatten und den Gutsbesitzer über die dem Unterricht ferngebliebenen Kinder informieren. Kinder, die zu Hause unterrichtet werden, müssen sich gegen Ostern vom Pfarrer prüfen lassen.
 6. Wenn sich das Kind in der Bauernschule Lesefertigkeit und den Kleinen Katechismus angeeignet hat, kann es mit Zustimmung des Gutsbesitzers und des Pfarrers seine Ausbildung in der Gemeindeschule fortsetzen.
 7. Die Gemeindeschulen sind meistens in gutem Zustand; dort, wo sie noch fehlen, müssen sie dringend eingerichtet werden, wofür in einzelnen Gemeinden die Kirchenvorsteher, auf Kreisebene die Obervorsteher der Kirchen verantwortlich sind.
 8. Die Fürsorgepflicht des Pfarrers muss viel weiter reichen, als den Schulen alle vier Wochen einen Besuch abzustatten. Er soll die Schulkinder nicht nur die Hauptstücke des Katechismus auswendig lernen lassen. Darüber hinaus soll er den Jugendlichen, die auf die Kommunion vorbereitet werden, ein tieferes Verständnis vom Christentum vermitteln. Der christliche Glaube soll für die Jugend zur Herzenssache und zur Überzeugung werden.
 9. Bei Fahrlässigkeit der *possessores* muss der Pfarrer erst den Kirchenvorsteher und dann den Obervorsteher des Kreises informieren. Ist der Kirchenvorsteher selbst der Schuldige, ist der Obervorsteher zu informieren. Dem Schuldigen wird eine Geldbuße im Umfang von zehn Staatstalern zu Gunsten der Gemeindeskirche auferlegt.
 10. Wenn der Pfarrer den Gutsbesitzer nicht über die im Unterricht fehlenden Kinder informiert, wenn er die Schulen nicht regelmäßig alle vier Wochen besucht oder wenn er auf andere Weise seine Amtspflichten vernachlässigt, muss der Gutsherr den Kirchenvorsteher darüber in Kenntnis setzen, der wiederum den Obervorsteher informiert. Ein solches Vergehen darf nicht unbestraft bleiben.

11. Der Pastor muss jedes Jahr am Ende des Schuljahrs (also etwa am Georgstag) dem Obervorsteher der Kirche einen Bericht erstatten. Hierin muss die Anzahl der Kinder in privaten, d.h. auf dem Gut befindlichen Schulen genannt werden. Des Weiteren muss angegeben werden, wie viele Kinder eigentlich in die Schule gehen sollten und wie viele tatsächlich kommen, und wie die Leistungen der Kinder sind.
12. Einen ähnlichen Bericht muss auch der Gutsherr dem Kirchenvorsteher seiner Gemeinde erstatten; zusammen mit den kirchlichen Rechnungen wird dieser Bericht dem Obervorsteher der Kirche vorgelegt, der diese Dokumente mit dem Bericht des Pfarrers zusammenlegt. Wenn eine der betroffenen Seiten in ihren Aufgaben nachlässig gewesen ist, ist das nachprüfbar, und der Schuldige kann entsprechend bestraft werden.
13. Ein wahrhaft großes und für die Bauern kaum lösbares Problem besteht in der Anschaffung der kostspieligen, jedoch für die Schule notwendigen Bücher. Der angegebene Preis von manchen Büchern beträgt vier Fünftel eines Talers, obwohl der faktische Preis, wenn man die Druckkosten und Transportausgaben bedenkt, nur drei Viertel Taler sein sollte. Daher sollte der Adel bei der Lösung dieses Problems herangezogen werden, indem er versucht, preiswerte Bücher (Schulfibeln, Gesangsbücher, die Bibel, den Katechismus, Gebetsbücher usw.) anzuschaffen.⁷⁵

Dieses relativ umfangreiche Dokument kann als einer der ersten Berichte gelten, in dem die reale Situation so detailliert dargestellt wird. Darüber hinaus machte es den gegebenen Umständen nach adäquate und faktisch durchaus realisierbare Vorschläge in Hinblick auf die Einrichtung von Schulen für Bauernkinder und deren reale Anbindung an den Lernprozess. Ohne Zweifel hatte solch eine Herangehensweise mehr Erfolg, insbesondere weil die höheren Machtträger, d.h. die Ritterschaft, sich nun für sie einsetzten. Auf diese Weise konnte die Mitarbeit des Adels und der Gemeindepfarrer im Bauernschulwesen viel effektiver gefordert werden. Wenn auch davon auszugehen ist, dass dieses Dokument den regelmäßigen Schulbesuch in Livland festlegte,⁷⁶ ist es dennoch zu früh, von einer gesetzlich vorgeschriebenen Einführung der allgemeinen Schulpflicht zu sprechen. Schließlich verlief auch der Vollzug dieser Vorschrift in der Realität nicht einwandfrei, und es gab auf dem Weg des einfachen Volkes zur Schulbildung noch viele Hindernisse.

Wie erfolgreich die vom Landtag 1765 verabschiedeten Regelungen hinsichtlich der Dorfschulen umgesetzt wurden, zeigten erst die Ergebnisse der Schulvisitation 20 Jahre später (1785–1787): Noch immer gab es

⁷⁵ Landtagsprotokolle der Livländischen Ritterschaft, 1765, in: DSHI, 530, Livld. Ritterschaft 87 (12), S. 124–133.

⁷⁶ GULEKE, Geschichte (wie Anm. 3), S. 38.

mancherorts in Livland keine Schulen,⁷⁷ und nicht überall war der Zustand der Schulgebäude zufriedenstellend. Am 20. Juli 1787 legte Generalgouverneur Browne mit einem Patent allen Verantwortlichen ans Herz, die Schulen hell, geräumig und beheizbar einzurichten. Zudem sollten als Lehrer tüchtige Menschen eingestellt und die Schulkinder besser betreut werden, zudem wurde angeregt, sie auch mit Lebensmitteln zu versorgen.⁷⁸

Ausführlicher werden die Ergebnisse der Bildungsarbeit in den regulären Berichten beschrieben, die von den Gemeindepfarrern bei der kirchlichen Obrigkeit eingereicht wurden.⁷⁹ Formal und inhaltlich weitgehend ähnlich, unterscheiden sie sich doch in der Ausführlichkeit der gebotenen Information und dem Grad der kritischen Bemerkungen. Sie enthalten viele Informationen über die Kinder, ihre Kenntnisse und Probleme etc. Üblicherweise enthalten sie Angaben über die Anzahl der Kinder, die das Schulalter erreicht haben, und deren Verteilung auf die Schulen (Kirchspiel-, Gemeinde- oder Gutsschulen bzw. Heimunterricht). Oft wurden den Berichten auch Listen mit den Namen aller Kinder beigelegt.

Unter den überlieferten Dokumenten zeichnen sich die Berichte des Pfarrers Carl Schulinius besonders aus. Der Gemeindepastor von Rujen vermittelte kein formales statistisches Bild, sondern gab erstmals Auskunft über die Kenntnisse und Fertigkeiten jedes einzelnen Kindes. Vom Schuljahr 1765/66 berichtete er z.B., dass die Kinder über folgendes Wissen verfügen mussten: ein Morgen-, Tisch- und Abendgebet, die Zehn Gebote, sieben Gebete, das heilige Taufgebet, das Glaubensbekenntnis, das Gebet zum heiligen Abendmahl, zudem die Antworten auf 23 Fragen wie etwa: Glaubst du ein Sünder zu sein?⁸⁰ Des Weiteren gibt Schulinius Auskunft über die Leistungen der Kinder im Gesang: Von allen Kirchenliedern, die den Kindern beizubringen waren, seien die Nummern 17, 5, 21, 24 und 15 erlernt worden, allerdings könnten nur einige von ihnen die ganzen Lieder ohne Vorlage singen, während viele die Lieder nur zum Teil auswendig konnten und etliche nicht einmal ein einziges gelernt hätten.⁸¹ 1771 waren keine besonderen Fortschritte im Gesang zu beobachten, abgesehen von *Jahnis*, Schulinius' Pflegekind, der von den 26 verzeichneten Melodien 25 beherrschte,⁸² und im folgenden Jahr auch das fehlende Lied auswendig konnte.⁸³ Aus Schulinius' Bericht über das Schuljahr 1782/83 erfuhre die geistliche Obrigkeit einige durchaus interessante Fakten. Die Schüler

⁷⁷ Ebenda.

⁷⁸ KLEPERS, Generälsuperintendents (wie Anm. 4), S. 17.

⁷⁹ Berichte an den Livländischen Oberkirchenvorsteheramt, 1766, in: Historisches Staatsarchiv Lettlands des Lettischen Nationalarchivs (*Latvijas Nacionālā arhīva Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga, künftig LVVA), Bestand 254, Findbuch 1.

⁸⁰ Berichte an das Livländische Oberkirchenvorsteheramt, 1766, in: LVVA, Bestand 254, Findbuch 1, Akte 218, Bl. 1-7.

⁸¹ Ebenda, Bl. 8f.

⁸² Berichte an das Livländische Oberkirchenvorsteheramt, 1771, in: LVVA, 254/1/218, Bl. 26f.

⁸³ Ebenda, Bl. 31.

seien in vier Gruppen nach ihren Fähigkeiten aufgeteilt worden: zuerst die Anfänger bzw. ABC-Schützen, dann diejenigen, die das Buchstabieren lernten, dann diejenigen, die bereits den Katechismus lesen könnten und schließlich diejenigen, die in ihren Lesefertigkeiten schon recht weit fortgeschrittenen seien. Schulinius verweist auch auf die Probleme, auf welche er während des Unterrichts in seiner Gemeinde gestoßen sei: Erstens verfügten nicht alle Kinder rechtzeitig über eigene Bücher. Erst wenn sie die Schule antreten, erhielten sie die Bücher anderer Kinder. Ebenso mangle es bei ihnen an Winterkleidung und an Brot. Zweitens wechselten die Kinder oft von einem Herrn zum anderen, weshalb nicht einmal der Kirchenälteste in der Lage sei, den Wohnortwechsel jedes einzelnen Kindes zu verfolgen und zu melden. Drittens schickten die Herren selbst die Kinder, die noch nicht so gut lesen können, zur Arbeit.⁸⁴

* * *

Wir sehen also, dass offiziell zumindest jede staatliche Vormacht an der Frage des Schulunterrichts für Bauern Interesse zeigte, wurde dieses doch sowohl zur Schwedenzeit im 17. Jahrhundert als auch unter russischer Herrschaft im 18. Jahrhundert stets bekundet. Doch war offenbar die Umsetzung dieses fürsorglichen Interesses in die Praxis schon etwas ganz anderes. Erste sichtbare Erfolge in dieser Hinsicht brachten erst die diversen Strömungen der Aufklärung, die zumindest einen bestimmten Teil der Gesellschaft von der Notwendigkeit der Schulbildung (auch auf dem Lande) erreichten und auch überzeugten. Aber natürlich war diese Umsetzung der hehren Ideen mit alltäglicher Arbeit verbunden, und ohne die notwendige Zeit und das benötigte Geld war Bildung für das einfache Volk nicht so einfach zu organisieren. Zudem waren die Vorstellungen von einer Volksschule damals sehr unklar, denn es lag schlicht kein Konzept vor, was in so einer Schule eigentlich unterrichtet werden sollte.

In Livland wurden faktisch alle Ebenen der Herrschaft in die Organisation der Schulbildung für Bauernkinder einbezogen: der weltliche Herrscher und dessen Repräsentant vor Ort, der Generalgouverneur, sowie die Livländische Ritterschaft und die lutherische Kirche der Provinz. Doch es darf nicht vergessen werden, dass, selbst wenn die ersten beiden Instanzen Interesse zeigten und von ihren Untergebenen reale Maßnahmen forderten, Ritterschaft und Kirche nicht sofort bereit waren, die Anordnungen und Befehle zu befolgen. Zudem zeichnete sich im 18. Jahrhundert eine gewisse Rivalität zwischen diesen beiden Akteuren ab, da jeder von ihnen eine Rolle bei der Entwicklung und Förderung der Bauernschule spielen wollte. Allerdings war das mit Hilfe staatlicher Mittel geförderte

⁸⁴ Berichte an das Livländische Oberkirchenvorsteheramt, 1783, in: LVVA, 254/1/218, Bl. 67.

Schulwesen in Livland erst im 19. Jahrhundert reif und damit in der Lage, dauerhaft positive Ergebnisse zu zeitigen.

SUMMARY

*The Idea of Elementary Schools in the Discourse
of the Power Structures in the Livland
Province during the 17th and 18th Centuries*

In Latvian and Estonian modern history, the impression has gained ground that during the so-called Swedish times, i.e. in the 17th century the Swedish government had taken special care of peasant education in the Baltic provinces. As a result, the level of peasants' education is said to have experienced a rapid growth. In its turn, the Great Northern War brought not only the scourge of war, but also the decline of education. However, some scholars at the beginning of the 20th century began to question this assumption. Archival documents in fact clearly indicate that during the 17th century no significant attempts to improve peasant education were made, whereas only in the 18th century, changes are detectable in a number of acts that indicate the relatively rapid growth of the network of peasant schools and rising peasants' literacy.

The first interest in peasant education in Livland, however, was indeed demonstrated during the 17th century. The Swedish government's concern, although based on the law manifested in the issuance, can lead to the assumption that there had been some real progress. Yet, in reality the Swedish educational policy in the Baltic provinces had little efficiency and basically remained a good idea only on paper. There was one unique case when the prominent pastor of Marienburg, Ernst Gluck, most well known for his translation of the Bible into Latvian, opened several schools for the peasants of his parish. The most important act was an order of the Swedish King Karl XI, issued in 1687 that next to each church a school had to be built on the so-called sacristan ground (of a plough) so that the teacher could earn his livelihood. Thus, the foundation was laid for the opening of peasant schools, but that was all, because the real construction and operation of schools did not take place in this century.

Historiography usually treats the turn of the 18th century as a time of intellectual decline, hence there was little promise for progress in peasants' education. However, one of the first orders of Peter I at the end of the Great Northern War required the review of the management of schools. By force of this order a number of activities aimed at improving the education of peasants were carried out throughout the century. Livland

Governor-General George Browne was even convinced that education was closely related to the morals and delinquency of the peasants. Thus, since 1765, he paid much attention to schools, especially to rural ones. During his reign, the province consistently tried to control the progress of peasant education. Pastors and nobles were responsible for education, and there were regular inspections of the achievements of the new generation of peasants in the schools. Originally, in the 1760s, peasants' children had to go to the parish school, manor schools or had to be trained at home. During the 1770s and 1780s, in many parts of Livland, parish schools were left empty and almost all children were taught at home by their parents or other relatives, who had attended school earlier. At the same time, the success rate did not decrease. However, since in the 18th century, the government still had not yet passed strict public education laws, the foundation of schools and children's training, especially in rural areas, depended on private initiatives. It was only in the 1830s that the Russian Empire introduced a state-designed and funded system of education in Livland.

Lotterien im 18. Jahrhundert: Das Beispiel Reval

VON MATTHIAS MÜLLER

Einführung

Lotterien beschreiben grundsätzlich eine Art des Glücksspiels, bei dem die Teilnehmer¹ mit einem sehr geringen Einsatz einen ungleich höheren Betrag oder Sachpreis gewinnen können. Beim „Eurojackpot“, der aktuell in 17 Ländern Europas angeboten wird und 269 Millionen potenzielle Spieler erreicht, ist es zum Beispiel möglich, mit einem Tipp für 2,50 Euro einen Hauptpreis von mindestens 10 Millionen Euro zu erhalten.² Der Gewinn oder Verlust der Spieler richtet sich nicht nach deren Fähigkeiten, Fertigkeiten oder Ansehen, sondern unterliegt ausschließlich – je nach Standpunkt – einer mathematischen Wahrscheinlichkeit oder einer höheren Macht. Je unwahrscheinlicher ein Spielergebnis auftreten wird, desto größer fällt in der Regel der Gewinn für die Teilnehmer aus, sofern sie auf den entsprechenden Spielausgang gesetzt haben. Wer beispielsweise jede Woche einen Tipp für den Eurojackpot abgibt, wird statistisch etwa alle 1,8 Millionen Jahre den Hauptpreis kassieren. Falls eine beliebte Lotterie gut durchdacht ist, erzieht der Veranstalter einen stattlichen Profit. Der Eurojackpot schüttet nur jeden zweiten Euro an die Spieler aus, während die andere Hälfte abzüglich der Verwaltungskosten für gute Zwecke in die Teilnehmerländer fließt.

Lotterien, die die genannten charakteristischen Merkmale aufweisen, entstanden vereinzelt schon im Spätmittelalter und erlebten im 18. Jahrhundert einen erheblichen Aufschwung.³ Spätestens im Zeitalter der Aufklärung durfte und wollte sich ein wachsender Teil der Bevölkerung diesem spannenden Glücksspiel widmen und sich berechtigte Hoffnung auf Reichtum machen. Die Voraussetzung dafür war, dass immer mehr

¹ Die männliche Form wird im Text für eine bessere Lesbarkeit benutzt, ohne dass damit Frauen als z.B. Spielerinnen ausgeschlossen werden sollen.

² Für die Angaben zum Eurojackpot in diesem Absatz vgl. www.eurojackpot.org und www.euro-jackpot.net (letzter Zugriff 21.2.2017).

³ HELMA HOUTMAN-DE SMEDT: North-West Europe under the Spell of Lotteries and Lotto in the Eighteenth and Nineteenth Centuries, in: Lotteries in Europe. Five Centuries of History, hrsg. von HANS DEVISSCHER, Brüssel 1994, S. 136-186. Dieser grundlegende Aufsatz befindet sich noch einmal weniger gebildert in: Homo Ludens. Der Spielende Mensch 7 (1997), S. 69-99.

Würdenträger der christlichen Kirchen Lotterien unter gewissen Umständen für moralisch akzeptabel hielten, nachdem sie diese mehr als ein Millennium missbilligt hatten.⁴ Daraufhin ließen die Herrschenden Lotterianbieter gewähren oder traten selbst als solche in Erscheinung, da sie so zusätzliche Einnahmen in ihre oftmals klammen Kassen spülen konnten, ohne die Steuern für ihre Untertanen zu erhöhen.⁵ Mit der Zeit entwickelten sich aus Spielersicht hoch attraktiv scheinende Lotteriefomate, die bereits bei verhältnismäßig geringen Einsätzen einen stattlichen Gewinn versprachen und somit eine große Nachfrage erzeugten.⁶

Der vorliegende Beitrag wird nach der Wiedergabe des Forschungsstandes und der Quellenlage zunächst erläutern, wie die wichtigsten Lotteriefomate des Untersuchungszeitraums funktionierten. Anschließend erfolgt eine kurze Analyse der russischen Lotterienpolitik, die deutlich rigider war als vielerorts in Europa. Der Hauptteil der Untersuchung wird sich um Fragen der Verwaltungs- und Vertriebsstruktur der Revaler Lotterien sowie deren kommerziellen Erfolg drehen. Damit soll anhand eines bisher fast gar nicht berücksichtigten Themas eine neue Perspektive auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Revals gewonnen werden.

Forschungsstand und Quellenlage

Während das Glücksspiel in der Soziologie bereits seit langer Zeit als Forschungsgegenstand vertreten ist,⁷ widmete sich die Geschichtswissenschaft erst ab den 1980er Jahren verstärkt diesem Thema. Der britische Historiker John H. Plumb machte noch 1973 darauf aufmerksam, dass es keine fundierte Abhandlung über das Glücksspiel im 18. Jahrhundert gebe.⁸ Seitdem verbesserte sich das Wissen über dieses Thema aufgrund von diversen Monografien, Sammelbänden und Fachzeitschriften kontinuierlich,⁹

⁴ BRUNO BERNARD: Moral and Social Aspects of Lotteries, in: Lotteries in Europe (wie Anm. 3), S. 55-87, hier S. 57-61.

⁵ WOLFGANG PAUL: Erspieltes Glück. 500 Jahre Geschichte der Lotterie und des Lotto, Berlin 1978, S. 29-56.

⁶ Zur Entwicklung der attraktiven Spielformate vgl. den Abschnitt „Lotterien im 18. Jahrhundert – eine kurze Übersicht“.

⁷ Vgl. z.B. HERBERT A. BLOCH: The Sociology of Gambling, in: American Journal of Sociology 57 (1951), S. 215-221.

⁸ JOHN H. PLUMB: The Commercialisation of Leisure in Eighteenth-Century England, Reading 1973, S. 16, Anm. 58.

⁹ Vgl. z.B. MANFRED ZOLLINGER: Geschichte des Glückspiels. Vom 17. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg, Weimar, Wien und Köln 1997; THOMAS M. KAVANAGH: Enlightenment and the Shadows of Chance. Novel and the Culture of Gambling in Eighteenth-Century France, Baltimore und London 1993; Volles Risiko! Glücksspiel von der Antike bis heute, hrsg. von ULRIKE NÄHTER, Leinfelden-Echterdingen 2008 (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, 9); siehe auch die Zeitschriften Journal of Gambling Studies (ab 1985), Homo Ludens. Der Spielende Mensch (1991–2000).

obwohl der Schwerpunkt der Forschung oftmals lediglich auf Westeuropa und Nordamerika lag. Dabei lautete eine für den vorliegenden Beitrag wichtige Erkenntnis, dass das 18. Jahrhundert ein „Spielsäkulum“¹⁰ gewesen sei, in dem das Glücksspiel als ein „zentrales Element der Kultur“¹¹ gewertet werden müsse.

Trotz der imminnten zeitgenössischen Bedeutung des Glücksspiels verwies der Literaturwissenschaftler Peter Schnyder noch 2010 darauf, dass in den einschlägigen Lexika und Enzyklopädien der Aufklärungsforschung¹² keine Einträge zum Glücksspiel zu finden seien.¹³ Eine mögliche Erklärung für die Tatsache, dass außerdem viele Überblickswerke dieses Thema aussparen, liegt wahrscheinlich in der Ausrichtung der Forschung selbst. Wer davon ausgeht, im 18. Jahrhundert habe ein Wandel durch Vernunft und die Herausbildung einer rationalen Öffentlichkeit stattgefunden, wird das scheinbar Unvernünftige und Irrationale nur schwer in sein Narrativ integrieren können.

Das Interesse an Lotterien, einer bestimmten Art des Glücksspiels, nahm in den letzten zwei bis drei Dekaden ebenfalls zu.¹⁴ Zwar datieren einige quellenfundierte Untersuchungen bereits auf die Zeit um 1900.¹⁵ Doch in ihnen wird das Ziehen von Losen oder Gewinnzahlen stets mit negativem Unterton als kluge Geschäftsidee von (ausländischen) Unternehmern porträtiert, die geschützt vom entstehenden und finanzbedürftigen Staat auf Kosten der Bevölkerung Profite erwirtschafteten.¹⁶ Dagegen wird der Wohltätigkeitsgedanke, auf dem viele Lotterien fußen, häufig als bloßes

¹⁰ ZOLLINGER, Geschichte des Glücksspiels (wie Anm. 9), S. 16.

¹¹ PETER SCHNYDER: Aufklärung als Glückssache? Zur einer Wissensgeschichte des Hasardspiels im 18. Jahrhundert, in: Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a.d. Saale, hrsg. von FRAUKE BERNDT und DANIEL FULDA, Hamburg 2012, S. 36-50.

¹² Dictionnaire des lumières, hrsg. von MICHEL DELONS, Paris 2007; Oxford Encyclopedia of the Enlightenment, 4 Bde., hrsg. von ALAN CHARLES KORS, Oxford 2003; Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa, hrsg. von WERNER SCHNEIDERS, München 1995.

¹³ SCHNYDER, Aufklärung als Glückssache? (wie Anm. 11), S. 37.

¹⁴ NEAL MILLIKAN: Lotteries in Colonial America, New York und London 2011; HANS-PETER ULLMANN: Der Staat, die Spieler und das Glück. Lotterien im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts, Berlin 1991 (Beihefte zu den Informationen der Historischen Kommission zu Berlin, 14); WOLFGANG WEBER: Zwischen gesellschaftlichem Ideal und politischem Interesse. Das Zahlenlotto in der Einschätzung des deutschen Bürgertums im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte 67 (1987), S. 116-149.

¹⁵ OTTO WARSCHAUER: Die Entstehung und Entwicklung der Klassen-Lotterie in Preussen (1703-1813), in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 42 (1886), S. 666-718; MAX G.A. PREDÖHL: Die Entwicklung der Lotterie in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Lotterie, Hamburg 1908; JOHANNES TH. KOCH: Geschichte des Lotteriewesens in Bayern, München 1908.

¹⁶ Exemplarisch hierfür besonders: HANS GROTTJAN: Das Kölner Lotto. Ein Beitrag zur Kölner Wirtschaftsgeschichte, Köln 1923, S. 12: „das Jahrfünft von 1770-1775 bedeutet den Gipfel der Spielwut in Deutschland, die sich wie eine geheimnisvolle Epidemie über den ganzen Volkskörper ausdehnte“.

Alibiargument der Zeitgenossen abgetan. Obwohl diese Interpretation noch immer in einzelnen Fällen vertretbar ist, erweitern neue Untersuchungen die Deutungsmöglichkeiten auf die Spieler und auf die sozialen Aspekte des Spiels. So kann man die Teilnahme an einer Lotterie als ein geselliges Vergnügen werten, das ähnlich wie der Theaterbesuch Menschen unterschiedlichen Standes, Geschlechts oder Alters zusammenbrachte.¹⁷

Die Forschungsliteratur zum Baltikum schweigt bisher weitestgehend zu den dort veranstalteten Lotterien. Eine der wenigen Ausnahmen stellt die mehr als 100 Jahre alte Zusammenfassung eines Vortrags über die Rigaer Lotterien des 17. und 18. Jahrhunderts dar.¹⁸ Das bestehende Desiderat könnte jedoch geschlossen werden, da es zumindest für Reval nicht an aussagekräftigen Quellen mangelt, von denen die wichtigsten in gebotener Kürze genannt und charakterisiert werden sollen.

Neben Lotterieplänen, die vor den Ziehungen über die Details des Spiels informierten, sind Lotterienprotokolle und Ziehungslisten am besten überliefert. Während die Protokolle eine genaue Beschreibung der Verwaltungs- und Vertriebsstrukturen sowie detaillierte Angaben zum Losabsatz ermöglichen, erteilen die Ziehungslisten Auskunft über die tatsächlichen Gewinne. Fundierte Ergebnisse über einen längeren Untersuchungszeitraum werden allerdings dadurch erschwert, dass die Lotterienprotokolle und die Ziehungslisten in unterschiedlicher Qualität überliefert sind. Für die erste Revaler Zuchthauslotterie (1746–1748) bewahrt das Tallinner Stadtarchiv einen dicken Folioband von mehreren hundert handbeschriebenen Seiten mit dem kompletten Protokoll der Losverkäufe und die Ziehungslisten auf.¹⁹ Für die beiden Revaler Kirchenlotterien (1769 und 1771) und die zweite Zuchthauslotterie (1750) stehen dagegen lediglich gedruckte und weniger detaillierte Ziehungslisten zur Verfügung.²⁰ Über die dritte Zuchthauslotterie informiert ein kurzes Protokoll, das in der Akte über die Finanzierung dieser Einrichtung enthalten ist.²¹

¹⁷ Vgl. z.B. MATTHIAS MÜLLER: Die Entstehung neuer Freiräume. Die Kommerzialisierung von Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Diss. Greifswald 2016; ULRICH ROSSEAUX: Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden 1694–1830 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit, 27), Köln, Weimar und Wien 2007.

¹⁸ PHILIPP SCHWARTZ: Die von der Stadt Riga veranstalteten Lotterien im 17. und 18. Jahrhundert, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1906, Riga 1907, S. 61–62.

¹⁹ Protokoll der Losverkäufe und die Ziehungslisten, in: Tallinner Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte 452–Ak 12.

²⁰ Zur zweiten Zuchthauslotterie: TLA, 230/1/B.O.07, Bl. 138v–181v; zu den Kirchenlotterien vgl. die Baltica-Sammlung (*Baltica kogu*, künftig BK) in der Akademischen Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*).

²¹ TLA, 230/1/Bs37.

Lotterien im 18. Jahrhundert – eine kurze Übersicht

Waren- und Geldverlosungen, die man als „Glückstöpfe“ oder „Glückshäfen“ bezeichnete, existierten schon deutlich vor dem 18. Jahrhundert. An bestimmten Orten wie Jahrmärkten gab es zu genau festgelegten Zeiten – beispielsweise zum Karneval oder Schützenfest – Verlosungen und Glücksspiele aller Art.²² Sie etablierten sich als Belustigung und Attraktion für das Publikum und fehlen noch heute nur selten auf Volksfesten.

Neben der traditionellen Lotterieart verbreiteten sich im 18. Jahrhundert zwei neuartige Formate: die Klassenlotterie („Holländische Lotterie“) und die Zahlenlotterie („Genuesische Lotterie“ oder „Lotto di Genova“). Erstere entwickelte sich ab dem Spätmittelalter innerhalb von drei Jahrhunderten in den Niederlanden bzw. ab 1581 in den Vereinigten Niederlanden stetig weiter. Ein in den 1720-Jahren von Willem Vaucher und Isaac Damain konzipierter Lotterieplan diente als Blaupause für die niederländische Klassenlotterie bis ins 20. Jahrhundert und soll hier exemplarisch erläutert werden, weil viele andere Veranstalter einen ähnlichen Spielmodus umsetzten.

Der Plan der „Holländischen Lotterie“ sah vier Klassen vor, bei denen jeweils bis zu 10 000 Lose verkauft werden konnten. Die Gewinne einer Klasse spielte der Veranstalter alle sechs bis acht Wochen bei einer öffentlichen Ziehung aus. Dabei gab es natürlich jedes Mal bestimmte Preise, wenngleich die Spieler die attraktivsten Gewinne erst in den höheren Klassen erhalten konnten. Dementsprechend kosteten die Lose für eine höhere Klasse mehr Geld. Um an einer Ziehung teilzunehmen, musste der Spieler ein Los für jede Ziehung einzeln kaufen oder er erwarb gleich zu Beginn ein „komplettes“ Los, das für alle Klassen galt.²³

Die Zahlenlotterie stammte hingegen aus der italienischen Stadtrepublik Genua. Bei der Ernennung der neuen Ratsmitglieder wurden ab der Mitte des 16. Jahrhunderts aus 90 Kandidaten, deren Namen man auf Zetteln notierte, jährlich fünf nach dem Zufallsprinzip bestimmt. Die Genueser begannen bald private Wetten darauf abzuschließen, welche Namen gezogen würden. Da es mit der Zeit um hohe Summen ging, die den Missbrauch dieses Verfahrens lukrativ erschienen ließen, organisierte der genuesische Rat diese Wetten selbst. Der Reiz der Lotterie bestand darin, dass der Spieler abgesehen von kleineren Beschränkungen selbst entscheiden konnte, wie viel Geld er auf welchen Ziehungsausgang setzte. Es gab die Möglichkeit, auf einen „einfachen“ und einen „bestimmten“ Auszug zu wetten. Bei einem einfachen Auszug setzte man auf eine Zahl zwischen

²² Grundlegend zum Vergnügen auf Marktplätzen: MICHAELA FENSKE: Marktkultur in der Frühen Neuzeit. Wirtschaft, Macht und Unterhaltung auf einem städtischen Jahr- und Viehmarkt, Köln, Weimar und Wien 2006, S. 94-137; DAGMAR MARIA SCHUMACHER: „Des Teufels Spiel“ – Glücksspiel im Mittelalter und früher Neuzeit, in: Volles Risiko! (wie Anm. 9), S. 85-92.

²³ HOUTMAN-DE SMEDT, North-West Europe (wie Anm. 3), S. 142.

eins und 90, die dann unter den fünf gezogenen sein musste. Für einen bestimmten Auszug musste zusätzlich deren Position richtig geraten werden. Des Weiteren konnte man auf zwei, drei oder vier Zahlen setzen. Der Gewinn richtete sich nach dem Einsatz und einem bestimmten Faktor, der sich aus der Wahrscheinlichkeit des Tipps errechnete.²⁴ Die Popularität der Zahlenlotterie reichte schnell über die Stadtgrenze Genuas hinaus und erfasste im 18. Jahrhundert auch die deutschsprachigen Gebiete. Im Jahre 1771 gab es dort bereits mehr als zwei Dutzend Genuesische Lotterien.²⁵

Die russische Lotterienpolitik

Anders als in vielen deutschen Fürstentümern und einigen europäischen Staaten,²⁶ etablierte sich das „Lotto di Genova“ im Russländischen Reich überhaupt nicht. Als dieses Format gerade in Mode kam, verbot Katharina II. im „ganzen Rußischen Reiche“ alle Lotteriefomate, die man „ohne Hoch-Obrigkeitliche Approbation“ anstellte. Dieser Ukas von 1771 führte als Begründung einen konkreten Betrugsfall eines „gewissen Ausländers“ in St. Petersburg an, der zum Nachteil der Spieler Geld für eine Lotterie eingesammelt hatte. Es reichte jedoch nicht, diese Einzelperson auszuweisen, da dieses Glücksspiel aus Sicht der Kaiserin eine grundsätzlich schädliche Sache für die Bevölkerung und das Gemeinwesen darstellte.²⁷

Trotz des abrupten Verbots, das Lotterien für die letzten drei Dekaden des 18. Jahrhunderts grundsätzlich unterband, existieren einige Hinweise darauf, dass Russland bis dahin eine ähnliche Entwicklung wie der Großteil Europas genommen hatte. Abgesehen von den unten näher vorgestellten Klassenlotterien in Reval war zumindest ein nennenswertes Unternehmen initiiert worden: Kaiserin Elisabeth (1741–1762) veranstalte eine aus vier Klassen bestehende „Reichs-Lotterie“, die ein Invalidenhaus für Offiziere und gemeine Soldaten unterstützen sollte. Laut dem Lotterienplan betrug der Hauptgewinn der letzten Klasse stattliche 25 000 Rubel. Dafür bestand das Projekt aus 50 000 Losen, für das die Spieler jeweils elf Rubel aufwenden mussten; die Möglichkeit nur an der ersten Klasse teilzunehmen, wurde nicht gewährt. Aufgrund des hohen Preises richtete sich das Spiel ausschließlich an wohlhabende Personen, denen man die

²⁴ WEBER, Zwischen gesellschaftlichem Ideal und politischem Interesse (wie Anm. 14), S. 121; ULRIKE NÄTHER: „Das große Los“ – Lotterie und Zahlenlotterie, in: Volles Risiko! (wie Anm. 9), S. 99–105, hier S. 101.

²⁵ HOUTMAN-DE SMEDT, North-West Europe (wie Anm. 3), S. 167.

²⁶ In Frankreich erfreute sich z.B. die Zahlenlotterie großer Beliebtheit. Vgl. ROBERT D. KRUCKEBERG: The Wheel of Fortune in Eighteenth-Century France. The Lottery, Consumption, and Politics, Diss. University of Michigan 2009.

²⁷ Der Befehl vom 7. Juni 1771 wurde in Riga am 25. Juni 1771 gedruckt. Zu finden in: Livländische Gouvernements-Regierungs-Patente, in: Universitätsbibliothek Tartu (*Tartu Ülikooli Raamatukogu*), Est. B-197, Jg. 1770–1774, Nr. 1893.

Lose in St. Petersburg, Moskau, Riga, Reval und Königsberg in russischer, deutscher und französischer Sprache offerierte.²⁸

Die Erinnerungen des bekannten Venezianers Giacomo Casanova berichten des Weiteren von einem gewissen Baron Lefort, der erzählte, wie er anlässlich der Krönung Katharinas zur Kaiserin eine Lotterie veranstaltet habe. Katharina selbst stellte ihm dafür die entsprechenden Mittel zur Verfügung, damit er ihrem Hof Vergnügen bereitete. Lefort scheiterte damit jedoch, da er die Lotterie nicht richtig berechnet hatte, und fiel daraufhin in Ungnade bei der neuen Herrscherin.²⁹ An späterer Stelle unterhielt sich Casanova sogar direkt mit Katharina, die das Gespräch auf das Glücksspiel und konkret auf die Genuesische Lotterie lenkte. Wahrscheinlich wusste sie, dass Casanova ein Experte für die Zahlenlotterie war und bereits Friedrich II. von Preußen in dieser Angelegenheit beraten hatte. Der Venezianer zitierte daraufhin die Ansicht der Kaiserin, die sich wohl nicht mehr änderte, wie folgt:

„Man hat mich überreden wollen, sie [die Genuesische Lotterie; M. M.] in meinem Staate zu erlauben. Ich wäre einverstanden gewesen, aber nur unter der Bedingung, daß der Einsatz nicht weniger als einen Rubel betragen dürfte, damit die Armen nicht spielen würden, denn da sie nicht rechnen können, glaubten sie sicher eine Terne [einen Dreier; M. M.] zu gewinnen.“³⁰

Lotterien in Reval während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Obgleich Lotterien in Reval erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in regelmäßigen Abständen veranstaltet wurden, lassen sich für die Zeit nach dem Großen Nordischen Krieg (1700–1721) schon einige Initiativen ausmachen. Im Jahre 1721 plante der Revaler Stadtrat eine Lotterie für den Gotteskasten, ohne eine konkrete Maßnahme näher zu beschreiben. Die Lotterie sollte aus 4 000 Losen bestehen und in vier Klassen ausgespielt werden. Da die Organisatoren bis Anfang 1723 nur etwas mehr als die Hälfte der Lose verkauft hatten, beschlossen sie, die Lotterie zu halbieren, d.h. auf 2 000 Lose zu begrenzen. Doch da sich bereits mehr als diese 2 000 Lose im Umlauf befanden, wurden die letzten Käufer ersucht, ihre Nummern zurückzugeben. Die Ziehungen sollten am 11. Februar 1723 im Rathaus

²⁸ TLA, 230/1/B.O.07, S. 90f.

²⁹ GIACOMO CASANOVA: Geschichte meines Lebens, hrsg. von GÜNTER ALBRECHT, Bd. 10, Leipzig und Weimar 1987, S. 115f. Zu Casanova und den Glücksspielen vgl. THOMAS M. KAVANAGH: Dice, Cards, Wheels. A Different History of French Culture, Philadelphia 2005, S. 85–109.

³⁰ CASANOVA, Geschichte meines Lebens (wie Anm. 29), S. 158.

beginnen und montags und mittwochs so lange fort dauern, bis alle Preise zugewonnen worden waren.³¹

In Reval ergab sich zudem die Gelegenheit, Geld in eine Rigaer Klassenlotterie zu investieren. Der Rigaer Rat hatte 1721 beschlossen, zum Wiederlaufbau der Petrikerche eine einklassige Lotterie durchzuführen, die aus 15 000 Losen zu je zwei Reichstalern bestehen sollte.³² Zuvor hatte ein Blitzschlag ein vernichtendes Feuer entfacht und das Gotteshaus weitgehend zerstört. Wie erfolgreich diese große Lotterie war, lässt sich zwar nicht genau beziffern, aber bereits Anfang 1724 wurde die Kirche für die Wiederaufnahme der Gottesdienste geweiht. Für den noch fehlenden Turm wurde 1734 eine weitere Lotterie initiiert; doch begannen die entsprechenden Bauarbeiten erst 1745.³³

Dem Anschein nach plante der Revaler Rat 1744 eine noch größere Lotterie durchzuführen. Nicht weniger als 25 000 Lose sollten für zwei Rubel pro Stück an interessierte Käufer veräußert werden. Der Höchstgewinn dieser einklassigen Lotterie betrug 4 000 Rubel. Jedoch kam das Unternehmen wohl nie zur Ausführung, da der entsprechende Plan nur handschriftlich überliefert wurde.³⁴

Die aufgezählten Beispiele belegen, dass es durchaus schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Möglichkeiten zur Teilnahme an unterschiedlichen Lotterien für die Bevölkerung Revals und damit des Russländischen Reiches gab; die Obrigkeit erkannte bereits das Profitpotential der Lotterie. Doch erst mit den drei in kurzen Abständen aufeinander folgenden Zuchthauslotterien erlangte diese Spielform größere Aufmerksamkeit und Bedeutung.

Die Zuchthauslotterien (1746–1757)

Der Revaler Stadtrat beschloss am 2. Dezember 1746 mit der Einwilligung „beyder Gilden“, eine Lotterie zu realisieren.³⁵ Zuvor hatte der Ratsverwandte Wilhelm Hinrich Gernet einen Plan entworfen, der eine einklassige Lotterie mit 10 000 Losen für jeweils einen Rubel skizzierte. Neben dem Hauptpreis von 800 Rubel gab es mehr als 3 000 weitere Gewinne, die aber größtenteils nur einen Rubel betrug. Wie üblich ergaben die Bruttoeinnahmen für die Lotterieveranstalter die Bruttogewinne für die Spieler (beides 10 000 Rubel). Die Unternehmung rentierte sich beim Verkauf

³¹ Die Informationen zu dieser Lotterie befinden sich in: TLA, 230/1/B.O.07, Bl. 83v-85r.

³² Der Lotterienplan befindet sich in: ebenda, Bl. 81v-82r.

³³ SCHWARTZ, Die von der Stadt Riga (wie Anm. 18), S. 61f.

³⁴ TLA, 230/1/B.O.07, Bl. 87v-88r.

³⁵ Mit den „beyden Gilden“ sind die Große Gilde und die Kanutigilde gemeint. Vgl. OTTO-HEINRICH ELIAS: Reval in der Reformpolitik Katharinas II., Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 3), S. 22-25.

aller Lose für den mildtätigen Veranstalter trotzdem, weil 12 Prozent aller Gewinne als Spende an das Zuchthaus abgeführt werden mussten.

Zu den Lotteriedirektoren ernannte man neben Gernet den Ratsverwandten und Kämmerer Christian Wistinghausen; Adrian Heinrich Frese erhielt den Posten des Sekretärs. Zwei Tage später, am 4. Dezember, berief man zusätzlich die Ältesten Hans Jacob Eggers und Hermann Bluhm (beide Kaufhändler) aus der Kaufmannsgilde sowie die Ältesten Johann Gellern (Bucohhändler) und Jean Bouillon (Perückenmacher) aus der Kanutigilde zu „Mit-Directeurs“ der Lotterie. Damit besetzten ausgewählte Repräsentanten der lokalen Elite die Schlüsselpositionen der Klassenlotterie und legitimierten sie dadurch für die Öffentlichkeit.³⁶

Zum Aufgabenbereich des Sekretärs gehörte die Ausgabe der Lose, wozu sein in der Langstraße befindliches Haus montags und donnerstags als Verkaufsstelle diente. Käufer von bis zu 50 Losen sollten sofort bezahlen, wenn „aber ein bekandter 50 Lose und darüber zugleich nimt“, musste derselbe die Zahlung erst zwei Wochen vor Beginn der Lotteriezählung leisten.³⁷ Obwohl man es nicht direkt formulierte, zielte diese Verkaufsstrategie keineswegs darauf ab, begeisterten Lotteriespielern durch die Gewährung eines Zahlungsaufschubs die Kaufentscheidung zu erleichtern. Vielmehr ging es um die Vergrößerung des Netzwerkes an Verkäufern, denn jeder Abnehmer von mehr als 50 Losen konnte und sollte als Zwischenhändler fungieren. Mit anderen Worten beschäftigte man bis auf Frese keine professionellen Kollektoren, sondern lediglich Freiwillige, die den Losvertrieb mit Hilfe ihrer persönlichen Kontakte unterstützten.

Die erste Ziehung sollte nach Johannis (24. Juni) 1748 stattfinden. Da der Losverkauf am 4. Januar 1748 begann, planten die Direktoren folglich, die 10 000 Lose innerhalb von gut einem halben Jahr abzusetzen. Doch das gesteckte Ziel erwies sich schnell als unrealistisch. Es hätten, grob überschlagen, mindestens 65 Lose pro Kalendertag einen Käufer finden müssen. Schon am ersten Verkaufstag wechselten jedoch nur wenige Dutzend Lose den Besitzer. Viele Käuferinnen und Käufer gehörten zum Personenkreis um die Lotterieorganisatoren; das erste Los erwarb beispielsweise die Frau des Sekretärs.³⁸

In den darauffolgenden Tagen stellte Frese zwar mehr Lotteriequittungen aus. Die Nachfrage beschränkte sich jedoch auf einzelne Personen der lokalen Elite. Am 8. Januar zeichnete der Ratsverwandte Johann Hermann Haecks 100 Lose. Am gleichen Tag erwarb Hans Jacob Eggers, einer der Vizedirektoren, 50 Lose, und der Lotteriedirektor Hermann Bluhm folgte vier Tage später mit 60 Losen. Lediglich einige Bürger der Stadt besorgten sich Lose für den Eigenbedarf. Unter diesen befanden sich beispielsweise der Ratsverwandte Thomas Clayhills (10 Lose), der Assessor Carl Gustav

³⁶ TLA, 230/1/452-Ak 12, Bl. 4v-4r; zum gedruckten Lotterieplan vgl. Bl. 5v-6r.

³⁷ Ebenda, Bl. 5r.

³⁸ Ebenda, Bl. 7v.

Schulmann (7), Gold- und Silberschmied Herling (1) oder der Kaufhändler Reinhold Friedrich Krull (1). Natürlich reichte ein auf die Stadtbürger konzentrierter Absatz bei Weitem nicht, um das angestrebte Ziel zu realisieren. Immerhin muss man bedenken, dass Reval im Jahre 1782 gerade einmal 8 200 Einwohner hatte, von denen nur ein Bruchteil über genügend Geld zur Teilnahme verfügte.³⁹

Zum ursprünglichen Ziehungstermin hatte Frese lediglich 1 894 Lose verkauft, was eine planmäßige Ausspielung der Gewinne wegen des hohen Verlustrisikos für die Veranstalter unmöglich machte. Deshalb beschloss die Direktion, den Losvertrieb bis Michaelis (29. September) zu verlängern und die erste Ziehung auf den 26. Oktober zu verschieben. Die Verkaufsstrategie besagte nun offiziell, die „rückständigen Lose unter eigene Freunde zu vertheilen“.⁴⁰

Die Verschiebung der Ziehung blieb nicht ohne Erfolg. Bürgermeister Balthasar Hinrich Lado übernahm 155 Lose und verteilte diese erfolgreich in seinem Bekanntenkreis. Auch die Schwarzhäupter gaben zunächst 50 und später noch mehr Lose innerhalb ihrer Korporation aus. Mitunter reihten sich in die Gruppe der Käufer sogar Institutionen, die nicht ihr Geld, sondern das von einer zweckgebundenen Kasse ausgaben. Beispielsweise erwarb die Armenkasse einer Kirche 50 Lose, und aus der Kasse für Kirchenbauten finanzierte man 14 weitere Lose.

Jedoch reichten die Verkaufszahlen und besonders die Einnahmen erneut nicht aus. Am 24. September, d.h. weniger als eine Woche vor dem neuen Termin des Verkaufstopps, trafen sich Wistinghausen, Gernet, Eggers, Hermann, Bluhm, Gellern und Bouillon mit dem Schreiber Frese zu einer Krisensitzung. Diesmal hatte man zwar bereits verhältnismäßig viele Lose verteilt (8 754), von denen allerdings 1 200 noch nicht verkauft waren. Für eine noch viel größere, nicht benannte Anzahl von Losen stand die Bezahlung zudem noch aus, obwohl die vierzehntägige Zahlungsfrist bereits verstrichen war. In dieser prekären Situation beschloss das Gremium die Verschiebung des Ziehungstermins auf unbestimmte Zeit. Hauptsächlich sollte es nun darum gehen, sich auf das Verteilen und Bezahlen der bereits ausgegebenen Lose zu beschränken.⁴¹

Anfang 1748 tagte das Lotteriegremium erneut und besprach die nur unwesentlich verbesserte Situation. Frese hatte 9 356 Lose ausgegeben, wobei die Bezahlung von 3 000 Losen noch ausstand. In der Hoffnung, dass die erwarteten Beträge nach der ersten Ziehung eintreffen würden, einigte man sich auf den 28. März als Ziehungstermin. Zwei Wochen vor diesem Datum setzten die Lotteriedirektoren ein „Memorial“ an den Revaler Stadtrat auf, in dem sie in ungewöhnlicher Deutlichkeit die immer noch

³⁹ CSABA JÁNOS KENÉZ: Beiträge zur Bevölkerungsstruktur von Reval in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1754–1804), Marburg 1978, S. 106.

⁴⁰ TLA, 230/1/452-Ak 12, Bl. 37v.

⁴¹ Ebenda, Bl. 146 r-147v.

unbefriedigende Situation der Lotterie aufzeigten. Zunächst betonten sie, dass der Rat sie mit der Durchführung der Lotterie beauftragt habe und sie ihre Aufgaben mit großer Sorgfalt ausführten; trotzdem könnten sie nichts an der zweimaligen Verschiebung des Ziehungstermins ändern. Sie strebten jedoch an, den anberaumten dritten Termin, für den die nötigen Aushänge angeschlagen und sämtliche praktischen Vorkehrungen getroffen worden seien, einzuhalten. Sie hofften, „auf solche Weise, den durch die zweimalige prolongationes einigermaßen geschwächten öffentl. Credit wiederzuerhalten“. Wenn sie sich in der Öffentlichkeit nicht gänzlich unglaubwürdig machen und der „unausbleiblichen Schimpf- u. Schmach-Rede“ ausgesetzt sein wollten, dürften sie den Termin kein weiteres Mal aussetzen. Nach Ansicht der Direktoren musste der Stadtrat, um nicht öffentlich gegeißelt zu werden und gleichzeitig die Lotterie zu einem finanziellen Erfolg zu führen, zunächst „die hiesige ehrhafte Gemeinde (...) zum freiwilligen Einsatze“ ermahnen und den „wohlverordneten Herren“ nahelegen, ein Los zu zeichnen. Der Rat sollte dem „Publici“ deutlich die „heilsame Absicht“ des Projektes kommunizieren.⁴²

Die unmissverständliche Ansage der Direktoren, dass das Lotterienprojekt nur mit der sofortigen aktiven Unterstützung des Rates gelingen könne, verfehlte seine Wirkung nicht. Im März gingen viele der ausgegebenen Lose samt den entsprechenden Zahlungen beim Sekretär Frese ein. Beispielsweise verteilten und bezahlten Wilhelm Hinrich von Wehren 200, der Ratsverwandte Barthold Straelborn 225 und Johann Hermann Haecks 229 Lose. Noch schwerer wogen die Beiträge des Bürgermeisters Adolph Oom und dessen Söhnen, die sogar 703 Rubel einzahlten. Doch nicht jeder Verkäufer vermeldete derartige Erfolge. Ewert Lohmann schickte 40 Rubel für die 100 entgegengenommenen Lose, und einem der Lotteriedirektoren, Hermann Blum, der 500 Lose übernommen hatte, gelang es lediglich, knapp die Hälfte der Lose zu verkaufen.

Wie die mächtigen Ratsherren ihre Beziehungen für die Lotterie innerhalb Revels einsetzten, lässt sich auch daraus ablesen, dass selbst der Gotteskasten 100 Lose finanzierte. Zwei Tage zuvor hatte schon die „Allgemein Stadt-Cassa“ 191 Lose erworben. Darüber hinaus beteiligten sich die meisten Ratsverwandten selbst rege am Ankauf von Losen. Obwohl die Direktoren nicht alle 10 000 Lose planmäßig absetzten, weil einige Abnehmer großer Kontingente einen Teil dieser wieder zurückgaben, gelang es ihnen zumindest, alle Lose auszugeben. Die letzten beiden Lose erwarb übrigens Sekretär Frese persönlich.⁴³

Trotz aller Unwägbarkeiten fand der erste Ziehungstermin wie geplant am 28. März 1748 im Haus der Großen Gilde öffentlich statt. Neben interessierten Zuschauern waren die „wohlverordneten Herren Directeurs“ und zwei Waisenknaben anwesend. „[N]achdem zuverhero die 24 größten

⁴² Ebenda, Bl. 175v-176v.

⁴³ Ebenda, Bl. 179r.

Gewinne öffentl. eingewickelt und gemischt worden“, griffen die Waisen die Lose aus dazu speziell gefertigten Glücksrädern.⁴⁴ Die geringeren Gewinne hatte die Direktion zusammen mit den Nietten bereits vorher mehrfach genau geprüft und in die Lostrommeln gelegt. Die Ziehung selbst verlief ohne Zwischenfälle und endete gut sechs Wochen später am 9. Mai 1748.

Es ließ sich im Mai noch nicht abschätzen, wie viel die Lotterie eingebracht oder ob sie sogar Verluste produziert hatte. Einerseits bezahlten einige Losabnehmer erst später die fällige Summe. Der Kämmerer Wistinghausen überwies beispielsweise erst am 20. Juni 244 Rubel, und der Älteste Eberhard zur Mühlen beglich eine ähnliche Summe am 11. Juli. Andererseits gab es aber noch kleinere Ausgaben, zu denen der Lohn für die „Arbeitskerle“ oder verauslagte Versandkosten gehörten. Das Gehalt des Sekretärs Frese schlug mit über 200 Rubel schon deutlicher zu Buche.

Anfang Dezember 1748 erfolgte eine vorläufige Abrechnung, nach der „durch diese Lotterie zum besten des Zuchthauses rein, und nach Abzug aller Unkosten, 1168 Rub. 71 Kop. gewonnen“ wurden.⁴⁵ Mehr als ein Jahr später konnte dieses respektable Ergebnis sogar nach oben korrigiert werden. Da einige Spieler ihre Gewinne nicht abgeholt hatten, lag der Gewinn am Ende bei 1 419 Rubel und 59 Kopeken.⁴⁶ Bedenkt man nun, dass bei idealem Verlauf dieser Klassenlotterie ein Bruttogewinn von 1 200 Rubel gestanden hätte, war das Projekt ein voller Erfolg.

Wie ist dieses augenscheinlich hervorragende Gesamtergebnis mit dem schleppenden Verkauf der Lose, der mehrmaligen Verschiebung der Ziehung und der zeitweiligen Verzweiflung der Direktion in Einklang zu bringen? Tatsächlich gelang dieser beachtliche Nettogewinn nur dank einiger Kunstgriffe und mit etwas Glück. Als erstes vergüteten die Organisatoren einige notwendige Leistungen mit Losen. Der Tischlermeister Lüdemann hielt für die Anfertigung der beiden Glücksräder beispielsweise sechs Lose, und auch der Buchdrucker Köhler bekam als Lohn für seine Arbeit kein Bargeld, sondern zwölf Lose. Damit steigerte die Direktion den stagnierenden Losabsatz und konnte außerdem aufgrund der relativ geringen Gewinnwahrscheinlichkeit darauf hoffen, die Leistung letztlich kostenlos zu erhalten.⁴⁷

Brachte dieser Trick höchstens einige Rubel zusätzlich auf die Habenseite, wog der Ankauf recht großer Loskontingente durch öffentliche Kassen schon schwerer. Wie bereits oben erwähnt, erwarb die Kirchenkasse für Arme 50, die Kirchenbaukasse 14, und mit dem Geld des Gotteskastens wurden 100 Lose gekauft. Die Korporationen, welche die Zuchthauslotterie unterstützen, nahmen auf Kosten ihrer Kassen ebenso eine

⁴⁴ Ebenda, Bl. 182r.

⁴⁵ Ebenda, Bl. 187v.

⁴⁶ Ebenda, Bl. 188v.

⁴⁷ Ebenda, Bl. 87v-88r.

stattliche Menge an Losen ab. Letztlich beglich die allgemeine Stadtkasse Revels nach Vollendung der Ziehung eine Rechnung über 150 Rubel, für die sie wahrscheinlich eine entsprechende Anzahl an Losen erhalten hatte.⁴⁸ All das bedeutet letztlich, dass das verfügbare Geld für wohltätige oder gemeinnützige Zwecke erst auf dem Umweg der Zuchthauslotterie an die Bedürftigen floss.

Die Durchsicht der Ziehungsliste verrät weiterhin das Glück der Veranstalter. Viele der höheren Preise fielen nicht mit einem gezeichneten Los zusammen, weshalb eine durchaus erhebliche Summe bei der Lotteriedirektion verblieb. Die höchsten einbehaltenen Preise betragen 200 und 100 Rubel. Um einen anschaulichen Eindruck der Größenordnung der nicht ausgeschütteten Gewinne zu erhalten, kann man alle nicht besetzten Preisgelder über 10 Rubel zusammenrechnen und kommt auf stattliche 941 Rubel. Somit resultierte der Großteil des Gewinns aus dem glücklichen Umstand, dass viele hohe Preise nicht mit einem Los zusammenfielen.

Der letzte Grund für den enormen Gewinn des Unternehmens ist naheliegend, lässt sich allerdings für diese Lotterie nicht nachweisen. Etliche Vertreter der lokalen Elite verantworteten nicht nur den Losvertrieb, sondern hatten ebenfalls einen beträchtlichen Teil der Lose selbst übernommen. Da es in ihrem Interesse lag, ihre Finanzierungsidee für das Zuchthaus in ein positives Licht zu rücken, dürfte so mancher freiwillig auf seinen Gewinn verzichtet haben. Immerhin erhöhte sich der Reingewinn, der die nicht entgegengenommenen Preisgelder einkalkulierte, um fast 300 Rubel. Insgesamt führte demnach keine große anonyme Nachfrage zu dem glänzenden Ergebnis.

Obwohl die Lotteriedirektion den Reingewinn von über 1 400 Rubel nur mühsam erwirtschaftet hatte, beschloss der Stadtrat eine weitere Lotterie in Angriff zu nehmen. Immerhin beförderte die erwirtschaftete Summe das Gelingen des Zuchthausprojektes in nicht zu unterschätzendem Maße. Dem Entschluss lag sicherlich noch eine wirtschaftspolitische Überlegung zugrunde, die zwar keiner der gesichteten Revaler Quellen zu entnehmen ist, aber im deutschsprachigen Diskurs der Zeit wiederholt auftrat. Eine Lotterie verhinderte, dass einheimische Spieler diesem Glücksspiel im Ausland nachgehen mussten und damit ihr Geld außer Landes brachten. Gleichzeitig hoffte man, mit einem attraktiven Spielformat Edelmetall aus dem Ausland anzuziehen, was nach der merkantilistischen Lehre die eigene Wirtschaft befördern hätte. Folglich verstanden ökonomisch denkende Zeitgenossen eine Lotterie auch als grundsätzlich positiven Impuls für die einheimische Wirtschaft.⁴⁹

⁴⁸ Ebenda, Bl. 186 v: „Den 15ten October 1748 zahlte die Allgemeine Stadt-Casse den Rückstand, welchen Sie, nach Abzug der gezogenen Gewinne schuldig geblieben war, näm. 157 Rubel 44 Cop. in Kupfer Münze.“

⁴⁹ WEBER, Zwischen gesellschaftlichem Ideal und politischem Interesse (wie Anm. 14), S. 137; MATTHIAS MÜLLER: Lotteriefieber im „Zeitalter der Aufklärung“: Der

Für die zweite Zuchthauslotterie verpflichtete der Stadtrat die bereits erfahrenen Direktoren Wistinghausen und Gernet zur Leitung des Unternehmens. Als Kommissionsmitglieder stand ihnen neben den bekannten Eggers, Gellern und Bouillon noch der Kaufmann Johann Friedrich Hippus zur Seite; Frese fungierte wieder als Sekretär. Der Lotterienplan nahm dagegen eine völlig andere Gestalt an. Statt 10 000 Lose für einen Rubel das Stück zu verkaufen, entschied man sich für 6 000 Lose zu jeweils zwei Rubeln. Gleichzeitig gab es keine Nieten mehr; der Lotterienplan versprach sogar mehr Gewinn, als Lose vorhanden waren. Dafür halbierte sich der Höchstgewinn auf nur 400 Rubel.⁵⁰

Zwar erlauben die Quellen keine Angaben über den Verlauf dieser Unternehmung. Allerdings geht aus der vollständig überlieferten Ziehungsliste hervor, wie viel die tatsächlich verkauften Lose ihren Besitzern einbrachten. Zudem ergibt sich aus der Liste der Anteil von verkauften und einbehaltenen Losen, woraus sich Rückschlüsse auf die Beliebtheit der Lotterie ziehen lassen. Von 6 000 Losen waren lediglich 727 besetzt, d.h. gerade einmal 12 Prozent. Anders gesagt hatten fast 90 Prozent keinen Abnehmer gefunden.

Es lässt sich nur spekulieren, weshalb der Absatz derart ernüchternd ausfiel. Einen entscheidenden Faktor stellte sicherlich die Preiserhöhung dar. Bedeutete ein Rubel für die Mehrheit der Revaler bereits eine hohe oder gar unerschwingliche Zugangsbarriere zu diesem Spiel, verringerte sich der Personenkreis bei einer Verdopplung des Preises nur noch weiter. Gleichzeitig reizte der halbierte Hauptgewinn die Spieler weniger. Auf dem Papier gab es zwar keine Nieten mehr, aber die meisten wussten wohl, dass ein Gewinn von einem Rubel, den man für mehr als 5 000 Lose ausschüttete, einer Niete gleichkam. Weiterhin hatten viele potenzielle Käufer bereits wenige Jahre zuvor in großem Umfang Lose gekauft und/oder vertrieben. Möglicherweise widerstrebte ihnen ein erneuter Einsatz, zumal eine direkte Spende an das Zuchthaus die rechnerisch effektivere Lösung darstellte.

Insgesamt verwundert der mangelnde Losverkauf dieser Klassenlotterie nicht, weil die Verantwortlichen keine absatzfördernden Schlüsse aus dem ersten Versuch gezogen hatten. Dass die Lotterie letztlich wohl nicht zu einem finanziellen Desaster avancierte, war letztlich eine Mischung aus Wahrscheinlichkeit und Glück. Da man nur wenige Lose ausgab, brauchte man den Spielern auch nur wenige Gewinne auszahlen. Und die Preise, die die Loskäufer zugelost bekamen, blieben mehrheitlich niedrig; der Hauptpreis von 400 Rubel musste beispielsweise gar nicht ausgezahlt werden.

Aller Absatzprobleme zum Trotz genehmigte der Stadtrat samt den beiden Gilden am 4. Februar 1755 eine weitere Lotterie. Dieses Mal sollten

Fall Stralsund, in: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte 52 (2014), S. 12-14, hier S. 13.

⁵⁰ TLA, 230/1/B.O.07, Bl. 138 r-139 v.

6 000 Lose zu je einem Rubel verkauft werden. Entscheidend veränderten sich die Gewinne, denn nicht Bargeld, sondern „Galanterie- und andere Waren“ warteten auf die Spieler.⁵¹ Mit einer Warenlotterie hofften die Organisatoren womöglich auf eine höhere Marge, da sich Sachpreise leicht attraktiver darstellen ließen, als deren tatsächlicher Marktwert war. Ob beispielsweise ein buntes „Porcelain Service mit Gold“ oder ein „paar große Englische Spiegel“ wirklich 75 bzw. 50 Rubel bei regulärem Verkauf wert gewesen wären, wie es der Lotterienplan vorsah, konnten die Spieler gar nicht beurteilen.⁵² Wilhelm Hinrich Gernet, der erneut den Plan entworfen hatte, stand zusammen mit dem Ratsverwandten Hans Jacob Eggers in der Verantwortung eines reibungslosen Ablaufs. Sie wurden unterstützt von den Kommissionsmitgliedern Johann Nicolas von Suhden (Ältester der Großen Gilde), Carnelius zur Mühlen (Große Gilde), Jürgen Pahp und Sven Herling (beide Älteste der Kanutigilde). Der uns bereits bekannte Adrian Heinrich Frese übernahm erneut das Amt des Sekretärs.

Die Verkaufsstrategie zielte diesmal deutlich auf die Nutzung der persönlichen Netzwerke der Kommissionsmitglieder ab. Allein Direktor Gernet erwarb in den ersten zwei Monaten insgesamt 500 Lose, und zur Mühlen übernahm weitere 200 Stück. Doch bereits Ende Mai 1756 zeichnete sich ein ungenügender Absatz ab, da nicht einmal ein Sechstel der Lose verkauft worden war. Die Kommission entschied sich in dieser Situation dafür, den Lotterienplan dahingehend zu ändern, dass zu gleichen Teilen Bargeld- und Sachpreise ausgespielt werden sollten. Zugleich benannten sie die zu gewinnenden Waren sowie deren Geldwert explizit. Als Hauptsachpreis wartete ein gefütterter Zobel für 250 Rubel auf einen neuen Besitzer. Die Lotterie bot weitere luxuriöse Artikel wie ein Porzellanservice (75 Rubel), ein paar große englische Spiegel (50 Rubel) und zwei englische Wanduhren (jeweils 30 Rubel). Im unteren Preissegment befanden sich alltägliche Haushaltsgegenstände und Kramwaren, zu denen Pfeifen, Butterdosen, Messer, Schnallen, Wollstrümpfe oder Scheren gehörten. Den Sachpreisen stand die gleiche Anzahl an Bargeldpreisen gegenüber. Der höchste Gewinn betrug 250 Rubel und der niedrigste 25 Kopeken, wobei von diesen Werten noch 12 Prozent „zum Besten des Zucht-Hauses“ subtrahiert wurden. Die Sachpreise erhielten die Glücklichen dagegen ohne weitere Abzüge, weil diese wahrscheinlich bereits entsprechend überbewertet waren.⁵³

Der Verkauf der Lose verbesserte sich dennoch nur unwesentlich. Direktor Eggers übergab beispielsweise seinem Buchhalter, der nach St. Petersburg reiste, 100 Lose für den dortigen Vertrieb. Insgesamt verlief der Losverkauf weiterhin sehr schleppend, weshalb die Veranstalter den Spielmodus

⁵¹ TLA, 230/1/Bs37, Bl. 37r. Unter Galanteriewaren (franz. *galanterie* – Aufmerksamkeit) verstand man modische Accessoires.

⁵² Ebenda, Bl. 38 v.

⁵³ Für den Lotterienplan vgl.: TLA, 230/1/Bs37, Bl. 38v-r.

der Lotterie im März 1756 erneut modifizierten; das Protokoll gibt über die Details der Änderungen keine Auskunft. Nachdem sich jedoch der Absatz bis zum Juli 1756 nicht entscheidend erhöht hatte, halbierten die Veranstalter die Lotterie: Statt 6 000 gab es nur noch 3 000 Lose, und dasselbe galt für den Wert der Sach- und Bargeldpreise. Damit wurde zwar das Risiko verringert, mit der Unternehmung Verluste zu machen, doch wurde der sowieso schon wenig attraktiven Lotterie zusätzlich Reiz genommen.⁵⁴

Die Kommission setzte die erste Ziehung, die zuvor bereits verschoben worden war, für den 11. September 1756 an. Noch am Tag davor hatten die Organisatoren die Lotterie um weitere 300 Lose verringert und den Bargeldhauptpreis auf 400 Rubel angehoben; der ursprüngliche Plan wurde so erheblich verändert. Nachdem man die Ziehung ordnungsgemäß vollzogen und die Ziehungslisten veröffentlicht hatte, mussten bis zum November Waren im Werte von fast 1 200 Rubel und Barpreise für über 860 Rubel ausgezahlt werden. Damit bahnte sich trotz aller Unwägbarkeiten ein positives Ergebnis an. Bei der Abschlussbilanz vom August 1757 blieb ein Reingewinn von 359 Rubel, der dem Zuchthaus zugeführt wurde.⁵⁵

Aufgrund der Protokolle der ersten und der dritten Lotterie kennen wir die Reinerträge, die sich auf 1 419 und 359 Rubel beliefen. Über das Ergebnis der zweiten Lotterie lässt sich nur spekulieren, jedoch wird es wohl keinen Verlust gegeben haben, da der Stadtrat in diesem Fall wohl auf eine Neuauflage verzichtet hätte.⁵⁶ Was aber bedeuteten diese Einnahmen für die Finanzierung des Zuchthauses? Ein zwischen 1748 und 1753 geführtes Rechnungsbuch belegt, dass das Zuchthaus einen ausgeglichenen Haushalt hatte. Die Gesamtausgaben der Anstalt beliefen sich in dem genannten Zeitraum auf über 3 400 Rubel, wobei die Jahre 1749 (921 Rubel) und 1750 (1 165 Rubel) als besonders kostenintensiv hervortraten. Die mit Abstand größten Einnahmen stammten von den Lotterien, denn Sekretär Frese überwies mehrfach stattliche Tranchen im dreistelligen Bereich. Ohne die Lotterien hätten somit andere Einnahmequellen erschlossen oder die Ausgaben gesenkt werden müssen, um die Ausgaben zu decken.⁵⁷

Detailliertere Rechnungsbücher des Zuchthauses beginnen leider erst ab 1769, und vor allem für die 1770er-Jahre könnte man genaue Einnahme- und Ausgabestatistiken anfertigen. Zu dieser Zeit fanden jedoch schon keine entsprechenden Lotterien mehr statt. Einerseits liegt die Vermutung nahe, dass der sukzessive Rückgang der Einnahmen durch derartige risikobehaftete Unternehmen dafür verantwortlich war. Andererseits zeigen die überlieferten Rechnungsbücher, dass sich ein ausgeglichener Haushalt auch ohne Lotterien realisieren ließ. Die laufenden Kosten für Heizung, Nahrung und dergleichen betragen oftmals nicht mehr als 400 Rubel. Diese

⁵⁴ Ebenda, Bl. 40r.

⁵⁵ Ebenda, Bl. 45v.

⁵⁶ Eine Position in einem Rechnungsbuch der Zuchthauslotterie wies einen Eingang von 651 Rubel als Gewinn der 2. Lotterie aus. TLA, 230/1/Bs 37 (unpag.).

⁵⁷ Vgl. ebenda.

Summe erwirtschaftete das Zuchthaus durch Spenden, Zuwendungen aus der allgemeinen Stadtkasse und durch die Arbeitsleistung der Insassen.⁵⁸

Die Kirchenlotterien in Reval

Die Lotterien zur Unterstützung der Olai- (1769) und der Nikolaikirche (1771) sind die letzten nachweisbaren Lotterien Revals, bevor Katharina II. dieser Form des Glücksspiels ein Ende setzte. Es handelte sich wieder um Klassenlotterien, wobei die Organisatoren diesmal – anders als bei den Zuchthauslotterien – ein Modell aus vier Klassen wählten. Nun unterstützte die Lotterie auch nicht mehr eine dem aufgeklärten Zeitgeist entsprechende neugegründete Institution, sondern finanzierte das Interieur der Gotteshäuser.

Zwar mutet es im ersten Moment seltsam an, dass die Kirche vom kommerziellen Glücksspiel profitieren sollte. Bei genauerem Hinsehen offenbart sich dagegen im 18. Jahrhundert ein oftmals sehr pragmatisches Verhältnis gegenüber Lotterien, wenn es um die Finanzierung von Sakralbauten und deren Ausstattung ging. Schon die 1721 abgebrannte Rigaer Petrikerche erhielt ja, wie oben beschrieben, durch die Veranstaltung mehrerer Lotterien monetäre Unterstützung. Die Beispiele ließen sich beliebig fortführen: Zwischen 1714 und 1729 renovierten die Pariser mehr als die Hälfte ihrer Kirchen auch mit den Gewinnen aus Lotterien.⁵⁹ Auch den barocken Neubau der Dresdner Frauenkirche ab 1726 finanzierte man ebenfalls anteilig aus Lottereeinnahmen.⁶⁰

Als sich die Verantwortlichen der Olaikirche im Jahre 1763 entschieden, eine neue Orgel bauen zu lassen, suchten sie nach einem dafür geeigneten Meister. Fündig wurden sie bei dem aus Halle in Sachsen stammenden Heinrich Andreas Contius, der sich bereits bei Orgelbauten in St. Petersburg (1761) und Riga (1766) bewährt hatte. Zwischen 1768 und 1771 stellte er in Reval eine große Orgel mit 42 Registern her, die nicht weniger als 10 000 Rubel kostete.⁶¹ Da die reguläre Kirchenkasse mit dieser Belastung überfordert gewesen wäre, bedurfte es zusätzlicher Einnahmen. Neben den regulären Kollekten leistete die erwähnte Klassenlotterie einen nennenswerten, wenngleich nicht genau zu beziffernden Beitrag.

Ähnlich wie bei früheren Lotterien hatten der Stadtrat und beide Gilden die Ausspielung der Lotterie genehmigt. Der zeitliche Abstand zu den Zuchthauslotterien scheint nicht verhindert zu haben, dass die notwendigen

⁵⁸ Für die Rechnungsbücher der Jahre 1769/70, 1773/74, 1774/75, 1775/76, 1777/78, und 1778/79 vgl. ebenda, S. 49–170.

⁵⁹ KAVANAGH, *Enlightenment* (wie Anm. 9), S. 58.

⁶⁰ PAUL, *Erspieltes Glück* (wie Anm. 5), S. 47.

⁶¹ Vgl. WILHELM JOACHIM RICKERS: Etwas über die Olai-Kirche in Reval, Reval 1820, S. 22; zu Contius vgl. RICHARD KASSEL: Contius, in: *The Organ. An Encyclopedia*, hrsg. von DEMS. und DOUGLAS E. BUSH, New York 2006, S. 124f.

Lehren aus diesen Projekten gezogen wurden. So setzte der Plan der Kirchenlotterie z.B. noch keinen Ziehungstermin fest, weshalb sich dessen Verschiebung nicht negativ auf die Glaubwürdigkeit des Unternehmens auswirken konnte.⁶² Johann Christian Gernet, ein Sohn des Direktors der Zuchthauslotterien, fungierte als „Collecteur“. Während dieses familiäre Verhältnis auf eine gewisse personelle Kontinuität hindeutet, verzichtete man auf eine Kommission, wie man sie noch um die Jahrhundertmitte eingerichtet hatte.

Anhand des Lotterieplans wird weiterhin sofort ersichtlich, dass es sich um eine aus vier Klassen bestehende Lotterie mit insgesamt 10 000 Losen handelte. Den Höchstgewinn in der vierten Klasse setzte man mit 2 000 Rubel an und gestaltete diesen für die Spieler deutlich attraktiver als bei den Zuchthauslotterien. Es gab zwar einige Nieten, doch lagen die Gewinne mehrheitlich über den Lospreisen. Die Teilnahme an der ersten Klasse kostete 50 Kopeken und verteuerte sich mit jeder Klasse um diesen Wert, so dass der Preis für ein komplettes, alle vier Klassen umfassendes Los fünf Rubel betrug.⁶³

Womöglich verzeichnete diese Lotterie zunächst einen ähnlich schwachen Absatz wie die Zuchthauslotterien. Doch verringerten die Organisatoren diesmal nicht die Zahl der auszugebenden Lose, sondern änderten den Plan in einem anderen grundlegenden Punkt. Statt 50 Kopeken bezahlte ein Spieler nur noch 25 und statt fünf Rubel für ein komplettes Los lediglich zwei Rubel und 50 Kopeken. Zwar halbierten sich gleichzeitig die Gewinne, aber entscheidender scheint gewesen zu sein, dass man für einen Einsatz von einem Viertel Rubel zumindest an der ersten Klasse teilnehmen konnte. Damit vergrößerte sich der potenzielle Käuferkreis.⁶⁴

Ob diese Maßnahme wirklich fruchtete, kann auf der Grundlage des gesichteten Materials nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Allerdings besteht die Möglichkeit, anhand der Ziehungslisten den Anteil von verkauften und nicht verkauften Losen zu berechnen. Demzufolge wurden bei jeder der vier Klassen mehr als 20 Prozent der Lose verkauft. Was im ersten Moment nach einem schlechten Ergebnis aussieht, entpuppt sich im Vergleich zur zweiten Zuchthauslotterie als Erfolg, denn bei dieser hatten nur 12 Prozent aller Lose einen Abnehmer gefunden.

Trotz der insgesamt wohl zufriedenstellenden Zusatzeinnahmen für die Orgel der Olaikirche gab es weiteres Steigerungspotential. Die

⁶² Vgl. zu diesen und den folgenden Angaben den ersten Lotterieplan in BK (wie Anm. 20): Ziehungs-Liste der mit Bewilligung Eines Hochedlen und Hochweisen Raths der Kayserlichen Stadt Reval, zum Besten der hiesigen St. Olai-Kirche errichteten Lotterie von 10 000 Looßen in vier Abtheilungen, Reval den 22 Junii 1769.

⁶³ Der Preis von fünf Rubeln ergibt sich aus der folgenden Rechnung: 50 Kopeken (1. Klasse) + einen Rubel (2. Klasse) + einen Rubel, 50 Kopeken (3. Klasse) + zwei Rubel (4. Klasse).

⁶⁴ Dazu siehe den zweiten Plan in BK (wie Anm. 20), Veränderter Plan der Revalschen St. Olai Kirchen-Lotterie.

anschließende Klassenlotterie der Nikolaikirche, deren konkreter Verwendungszweck nicht geklärt werden konnte, nahm erfolgreich einige Änderungen vor, um für die Spieler attraktiver zu werden. Als erstes beschränkten die Organisatoren die Gesamtzahl der Lose auf 8 000 Stück. Außerdem erhöhten sie die Zahl der Gewinnlose auf fast 6 500. Diese beiden Maßnahmen steigerten die Wahrscheinlichkeit für einen Gewinn; ein Spieler mit einem kompletten Los konnte nun zu 80 Prozent davon ausgehen, keine Niete zu erwerben. Gleichzeitig hielten die Organisatoren den Hauptgewinn in der vierten Klasse auf vierstelligem Niveau (1 000 Rubel), weshalb die Lotterie auf ‚Glücksritter‘ recht verlockend wirken musste.⁶⁵

Tatsächlich ermöglichte dieses auf den ersten Blick attraktive Spiel nur die Einführung von sogenannten „freyen Looßen“. Anhand der ersten Klasse lässt sich die Wirkung dieser besonderen Loskategorie anschaulich erläutern. Unter den insgesamt 1 204 Gewinnen in dieser Klasse befanden sich 1 000 Freilose, die jeweils mit einem Wert von 56 Kopeken berechnet wurden. Mit diesem Freilos erhielt der Spieler dann automatisch Zugang zur zweiten Klasse, für die er 50 Kopeken hätte bezahlen müssen; eine Barauszahlung des Gewinns gewährte man hingegen nicht. In der zweiten und dritten Klasse funktionierten die Freilose analog zu dem eben beschriebenen Prinzip, weshalb ein Spieler theoretisch mit einem Einsatz von nur 25 Kopeken bis in die vierte Klasse vorstoßen konnte. Es stellte sich allerdings als wahrscheinlicher heraus, dass man nach dem Erhalt eines Freiloses in der anschließenden Klasse nicht zu den Gewinnern gehörte. Daher konnte ein Gewinner der ersten Klasse letztlich doch als Verlierer dastehen.

Das modifizierte LotteriefORMAT wurde zur verkaufsstärksten Klassenlotterie der hier für Reval analysierten Beispiele. Darauf weist der prozentuale Anteil von gezogenen Gewinnlosen hin. In jeder Klasse stieg dieser deutlich auf über 40 Prozent.

Schlussbetrachtung

Die Klassenlotterien in Reval entwickelten sich bis 1771 wie in vielen anderen Städten und Staaten Europas. Das verwundert insofern nicht, als die Hafenstadt von fruchtbaren Handelsbeziehungen und dem Informationsaustausch im Ostseeraum profitierte.⁶⁶ Glücksspiele und besonders Lotterien erfreuten sich spätestens ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wachsender Popularität, die weder den russischen Herrschern noch den Revaler Kaufleuten verborgen blieb. Zwar etablierte sich aufgrund des

⁶⁵ Ebenda, Ziehungs-Liste der mit Bewilligung Eines Hochedlen und Hochweisen Raths der Kayserlichen Stadt Reval, zum Besten der hiesigen St. Nicolai-Kirche errichteten Lotterie von 8000 Looßen in vier Abtheilungen, Reval den 10.2.1771.

⁶⁶ Vgl. dazu MICHAEL NORTH: Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen, München 2011.

kaiserlichen Verbots jeglicher Lotterien nirgendwo im Herrschaftsgebiet Katharinas II. die Zahlenlotterie, doch ist zu vermuten, dass diese Neuheit ebenfalls Anhänger gefunden hätte. Immerhin bewarb die Illigsche Buchhandlung 1772 in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ „Lotto-Spiele in Miniatur“.⁶⁷ Demnach gab es dieses LotteriefORMAT zumindest für den Hausgebrauch.

Obwohl es keine Zahlenlotterie in Reval gab, war die Klassenlotterie vor 1771 stetig weiterentwickelt worden. Bis zur dritten Zuchthauslotterie bestanden alle Formate zumeist aus einer Klasse, für die ein Spieler relativ teure ein bis zwei Rubel zahlen musste. Zudem blieben die Gewinne gemessen an den Lospreisen unattraktiv. Nur wenn die Veranstalter sehr viele Lose für den Verkauf freigaben, ließ sich ein nennenswerter Hauptgewinn ausloben. Allerdings gestaltete es sich selbst für die wohlhabenden und einflussreichen Verantwortlichen der ersten Zuchthauslotterie als nahezu unmöglich, ausreichend Interessenten für 10 000 Lose zu finden. Die einklassigen Lotterien scheiterten letztlich nur deshalb nicht, weil sich die Stadtelite persönlich für sie einsetzte. Zudem wurden nicht selten die Ziehungstermine verschoben oder einige nachteilige Planänderungen für die Spieler vorgenommen.

Wer sich nun fragt, warum sich die Revaler Bürger trotz des großen Verlustrisikos immer wieder für eine weitere Lotterie entschieden, sollte bedenken, dass im Europa des 18. Jahrhunderts überall zahlreiche Ziehungen stattfanden. Daher wären wohl einige wohlhabende Revaler versucht gewesen, Lose für ausländische Lotterien zu erwerben, womit sie der einheimischen Wirtschaft Geld entzogen hätten. Ein wichtiger Bestandteil der merkantilistischen Wirtschaftsidee bestand jedoch darin, Edelmetall aus dem Ausland anzuziehen und nicht abfließen zu lassen. Dementsprechend musste man selbst möglichst attraktive Lotterien organisieren, um die einheimische Wirtschaft zu stärken.

Letztlich konnten die Kirchenlotterien erfolgreich auf eine tendenziell anonyme Losnachfrage sowie auf einen größeren Käuferkreis bauen. Das gelang mit der Einführung der vierklassigen Lotterie, die so ähnlich wie das niederländische Original funktionierte. Da der Einstiegspreis für ein Los nun bei 25 Kopeken lag, erreichte das Glücksspiel einen größeren Interessentenkreis. Bei der Klassenlotterie zu Gunsten der Nikolaikirche basierte der größere Kaufanreiz auf der Einführung von Freilos, die den Anschein einer größeren Gewinnchance erweckten. Doch selbst die Spieler, die erkannten, dass ein Freilos nicht zwangsläufig einen monetären Gewinn nach sich zog, durften nun länger auf einen hohen Geldpreis hoffen. Offensichtlich steigerte diese Strategie die Nachfrage deutlich, da sich nun der Anteil der verkauften Lose, der bei der dritten Zuchthauslotterie bei 12 Prozent gelegen hatte, auf 40 Prozent erhöhte.

⁶⁷ Revalsche Wöchentliche Nachrichten, Nr. 4, 4. 1. 1772.

Die Revaler Lotterien leisteten wohl einen substantiellen Beitrag zur Finanzierung wünschenswerter Projekte. Allein die erste Zuchthauslotterie erwirtschaftete einen Reingewinn von über 1 400 Rubel. Dieser Betrag deckte über 40 Prozent der Ausgaben des Zuchthauses zwischen 1748 und 1753, als die neue Institution einen besonders hohen Finanzbedarf hatte. In den späteren Jahren, als die laufenden Kosten auf ein kalkulierbares Maß gesunken waren, bedurfte es der Lotterie zur Geldakquise nicht mehr.

SUMMARY

*Lotteries in the Eighteenth
Century: The Case of Reval*

The article examines lotteries in Reval (Tallinn) during the eighteenth century to provide a different angle on social and economic questions. So far, lotteries have been largely neglected in the context of the Baltic enlightenment, although archives and libraries offer a variety of sources, such as lottery plans, protocol books and drawing lists.

A lottery is a form of gambling whereby players risk a relatively small sum of money to receive a disproportionately bigger non-cash or cash prize. As the outcome of the game is exclusively caused by good or bad luck, players can win a fortune regardless of their personal or social situation. By the eighteenth century, different lottery formats had become widely accepted by authorities and highly appreciated by gamblers throughout Europe. While officials could generate money for, among other things, charity projects without increasing taxes or dues for the population, lottery participants were legally allowed to gamble if they had some money to spare.

Lotteries developed in Reval as in many other parts of Europe. Members of the town council or church authorities initiated so-called “class lotteries” aiming to raise money, which was intended to fund, for example, a house of correction or a new organ in St Olaf’s Church. The demand for lottery tickets remained low in the first half of the eighteenth century. Often the drawings had to be postponed, the original lottery plans needed to be altered or the tickets simply did not sell. That indicates that the system had not been professionalized yet. Only one clerk, for example, was employed to offer relatively expensive tickets for a lottery initiated in support of the new house of correction in 1747. Thus, the distribution of tickets depended mostly on the personal networks of noteworthy local merchants. The lottery, nevertheless, made a respectable profit of more than 1,400 rubles due to some tricks and good luck. The total expenditure for

the house of correction between 1748 and 1753 amounted to 3,400 rubles, so that the revenues from the lottery covered a fair share of the costs.

The demand for lottery tickets increased in the late 1760s and early 1770s when the organizers reduced the ticket prices and came up with seemingly more attractive formats. Instead of one or two rubles, gamblers had to pay just one quarter of a ruble in the lowest category, while they could nonetheless win up to 1,000 rubles if they were lucky.

The prohibition of lotteries in the entire Russian Empire by Catherine the Great in 1771, however, put a stop to the increasing commercialization and professionalization of this form of gambling in Reval. Consequently, the so-called “Lotto di Genova”, an immensely popular lottery format that was based on drawing numbers, could not be established. Catherine thought that lotteries could be appropriate if only wealthy people participated. But ticket prices below one ruble would lure the poor into spending unreasonable amounts of their small incomes. This would neither be beneficial for them nor their families, and it could eventually endanger the well-being of society in general.

Sängerfeste in den russländischen Ostseeprovinzen vor 1914: Symbolische Ordnungen zwischen kulturellen Verflechtungen und Abgrenzungen

VON JÖRG HACKMANN

Die estnischen und lettischen Sängerfeste haben namentlich während der „Singenden Revolution“ zwischen 1987 und 1991 viel Aufmerksamkeit erfahren: in den nationalen Öffentlichkeiten, in internationalen Medien und nicht zuletzt auch in der Wissenschaft. 2008 sind die baltischen Gesangs- und Tanzfeste zudem durch die UNESCO als immaterielles Kulturerbe der Menschheit registriert worden.¹ Da in der jüngeren Diskussion die Vielschichtigkeit des Phänomens ebenso wie seine politische Dimension im Kontext von *nation-building* und der Wiederherstellung nationaler Unabhängigkeit bereits vielfach und ausführlich beleuchtet wurde,² soll es in diesem Beitrag nicht um die Prozesse seit den Nationalstaatsgründungen vor 100 Jahren gehen, sondern um eine Analyse der historischen Traditionslinien in das 19. Jahrhundert. Dabei wird der Blick auf die Anfänge des Phänomens in den russländischen Ostseeprovinzen gelenkt werden, und dadurch auf die Frage nach den gesellschaftlichen Konfigurationen, in deren Betrachtung bis in die jüngste Vergangenheit nationale Perspektiven auf regionale Zusammenhänge und Tendenzen der Nationalisierung dominiert haben. Letztlich geht es also um eine Historisierung der

Der Text geht zurück auf einen Vortrag auf der Konferenz „Baltische Bildungsgeschichte(n)“ in Tartu im September 2016. Alle Datumsangaben folgen dem Julianischen Kalender.

¹ <http://unesdoc.unesco.org/images/0023/002346/234698e.pdf> (letzter Zugriff 17.2.2017).

² Exemplarisch seien genannt: GUNTIS ŠMIDCHENS: *The Power of Song. Nonviolent National Culture in the Baltic Singing Revolution*, Seattle und London 2014; KARSTEN BRÜGGEMANN, ANDRES KASEKAMP: „Singing Oneself into a Nation? Estonian Song Festivals as Rituals of Political Mobilisation“, in: *Nations and Nationalism* 20 (2014), S. 259-276. Zur „singenden Revolution“ siehe jetzt KARSTEN BRÜGGEMANN: „One Day We Will Win Anyway“: *The Singing Revolution in the Soviet Baltic Republics*, in: *The Revolutions of 1989. A Handbook*, hrsg. von WOLFGANG MUELLER, MICHAEL GEHLER u.a., Wien 2015 (*Internationale Geschichte*, 2), S. 221-246.

Traditionen von öffentlichen Gesangsfesten und damit auch von zivilgesellschaftlichen Strukturen.³

Der Zusammenhang zwischen Musik und Konfigurationen von Gesellschaft liegt namentlich beim kollektiven Chorgesang auf der Hand. Da identitätsstiftende Hymnen in den hier zu analysierenden Festen nicht nur *ex post*, sondern auch bereits zeitgenössisch eine wichtige Rolle spielten, ließe sich an soziologische Überlegungen zur Performanz von Ritualen anknüpfen. Ähnlich wie im Falle von Geselligkeit als spielhafter Aufhebung sozialer Unterschiede kann das Chorsingen durch eine körperlich erfahrbare Gemeinschaft soziale Unterschiede überbrücken und so symbolisch eine neue soziale Ordnung herstellen.⁴ Dietmar Klenke spricht außerdem von der „emotionalen Verdichtung von milieuhaften Netzwerken“, in denen Sprachkultur eine zentrale Rolle spielt.⁵ Damit kommen zugleich Prozesse der kulturellen Distinktion und Abgrenzung ins Spiel,⁶ die sich an zahlreichen kulturellen Phänomenen betrachten lassen.

I.

Öffentliche Gesangs- und Musikfeste nehmen seit den 1830er Jahren einen zentralen Platz in der Vereinskultur der Ostseeprovinzen ein. Zunächst einmal ging es um Geselligkeit, namentlich in der zeitlich knapp bemessenen warmen Jahreszeit, die Massenveranstaltungen unter freiem Himmel zuließ. Diese Geselligkeit verband sich jedoch seit der Mitte des 19.

³ Siehe dazu im größeren Kontext: Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordost-europa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge. *Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context*, hrsg. von JÖRG HACKMANN, Wien u.a. 2012 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 20).

⁴ Siehe für das 20. Jahrhundert BRÜGGEMANN, KASEKAMP, *Singing Oneself* (wie Anm. 2), mit Bezug auf BERNHARD GIESEN: *Performing the Sacred: a Durkheimian Perspective on the Performative Turn in the Social Sciences*, in: *Social Performance. Symbolic Action, Cultural Pragmatics and Ritual*, hrsg. von JEFFREY C. ALEXANDER u.a., Cambridge 2009, S. 325-367. Zur Geselligkeit siehe GEORG SIMMEL: *Soziologie der Geselligkeit*, in: DERS.: *Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918*, Bd. 1, Frankfurt am Main 2001 (Georg Simmel. Gesamtausgabe, 12), S. 177-193. Zur symbolischen Ordnung in diesem Kontext siehe PIERRE BOURDIEU: *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*, Frankfurt am Main 1991 (Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 500).

⁵ DIETMAR KLENKE: *Deutscher Vereinschorgesang im 19. Jahrhundert zwischen Abgrenzung und transnationalem Austausch – gesellschaftsgeschichtliche Aspekte*, in: *Chorgesang als Medium von Interkulturalität: Formen, Kanäle, Diskurse*, hrsg. von ERIK FISCHER, ANNELIE KÜRSTEN u.a., Stuttgart 2007 (Berichte des Interkulturellen Forschungsprojektes „Deutsche Musikkultur im Östlichen Europa“, 3), S. 361-368, hier S. 366.

⁶ Zu Bourdieus Überlegungen zu Distinktion und Repräsentation siehe PIERRE BOURDIEU: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt am Main 1983 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 107).

Jahrhunderts mit Prozessen von Vergemeinschaftung und Nationsbildung. Beide Aspekte kennzeichneten nach 1918 auch die estnischen und lettischen Sängerfeste als staatlich organisierte Veranstaltungen in der Epoche der ersten Unabhängigkeit und ebenso in der sowjetischen Zeit. In der Phase der Unabhängigkeitsbewegungen seit den 1980er Jahren hatte spontaner und organisierter Chorgesang eine bedeutende mobilisierende Funktion, die sich nicht zuletzt auch aus der Verbindung zur nationalen Mobilisierung der 1860er bis 1880er Jahre speiste, wenn von einem zweiten nationalen Erwachen in Estland bzw. dritten Erwachen in Lettland gesprochen wurde. Das ist alles bekannt und vielfach dokumentiert; was dabei jedoch am Rande blieb, sind die eigentlich nicht zu übersehenden transnationalen Bezüge namentlich im 19. Jahrhundert.⁷ Um diese soll es hier im Folgenden insbesondere gehen, d.h. um die Frage nach Mustern, Einflüssen, Aneignungen, Umformungen und Abgrenzungen, wobei einschränkend vorausgeschickt werden muss, dass die estnisch-lettischen Beziehungen, die bislang meist als parallele Entwicklungslinien, weniger aber in ihren wechselseitigen Kontakten wahrgenommen wurden, hier hinter den deutschen und russischen Bezügen zurücktreten.

Als Sängerfeste werden hier solche Chorveranstaltungen betrachtet, die eine über lokale Dimensionen hinausreichende Reichweite hatten, in der Annahme, dass sich dort auch entsprechende Vergemeinschaftungen erkennen lassen. Auf diesen Festen wurde ein Raum repräsentiert, der über den jeweiligen Veranstaltungsort hinausreichte. Dieser Fokus kontrastierte allerdings mit der Strategie des estnischen Patrioten Carl Robert Jakobson, nationale Vergesellschaftung gerade über lokale Feste zu erreichen.⁸ Im estnischen Fall nahm die Gesamtzahl lokaler und regionaler Gesangsfeste insbesondere nach 1900 deutlich zu.⁹ Insofern ist der Blick auf die größeren Feste, die in der Tabelle am Ende des Artikels aufgeführt sind, recherchéstrategisch und nicht etwa essentialistisch begründet. Ein weiteres Problem bilden retrospektive Genealogien von Festen, da sie

⁷ Siehe bislang BAIBA JAUNSLAVIETE: Die deutsch-baltischen und lettischen Sängerfeste – Tradition und Wechselbeziehungen, in: Chorgesang (wie Anm. 5), S. 197–217; und HELMUT LOOS: Deutsche Männergesangsvereine im Ostseeraum und der Anfang der lettischen Singbewegung, in: Musikfeste im Ostseeraum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Rezeption und Kulturtransfer, Intentionen und Inszenierungsformen, hrsg. von MARTIN LOESER und WALTER WERBECK, Berlin 2014 (Greifswalder Beiträge zur Musikwissenschaft, 19), S. 221–235.

⁸ Zu Jakobson siehe vor allem die Arbeiten von EA JANSEN: Carl Robert Jakobson muutuvas ajas. Märkmeid, piirjoooni, mõtteid [Carl Robert Jakobson in einer sich ändernden Zeit. Notizen, Konturen, Ideen], Tallinn 1987; DIES.: C. R. Jakobsoni „Sakala“ [C. R. Jakobsons Zeitung „Sakala“], Tallinn 1971; auf die lokale Strategie verweist bereits HEINRICH ROSENTHAL: Kulturbestrebungen des estnischen Volkes während eines Menschenalters (1869–1900). Erinnerungen, Reval 1912, S. 235.

⁹ Zu estnischen Festen siehe die Aufstellung bei TOIVO OJAVESKI, MART PUUST, ALO PÖLDMÄE: 130 aastat Eesti laulupidusid [130 Jahre estnische Liederfeste], [Tallinn] 2002, S. 58, 69.

Kontinuitäten suggerieren, die sich den Zeitgenossen noch nicht dargestellt haben.¹⁰ Umgekehrt gilt dann jedoch, dass dort, wo eine solche Zählung in den Quellen auftaucht, sie für die Betrachtung relevant ist. Hierbei ist auch zu berücksichtigen, dass die historiografische Darstellung von Gesangsvereinen und -festen lange Zeit allein affirmativ gewesen ist. Das ist keineswegs ein ausschließliches Problem der baltischen Geschichtsschreibung, sondern auch für die deutsche gilt, dass die bis weit in das 20. Jahrhundert hinein einschlägige Publikation von Otto Elben, dem Hauptprotagonisten des deutschen Männergesangs stammte.¹¹

Allgemein betrachtet, liegt der Ursprung von Musikfesten im 18. Jahrhundert in Britannien, eine zentrale Rolle spielte des Weiteren im deutschsprachigen Raum (die Schweiz eingeschlossen) der vierstimmige Männergesang, der sich in „Liedertafeln“ und „Liederkränzen“ formierte. Solche Sängerkulte im deutschen Raum mit der Teilnahme einer größeren Anzahl von Männerchören wurden bereits zeitgenössisch als nicht allein künstlerische Veranstaltungen, sondern vielmehr als national vergemeinschaftend verstanden.

Für die Sängerbewegung im Vormärz in Deutschland waren die Feste in Lübeck 1845, Köln 1846 und Würzburg 1847 von zentraler Bedeutung. Eine zweite Welle von Sängerkulten in Deutschland setzte nach 1859 ein und institutionalisierte sich dann im Deutschen Sängerbund (Dresden 1865).¹² Wenn in Deutschland die Sängerkulte als „urbane Bewegung bürgerlich-mittelständischer Männergesangsvereine“¹³ beschrieben wurden, dann traf das für die russländischen Ostseeprovinzen nicht in gleichem Maße zu; ohnehin sollte man vorsichtig sein bei einer Übertragung des Begriffs „Bürgertums“ auf Regionen, in denen dieses sozial und kulturell weit weniger dominant war. Eher aufgreifen lässt sich dagegen Dietmar Klenkes Hinweis auf die religiöse Komponente, die jedoch nicht nur nationalreligiös war, sondern darüber hinaus in ländlichen und städtischen Kirchenchören

¹⁰ Das gilt sowohl für die estnischen Feste als auch die (deutsch-)baltischen, die bei HUGO WITTRICK: *Der deutsche Männergesang im Baltischen*, Riga 1933, S. 22-46, von 1 bis 5 durchgezählt werden. Siehe dagegen die Aufstellung am Ende dieses Textes.

¹¹ OTTO ELBEN: *Der volkstümliche deutsche Männergesang. Geschichte und Stellung im Leben der Nation. Der deutsche Sängerbund und seine Glieder*, Tübingen 1887. Auch jüngere Untersuchungen wie LOOS, *Deutsche Männergesangsvereine* (wie Anm. 7), geben zeitgenössische Informationen fast ungefiltert wieder.

¹² Allgemein DIETMAR KLENKE: *Der singende „deutsche Mann“. Gesangsvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler*, Münster 1998; und DIETER LANGEWIESCHE: *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000 (Beck'sche Reihe, 1399), S. 132-171; siehe außerdem DIETER DÜDING: *Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847). Bedeutung und Funktion der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung*, München 1984 (Studien zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, 13).

¹³ DIETMAR KLENKE: *Deutsche Sängerkulte des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Medienwelt: politische Funktionalität oder Gesangsästhetik?*, in: *Musikfeste* (wie Anm. 7), S. 9-39, hier S. 15.

ihre strukturelle Grundlage hatte. Zuzustimmen ist Klenke auch in der Feststellung, dass die Sängerbewegung vom „Bedürfnis nach religiös fundierter Gemeinschaftsstiftung in Anlehnung an universelle staatliche Gemeinwohlvorstellungen“ ausgegangen sei.¹⁴ Auch der Hinweis auf Elitenkonkurrenz lässt sich aufgreifen.

Wenn wir uns dem Thema ganz allgemein nähern, dann haben wir es bei den Gesangs- und Sängerfesten mit einem Phänomen des 19. Jahrhunderts zu tun, das – zum Teil mit zeitlichen Verschiebungen – im gesamten Ostseeraum anzutreffen ist.¹⁵ Als Massenveranstaltung manifestierte es sich überwiegend im städtischen Raum in (halb)öffentlichen Bereichen – in der Regel unter freiem Himmel mit temporären Bühnen und Hallen. Es bedurfte dabei zweifelsohne einer längeren musikalischen wie organisatorischen Vorbereitung und war nicht ohne behördliche Genehmigung durchzuführen. Zugleich lassen die Feste – sofern aussagekräftige Quellen vorliegen – auch eine symbolische Gestaltung des städtischen Raums erkennen.

Der Betrachtungszeitraum lässt sich in drei Phasen gliedern: 1836 bis 1866, 1869 bis 1880, 1885 bis 1914. Die erste Phase ist gekennzeichnet durch von deutschsprachigen Vereinen organisierte Feste, die zweite durch das Aufkommen estnischer und lettischer Sängerfeste und die dritte schließlich durch die Verstetigung estnischer und lettischer Sängerfeste bei gleichzeitigem Bedeutungsrückgang deutscher Feste.

II.

Riga 1836. Das „Düna-Musikfest“ 1836 in Riga verstand sich als „das erste in Russland“, bezeichnete sich aber noch nicht als „Sängerfest“ und auch noch nicht als „baltisch“.¹⁶ Treibende Kraft war der Agent einer russischen Lebensversicherungsbank und „Violin-Dilettant“ namens Schwedersky¹⁷, der zugleich dem Vorstand der Rigaer „Liedertafel“ angehörte. Für die Vorbereitung wurde ein vor allem aus Honoratioren bestehendes

¹⁴ Ebenda, S. 17.

¹⁵ Versuch einer Zusammenschau: Musikfeste (wie Anm. 7); siehe außerdem Chorgesang (wie Anm. 5).

¹⁶ LEOPOLD EDUARD SALZMANN: Das Musikfest in Riga am 19ten, 20sten und 21sten Junius 1836, Riga 1836, S. 17; Das Inland, 1.7.1836, Nr. 27, Sp. 459-464; 8.7.1836, Nr. 28, Sp. 478ff.; BERNHARD HOLLANDER: Die Rigaer Liedertafel 1833–1933, Riga 1933, S. 3f.; EA JANSEN: Baltisaksa laulupeod Tallinnas [Die deutschbaltischen Liederfeste in Tallinn], in: Teater – Muusika – Kino 13 (1994), Nr. 11, S. 48-54, hier S. 49; zu Abgrenzung von Musik- vs. Sängerfesten vgl. FRIEDHELM BRUSNIAK: Musik- und Gesangfeste. Klassifizierungsversuche und Kritik im 19. Jahrhundert, in: Musikfeste (wie Anm. 7), S. 71-88.

¹⁷ MORITZ RUDOLPH: Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon nebst Geschichte des Rigaer Theaters und der Musikalischen Gesellschaft, Riga 1890, S. 223; Schwedersky taucht auch als Mitglied weiterer Vereine auf, weitere Informationen zu ihm liegen aber nicht vor.

Festkomitee begründet, dem Schwedersky als Sekretär angehörte. Eine Zusammenarbeit mit anderen Vereinen spielte keine zentrale Rolle, ist aber doch erkennbar. In der Begleitpublikation wurde nur die Rigaer „Liedertafel“ erwähnt, an anderer Stelle jedoch auch die „Rigaer Musikalische Gesellschaft“ als Organisatorin genannt. Zudem stellte die „Musse“ ihr Theater zur Verfügung und die „Euphonie“ beteiligte sich mit einem Feuerwerk am Musikfest.¹⁸ Deutlich zu erkennen ist die Intention, ein Fest zu veranstalten, das mehr als eine nur lokale Wirkung entfalten sollte. So wurden Teilnehmer aus anderen Städten der Ostseeprovinzen eingeladen: Von den etwa 400 Sängern und Musikern kamen mehr als die Hälfte aus Riga, 120 aus Mitau, je zehn aus Dorpat und Pernau, je fünf aus Reval und Libau sowie 30 aus dem ländlichen Raum. In der Organisation – etwa dem Bau von Tribünen – ist bereits ein Muster für spätere Feste zu erkennen.

Das Fest fand zeitgleich mit der Sitzung des livländischen Landtags in Riga statt. Der Zeitraum um den Johannistag war ein traditioneller Termin für öffentliche Feiern.¹⁹ Die Veranstaltungsorte waren mit dem Dom und dem Theater der „Musse“ zentrale Orte der städtischen Gesellschaft; hinzu kamen der Kaiserliche Garten und der Wöhrmannsche Park. Neben den konzertanten Aufführungen gestaltete ein gemischter Chor von ca. 250 bis 300 Sängern und Sängerinnen das Programm, im Gegensatz zu den späteren Festen hatte der Männergesang hier noch keine dominierende Rolle. Das Programm begann am 19. Juni mit dem Oratorium „Das Weltgericht“ im Dom, am nächsten Tag fand ein Konzert in der „Musse“ statt. Den Abschlussabend am folgenden Tag im Kaisergarten, an dem auch der Generalgouverneur teilnahm, besuchten etwa 10 000 Personen, davon 1 000 „Fremde“. Das Fest endete mit einem Frühstück in der Kleinen Gilde am 22. Juni und einem Auftritt der „Liedertafel“. Ein für diesen Zweck gedichtetes Gelegenheitslied wies noch keine nationalen oder regionalen identifikatorischen Bezüge auf, war allerdings in seinem Russland-Bezug zeittypisch.²⁰

Reval 1857. Das Revaler Sängerfest 1857 wurde vom Revaler „Männergesangverein“ organisiert und bezeichnete sich als „baltisches Lieder- und Sängerfest“.²¹ Insgesamt nahmen ca. 200 Sänger teil, die auch Vereine aus

¹⁸ Das Baltische Sängerfest in Riga vom 29. Juni bis zum 4. Juli 1861. Mit Benützung der vom Fest-Comité gelieferten Notizen, Riga 1862, S. 32; FERDINAND KOLBERG: Geschichte der Gesellschaft Euphonie 1797–1897. Zu ihrer hundertjährigen Jubelfeier, Riga 1897, S. 28.

¹⁹ Vgl. auch ANU MÄND: *Pidustused keskaegse Liivimaa linnades 1350–1550* [Feste in den mittelalterlichen Städten Livlands 1350–1550], Tallinn 2004 (Tallinna Linnaraarhiivi toimetised, 7), S. 258–262, zum 15. Jahrhundert.

²⁰ Nach der Melodie des Studentenliedes „Vom Hoh'n Olym herab“. In der letzten Strophe wird dem russländischen „Kaiser in Seiner Huld und Macht (...) ein donnernd Vivat gebracht“, siehe SALZMANN, Musikfest (wie Anm. 16), S. 28.

²¹ Zum Revaler Sängerfest, hrsg. von WILHELM WARBANDT, Reval 1866, S. 1; allgemein: JANSEN, Baltisaksa laulupeod (wie Anm. 16); OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie

Narva und St. Petersburg (Liedertafel und Männerquartett) repräsentierten. „Baltisch“ war hier noch nicht begrenzt auf die Ostseeprovinzen, sondern umfasste die russländische Ostseeküste. Allerdings waren die Rigaer und Dorpater Liedertafeln nicht vertreten und die Vereine aus Mitau und Libau konnten die Schiffsreise nicht antreten.²² Das Fest begann am 27. Juni mit einem Empfang auf der Reede vor der Stadt; an den beiden folgenden Tagen wurde zunächst geprobt, bevor am 29. abends ein Festumzug mit einem Choralgesang vor dem Rathaus („Ein feste Burg ist unser Gott“²³) begann. Der Zug führte zur Nikolaikirche, in der ein geistliches Konzert gegeben wurde. Danach folgten erneut zwei Tage mit Proben, und am Abend des 1. Juli gab es ein weltliches Konzert in Katharinenthal, wo eine Festhalle und eine offene Bühne, die von den Wappen der Ostseeprovinzen, St. Petersburgs und Finnlands eingerahmt war, errichtet worden waren.²⁴ Am 2. Juli fand dann eine Bootsfahrt zum Gutshaus Kosch mit Wettsingen statt, und das Fest endete nach acht Tagen am 4. Juli. Das offizielle weltliche Liedprogramm enthielt im Gegensatz zu 1836 ausschließlich Männergesang und war ein ausgesprochen deutsches Programm.²⁵ Es umfasste unter anderem: „Die Kapelle“ (Uhland / Kreutzer), „Der Jäger Abschied“ (Eichendorff / Mendelssohn-Bartholdy), „Das deutsche Lied“ (Kalliwoda), Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland“, sowie die „Loreley“ (Heine / Silcher); zum Schluss wurde die von Aleksej L'vov geschriebene russländische Hymne auf den Zaren gesungen.²⁶

Riga 1861. War das Revaler Sängerfest 1857 von Bekenntnissen zum deutschen Lied, Wald und Vaterland geprägt, so galt das in noch gesteigertem Maße für das Baltische Sängerfest in Riga 1861.²⁷ Mehr noch als die Revaler Veranstaltung verstand sich das Rigaer Treffen als ein deutsches Sängerfest, das die kulturelle Höhe des deutschen Männergesangs manifestieren sollte. Auf Initiative der örtlichen „Liedertafel“ und des „Liederkranzes“ wurde ein umfangreiches Festkomitee eingesetzt,

Anm. 9), S. 6, siehe auch WITTRÖCK, Der deutsche Männergesang (wie Anm. 10).

²² ARNOLD VALTER: Die Dorpater Liedertafel 1851–1876, in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajaloarhiiv*, Tartu, künftig EAA), Bestand 2623, Findbuch 2, Akte 642, S. 28. Nicht gekommen war außerdem ein Gesangsverein aus Helsingfors, siehe ARTUR PLAESTERER: 75 Jahre Revaler Liedertafel 1854–1929, Reval 1929, S. 47.

²³ Zur Rolle dieses Chorals für die deutsche Nation vgl. MICHAEL FISCHER: Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg, Münster 2014.

²⁴ PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 45–50, nach: Das Inland 1857, Nr. 29, 22.7.1857, Sp. 470–478; siehe auch das Erinnerungsbild bei PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22); Programm und Liederhefte: Baltisches Lieder- und Sängerfest 1857, in: Baltische Zentralbibliothek (*Baltijas Centrālā bibliotēka*, Riga), V-5316.

²⁵ Zum Kanon deutscher Lieder vgl. MIRIAM NOA: Volkstümlichkeit und Nation-building. Zum Einfluss der Musik auf den Einigungsprozess der deutschen Nation im 19. Jahrhundert, Münster 2013 (Populäre Kultur und Musik, 8).

²⁶ PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 48f.

²⁷ Detaillierte Beschreibung in: Das Baltische Sängerfest (wie Anm. 18), S. 12.

dem u.a. der Vize-Gouverneur sowie mehrere Ratsherren und Älterleute der Großen Gilde angehörten. Die Rolle der Frauen wurde nun auf das Anfertigen einer Sängerkonfession mit den Wappen der Stadt Riga, der beteiligten Provinzen und einer Krone beschränkt.²⁸ An dem Fest nahmen insgesamt ca. 670 Sänger aus den Ostseeprovinzen sowie den beiden Residenzstädten teil; nach den Rigaer Teilnehmern waren die Sänger aus Dorpat am zahlenstärksten.²⁹ Eine wichtige Rolle spielte dort der Akademische Gesangsverein³⁰, der im großen Hörsaal der Universität probte. Weitere Chorproben in Dorpat für das Sängerkonfession fanden in der 1856 wiedereröffneten Akademischen Musse statt, so dass man davon ausgehen kann, dass sich unter den Teilnehmern eine größere Zahl von Dozenten und Studenten befand.

Das Fest begann am 29. Juni mit einem Festumzug unter Führung der Rigaer Gesangsvereine. Der Zug führte vom Schwarzhäupterhaus, wo zuvor der Empfang der Gäste im Festsaal stattgefunden hatte, zum Rathaus, Schloss und dann weiter zum Festplatz auf dem Eisenbahngelände.³¹ Dort waren eine temporäre Sängerkonfession für 7 000 Personen und eine Speisekonfession errichtet worden. Am zweiten Tag fand ein geistliches Konzert im Dom statt, am folgenden Tag wurden in der Speisekonfession Festreden in Anwesenheit des Generalgouverneurs gehalten. Am Tag darauf folgten ein erneuter Festumzug und ein weltliches Festkonzert in der Festkonfession sowie am Abend Darbietungen der einzelnen Vereine im Kaiserlichen Garten. Erst am Montag gab es eine Soirée mit Damen in der Festkonfession.³² Am 3. Juli wurde ein Wettsingen im Kaiserlichen Garten vor ca. 10 000 Zuhörern abgehalten und das Fest wurde dann spontan noch um einen weiteren Tag verlängert.

Das weltliche Liedprogramm umfasste neben „Der Jäger Abschied“ und „Was ist des Deutschen Vaterland“ mit dem „Deutschen Trost“ auch noch ein weiteres Lied nach einem Text von Arndt.³³ Höhepunkt des Programms war „Was ist des Deutschen Vaterland“, das aufgrund der Begeisterungstürme wiederholt werden musste. Zusätzlich zu den Liedern war nun auch die Programmatik in Wortbeiträgen und nachträglicher Reflektion eindeutig deutsch-national geprägt: Die Tatsache, dass das Requiem nicht von einem deutschen Komponisten, sondern von Luigi Cherubini stammte, wurde im Festbericht als bemerkenswert notiert. In

²⁸ Kritik daran, dass Frauen nicht als Sängerinnen beteiligt waren, äußerte sich im Bericht in: Rigasche Stadtblätter 1861, Nr. 27, S. 237-240.

²⁹ Das Baltische Sängerkonfession (wie Anm. 18), S. 15.

³⁰ GEIU ROHTLA: Der Akademische Gesangsverein Dorpat (1857-1893). Quellmaterialien und Selbstbeschreibungen, in: Chorgesang (wie Anm. 5), S. 86-98.

³¹ Das Baltische Sängerkonfession (wie Anm. 18), S. 15f.; Festkarte zum Baltischen Sängerkonfession in Riga 1861 (mit Festprogramm), in: Bundesarchiv Koblenz (künftig BAK), R 57 neu-1078, Nr. 33; siehe auch PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 57-61.

³² Festkarte (wie Anm. 31).

³³ Hier und im Folgenden nach: Das Baltische Sängerkonfession (wie Anm. 18); zum Liedprogramm siehe PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 59f.

der Speisehalle wurden mehrere Reden über das deutsche Lied, deutsches Bewusstsein und deutsche Gemütlichkeit gehalten. Insgesamt lassen sich zahlreiche Indizien für die Expression eines deutschen Selbstverständnisses einschließlich der Abgrenzung von „nicht Deutschen Elemente[n]“³⁴ feststellen. Neben den Bekenntnissen zu deutscher Sprache und Kultur sowie zu Russland als Vaterland finden sich in einigen der für das Fest gedichteten Lieder Hinweise auf die Artikulation eines eigenen deutsch-baltischen regionalen Bewusstseins. Im Tafellied wurden die drei Provinzen in eigenen Strophen als „Heimath“ apostrophiert, und das Lied endet mit den Versen: „Da ertön's aus einem Munde: / Hoch dem einen Vaterland! / Dir, traute Heimath, dir gilt unser Sang, / Heil Liv-, Kur-, Estland beim lauten Becherklang!“³⁵ Mit der nationalistischen Überhöhung des deutschen Männergesangs ging jedoch keine explizite Abgrenzung gegen russische, lettische oder estnische Kulturformen einher. Das lag offensichtlich daran, dass zum einen das Fest von einer emotional aufgeladenen Aufbruchstimmung nach dem Freiheitsmanifest Kaiser Alexanders II. erfasst wurde³⁶ und zum anderen diese Musikkulturen zu jenem Zeitpunkt offensichtlich von den Teilnehmern und Organisatoren noch gar nicht als für den Rahmen eines Sängerfestes geeignet wahrgenommen wurden.

Reval 1866. Dieser Sachverhalt änderte sich jedoch signifikant beim Revaler Sängerfest vom 2. bis 9. Juli 1866.³⁷ Zwar wurde auch dort Bezug auf die gemeinsame (deutsche) Sprache und Kultur genommen und das Jahn'sche Turner-Motto „frisch, fromm, fröhlich, frei“ aufgegriffen, aber es wurden nun auch örtliche russische und estnische Gesangsvereine in das Festprogramm integriert. Neben Vereinen aus Moskau und St. Petersburg nahmen auch deutsche Gesangsvereine aus Tver' und Wiborg teil. Ein erster Festzug am 2. Juli, der von zwei Revaler Vereinen, den Gästen und zum Schluss der örtlichen „Eintracht“ sowie dem russischen Gesangsverein „Gusli“ gebildet wurde, führte die im Hafen ankommenden Gäste durch eine vom Hafenmeister errichtete Triumphpforte mit den estnischen Gottheiten Vanemuine (Musik und Gesang) sowie Koit und Hämarik (Morgen- und Abendröte) in die Stadt; anschließend gab es einen Empfang in der Börsenhalle der Großen Gilde. Anders als in Riga wurde die Ordnung des Festzuges von der Stadt zum Festgelände am nächsten Tag ausgelöst. Auf der Grundlage dieser Prozedur ging „Gusli“ an der Spitze, gefolgt von

³⁴ Das Baltische Sängerfest (wie Anm. 18), S. 7.

³⁵ Ebenda, S. 59.

³⁶ Im Abschiedslied heißt es über Alexander II.: „Er öffnet der Freiheit die Pforten, / Die Wälle steh'n nicht mehr, / Die Bürger sind aller Orten / geworden die beste Wehr. / Aus dieses Festes Hallen / Führt durch Europa die Bahn, / Laßt sie vom Jubel erschallen, / Die Freiheit ist kein Wahn!“ – Das Baltische Sängerfest (wie Anm. 18), S. 69.

³⁷ Zum Revaler Sängerfest (wie Anm. 21), S. 1; JANSEN, Baltisaksa laulupeod (wie Anm. 16); zur Vorbereitung siehe PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 64-68; siehe auch WITTRÖCK, Der deutsche Männergesang (wie Anm. 10), S. 38.

insgesamt 24 Vereinen aus 18 Städten; beteiligt war auch das Musikkorps eines Marineschiffes. Der Festzug begann an der Großen Gilde in der Langstraße, führte dann durch die Breitstraße und über den Markt nach Katharinenthal. Dort war seit dem Frühjahr eine Festhalle für ca. 3 000 Personen errichtet worden, und im Kaiserlichen Garten stand, wie bereits 1857, eine offene Festbühne.³⁸ Ein weiterer Umzug fand zwei Tage später vor dem geistlichen Konzert in der Nikolaikirche statt, als die Fahnen der Vereine und des Sängersfestes aus der Großen Gilde zum Markt getragen und dort unter Absingen der russländischen Hymne präsentiert wurden.³⁹

Deutlicher als bei den vorausgegangenen Sängersfesten wurde 1866 die Vereinsstruktur als Grundlage des Sängersfestes betont. Wie zuvor in Riga war das Festbanner von Frauen erstellt worden, denen ansonsten erneut keine aktive Rolle zugeteilt wurde. Das Programm war ähnlich strukturiert und enthielt nur deutsche Lieder, aber offensichtlich spielten solche Lieder, die das Deutschtum beschworen, nun eine geringere Rolle als bei den vorausgegangenen Festen. Arnolds „Was ist des Deutschen Vaterland“ war im Programm nicht mehr zu finden; von Rigaer Teilnehmern hieß es allerdings, dass sie ein „deutsches Lied“ sangen.⁴⁰

Aufschlussreich ist die Beschreibung des Ausflugs zum Wettsingen am 8. Juli nach Kosch, bei dem die Festgesellschaft vom „Estenverein von St. Jürgens“⁴¹ in „Nationalkostümen“ empfangen wurde. Der Verein trat anschließend als gemischter Chor in der Festhalle auf. Die Darbietungen und das „natürliche Geschick“ des Küsters wurden besonders gelobt, und ein Festordner hob in einer estnischen Ansprache an den Verein hervor, sie hätten gezeigt, wozu „Ausdauer, guter Wille und die Lust an (...) geistigen Genüssen“ führen könne. Die Esten nahmen auch an dem abendlichen Beisammensein teil, bei dem ihr Dirigent auf Schultern durch die Halle getragen wurde. Von diesem Auftritt des estnischen Vereins abgesehen, waren die Ansprachen in der Festhalle von zahlreichen Bezügen zu deutscher Kultur und Politik geprägt.⁴² Die Beschwörungen von Verbrüderung und Eintracht bezogen sich folglich vor allem auf die deutschen Teilnehmer, auch wenn Angehörige anderer sprachlicher Gruppen

³⁸ Zum Revaler Sängersfest (wie Anm. 21), S. 4f., 9; siehe dort auch das Titelkupfer sowie die Abbildung bei OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie Anm. 9), S. 6.

³⁹ Zum Revaler Sängersfest (wie Anm. 21), S. 17.

⁴⁰ Ebenda, S. 14f.; das Programm bei PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 76f.

⁴¹ Der dort erwähnte Gesangsverein hatte sich kurz vorher ein Statut gegeben, siehe Statut, 15.1.1866, in: EAA, 3742/1/73, Bl. 1-2v; Protokoll, 15.1.1866, in: ebenda; Faksimile in: Seltsid ja ühiskonna muutumine. Talupojähiskonnast rahvusriigini. Artiklite kogumik [Vereine und die Veränderung der Gesellschaft. Von der Bauerngesellschaft zum Nationalstaat. Artikelsammelband], hrsg. von EA JANSEN und JAANUS ARUKAEVU, Tartu und Tallinn 1995, S. 201-211; siehe dazu EA JANSEN: Selts ja seisus 19. sajandi teise poole Eesti ühikonnas [Verein und Stand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der estnischen Gesellschaft], in: ebenda, S. 22-43, hier S. 32f.

⁴² Zum Revaler Sängersfest (wie Anm. 21), S. 24, 30, 34f., Zitat S. 35.

zugegen waren. Zugleich sind aber auch deutliche Wahrnehmungen und Konstruktionen von Differenz zu erkennen, so wurde etwa der erwähnte Auftritt des estnischen Gesangsvereins mit den Worten kommentiert: „Die guten Leute benahmen sich ganz ungenirt, obwohl ihnen gewiß ein solches Zusammensein, wobei sie selbst aktiv auftreten sollten, ganz neu und ungewohnt sein mußte.“⁴³

Mit der im Liedprogramm zu erkennenden zunehmenden Distanz gegenüber politischen Bekundungen der Zugehörigkeit zu einem wie auch immer gearteten Deutschland ging auf dem Revaler Sängerfest die Anrufung einer vereinten, deutsch singenden „Baltica“ einher.⁴⁴ Nach diesem Fest nahm die Bedeutung überregionaler deutscher Sängerfeste allerdings ab. Dazu dürfte auch die Tatsache beigetragen haben, dass der Versuch, einen „Baltischen Sängerbund“ zu gründen, keinen Erfolg hatte. Zu diesem Ziel hatten sich ca. 18 Vereine zusammengeschlossen, und zunächst war überlegt worden, sich als „Deutscher Sängerbund in Rußland“ dem Deutschen Sängerbund anzuschließen.⁴⁵ Auf einem Sängertag im Juni 1863 in Riga war sogar ein Statutenentwurf mit der Namensänderung in „Baltischer Sängerbund“ ausgearbeitet worden. Da dieser jedoch keine Genehmigung erhalten hatte, wurde auf dem Sängerfest in Reval 1866 beschlossen, das Projekt nicht weiter zu verfolgen.⁴⁶

III.

Die Phase von 1869 bis 1880 ist geprägt vom Aufkommen estnischer und lettischer Sängerfeste. Mehr noch als bei den deutschen Gesangsvereinen äußerten sich die Aktivitäten estnischer und lettischer Chöre und Gesangsvereine in zahlreichen lokalen Festen, die noch vor den ersten nationalen Festen der Esten 1869 und der Letten 1873 von großer Bedeutung für die Aneignung der Sängerfesttradition waren. So organisierte Pastor Martin Körber auf Ösel 1862, also nach dem Baltischen Sängerfest in Riga, ein Konzert mit weltlichen estnischen Liedern, und 1863 fand ein lokales

⁴³ Ebenda, S. 34; diese Differenz äußerte sich dann auch räumlich, denn im Bericht hieß es, die estnischen Sänger kehrten am Abend „in ihre Heimat“ (einen Vorort Revals) zurück. Ebenda.

⁴⁴ Ebenda, S. 18: „Heil dem Tag, wo fern und nah / Im Lied vereinet Baltica“; siehe JANSEN, *Baltisaksa laulupeod* (wie Anm. 16), S. 53.

⁴⁵ Dazu ausführlich HOLLANDER, *Die Rigaer Liedertafel* (wie Anm. 16), S. 30-34, und WITTRÖCK, *Der deutsche Männergesang* (wie Anm. 10), S. 28-38. Nach Elben war der Rigaer Liederkranz um 1865 dem Deutschen Sängerbund beigetreten. ELBEN, *Der volksthümliche deutsche Männergesang* (wie Anm. 11), S. 375.

⁴⁶ Fehlerhaftes Datum in EDUARD KRAL: *Taschenbuch für deutsche Sänger*, Wien 1864, S. 269, vgl. *Livländischer Kalender* 1864, S. 92; *Dorpater Gesangsverein* von 1851, in: BAK, R 57 neu-1060, Nr. 28.

estnisches Sängerkonzert in Anseküll auf Ösel mit vier Chören und ca. 500 Zuhörern statt.⁴⁷

Am Anfang der lettischsprachigen Sängerkonzerte standen ebenfalls mehrere lokale Veranstaltungen in Livland und Kurland, die mit einem Sängertreffen 1864 in Dickeln begannen.⁴⁸ Ursprünglich hatte es bereits Pläne für ein Sängerkonzert 1869 in Mitau gegeben, das aber Klements Mediņš zufolge durch Proteste von Gutsbesitzern beim Gouverneur verhindert wurde. Daraufhin übernahm dann die „Lettisch-Literarische Gesellschaft“ die Initiative für das genannte Fest im folgenden Jahr.⁴⁹

Dorpat 1869. Das erste, sich als nationales Fest definierende estnische Gesangsfest wurde 1869 von der sich als erster estnischer Gesangsverein verstehenden Gesellschaft „Vanemuine“ in Dorpat ausgerichtet. Gegründet worden war der Verein von dem Zeitungsherausgeber Johann Voldemar Jannsen, der auch die treibende Kraft in der Festorganisation war.⁵⁰ Als Anlass wurde der 50. Jahrestag der Bauernbefreiung in Livland gewählt. Ursprünglich war bereits die Bauernbefreiung 1816 in Estland als Anlass für das Fest vorgesehen, aber die im April 1867 beantragte Genehmigung wurde erst im Februar 1869 erteilt.⁵¹ Zum Präsident des Festkomitees, das aus 17 Personen bestand, wurde der Pastor der deutsch-estnischen Mariengemeinde, Adalbert Hugo Willigerode, bestimmt, der auch Ehrenmitglied

⁴⁷ MARTIN KÖRBER: Oesel einst und jetzt, Hannover-Döhren 1974, Bd. 2, S. 123ff., 140ff.; ELMAR ARRO: Geschichte der estnischen Musik, Tartu 1933, S. 81ff.; siehe auch ELLEN CH. KARU: Sel'skoe kul'turno-prosvetitel'nye obščestva v Eštonii v konce 19 – načale 20 vv. [Dörfliche Kultur- und Bildungsvereine in Estland am Ende des 19. – Beginn des 20. Jhs.], Tallinn 1988, S. 20.

⁴⁸ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 84; offensichtlich gab es schon im Umfeld des ersten lettischen Sängerkonzertes eine Auseinandersetzung darüber, in welchem Umfang 1864 lettische Lieder gesungen wurden, siehe R[ICHARD] THOMSON: Sinas par Latveeschu dseedatajem un winu pirmeem wispahrigeem dseedaschanas-swehtkeem [Nachrichten über die lettischen Sänger und ihr erstes allgemeines Gesangsfest], in: Pirnee wispahrige Latveeschu dseedaschanas swehtki Rihgā no 26ta lihds 29tam juhnijam 1873 (Isrihksti zaur Rihgas Latveeschu beedribu), Riga 1873, S. 1-27, hier S. 2. Bei VALENTĪNS BĒRZKALNS: Latviešu dziesmu svētku vēsture [Geschichte der lettischen Liederkonzerte], Philadelphia 1964, S. 24, und JAUNSLAVIETE, Die deutsch-baltischen und lettischen Sängerkonzerte (wie Anm. 7), S. 206f., finden sich Hinweise auf weitere lokale Gesangsfeste.

⁴⁹ KLEMENTS MEDIŅŠ: Latviešu dziesmu svētki [Lettische Liederkonzerte], Riga 1955, S. 7; BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 26.

⁵⁰ RUDOLF PÖLDMÄE: Esimene Eesti üldlaulupidu 1869 [Erstes allgemeines estnisches Liederkonzert 1869], Tallinn 1969; siehe allgemein auch AUGUST TAMMANN: Eesti üldised laulupidud XIX aastasajal [Die estnischen allgemeinen Liederkonzerte im 19. Jahrhundert], Tallinn [o.J.]; Vanemuine 1865–1925, Tartu 1925, S. 88-97; viele Details bei OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie Anm. 9); zu Jansens Prägung durch die deutschbaltischen Sängerkonzerte siehe JANSEN, Baltisaksa laulupeod (wie Anm. 16), sowie Diarium: Johann Voldemar Jannseni Pärnu päevik / Das Perner Tagebuch von Johann Voldemar Jannsen, hrsg. von MALLE SALUPERE, Pärnu 2001, S. 164.

⁵¹ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 103.

von „Vanemuine“ war.⁵² Aufwendig bei der Vorbereitung des Festes waren insbesondere das Verschicken der Noten an die teilnehmenden Chöre und das Einstudieren der insgesamt 26 Gesänge, nicht zuletzt auch deshalb, weil es noch keinen den deutschen Sängerfesten vergleichbaren Kanon an Liedern gab. Analog zu den vorangegangenen baltischen Sängerfesten war das estnische Fest ebenfalls für Männerchöre ausgelegt, die Beteiligung von gemischten Chören war aber diskutiert worden. Insgesamt nahmen 46 Chöre mit ca. 820 Sängern teil, von denen 16 aus dem Kreis Dorpat und insgesamt zwölf aus dem Gouvernement Estland kamen. Etwa die Hälfte der aktiven Teilnehmer waren Dorf- und Parochialschullehrer.⁵³

Das Programm⁵⁴ begann am 17. Juni mit dem Eintreffen der Gäste im Haus von „Vanemuine“ in der Sternstraße, wo die Reihenfolge für den Umzug und das Wettsingen am letzten Tag ausgelost wurde. Am nächsten Tag fand zunächst ein Choralblasen von den Kirchtürmen statt, danach zogen die Teilnehmer vom Haus von „Vanemuine“ aus zunächst zu einem Gottesdienst vor der Domruine und dann zum Rathaus, wo die russländische Hymne gesungen wurde. Anschließend wurde der Umzug zum Festplatz, dem Garten der „Ressource“ jenseits des Embachs, fortgesetzt. Dort fand ein geistliches und am folgenden Tag dann ein weltliches Konzert statt, dem ein öffentliches Festessen im Garten von „Vanemuine“ folgte. Am dritten Tag gab es Einzelvorträge der Chöre im Ressourcengarten und am Nachmittag ein Wettsingen bei „Vanemuine“.

Wie bei den vorausgegangenen (deutsch-)baltischen Sängerfesten setzte sich das Programm aus einem geistlichen und weltlichen Teil zusammen. In seinem weltlichen Teil, der für den estnischen Chorgesang noch neu war, überwogen Bearbeitungen deutscher Lieder, u.a. von Kreutzer, Kalliwoda und Mendelssohn-Bartholdy, Abt und Stuntz, denen Texte mit Bezug auf die estnische Lebenswelt unterlegt wurden.⁵⁵ So lautete etwa der Text nach einer Melodie von Kreutzer: „Jetzt ist der Freudentag gekommen, Jetzt ist der Freudentag gekommen! O, Estland, dafür sollst Du deinem Gott danken und dem Kaiser dein Lob singen! Fünfzig Jahre sind jetzt schon vergangen, seit Du die Freiheit erhalten hast.“⁵⁶

Zentrale Bedeutung wurde jedoch den eigens für das Sängerfest verfassten estnischen Liedern von Jannsen „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ („Mein Vaterland, mein Glück und Freude“) und seiner Tochter, Lydia Koidula, die

⁵² HEINRICH ROSENTHAL, Kulturbestrebungen (wie Anm. 8), S. 53; dort, S. 51-59, auch eine umfangreiche Beschreibung der Vorbereitungen; ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 79f.

⁵³ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 104, S. 107f., mit Hinweis auf unterschiedliche Zahlenangaben.

⁵⁴ Ebenda., S. 106f.; detaillierte Beschreibung des Ablaufs bei ROSENTHAL, Kulturbestrebungen (wie Anm. 8), S. 59-74.

⁵⁵ Eestirahwa 50-aastase Jubelipiddo-Laulud. Tartu Wannemuine-seltsist wäljaantud [Die Lieder des Jubelfestes des estnischen Volkes zum 50. Jahrestag], Tartu 1869; siehe auch ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 79, 105.

⁵⁶ Eestirahwa (wie Anm. 55), Nr. 13.

zwei Lieder „Mu isamaa on minu arm“ („Mein Vaterland ist meine Liebe“) und „Sind surmani“ („Dich bis zum Tode“) verfasst hatte, beigemessen. Jannsens Lied wurde beim ersten Sängerefest noch nicht an exponierter Stelle gesungen, erhielt aber in der Folgezeit den Status einer Hymne, die auch bei den folgenden estnischen Sängerefesten gesungen wurde. Die Vorbereitung auf das Fest unter den teilnehmenden Vereinen umfasste nicht nur Gesangsübungen, sondern bei der Revaler „Estonia“ auch eine Geldsammlung unter den passiven Mitgliedern und den Entwurf eines Abzeichens. Die bürgerliche Organisationsform gab dann auch den Ausschlag, dass dem Verein der Siegpriis beim Wettsingen zuerkannt wurde.⁵⁷

Wenn das Sängerefest als „Jubel-“ und „Dankfest“ annonciert wurde, dann war es nicht allein auf den Zaren ausgerichtet, sondern lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit ebenso auf die Organisatoren und Mitwirkenden. Wie schon bei den deutschen Sängerefesten ging es den Initiatoren nicht allein um künstlerische Darbietungen, sondern auch um eine darüber hinausgehende gesellschaftliche Präsenz im öffentlichen (städtischen) Raum. Unter den Rahmenbedingungen des Zarenreichs waren solche kulturellen Veranstaltungen die dafür am besten geeignete Form.⁵⁸ Gesang war hier das Medium, um die Esten als neue nationale Gemeinschaft zu konstruieren, ein Ziel, das Jannsen auch in seiner Tätigkeit als Zeitungsherausgeber verfolgte.

Vor dem Hintergrund dieser nationalen Implikationen war die Beurteilung des Sängerefestes unter den estnischen Patrioten von Beginn an zwiespältig. Kritik äußerte insbesondere Carl Robert Jakobson, der die deutsche Orientierung des Sängerefestes und Jannsens Konzeption kritisierte. Als Alternative wollte Jakobson zum einen ein Programm ohne deutsche, aber dafür mit estnischen und finnischen Liedern sehen⁵⁹ und trat zum anderen für die Organisation von Festen auf örtlicher oder Kreisebene ein. Dennoch hatte das Dorpater Sängerefest von 1869 deutliche Auswirkungen auf die estnische Gesellschaft, denn von ihm gingen unmittelbare Impulse zur Gründung wichtiger estnischer Vereine wie „Eesti Põllumeeste Selts“ (Verein estnischer Bauern), „Eesti Kirjameeste Selts“ (Verein estnischer Gelehrter) und „Eesti Üliõpilaste Selts“ (Verein estnischer Studenten) aus; zudem führte es zu Kontakten zu den anderen finnougriischen Nationen. So wurden der ungarische Ethnograph Pál Hunfalvy, der sich während des Sängerefestes in Dorpat aufhielt, und der finnische Historiker und Politiker

⁵⁷ „Estonia“ kuuskümmend aastat. Kroonika 1865–1925 [„Estonia“ sechzig Jahre. Chronik 1865–1925], hrsg. von JAAN KÄRNER, Tallinn 1925, S. 17f.; zu Abzeichen und Diplomen siehe ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), nach S. 104; zur Preisvergabe siehe PÖLDMÄE: Esimene Eesti üldlaulupidu (wie Anm. 50), S. 136.

⁵⁸ RUDOLF PÖLDMÄE: Kaks laulupidu 1879–1880 [Zwei Liederefeste 1879–1880], Tallinn 1976, S. 242; siehe auch ROSENTHAL, Kulturbestrebungen (wie Anm. 8), S. 47; ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 93f.

⁵⁹ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 109, 113f.

Yrjö Koskinen zu Ehrenmitgliedern von „Vanemuine“ und „Eesti Kirjameeste Selts“ ernannt.⁶⁰

Doblen 1870. Die „Lettisch-Literarische Gesellschaft“ richtete am 25./26. Juni 1870 ein „erstes lettisches Sängerfest“ in Doblen aus, wo ihr Präsident August Bielenstein Pastor war. An der Veranstaltung nahmen 16 Vereine bzw. Chöre mit ca. 350 Sängern und 50 Sängerinnen sowie zwischen 5 000 und 10 000 Zuhörer teil. Anwesend waren auch der kurländische Gouverneur, der Vorsitzende von „Rīgas Latviešu Biedrība“ (Rigaer Lettischer Verein) und der estnische Sprachwissenschaftler und Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften Ferdinand Wiedemann. Die Festorganisation stand ganz offensichtlich unter dem Eindruck des estnischen Sängerfestes im Jahr zuvor. Nach Proben am ersten Tag fanden am Haupttag in Doblen zunächst ein Konzert in der Kirche statt, anschließend zogen die Vereine mit Fahnen in ein Wäldchen außerhalb des Ortes nahe des Pastorates, wo eine Festtribüne errichtet worden war. Dort wurde dann ein für das Fest gedichtetes lettisches Lied „Gott schütze Kurland“ nach der Melodie von „Heil Dir im Siegerkranz“ vorgetragen. Nach zahlreichen Reden und einem Wettgesang zogen die Teilnehmer zurück in die Burgruine, wo die Gesangsdarbietungen fortgesetzt wurden.⁶¹ Das Fest war zwar hinsichtlich der teilnehmenden Chöre auf Kurland beschränkt, dennoch wirkte es zweifellos auch auf die lettische Bevölkerung jenseits der Provinzgrenzen. Wenn es dennoch nicht den Beginn der Genealogie lettischer Sängerfeste bildete, so lag das nicht nur an der Konkurrenz zwischen der „Lettisch-Literarischen Gesellschaft“ und „Rīgas Latviešu Biedrība“, die bei dem Rigaer Sängerfest 1873 zutage trat, sondern auch an der stärkeren symbolischen Aufladung des folgenden Festes.

Riga 1873. Die 1873 in Riga von „Rīgas Latviešu Biedrība“ organisierte Veranstaltung verstand sich als „Erstes allgemeines lettisches Sängerfest“.⁶²

⁶⁰ Dazu ausführlich ROSENTHAL, Kulturbestrebungen (wie Anm. 8), S. 126–163; siehe auch Vanemuine 1865–1925 (wie Anm. 51), S. 30f.; PAUL HUNFALVY: Reise in den Ostseeprovinzen Russlands. Frei aus dem Ungarischen, Leipzig 1874.

⁶¹ Siehe den Bericht in Rigasche Zeitung Nr. 148, 1.7.1870, S. 1f., Nr. 149, 2.7.1870, S. 1f. Die Schätzungen zu den Zuhörerzahlen schwanken, vgl. MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 7, und AUGUST BIELENSTEIN: Ein glückliches Leben. Autobiographie, Michelstadt 2002, S. 222f.; siehe auch MATĪSS ĀRONS: Latviešu Literariskā (Latviešu Draugu) Biedrība savā simts gadu darbā. Ainas no vāciešu un latviešu attiecību vēstures [Die Lettisch-Literarische (Lettische Freundes-)Gesellschaft in ihrer hundertjährigen Tätigkeit. Bilder aus der Geschichte der deutsch-lettischen Beziehungen], Riga 1929, S. 299f.; JÜRGEN VON HEHN: Die lettisch-literarische Gesellschaft und das Lettentum, Königsberg, Berlin 1938 (Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, 21), S. 67.

⁶² Beschreibung: Pirmee wispahriģee (wie Anm. 48); Verfasser der Darstellung war Rihards Tomsons, siehe BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 70f.; weitere Darstellungen: Rīgas Latveeschu beedribas pirmāis gadu-desmits 1868–1878. Swehtku-raksts [Das erste Jahrzehnt des Rigaer Lettischen Vereins

Ein Festkomitee wurde am 20. Februar 1873, einen Tag nach dem Stiftungstag des Vereins, eingesetzt. Zu den sechs Mitgliedern gehörten neben dem Hauptorganisator Rihards Tomsons, der Inhaber einer Fabrik für Düngemittel war, auch der Architekt Jānis Baumanis, der zugleich Präsident des Vereins war, sowie der Herausgeber der Zeitung „Baltijas Vēstnesis“ (Baltischer Bote), Bernhards Dīriķis.⁶³ Die konkrete Vorbereitung begann dann auf einer Versammlung von Chorleitern und Schullehrern Ende März. Wie im estnischen Fall sollte das Fest einen explizit nationalen Anspruch haben, doch wurde kein formaler Anlass gewählt. Ähnlich wie in Dorpat 1869 bestand ein dezidiertes Interesse an einem provinzübergreifenden Rekrutieren der Teilnehmer, es sollte die lettische Bevölkerung aus Livland und Kurland einbeziehen.⁶⁴ Insgesamt nahmen 47 Vereine und Chöre mit über 1 000 Sängern teil, unter ihnen 212 Sängerinnen,⁶⁵ sowie das Orchester des Lehrerseminars in Irmilau. Das Fest wurde im neu errichteten Vereinshaus der „Rīgas Latviešu Biedrība“ eröffnet; es hatte mit einem geistlichen Konzert im Dom und einem weltlichen Konzert im Kaiserlichen Garten dasselbe räumliche Format wie die vorausgegangenen Sängerfeste.

Das Fest begann mit einer Zeremonie vor und im Vereinshaus. Nach einer Ansprache des Vereinspräsidenten Baumanis wurde zunächst die für das Sängerfest komponierte Hymne „Dievs svētī Latviju“ (Gott schütze Lettland) vom Chor des Lehrerseminars vorgetragen. Anders als im estnischen Fall handelte es sich bei dieser Hymne um eine neue Komposition von Kārlis Baumanis, einem Absolventen des Lehrerseminars in Walk⁶⁶ und dem ersten Komponisten lettischer Lieder. Um diese Hymne gab es vor und nach dem Sängerfest Kontroversen. Sie war im offiziellen Repertoire für den allgemeinen Chor nicht enthalten⁶⁷ und wurde während des

1868–1878. Eine Festschrift], Riga 1878, S. 129–141; Rīgas Latvešņu beedriba sawā 25. gadu darbā un gaitā [Der Rigaer Lettische Verein in seiner 25-jährigen Tätigkeit und Entwicklung], Jelgawa 1893, S. 171–178; Rīgas Latviešu Biedrība sešos gadu desmitos 1868–1928 [Sechs Jahrzehnte Rigaer Lettischer Verein 1868–1928], Riga 1928, 94–112; DENISS HANOVs: „Verein aller Letten“ – ideologische Diskrepanzen und symbolische Praxis des Rigaer Lettischen Vereins 1868–1906, in: Vereinskultur und Zivilgesellschaft (wie Anm. 3), S. 347–386; MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 12–22; BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 31–74. Zu den lettischen Sängerfesten allgemein siehe Dziesmu svētku simtgade (1873–1973). Literatūras rādītājs [Einhundert Jahre Liederfeste. Literaturverzeichnis], Riga 1973.

⁶³ THOMSON, Sinas par Latvešņu dseedatajeem (wie Anm. 48), S. 3f.; BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 38f.

⁶⁴ THOMSON, Sinas par Latvešņu dseedatajeem (wie Anm. 48), S. 5f.

⁶⁵ Die Zahlenangaben schwanken zwischen 43 und 47 Chören sowie 1 003 und 1 035 Sängern, siehe BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 44f.

⁶⁶ CARL PETERSON, JOHANN BACH, EDUARD INSELBERG: Das ritterschaftliche Parochiallehrer-Seminar in Walk, seine Lehrer und Zöglinge 1839–1890, Riga 1898, S. 187.

⁶⁷ BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 46; Verzeichnis des Programmhefts von 1873, ebenda S. 72f.

Festes nur bei der Eröffnung gesungen. Im Gegensatz zur späteren Version enthielt der Text in der ersten gedruckten Fassung zweimal die räumliche Bestimmung „Baltija“ neben der dreimaligen Nennung von „Latvija“.⁶⁸ In der Folgezeit erschien zeitweilig „Baltija“ auch in der Titelzeile, und dieser Sachverhalt illustriert ein zentrales Problem der Hymne: Sie bezog sich in beiden Raumbezeichnungen auf ein Territorium, das nicht administrativ abgegrenzt werden konnte, im Gegensatz etwa zu Estland – auch wenn *isamaa* (Vaterland) im Verständnis der estnischen Hymne nicht mit den Provinzgrenzen identisch war – oder auch Finnland.

Nach der Hymne, dem Lied „Lettland lebe hoch“ („Lai dzīvo augsti Latvija“) sowie dem Marsch aus Wagners „Tannhäuser“ wurde in einer feierlichen Zeremonie im Vereinsgebäude die Sängerfestfahne überreicht, die Jānis Baumanis in Leipzig hatte anfertigen lassen.⁶⁹ Die ganze Zeremonie kennzeichnete eine hohe symbolische Aufladung: Unter musikalischer Begleitung wurde die Fahne von einem Zug in streng geordneter Formation durch den Raum getragen. An der Spitze des Zuges gingen sechs Ordner, gefolgt von neun Frauen, dann dem Vorsitzenden des Vereins und zwei weiteren Männern, die die Fahne trugen; hinter ihnen kamen drei weitere Männer, dann die drei Stifter der Fahne, neun Mädchen und zum Schluss wiederum sechs Ordner. Am Ende wurde das Motiv der Fahne, ein Priester bei der Līgo-Feier, dem Saal präsentiert. Anschließend wurde die Zeremonie außerhalb des Gebäudes fortgesetzt, wo Tomsons eine Ansprache an das Publikum hielt, in der neben der Berufung auf alte heidnische Priester und der Tradition des Līgo-Festes die Vereinigung der drei lettischen Gebiete (Riga, Livland, Kurland) eine wichtige symbolische Rolle spielte.⁷⁰ Das zweistufige Arrangement der Fahnenpräsentation, die zunächst im abgegrenzten Raum innerhalb des Vereinsgebäudes vor einem ausgewählten Publikum stattfand und erst in einem zweiten Schritt die breite Öffentlichkeit integrierte, hob die Rolle der neuen nationalen Elite auch symbolisch hervor.⁷¹

⁶⁸ THOMSON, Sinas par Latweeschu dseedatajeem (wie Anm. 48), S. 12, 20-23 (nach dem Fest erschienen); BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 48; S. 43: Faksimile aus der Sammlung „Austra“. In der aktuellen Version der Hymne heißt es heute nur noch „Latvija“; vgl. auch ŠMIDCHENS, The Power (wie Anm. 2), S. 86f.

⁶⁹ THOMSON, Sinas par Latweeschu dseedatajeem (wie Anm. 48), S. 14f.; BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 48.

⁷⁰ Beschreibungen bei THOMSON, Sinas par Latweeschu dseedatajeem (wie Anm. 48), S. 12-16, und MATISS KAUDZĪTE: Atmiņas no „tautiskā laikmeta“ un viņa lielākiem aizgājušiem darbiniekiem. Piedzīvojumi un novērojumi cēlā pagātnē. Laika biedriem par atmiņu, bet pēcnākiem par piemiņu [Erinnerungen an das „nationale Zeitalter“ und seine verstorbenen großen Akteure. Erlebnisse und Beobachtungen aus einer edlen Vergangenheit. Den Zeitgenossen zur Erinnerung, doch den Nachkommen zum Andenken], Cēsis und Riga 1924, Bd. 1, S. 231-234; siehe auch BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 48, 72.

⁷¹ Siehe auch die Analyse bei HANOVs, Verein (wie Anm. 62), S. 375f. Ähnliche Fahnenweihen hatte es auch bei den vorangegangenen Sängerfesten gegeben, allerdings mit einem geringeren symbolischen Stellenwert.

Am nächsten Tag fand ein geistliches Konzert im Dom statt, wohin die Chöre mit der neuen Fahne vom Haus der „Rīgas Latviešu Biedrība“ zogen. Das Programm umfasste unter anderem eine Orgelfuge von Bach und den von einem Männerchor vorgetragene Choral „Ein feste Burg“. Abends fand dann ein Festessen bei der „Rīgas Latviešu Biedrība“ statt, bei dem es zu kontroversen Ansprachen von Atis Kronvalds, Jānis Cimze und August Bielenstein kam.⁷² Cimze hatte als Leiter des Volksschullehrerseminars in Walk⁷³ entscheidenden Einfluss auf die Entstehung von Chören und Gesangsvereinen, insbesondere im ländlichen Raum, wo diese vor allem von Lehrern initiiert wurden. In seiner Ansprache unterstrich er, der auch an dem Fest in Doblen teilgenommen hatte, die Rolle der Institution Schule für die Entwicklung des lettischen Liederschatzes und rief damit den Protest von Kronvalds hervor. Denn dieser erklärte das Sängerefest zu einer patriotischen Tat des lettischen Volkes, die auf dem lettischen Nationalgeist, nicht jedoch auf den Einflüssen der deutschen Schule beruhe.⁷⁴ Als anschließend Bielenstein, der als Ehrengast geladen war, seine Einschätzung der Entwicklung des lettischen Volkslieds vortrug und Cimze zur Entwicklung des lettischen Liedes gratulierte, sah sich Kronvalds zu einer Gegenrede provoziert, in der er Bielenstein eine Missachtung der lettischen Kultur vorwarf und so zugleich auch die „Lettische Literarische Gesellschaft“ kritisierte.

Am dritten Tag fand dann das weltliche Konzert im Kaiserlichen Garten statt, wo Jānis Baumanis eine Sängertribüne hatte errichten lassen und zu dem erneut ein feierlicher Umzug vom Gebäude der „Rīgas Latviešu Biedrība“ führte. Angeführt wurde der Zug von einem Orchester, dann folgten Vorstand und Ehrengäste des Vereins samt Fahne; dahinter dann die Ligo-Fahne, das Festkomitee, die Dirigenten, und schließlich die Chöre jeweils mit Dirigent und eigener Fahne.⁷⁵ Das Programm enthielt Lieder für vierstimmigen Männer- sowie für gemischten Chor. Das Konzert vor 11 000 Zuschauern begann mit der Kaiserhymne, dann folgten acht Lieder von Jānis und Dāvids Cimze, zwei Lieder von Kārlis Baumanis, darunter „Tēvijas dziesma“ (Vaterlandslied), sowie drei Bearbeitungen deutscher

⁷² Diese Kontroverse ist im Festbericht bei THOMSON, Sinas par Latvešņu dziesmu (wie Anm. 48), nicht erwähnt; ausführlich bei KAUDZĪTE, Atmiņas (wie Anm. 70), Bd. 1, S. 236–243, und BIELENSTEIN, Ein glückliches Leben (wie Anm. 61), S. 371–374; siehe BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 50–54; außerdem HEHN, Die lettisch-literarische Gesellschaft (wie Anm. 61), S. 123f.; abweichende Interpretation bei JAUNSLAVIETE, Die deutsch-baltischen und lettischen Sängerefeste (wie Anm. 7), S. 208f.

⁷³ Zu seiner Bedeutung für die Sängerefeste siehe ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 111f.

⁷⁴ OTTO KRONWALD: Nationale Bestrebungen. Erläuterungen zu einem Artikel der Zeitung für Stadt und Land, Dorpat 1872; zu Kronvalds siehe LĪGOTŅU JĒKABS [JĒKABS ROZE]: Kronvalda Attis. Biografija [Atis Kronvalds. Biografie], Rīga 1924 (Ievērojami vīri dzīvē un darbā, 5).

⁷⁵ MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 15f.

Lieder von Schubert und Abt. Am letzten Tag fand das Wettsingen statt, bei dem sieben von 15 teilnehmenden Chören Auszeichnungen erhielten, unter ihnen drei der fünf gemischten Chöre. Die Preise wurden bei einem weiteren Festessen überreicht, bei dem Kronvalds eine Rede hielt.⁷⁶

Das Rigauer Sängerfest von 1873 zeigt deutlich, dass neben der Bekräftigung einer überregionalen lettischen nationalen Gemeinschaft durch das praktische Einüben gemeinsam gesungener Lieder und durch die Konstruktion einer mythischen Genealogie von Līgo-Feiern⁷⁷ auch die soziale Mobilisierung einer neuen nationalen Gemeinschaft stand. Denn gleichzeitig mit dem Sängerfest fanden ein von Kronvalds organisierter lettischer Lehrerkongress mit 200 Lehrern und 300 weiteren Teilnehmern sowie ein lettischer Bauernkongress mit 500 Teilnehmern statt, der von Tomsons und dem Journalisten und lettischen Aktivistin Krišjānis Valdemārs veranstaltet wurde.⁷⁸ Neben dieser Produktion einer nationalen Öffentlichkeit durch Veranstaltungen in Riga hatte die Ausbildung einer breiten lettischen Vereinssphäre allerdings nicht den Stellenwert, den sie für die estnische Nationalbewegung hatte. Vielmehr vertrat „Rīgas Latviešu Biedrība“ deutlich den Anspruch, das Zentrum des lettischen Vereinswesens zu sein.

Dorpat 1879. Jannsen hatte ursprünglich weitere estnische Sängerfeste in einem Fünfjahresrhythmus vorgesehen. Ein zweites Fest nach dem Muster von 1869 fand jedoch erst 1879 in Dorpat statt.⁷⁹ Es war zunächst für 1875 und dann für 1877 geplant worden, musste aber wegen des Russisch-Osmanischen Krieges verschoben werden. Veranstaltungsort war nun das Ausstellungsgelände des Gewerbevereins an der Teichstraße. Schon bei der Vorbereitung war es zu Konflikten im Festkomitee gekommen, dem neben Willigerode auch Mihkel Veske und Karl August Hermann, der Organisator späterer Sängerfeste, angehörten. Streitpunkt war die geplante Verwendung der Einnahmen aus dem Sängerfest für das estnische Alexanderschulprojekt. Das führte dazu, dass Jakobson in seiner Zeitung „Sakala“ gegen das Fest polemisierte und Jannsen zunächst den Vorsitz im Festkomitee nach dem Rückzug des Gutsbesitzers Hermann von Samson-Urbs übernahm, ihn aber schließlich an den Dorpater Bürgermeister Georg von Oettingen übergab.⁸⁰

Der Ablauf glich dem ersten Fest, allerdings hatte „Vanemuine“ jetzt sein Quartier jenseits des Embachs und das Festgelände befand sich an der Teichstraße, unweit des Geländes des Dorpater Handwerkervereins.

⁷⁶ BĒRZKALNS, *Latviešu dziesmu svētku vēsture* (wie Anm. 48), S. 56, 59f.

⁷⁷ HANOVŠ, *Verein* (wie Anm. 62), S. 376.

⁷⁸ THOMSON, *Sinas par Latveeschu dseetatajeem* (wie Anm. 48), S. 9; BĒRZKALNS, *Latviešu dziesmu svētku vēsture* (wie Anm. 48), S. 60.

⁷⁹ ARRO, *Geschichte* (wie Anm. 47), S. 133; PÖLDMÄE, *Kaks laulupidu* (wie Anm. 58), S. 54-143; *Vanemuine 1865–1925* (wie Anm. 51), S. 97-101.

⁸⁰ PÖLDMÄE, *Kaks laulupidu* (wie Anm. 58), S. 99f., 243f.; ROSENTHAL, *Kulturbestrebungen* (wie Anm. 8), S. 230f.; ARRO, *Geschichte* (wie Anm. 47), S. 132-136.

Am ersten Tag, dem 20. Juni, gab es einen Umzug vom Haus von „Vane-muine“ zum Dom, wo das geistliche Konzert stattfand. Am folgenden Tag schloss sich ein weiterer Umzug zum Ausstellungsgelände an, wo das weltliche Konzert veranstaltet wurde. Bei dem abendlichen Festessen im Ausstellungspavillon war die Anzahl der Toasts stark begrenzt worden, um ein offenes Austragen der Konflikte mit den Gegnern des Festes um Jakobson zu verhindern. Die Teilnehmerzahl lag höher als beim ersten Fest, neu war die starke Beteiligung von Posaunenchören. Die Kritik an einer Rede des Pastors der estnischen Gemeinde in St. Petersburg, Conrad Freifeldt, in der er Jakobsons Verständnis der estnischen Nation kritisiert hatte, führte zu Protesten bei Jannsens Gegnern und zu einer von der „Eesti Pöllumeeste Selts“ organisierten Gegenversammlung.⁸¹

Reval und Riga 1880. Im Juni 1880 fanden in Reval und Riga fast zeitgleich je ein deutsches, estnisches und lettisches Sängerfest statt. Diese Festkonkurrenz lässt erkennen, dass die deutschen baltischen Sängerfeste ihre Vorreiterrolle in der Prägung des öffentlichen Raums eingebüßt hatten.

Das estnische Fest wurde unter der Leitung von Heinrich Rosenthal durch den Revaler Verein „Lootus“ organisiert, während Jakobson nach dem Dorpater Fest von 1879 versucht hatte, ein Komitee zur Organisation lokaler Feste aufzustellen.⁸² Der Veranstaltungsort war, wie bei den vorangegangenen (deutsch-)baltischen Sängerfesten, der Kaiserliche Garten in Katharinenthal. Als Präsident wurde Karl von Wistinghausen aus der Gouvernementsregierung bestimmt. Bei der Vorbereitung gab es umfangreiche Diskussionen über die Leitung des Komitees und die Redner. Jakobson und Veske kamen als Redner nicht zum Zug, dagegen wurde die zentrale Ansprache von Jakob Hurt gehalten. Im Programm war nun kein eigenes geistliches Konzert mehr vorgesehen, sondern geistliche Lieder standen jeweils am Auftakt der drei Programmabschnitte.⁸³

Das deutschbaltische Sängerfest in Riga 1880 lässt erkennen, dass – wie sich bereits 1866 abgezeichnet hatte – über den gemeinsamen Gesang hinausgehende Artikulierungen eines nationalen oder regionalen Gemeinschaftsgefühls an Bedeutung verloren hatten.⁸⁴ Das Fest fand zeitgleich mit der Baltischen landwirtschaftlichen Centralausstellung in einer Festhalle auf dem Gelände des Schützenvereins sowie auf einer überdachten Bühne im Kaiserlichen Garten, vor der Bänke für 12 000 Besucher aufgestellt

⁸¹ PÖLDMÄE, Kaks laulupidu (wie Anm. 58), S. 245.

⁸² Ebenda, S. 144-150; ROSENTHAL, Kulturbestrebungen (wie Anm. 8), S. 231-245.

⁸³ PÖLDMÄE, Kaks laulupidu (wie Anm. 58), S. 248f.; ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 136ff.; siehe auch AUGUST EINWALD: Tallinna Eesti tänu-laulu-pidu määllestuse raamat [Erinnerungsbuch des Tallinner Dankesliederfestes], Tallinn 1880.

⁸⁴ Bericht in: Rigasche Zeitung 1880, 16.6.–21.6.1880, Nr. 137-142; siehe auch Fest-Comité für das Sängerfest in Riga im Jahr 1880, Einladung zu Festbankett 16.6.1880, in: Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 4038, Findbuch 2, Akte 133, Bl. 369; PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 96-99; HOLLANDER, Die Rigaer Liedertafel (wie Anm. 16), S. 44-47.

waren, statt.⁸⁵ Unter den 34 teilnehmenden Vereinen waren neben fünf Vereinen aus St. Petersburg, Pleskau und Moskau auch „Vanemuine“ aus Dorpat, was von den Mitgliedern des Festkomitees besonders hervorgehoben wurde, da die Einladung nur an deutsche Gesangsvereine ergangen sei. Nach dem Festzug zu Beginn wurde die Sängerfestfahne von 1861 zu dem Marsch aus Wagners „Tannhäuser“ in die Halle getragen. In den Reden wurde mehrfach auf das Fest von 1861 verwiesen, Eduard Hollander sprach von den „baltischen Heimathlande[n]“, aber Bezugnahmen zu deutscher Kultur tauchten in den Ansprachen nicht auf. Während des Festbanketts am dritten Tag hielt neben dem livländischen Gouverneur Baron Alexander von Uexküll der Leiter des lettischen Festkomitees, Krišjānis Kalniņš, eine Ansprache, in der er ein „gemeinschaftliches baltisches Sängerfest“ vorschlug. Auch wenn es zu solchen gemeinsamen baltischen Sängerfesten in der Folgezeit nicht mehr kam, zeigt sich hier doch eine divergierende Wahrnehmung: Die estnischen und lettischen Feste wurden – von allen Seiten – als nationale gesehen, das deutsch(sprachig)e dagegen – auch aus Sicht der Esten und Letten – als regionales Fest.

Das lettische Sängerfest 1880 wurde erneut von „Rīgas Latviešu Biedrība“ organisiert. Wie bei dem estnischen Fest im selben Jahr wurde das 25-jährige Thronjubiläum Alexanders II. als Anlass gewählt und zum ersten Mal eine temporäre Festhalle aus Holz mit eingebauter Orgel errichtet.⁸⁶ Da der Kaisergarten wegen des baltischen Sängerfestes nicht zur Verfügung stand, wurde ein Festgelände am nordöstlichen Rande der Altstadt an der Ecke Jakobstraße und Nikolaiboulevard gewählt. An dem Fest nahmen 69 Chöre teil, von denen 25 sich als Teil einer *biedrība* (Verein) bezeichneten.⁸⁷ Das Fest umfasste – wie bereits 1873 – ein geistliches Konzert im Dom, danach zog man zum Schloss und trug eine Serenade an Alexander II. vor, anschließend hielten der Vereinsvorsitzende Kalniņš und Gouverneur von Uexküll, der zugleich Ehrenmitglied des Vereins war, Ansprachen. Das am nächsten Tag folgende weltliche Konzert bestand erneut aus einem Wechsel von Männer- und gemischten Chören und war auch im Repertoire dem ersten Sängerfest ähnlich. Neben Liedern lettischer Komponisten wurden drei Lieder von Mendelssohn-Bartholdy, ein Lied von Kreuzer sowie zwei Übertragungen russischer Lieder vorgetragen. Baumanis' Hymne „Dievs svēti Latviju“ wurde dagegen nicht gesungen.⁸⁸ Beim Wettsingen sangen die meisten der ausgezeichneten Chöre je ein lettisches und ein deutsches Lied.

⁸⁵ Siehe die Abbildungen der Erinnerungsmünzen und -karten bei JAUNSLAVIETE, Die deutsch-baltischen und lettischen Sängerfeste (wie Anm. 7), S. 202f.

⁸⁶ Rīgas Latveeschu beedriba (wie Anm. 62), S. 171-187; Rīgas Latviešu Biedrība (wie Anm. 62), S. 113-145; MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 25.

⁸⁷ Aufstellung in: Rīgas Latviešu Biedrība (wie Anm. 62), S. 123-126.

⁸⁸ MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 26-30; ursprünglich war ein Abschluss mit dem Finale aus Glinkas Oper „Ein Leben für den Zaren“ geplant, der jedoch nicht zustandekam.

IV.

Die Zeit seit dem Regierungsantritt Alexanders III. 1881 war zunächst dadurch gekennzeichnet, dass deutschbaltische Sängervereine nicht mehr stattfanden. Welche Probleme sich den Gesangsvereinen nun stellten, lässt sich an einem für 1885 in Reval geplanten Fest erkennen, das ursprünglich ein gemeinsames Projekt des Männergesangsvereins und der Liedertafel sowie von „Harmonie“, „Gusli“ und „Estonia“ war. Nachdem bereits eine Genehmigung des Innenministeriums vorgelegen hatte, verlangte „Gusli“ jedoch, auch Werke russischer Komponisten in russischer Sprache aufzuführen.⁸⁹ In dem daraus resultierenden Streit mit den deutschen Vereinen, die dieses Ansinnen ablehnten, wandten sich beide Seiten an den Gouverneur Sergej V. Šachovskoj. Dieser leitete die Angelegenheit an das Innenministerium weiter, wo entschieden wurde, dass das Sängerverein nicht stattfinden könne, wenn es zu keiner Einigung in dieser Frage komme. Nachdem „Estonia“ sich bereits zuvor von der Vorbereitung zurückgezogen hatte, folgte nun auch „Gusli“, was durchaus in Šachovskojis Interesse lag, der als Gouverneur seit 1885 in der Stärkung der russischen Sprache in der städtischen Öffentlichkeit ein wichtiges Ziel sah. An die Stelle baltischer Sängervereine traten für die deutschen Vereine stattdessen andere Festveranstaltungen wie etwa die Baltischen Feuerwehrtage.⁹⁰ Erst nach 1905 gab es erneute Ansätze zu deutschen Sängervereinen. 1910 scheiterte jedoch ein Versuch, ein Fest in Reval zu veranstalten, an der Forderung des Gouverneurs Izmail V. Korostovec, einen Verantwortlichen für die Einhaltung des Verbots politischer Reden zu benennen.⁹¹

⁸⁹ Dazu PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 104ff.; HOLLANDER, Die Rigaer Liedertafel (wie Anm. 16), S. 58; Iz archiva knjazja S. V. Šachovskogo. Materialy dlja istorii nedavnjago prošlago Pribaltijskoj okrainy, 1885–1894 gg. [Aus dem Archiv des Fürsten S. V. Šachovskoj. Materialien zur jüngeren Geschichte des Baltischen Grenzgebiets, 1885–1894], St. Petersburg 1909–1910, Bd. 3, Dok. 43, S. 248; KLAVDIJ V. VERCHOVSKIJ: Očerki istorii Obščestva „Gusli“ po oficial’nym dokumentam 1858–1898 [Abriss der Geschichte des Vereins „Gusli“ nach offiziellen Dokumenten], Reval 1898, S. 39f.; siehe dazu auch BRADLEY WOODWORTH: Civil Society and Nationality in the Multiethnic Russian Empire: Tallinn/Reval, 1860–1914, Diss. Bloomington 2003, S. 96f.; JANSEN, Baltisaksa lalulpeod (wie Anm. 16), S. 54; und KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2011, S. 200f.

⁹⁰ Siehe etwa die Beschreibung des Dorpater Feuerwehrtages 1889 bei HERMANN LEZIUS: Festschrift zum 50-jähr. Jubiläum der Dorpater Freiwilligen Feuerwehr 1864–1914, Dorpat [1914], S. 51–58.

⁹¹ PLAESTERER, 75 Jahre (wie Anm. 22), S. 192–198; Zu nationalen Sängervereinen in Reval des deutschen Gesangsvereins „Liedertafel“ und des „Revaler Estnischen Vereins Estonia“ 1910, in: Russländisches Historisches Staatsarchiv (*Rossiiskij gosudarstvennyj istoričeskij arhiv*, St. Petersburg, künftig RGIA), Bestand 1284, Findbuch 187, Akte 1909, Bl. 159.

Riga 1888. Wie bei den vorausgegangenen lettischen Sängerfesten war „Rīgas Latviešu Biedrība“ auch Veranstalterin der Sängerfeste 1888 und 1910 in Riga. Für das Sängerfest 1888 war auf der Esplanade in Riga eine temporäre Halle mit einer Bühne für 3 000 Sänger sowie 15 000 Sitz- und 5 000 Stehplätzen errichtet worden. Sie war damit deutlich größer als die zuvor – auch bei den deutschen Sängerfesten – errichteten Festhallen.⁹² An dem Fest beteiligten sich 111 Chöre, unter ihnen auch Vereine aus Pleskau, St. Petersburg und Moskau.⁹³ Bei dem weltlichen Konzert wurden zu Beginn eine neue Sängerfest-Hymne von Andrejs Jurjāns und zum Schluss „Līgo“ von Jānis Cimze sowie das Finale aus Glinkas Oper „Ein Leben für den Zaren“ vorgetragen. Neu im Programmablauf war ein Konzert mit Instrumental- und Vokalmusik, das mit einem Potpourri aus Sängerfestliedern begann, unter ihnen auch Baumanis' Hymne.⁹⁴

Dorpat 1891 und 1894, Reval 1896. 1891 fand das estnische Fest in Dorpat zum ersten Mal mit gemischten Chören statt, die bereits die Hälfte des Programms bestritten.⁹⁵ Im Gegensatz zu den vorherigen Festen wurde nun kein deutscher Festpräsident mehr bestimmt, was in der Epoche Alexanders III. auch politisch dysfunktional gewesen wäre. Als Festplatz wurde der Garten von „Eesti Kirjameeste Selts“ genutzt, dessen Ehrenpräsident Johann Köler zugleich das Festkomitee leitete. Organisator dieses wie auch des folgenden Festes in Dorpat war Karl August Hermann.⁹⁶

Am nächsten Fest in Dorpat, das 1894 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums von 1869 organisiert wurde, nahmen dann zum ersten Mal auch Frauenchöre teil. Dem Festkomitee standen das Stadthaupt Woldemar von Bock und der Zeitungsherausgeber Jaan Tõnisson vor.⁹⁷ Ein weiteres Fest fand 1896 in Reval statt, allerdings mit geringerer Beteiligung als 1894. Als allgemeine Tendenz in den Programmen dieser Sängerfeste lässt sich eine Beschränkung auf anspruchsvolle Werke und ein Rückgang

⁹² BĒRZKALNS, *Latviešu dziesmu svētku vēsture* (wie Anm. 48), S. 112. Die Architekten der Festhallen waren Jānis Baumanis 1880 und 1888, Konstantīns Pēkšēns 1895 und Ernests Pole 1910. Bei den estnischen Sängerfesten wurden zuerst 1891 und dann auch bei den folgenden Festen überdachte Sängerbühnen als Holzkonstruktionen errichtet.

⁹³ Siehe die Aufstellung in *Rīgas Latviešu Biedrība* (wie Anm. 62), S. 34-138: unter ihnen lassen 42 einen Vereinshintergrund im Namen erkennen.

⁹⁴ MEDIŅŠ, *Latviešu dziesmu svētki* (wie Anm. 49), S. 34, 38-42; zu Glinka siehe ŠMIDCHENS, *The Power* (wie Anm. 2), S. 64.

⁹⁵ ARRO, *Geschichte* (wie Anm. 47), S. 149f.; dagegen gibt Eesti Selts „Lootus“ 60-aastane [60 Jahre estnischer Verein „Lootus“], hrsg. von MIKKEL AITSAM, Tallinn 1937, S. 12, an, dass 1880 bereits gemischte Chöre aufgetreten seien.

⁹⁶ Zu ihm siehe ausführlich ARRO, *Geschichte* (wie Anm. 47), S. 155-183.

⁹⁷ Vanemuine 1865–1925 (wie Anm. 51), S. 103-108. Veranstaltungsort war das Ausstellungsgelände im früheren Ressourcengarten; siehe auch ROSENTHAL, *Kulturbestrebungen* (wie Anm. 8), S. 247.

deutscher Kompositionen zugunsten estnischer sowie anderer internationaler Werke feststellen.⁹⁸

Mitau 1895. Das Sängerefest von 1895 war das einzige lettische, das nicht in Riga stattfand, sondern in Mitau von der dortigen „Jelgavas Latviešu Biedrība“ (Mitauer Lettischer Verein) unter der Leitung von Jānis Čakšte ausgerichtet wurde, der 1893 die Initiative für das Fest ergriffen hatte.⁹⁹ Als Anlass wurde das 100-jährige Jubiläum der Zugehörigkeit Kurlands zu Russland gewählt. Die Festhalle war für 30 000 Personen – 5 000 Sänger, 15 000 Sitz- und 10 000 Stehplätze – ausgelegt, und damit für eine größere Personenzahl, als dann tatsächlich an dem Fest teilnahm. Gleichzeitig mit dem Fest wurden Landwirtschafts-, Gewerbe- und Industrieausstellungen organisiert. Bei dem weltlichen Konzert wurde nun die Hymne von Baumanis, allerdings laut Programm mit „Baltija“ als räumlicher Bezugsgröße auch in der ersten Zeile, direkt nach der Kaiserhymne gesungen.¹⁰⁰ Das Programm endete wie bereits 1888 mit dem Finale von Glinka, zum ersten Mal wurden dagegen keine Lieder deutscher Komponisten vorgetragen.¹⁰¹

Riga 1910. Nach 1895 gab es mehrere Ansätze für weitere lettische Sängerefeste. 1901 hatte ein lettischer Gesangsverein aus St. Petersburg die Erlaubnis für ein fünftes lettisches Sängerefest in Riga erhalten und auch schon Anmeldungen verschickt; das Fest fand jedoch nicht statt.¹⁰² Das nächste Fest, für das offensichtlich bereits Noten gedruckt worden waren, fiel 1904 wegen des Beginns des Russisch-Japanischen Kriegs aus.¹⁰³ Das fünfte lettische Sängerefest wurde schließlich erneut von „Rīgas Latviešu Biedrība“ organisiert und fand 1910 anlässlich der 200-jährigen Zugehörigkeit Livlands zum Russländischen Reich statt. Bei dem weltlichen Konzert wurden diesmal nur Werke lettischer Komponisten gesungen, die Hymne von Baumanis, wie 1895 mit „Baltija“ in der ersten Zeile, stand nun am Ende des Programms und wurde zweimal wiederholt.

Reval 1910. Bei dem estnischen Fest 1910 in Reval wurde dagegen auf ein Jubiläum als Anlass für die Ausrichtung eines Sängerefestes verzichtet.

⁹⁸ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 150f., 153f.

⁹⁹ MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 48-51.

¹⁰⁰ BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 175, 198f.; dagegen findet sich kein Hinweis in der Programmaufstellung in Rīgas Latviešu Biedrība (wie Anm. 62), S. 139-142.

¹⁰¹ MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 54f.; bei dem Instrumentalkonzert war allerdings auch Mendelssohn-Bartholdy vertreten.

¹⁰² Ebenda, S. 59; BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 204ff.; MARKUS LUX: Das Riga der Deutschen, in: Riga. Portrait einer Vielvölkerstadt am Rande des Zarenreiches 1857-1914, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER und KRISTINE WOHLFART, Paderborn 2004, S. 75-113, hier S. 82, vermutet einen Konflikt mit der 700-Jahr-Feier Rīgas.

¹⁰³ MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49), S. 59.

Als Veranstalter trat „Estonia“ mit der Absicht auf, einen Beitrag zur Finanzierung des geplanten gleichnamigen Theaterneubaus zu erzielen. Während des Festes sollte am 13. Juni die feierliche Grundsteinlegung für dieses Nationaltheater stattfinden, die jedoch, nachdem der Gouverneur Korostovec estnischsprachige Reden untersagt hatte, unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand.¹⁰⁴ Zu einer Auseinandersetzung mit dem Gouverneur war es auch schon bei der Vorbereitung des Festes gekommen wegen des Wortlauts des auch bereits zuvor gesungenen Lieds „Sind surmani“ (Dich bis zum Tod...) sowie der estnischen Übersetzung der Kaiserhymne.¹⁰⁵ Veranstaltet wurde das Fest als „Tallinna III Eesti laulupidu“ (III. Tallinner estnisches Liederfest), eine übergeordnete nationale Genealogie der estnischen Sängerfeste hatte sich zu diesem Zeitpunkt also noch nicht durchgesetzt. Der Festplatz lag an der Großen Dorpater Straße, Proben- und Veranstaltungsorte waren unter anderen das Volkshaus der Luther-Möbelfabrik, der Börsensaal in der Großen Gilde, der Badesalon in Katharinenthal sowie die Vereinshäuser von „Estonia“ und „Lootus“.¹⁰⁶

V.

Zum Schluss sollen hier Beobachtungen zu Transfers und Diffusionsprozessen sowie Abgrenzungen erörtert werden. Während sich das Rigaer Musikfest von 1836 allgemein auf „ausländische“ Feiern als Vorbild berief, orientierten sich die deutschbaltischen Sängerfeste und dann auch die estnischen und lettischen Pendanten an Mustern aus dem deutschsprachigen Raum. So wurden die Baltischen Sängerfeste seit dem Revaler Fest von 1857 von den deutschen Teilnehmern als ein Teil der Gesangsbewegung in Deutschland gesehen. Elemente wie die feierliche Übergabe der Sängerfestfahne durch ein Damenkomitee, der Umzug mit Vereinsfahnen, Wettgesang und der Bau temporärer Festhallen waren Elemente deutscher Sängerfeste seit der Veranstaltung in Würzburg von 1847,¹⁰⁷ die ebenso bei den baltischen Sängerfesten und partiell auch bei den estnischen und lettischen Sängerfesten anzutreffen waren. Obwohl es namentlich im Umfeld des Baltischen Sängerfestes in Riga 1861 und in der Folgezeit Überlegungen gab, sich dem Deutschen Sängerbund anzuschließen, wurden politische Stellungnahmen zugunsten der deutschen Reichseinigung als Problem

¹⁰⁴ „Estonia“ kuuskümmend aastat (wie Anm. 57), S. 49-52; HUGO PEETS: „Estonia“ teatri- ja kontserthoone ajalugu [Die Geschichte des „Estonia“ Theater- und Konzertgebäudes], Tallinn 1938, S. 75-84; ARNOLD TAKKIN, ELLEN TAKKIN: Kolm laulupidu. Eesti laulupeod aastail 1909-1912 [Drei Liederfeste. Estnische Liederfeste in den Jahren 1909-1912], Tallinn 1995, S. 46f.

¹⁰⁵ Zu nationalen Sängerfesten (wie Anm. 91), Bl. 159.

¹⁰⁶ TAKKIN, TAKKIN, Kolm laulupidu (wie Anm. 104), S. 22-26, 33.

¹⁰⁷ KLENKE, Der singende „deutsche Mann“ (wie Anm. 12), S. 36, 55-63, 104-122, 134; in Nürnberg gab 1861 es eine Halle für insgesamt 20 000 Personen, davon 5 000 Sänger; siehe auch JANSEN, Baltisaksa laulupeod (wie Anm. 16), S. 49.

gesehen. Die Liedprogramme der baltischen Sängereisen allerdings orientierten sich mit Liedern nach Texten von Ernst Moritz Arndt sowie Kompositionen von Kalliwoda, Kreutzer, Mendelssohn-Bartholdy u.a. an den auch in Deutschland dominierenden Repertoires, so dass eine zunehmende Kluft zwischen kulturellem und politischem Nationsverständnis entstand. Diese führte letztlich dazu, auch in den Liedern ein regionales Verständnis der deutschen Nation zu entwickeln, das sich an die politische Situation im späten Zarenreich anpasste.

Die Ausgestaltung der estnischen und lettischen Sängereisen folgte in mehrfacher Hinsicht den Mustern der baltischen bzw. deutschen Sängereisen. Die maßgeblichen Initiatoren des estnischen Sängereises von 1869, Johann Voldemar Jannsen, und des lettischen Sängereises in Riga 1873, Rihards Tomsons, hatten beide am Baltischen Sängereis 1861 teilgenommen. Jannsen war Mitglied der Pernauer „Liedertafel“, Tomsons gehörte einem deutschen Rigaer Gesangsverein an. Die Rezeption von Kulturformen betraf zum einen die Struktur der Feste mit Festzügen und der Abfolge von geistlichem und weltlichem Konzert sowie einem Wett-singen zum Schluss. Zum anderen sind die Liedrepertoires in formaler wie inhaltlicher Hinsicht zu nennen. Jannsen wollte keine unbearbeiteten estnischen Lieder aufführen lassen, sondern sah den vierstimmigen deutschen Chorgesang der Liedertafeln als Modell an. 1860 gab er das „Eesti Laulik“ (Estnisches Liederbuch) heraus, das 125 ins Estnische übersetzte deutsche Lieder enthielt.¹⁰⁸ Ein weiteres Liederbuch publizierte der Organisator des bereits erwähnten Sängereises in Anseküll auf Ösel, Martin Körper.¹⁰⁹ Zu den übertragenen Liedern zählten u.a. Mendelssohns „Der Jäger Abschied“ und auch Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland“.¹¹⁰ Daher gab es bei den estnischen und lettischen Festen in der Anfangsphase zahlreiche Nachdichtungen zu Liedern von Kreutzer, Kalliwoda, Abt, Mendelssohn-Bartoldy etc. Das gilt auch für die Liedrepertoires der Gesangsvereine insgesamt. Der Gesangsverein „Estonia“ in Reval sang 1867

¹⁰⁸ JOHANN VOLDEMAR JANNSEN: Eesti Laulik. 125 uut laulo neile, kes hea melega laulwad ehk laulo kuulwad. Essimenne jaggo [Estnisches Liederbuch. 125 neue Lieder für diejenigen, die gerne singen oder Lieder hören. Erster Teil], Tartu 1860; Kritik an den Übertragungen und Nachahmungen deutscher Lieder bei ADO GRENZSTEIN: Herrenkirche oder Volkskirche? Eine estnische Stimme im baltischen Chor, Jurjew 1899, 121f., und ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 90ff.

¹⁰⁹ [MARTIN GEORG EMIL KÖRBER]: Laulud Sõrwemaal, mitme healega / Lieder aus der Schworbe, mehrstimmig, Tartu 1864–1867, H. 1-2; auch als DERS.: Laulud Sõrwemaal. Segakoorilaulud Ansekülast 1861–1866 aastal [Lieder aus der Schworbe. Lieder für gemischten Chor aus Anseküll], Tallinn 2002.

¹¹⁰ „Mo issama / Mein Vaterland“, siehe KÖRBER, Laulud Sõrwemaal (wie Anm. 109), Nr. 10; auch in JANNSEN, Eesti Laulik (wie Anm. 108), Nr. 1: „Kus on mo kallis issama?“, vgl. ŠMIDCHENS, The Power (wie Anm. 2), S. 72ff.; diese Praxis und die Qualität der Übertragungen wurde später heftig kritisiert, siehe ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 97.

und 1868 auf Konzerten in Reval in erster Linie Übertragungen deutscher Lieder von Nägeli, Silcher und anderen.¹¹¹

Diese Praxis wird allerdings auf den jeweils ersten estnischen und lettischen Festen zum Gegenstand von Kontroversen: Sollte das Repertoire der Feste aus genuin autochthonen Lieder bestehen oder waren doch Transfers aus anderen Kulturen notwendig? Im estnischen Fall vertrat vor allem Carl Robert Jakobson die Ablehnung „fremder“ Texte und Melodien und schrieb, dass seine Liedersammlung „Wanemuine Kandle Healed“ (Vane muines Kannel-Klänge) nur estnische Lieder enthielt.¹¹² Unter ihnen waren auch Koidulas Lieder „Mu isamaa on minu arm“ und „Sind surmani“, die von Alexander Saebelmann-Kunileid allerdings unter Rückgriff auf finnische Melodien vertont worden waren.¹¹³ Das Verbergen des Imports als Charakteristikum in Prozessen des Kulturtransfers lässt sich an den hier betrachteten Fällen mehrfach belegen.

Transfers und Abgrenzungen zeigen sich auch bei der Frage nach identifikationsstiftenden Hymnen: Im estnischen Fall beruhte „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ auf der finnländischen Hymne „Vårt land“ (Unser Land) von Johan Ludvig Runeberg und der Vertonung von Fredrik Pacius, der Jannsen einen estnischen Text unterlegt hatte.¹¹⁴ Arnnds „Was ist des Deutschen Vaterland“, das den Status einer deutschen Hymne erlangt hatte,¹¹⁵ verlor dagegen diese Funktion bei den deutschen Sängerfesten ab 1866 aufgrund des offensichtlichen Problems des Andockens an den deutschen Nationalismus. Der estnische Fall war dagegen politisch relativ unproblematisch, da *isamaa* von den zarischen Behörden in bestehenden Provinzgrenzen lokalisiert werden konnte. Anders dagegen sah es im lettischen Fall aus: Die lettische Hymne „Dievs svētī Latviju“ von Kārlis Baumanis war zwar zunächst 1873 auf dem Balkon des Vereinshauses aufgeführt worden, wurde aber offensichtlich wegen der inhaltlich-strukturellen Nähe des Texts zur russischen Hymne auf den Zaren nicht als Bestandteil des öffentlichen Repertoires zugelassen und tauchte so zunächst nicht in den offiziellen Sängerfestprogrammen auf. Trotz dieser Restriktionen war sie aber dem Publikum dennoch präsent, denn beim Sängerfest 1888 war sie Teil eines

¹¹¹ Estonia laulo-seltsi laulud kontserdiks Tallinnas 19-mal Märtsil 1867 [Lieder des Gesangsvereins Estonia für das Konzert am 19. März 1867 in Tallinn, Tallinn [1867]; Estonia Laulo-seltsi Kontserti Laulud Tallinnas, 17 Märtsil 1868 [Konzertlieder des Gesangsvereins Estonia in Tallinn, 17. März 1868], Tallinn [1868].

¹¹² Wanemuine kandle healed. Neljaheälega meeste koorid Eesti Laulupühaks 1869 [Vanemuines Kannel-Klänge. Vierstimmige Männerchöre zum Estnischen Liederfest 1869], hrsg. von CARL ROBERT JAKOBSON, St. Petersburg 1869, S. 8

¹¹³ Koidulas Lieder ebd., S. 9, 14f.; ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 115-126.

¹¹⁴ Zur Übernahme siehe ŠMIDCHENS, The Power (wie Anm. 2), S. 76f.

¹¹⁵ Zu den mit diesem Lied verbundenen nationalen Emotionen siehe Das Baltische Sängerfest (wie Anm. 18), S. 4f.; das Lied war das mit Abstand am häufigsten vertretene in deutschen Liedsammlungen des 19. Jahrhunderts, siehe NOA, Volkstümlichkeit (wie Anm. 25), S. 280-288.

Potpourris aus Sängerkunstliedern. Sie schwankte indes zwischen „Baltija“ und „Latvija“ als räumlich-sozialen Bezugspunkten.

Das Zusammengehen von Transfers und Diffusionsprozessen lässt sich für das Baltische Sängerkunstfest 1866 in Reval erkennen. Die Organisationsform des Gesangsvereins ließ die deutschen Festteilnehmer den „Jüri kihelkonna lauluselts“ (Gesangsverein der Gemeinde Jüri) als einen Teil „ihrer“ Vereinskultur wahrnehmen und bot so Anknüpfungspunkte zur Integration estnischer Kultur, wozu auch die Bilder von Vanemuine, Koit und Hämarik bei der Begrüßung der Gäste im Hafen passen.

Intraregionale Diffusionsprozesse sind zudem bei den russischen Gesangsvereinen in der Region zu erkennen. Ausführlich diskutiert und reflektiert wurde der Stellenwert der Nachahmung 1863 in einer Rede des Direktors des Rigaer orthodoxen geistlichen Seminars, Michaels Drekslers, bei der Gründung von „Bajan“ in Riga, der sich selbst als erster russischer Gesangsverein überhaupt bezeichnete. Drekslers führte aus, *obščestvennost'* (hier: Geselligkeit) sei eine allgemeinmenschliche Lebensform, die nicht nur an eine Nation gebunden sei, beschwor aber gleichzeitig einen russischen Charakter der Vereinigung trotz der Nachahmung äußerer Formen.¹¹⁶ In diesen Zusammenhang fügt sich die Tatsache, dass die Leitung des Chors 1865 zunächst offensichtlich bei einem Deutschen, Franc V. Gofbauer, lag. Ähnliche Diffusionsprozesse lassen sich auch bei „Gusli“ in Reval beobachten.¹¹⁷

Neben Russland kommt mit dem Blick auf die Ausstrahlung der Sängerkunstfesten partiell auch Finnland in den Blick: Am estnischen Sängerkunstfest 1880 in Reval nahm Axel Granfelt als Vertreter des Finnischen Volksaufklärungsvereins („Kansanvalistusseura“) teil.¹¹⁸ An dem finnischen Sängerkunstfest in Jyväskylä im Mai 1884 nahm dann wiederum Hugo Treffner aus Dorpat teil, der zum Vorstand von „Eesti Kirjameeste Selts“ gehörte, und verlas Grußtelegramme mehrerer estnischer Vereine. Zum Schluss habe man nach zwei geistlichen Liedern mit großer Begeisterung „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm!“ gesungen.¹¹⁹ Daneben gab es auch Verbindungen zwischen den Protagonisten der ersten estnischen und lettischen Sängerkunstfesten: So hatte der Komponist der Melodien zu den für das Dorpater Fest von Lydia Koidula verfassten Liedern, Alexander Saebelman-Kunileid, das Lehrerseminar in Walk unter Leitung von Cimze absolviert, der seinerseits Lieder für das lettische Fest 1873 komponierte.¹²⁰

¹¹⁶ Desjatiletie „Bajana“ pervogo po vremeni russkogo občestva penija i izjaščnogo govorenija v Rossii [Zehnter Jahrestag von „Bajan“, dem der Zeit nach ersten russischen Verein des Gesangs und der schönen Rede in Russland], hrsg. von EVGENIJ V. KOZIN, Riga 1873, S. 6.

¹¹⁷ VERCHOVSKIJ, Očerk (wie Anm. 89); TATJANA TŠERVOVA: Lauluselts „Gusli“ [Der Gesangsverein „Gusli“], in: Vana Tallinn, Bd. 14 (18), Tallinn 2003, S. 141-148.

¹¹⁸ ARRO, Geschichte (wie Anm. 47), S. 138.

¹¹⁹ Eesti Postimees, 6.6.1884, Nr. 23 und 13.6.1884, Nr. 24; gemeint ist vermutlich der Text der finnländischen Hymne.

¹²⁰ BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48), S. 24f.

Deutlich sichtbar waren Abgrenzungen zum einen in der deutschen Einstellung gegenüber lettischen und estnischen Liedern als nicht oder nur wenig kultiviert und zum anderen in der Frage nach dem Auftritt gemischter Chöre: die estnischen und lettischen Vereine haben die Überhöhung der Rolle des deutschen Männergesangs letztlich nicht übernommen, auch wenn bei dem ersten estnischen Gesangsverein „Vanemuine“ die „deutsche“ Akzentuierung des Männergesangs anzutreffen war. Gemischte Chöre traten auf den lettischen Festen von Beginn an auf, auf den estnischen dagegen seit 1891. Letztlich kehrten sich so aber die Mechanismen der Disktinktion um: Während sie sich zunächst in den deutschbaltischen Einstellungen gegenüber estnischer und lettischer Kultur äußerten, hatte sich die Wahrnehmung aus der Sicht der kleinen Nationen 1880 bereits umgekehrt. Sie verfügten nun über ein Potential, das der deutschbaltischen Kultur fehlte.

Die hier skizzenhaft vorgenommene Analyse symbolischer Ordnungen ließe sich noch vertiefen durch die Betrachtung ikonographischen Materials sowie die Analyse von Texten. Zu den zentralen Aufgaben einer baltischen Kulturgeschichte sollte die Zusammenschau der jeweils ethnisch bzw. sprachkulturell separierten Entwicklungen in einer regionalen Perspektive gehören.

– **Tab. 1.** *Überregionale Gesangs- und Musikfeste in den Ostseeprovinzen bis 1914*¹²¹

Datum	Name	Ort	Veranstalter	Teilnehmer
19.–22.6.1836	Düna-Musikfest	Riga	Rigaer Liedertafel	400 Sänger und Musiker, 10 000 Zuhörer
28.6.–4.7.1857	Allgemeines Baltisches Lieder- und Sängersfest	Reval	Revaler Männergesangsverein	202 Sänger
29.6.–4.7.1861	Baltisches Sängersfest	Riga		670 Sänger
2.–9.7.1866	Revaler Sängersfest / 3. Baltischer Sängertag	Reval	Revaler Liedertafel	458 Sänger, 43 Musiker, 24 Vereine ^a
18.–20.6.1869	Eestirahva 50-aastase Jubelipidu	Dorpat	Vanemuine	51 Gruppen, 878 aktive Teilnehmer

¹²¹ Zahlenangaben zu den estnischen Festen nach: Tartu. Tartu linna-uurimuse toimkonna korraldatud ja toimetatud [Tartu. Organisiert und ediert vom Tartuer Stadtforschungskomitee], Tartu 1927, S. 170; TAMMANN, Eesti (wie Anm. 50); OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie Anm. 9); zu den lettischen Festen: BĒRZKALNS, Latviešu dziesmu svētku vēsture (wie Anm. 48); MEDIŅŠ, Latviešu dziesmu svētki (wie Anm. 49); Rīgas Latviešu Biedriba (wie Anm. 62), S. 94-141.

25.-26.6.1870	1. Lettisches Sängerfest	Doblen	Lettisch-Literarische Gesellschaft	16 Chöre, 400 Sänger, ca. 4 000-10 000 Zuhörer ^b
26.-29.6.1873	1. visparigie Latviešu dziedšanas svetki	Riga	Rigas Latviešu Biedrība	45-47 Chöre, ca. 1 000 Sänger
20.-22.6.1879	2. uleldine Laulu-Pidu	Dorpat	Vanemuine	64 Gruppen, 1 258 Aktive ^c
11.-13.6.1880	Eesti Tanu-Laulu-Pidu	Reval	Lootus	45 Chore, 950 Aktive ^d
14.-18.6.1880	Baltisches Sangerfest	Riga	Rigaer Liedertafel	34 Vereine, 1 653 Sanger, ca. 6 000 Zuhorer
17.-20.6.1880	2. visparigie dziedāšanas svētki	Riga	Rigas Latviešu Biedrība	69 Chore, 1 624 Sanger,
18.-21.6.1888	Latviešu 3. visparigie dziedāšanas svētki	Riga	Rigas Latviešu Biedrība	111 Chöre, 2 618 Sänger
15.-17.6.1891	4. uleldine ja 2. Tänu-Laulu-Pidu	Dorpat	Eesti Kirjameeste Selts	170 Gruppen, 2 700 Sänger und Musiker, 15 000 Zuhörer
18.-20.6.1894	Eesti Rahva Vabastuse 75. aasta Juubeli Tanulaulupidu	Dorpat	Eesti Kasitoliste Selts	263 Gruppen, 3 951 Sänger und Musiker
15.-18.6.1895	Latviešu 4. visparigie dziedšanas svetki	Mitau	Jelgavas Latviešu Biedrība	ca. 3 000 Sänger
8.-10.6.1896	6. Eesti uleldine laulu-pidu	Reval	Estonia, Lootus	410 Gruppen, 5 681 Sänger und Musiker, 30 000 Zuhörer
12.-14.6.1910	Tallinna 3. Eesti laulupidu	Reval	Estonia	527 Gruppen, 10 100 Sänger und Musiker, 35 000 Zuhörer
19.-21.6.1910	Latviešu 5. visparigie dziedšanas svetki	Riga	Rigas Latviešu Biedrība	2 300 Sänger
9.-10.6.1913	1. russkij pevdeckij prazdnik	Narva	Narvskoe muzykal'noe obšestvo	44 Chöre ^e

^a Zum Revaler Sängerfest (wie Anm. 21), S. 1-10, 15, 40.

^b Rigasche Zeitung Nr. 148, 1.7.1870, S. 1.

^c TAMMANN, Eesti (wie Anm. 50); OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie Anm. 9): 54 Gruppen, 1 272 aktive Teilnehmer.

^d TAMMANN, Eesti (wie Anm. 50); OJAVESKI u.a., 130 aastat (wie Anm. 9): 48 Gruppen, 782 aktive Teilnehmer.

^e SERGEJ G. ISAKOV: Russkije v estonii 1918-1940. Istoricesko-kul'turnye oerki [Die Russen in Estland 1918-1940. Kulturhistorische Skizzen], Tartu 1998, S. 76.

SUMMARY

*Song Festivals in the Russian Baltic Provinces
before 1914: Symbolic Orders Between
Cultural Entanglements and Delimitations*

Song festivals in Estonia and Latvia have been of some fascination for the historiography of the Baltic region with the context of the “singing revolution” from 1978 to 1991. With regard to the emergence of the phenomenon of choral singing as mass events during the 19th century, national perspectives still dominate historical and cultural research, not to speak of popular publications. A closer look at the various festivals in the Baltic provinces during the Tsarist period, however, reveals various transcultural and transnational connections in addition to national trajectories. Such connections refer not only to the import and exchange with German choral singing and its social and political notions, but also to the many interfaces within the Baltic region between German, Estonian, Latvian and Russian singing cultures and song festivals. Apart from cultural transfers, one may notice cultural delimitations and political divergences as well. Their analysis requires a transnational perspective, which is outlined in this article. It focuses on such song festivals in the Baltic provinces that intended to comprise participants not only from one town, district or province, but also from all provinces or one of their major ethnic groups. The article looks not only at the music performed, but in particular at the symbolic forms connected to these festivals. Aspects examined in the article are urban spaces included during the parades and performances, the composition of the programmes, the role of women during the festivals, references to national identity and alterity.

The analysis shows first that the often addressed cultural influences from Germany lost their momentum already during the 1860s, when their political implications became contested not only from the emerging nations and the politics of Russification, but also by the intention to build a Baltic (German) identity. Second, the emerging trajectories of Estonian and Latvian festivals since the late 1860s involved disputes about autochthon cultural features and foreign influences, which also comprised political implications. Third, despite these diverging national developments, transnational connections neither disappeared immediately nor fully, and still require further scholarly attention.

„...unnütz, emanzipiert und nicht
einmal standesgemäß“?
Studium und Promotion
baltischer Frauen an deutschen
Universitäten bis 1918

VON TRUDE MAURER (†)

Als Margarete von Wrangell, die sich damals noch Daisy nannte, mit etwa 18 Jahren ihren Wunsch äußerte zu studieren, fand man diesen Gedanken im Familienrat „unnütz, emanzipiert und nicht einmal standesgemäß“.¹ Dass ein Studium nutzlos sei und nicht ihrem sozialen Status entspreche, galt allerdings nur für Frauen – denn männliche adlige Studenten aus den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches finden sich sowohl in Dorpat als auch an deutschen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert zuhauf.

Auch Baroness Wrangell begann 1904, mit 27 Jahren, schließlich mit dem Studium der Chemie, das sie 1909 mit der Promotion *summa cum laude* abschloss.² Damit scheint sich die Haltung der Verwandten geändert zu haben – denn der Titel „Doktor“ wurde einer Tante zufolge „ein Stolz unserer Familie“.³ Offenbar konnte die damit anerkannte Leistung dem adligen Geburtstitel noch etwas hinzufügen.

Der Aufsatz dokumentiert meinen (hier geringfügig ergänzten) Vortrag beim 69. Baltischen Historikertreffen (Göttingen, 21.5.2016) und präsentiert einen Ausschnitt aus meinem DFG-Projekt „Russische‘ Doktorinnen deutscher Universitäten. Eine transnationale und transkulturelle Bildungsgeschichte“. Als Überblick über die Gesamtgruppe und ihre Bedeutung für die Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland siehe TRUDE MAURER: *Russian Women in German Universities – Pioneers of Female Higher Education?*, in: *Vestnik Sankt-Peterburgskogo Universiteta. Istorija* 2016, Nr. 3, S. 68-84. – Alle Namen (von denen oft mehrere Varianten existieren) werden entsprechend dem Titelblatt der gedruckten Dissertation geschrieben, da sie so in deutsche Bibliografien (siehe Anm. 4) und Bibliothekskataloge eingehen.

¹ Fürstin Margarete Andronikow geborene Baroness Wrangell, in: *Führende Frauen Europas. Neue Folge. In fünfundzwanzig Selbstschilderungen*, hrsg. und eingeleitet von ELGA KERN, München 1930, S. 141-151, hier S. 142.

² Promotionsakte: Universitätsarchiv (künftig UA) Tübingen 136/32; Hörerakte (mit Belegbogen aller Semester): UA Tübingen 259/2370. Dissertation: DAISY VON WRANGELL: *Isomerierscheinungen beim Formylglutakonsäureester und seinen Bromderivaten*, Tübingen 1909 (56 S.).

³ So im Glückwunsch von Baronin Lucie Troll, zit. bei Fürst WLADIMIR ANDRONIKOW: *Margarethe (!) von Wrangell. Das Leben einer Frau 1876–1932*. Aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen dargestellt, München 1936, S. 163. Die Schreibung

Untypisch war Margarete von Wrangell für die baltischen Studentinnen trotzdem: Von den 290 Frauen aus dem Russischen Reich, die bis 1918 die Doktorprüfung an einer deutschen Universität bestanden,⁴ kamen 34 aus den Gouvernements Estland, Livland und Kurland. Doch nur drei von ihnen waren adlig: neben Baronesse Wrangell noch ihre Freundin Ebba von Husen, die ihr ein Jahr später schon einmal für ein Schnuppersemester nach Tübingen folgte, ab 1908 dort studierte und schließlich in Zoologie promoviert wurde,⁵ sowie die Historikerin Leonie Gräfin Keyserling, die 1911 (1913) die Universität Heidelberg absolvierte.⁶

Sowohl die Attribute, die zur Ablehnung des Studienwunsches dienten, als auch der lange Weg bis zu dessen Verwirklichung werfen die Frage auf, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren und wie sich diese Frauen in die größere Gruppe der baltischen Studentinnen einfügten. Nach einer Vorstellung der Gesamtgruppe werden institutionelle Hindernisse

des Vornamens schwankt. Angesichts des Fehlens dieses Vornamens auf dem Titelblatt der Dissertation (Anm. 2) halte ich mich an die Selbstdarstellung (Anm. 1).⁴ Diese Frauen wurden ermittelt aus: Jahresverzeichnis der an den Deutschen Universitäten [ab 29 (1913): und Technischen Hochschulen] erschienenen Schriften 1 (1885/86) - 34 (1918), Berlin 1887-1919. Ab 20 (1904/05) enthält diese Bibliografie der Dissertationen auch Geburtsdatum und -ort, Staatsangehörigkeit, den zum Studium berechtigenden Schulabschluss, Studienorte (mit Semesterzahlen), Namen der Gutachter, Datum des Rigorosums und der Promotion. Von den 290 Frauen fehlen in diesem Verzeichnis zwei, darunter die Baltin Rogate Werpe; denn der Rektor verweigerte im Krieg den Vollzug der Promotion, so dass diese Dissertationen nicht an die Sammelstelle gemeldet wurden (siehe dazu genauer TRUDE MAURER: „... und wir gehören auch dazu“. Universität und ‚Volksgemeinschaft‘ im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2015, Bd. 2, S. 887f.; außerdem Anm. 30). Daher hier und weiter im Text auch die Umschreibung als erfolgreich geprüfte (statt einfach „promovierte“) Frauen. Kriterium für die Aufnahme unter die ‚russischen‘ Doktorinnen war nicht die Staatsbürgerschaft, sondern die Sozialisation im Russischen Reich. Es finden sich also einzelne in Russland aufgewachsene Frauen preußischer und badischer Staatsangehörigkeit darunter, außerdem Frauen, die offenkundig durch Heirat eine deutsche oder die österreichische Staatsangehörigkeit erworben hatten. Als Beispiel für eine russisch akkulturierte badische Staatsbürgerin (die bei der Promotion in Bonn 1908 nur durch Heirat russische Staatsangehörige war) siehe die Medizinerin Elsa Winokuroff (geb. Rammelmeyer). Dazu TRUDE MAURER: Frauen auf dem Weg in die akademische Karriere: Kaiserreich und Zarenreich im Vergleich, in: *Comparativ* 21 (2011), H. 4, S. 93-116, hier S. 93ff. In der deutschen Emigration (in der sie die zugrundeliegenden ungedruckten Erinnerungen auf Russisch verfasste!) schrieb sie ihren Namen „Winokurow“.

⁵ Promotionsakte: UA Tübingen 136/35. Hörerakte: UA Tübingen 259/951. Dissertation: EBBA VON HUSEN: Zur Kenntnis des Pectens im Vogelaug, Tübingen 1913 (56 S.).

⁶ Die Promotionsakte ist (wie fast alle der Dekanatsjahre 1909/10–1912/13) im UA Heidelberg nicht überliefert. Das Rigorosum fand am 10.10.1911 statt. Da Keyserling aber um Verlängerung der Frist für die Drucklegung bat, verzögerte sich die Promotion bis 1913. Siehe Leonie [Gräfin] Keyserling an Hermann Oncken, Genf, 7.6.1912, in: UA Heidelberg H IV-757/6. Dissertation: Religiöse und politische Entwicklung der Brüder Gerlach 1816–1820, Heidelberg 1913 (40 S.). Vgl. auch die Monografie: Studien zu den Entwicklungsjahren der Brüder Gerlach, Heidelberg 1913 (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, 36) (IV, 264 S.).

und mentale Hürden für die Deutschbaltinnen diskutiert und schließlich an Beispielen gezeigt, welche Faktoren deren Überwindung förderten. Abschließend wird nach dem baltischen Selbstverständnis der studierenden Frauen gefragt.

Die Deutschbaltinnen in der baltischen Doktorinnenschar

Die 34 Frauen aus den baltischen Provinzen, die ihr Prüfungsverfahren bis 1918 abschlossen, waren zwischen 1876 und 1892 geboren. Genau die Hälfte von ihnen stammte aus Livland, sämtlich in Riga geboren. Elf kamen aus Kurland, sechs aus Estland. 24 Frauen waren Jüdinnen, acht Deutschbaltinnen. Von den beiden anderen könnte Rogate Werpe Lettin gewesen sein; vielleicht entstammte sie aber auch einer bereits deutsch akkulturierten Familie. Lilly Hauffs Vorfahren waren mütterlicherseits baltische Kaufleute, väterlicherseits württembergische Gelehrte.⁷ Die Familie siedelte vermutlich schon nach Berlin um, als Lilly erst 9 Jahre alt war.⁸

Unter den Deutschbaltinnen finden sich neben den drei Adligen vier Literatentöchter und die Tochter des Libauer „Stadtrats und Kaufmanns Hugo Schneiders“, Herta Wanner.⁹ Werpes soziale Herkunft ist unbekannt, Hauffs Vater war ihrem Lebenslauf zufolge „Verlagsbuchhändler und Schriftsteller“.¹⁰ Unter den 24 Jüdinnen dominieren die Töchter von

⁷ Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild. Bd. 1-2, Berlin 1930-1931, hier Bd. 1, S. 675.

⁸ Dann würde sie das Kriterium der Sozialisation im Russischen Reich nicht erfüllen und müsste für die Auszählungen des Gesamtprojekts ausgeschieden werden. Das Datum des Umzugs der Familie stammt aus dem Lebenslauf des mutmaßlichen Bruders: ALBERT HAUFF: Beiträge zur Wehrsteuer, Berlin 1905 (Diss. Erlangen, unpag. CV: „Ich [...] wurde als Sohn des Verlagsbuchhändlers Albert Hauff und seiner Gattin Lilly, geb. Schönflug, am 11. Mai 1877 in Riga [Rußland] geboren“). Albert war bei der Promotion württembergischer Staatsangehöriger, Lilly allerdings Preußin. Doch das könnte die Folge ihrer Tätigkeit als Handelslehrerin in Halle (ca. 1905–1911) gewesen sein, wo sie in den letzten drei Jahren „etatsmäßige angestellte Lehrerin“ war (so ihr Lebenslauf [1912], in: UA Tübingen 259/797). Laut ELSE FROBENIUS: Baltische Frauen im Reich. Eine Studie, in: Baltische Monatsschrift 60 (1929), S. 99-108 und 165-172, hier S. 103, ging die Familie „wegen der Russifizierung“ nach Deutschland.

⁹ Laut dem Lebenslauf in: HERTA WANNER: Darstellung gemischter und strukturell symmetrischer Spirane in stereoisomeren Formen, Berlin 1916 (33 S.). Sie hatte am 5.8.1914 den Rechtsanwalt Max Wanner aus Ulm geheiratet und damit die württembergische Staatsangehörigkeit erworben. Jahresverzeichnis (wie Anm. 4) 32 (1916), S. 249, verzeichnet doppelte Staatsangehörigkeit!

¹⁰ LILLY HAUFF: Die Deutschen (!) Arbeiterinnen-Organisationen, Halle 1912 (VIII, 183 S.). Die Dissertationssammlungen enthalten keine spezielle Dissertationssfassung, sondern ebenfalls dieses Buch ohne CV. Berufsangabe des Vaters (ohne Name!) nach dem Lebenslauf in UA Tübingen 259/597.

Kaufleuten: Als solche bezeichneten sich 14 von ihnen,¹¹ bei drei Schwestern ist es aufgrund anderer Quellen zu vermuten.¹² Dazu kamen die Töchter zweier „Bürger“¹³ – ein Begriff, der keine sichere Zuordnung gestattet, aber vermutlich eine Übersetzung der russischen Standesbezeichnung *meščanin* ist.¹⁴ Daneben findet sich noch ein Privatier,¹⁵ während die soziale Herkunft von vier Jüdinnen unbekannt bleibt.¹⁶

Besonders deutlich unterscheiden sich die deutschbaltische und die jüdische Gruppe durch ihre Vorbildung: Die Jüdinnen hatten sämtlich russische Mädchengymnasien in Riga, Reval, Mitau, Libau, je eine auch in Dünaburg und Vitebsk absolviert, drei die Privatgymnasien der Lettin

¹¹ Else Behrmann (Berlin 1910), Fanny Finkelstein (Heidelberg 1911), Schima Lichtenstein (Gießen 1911), Eugenie Birkhahn (Berlin 1912), Frieda Orkin (Berlin 1912), Sarella Perl (Berlin 1912), Rachil Friedmann-Katzmann (Bonn 1912), Gutta Margolis (Straßburg 1913), Sascha Rafaelsohn (Straßburg 1914), Helene Kabalkin (Straßburg 1914), Sara Aronstamm (Straßburg 1914), Channa Goldberg (Straßburg 1914), Anna Kramer (Straßburg 1914), Katharina Deutsch (Berlin 1918). Die Belege findet man in den Lebensläufen der Dissertationen.

¹² Lea Gutkin (Freiburg 1904), Esther Gutkin (Freiburg 1905) und Sara Hoefler (Berlin 1914). Die Lebensläufe enthalten keine Angaben zu den Eltern. Bei der Recherche fand sich (in einem Artikel über eine 1930 errichtete Statue) ein Kaufmann (*kupec*) German Gutkin in Reval, der in den letzten Jahren des Russischen Reiches von der Stadtduma aufgefordert wurde, sein Eigentum in Ordnung zu bringen, aus finanziellen Gründen aber nur zu einigen ästhetischen Verbesserungen am Gebäude in der Lage war (JOSEF KAC: Kosulja s ulicy Nunne [Das Reh von der Nunne Straße], in: Stolitsa.ee, 20.8.2010, einsehbar unter dem URL: <http://stolitsa.ee/12747>, letzter Zugriff 25.9.2016). Der Vatersname der beiden erstgenannten Schwestern war dem russischen Ärzteverzeichnis zufolge „Gersonovna“ (Rossijskij Medicinskij spisok (...) na 1908 god, Sankt-Peterburg 1908, S. 484, 487). Hoefler muss ihrer eidesstattlichen Versicherung im Promotionsverfahren [7.3.1914] und dem vom Dekan ausgefüllten Meldebogen [10.3.1914] zufolge verheiratet gewesen sein („Frau“) (UA Humboldt-Universität zu Berlin [künftig: UA HU], Med. Fak. 808, Bl. 16, 15). Laut der Datenbank „Ärztinnen im Kaiserreich“ (<http://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00026>, letzter Zugriff 30.1.2017) war ihr Geburtsname Gutkin, und da sie ebenfalls in Reval geboren war, erhob sich die Frage, ob sie evtl. eine Schwester der beiden Freiburger Doktorinnen war. Durch die freundliche Hilfe des Kollegen Juhan Kreem (Tallinn) konnte diese Vermutung mittels der Standesregister der jüdischen Gemeinde Reval im Tallinner Stadtarchiv bestätigt werden. Alle drei Geburten sind dort verzeichnet, als Stand des Vaters ist angegeben: „meščanin“. Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 1387, Findbuch 3, Akte 5 (unter dem 1.6.1880 für Sara Hoefler); TLA 1387/3/6 (unter dem 5.11.1881 für Lea Gutkin); TLA 1387/3/9 (unter dem 13.3.1883 für Esther Gutkin). Dass dieser Geršon mit dem im Internet gefundenen German identisch ist, ergab sich aus den Findbüchern, die Akten von 1919 bis 1933 für die Auseinandersetzungen über seine Probleme verzeichnen.

¹³ Rosa Berkowitz (München 1912) und Eugenie Hirschberg (Berlin 1913).

¹⁴ Vgl. die Einträge für Geršon Gutkin im Standesregister der Revaler jüdischen Gemeinde (Anm. 12).

¹⁵ Tamara Löwenstein (München 1917). Laut Lebenslauf war die 1891 in Riga geborene Tamara Karp seit 1911 mit Dr. Alfred Löwenstein verheiratet, dadurch bei der Promotion bayerische Staatsangehörige.

¹⁶ Keylia Rabinowitsch (Gießen 1910); Esther Kadisch (München 1912), Rahel Cahn (Berlin 1912), Soscha Wolpe (Gießen 1914).

Natalija Draudziņa¹⁷ bzw. der (aus Mitau stammenden) Russin Ljudmila I. Tajlova¹⁸ in Riga. Dieses Mädchenabitur genügte zwar in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts noch für die Zulassung als Gasthörerin an deutschen Universitäten. Aber bald verlangten die meisten eine Ergänzungsprüfung, zumindest in Latein, z.T. auch in anderen Fächern;¹⁹ denn die Curricula der russischen Mädchengymnasien waren nicht gleichförmig, und Latein gehörte fast nirgendwo dazu.²⁰ Andererseits war es in Deutschland Voraussetzung für das Abitur sowohl des klassischen als auch des Realgymnasiums, die beide zum Studium berechtigten. Daher musste es spätestens zum Examen nachgewiesen werden. Am Gesamtkorpus der 290 Doktorinnen ist deutlich zu erkennen, wie sich die Frauen aus dem Russischen Reich schnell auf diese veränderten Anforderungen einstellten und oft noch vor Studienbeginn eine Lateinprüfung auf dem Niveau des russischen Knabenabiturs ablegten. Von den 24 baltischen Jüdinnen konnten also 13 neben dem Zeugnis eines Mädchengymnasiums auch eine bestandene Ergänzungsprüfung nachweisen.²¹ Außerdem unterzogen sich zwei weitere einer Abiturprüfung in Deutschland, offenbar als Externe nach privater Vorbereitung.²² Nur für neun ist keine Ergänzungsprüfung

¹⁷ Sascha Rafaelssohn und Sara Aronstamm. Das Gymnasium hatte Russisch als Unterrichtssprache, doch gab es dort auch Lettisch-Unterricht. Es zog wie die anderen von Letten gegründeten höheren Schulen viele Letten vom Land an. Siehe KRISTINE WOHLFART: *Das Riga der Letten*, in: *Riga. Portrait einer Vielvölkerstadt am Rande des Zarenreiches 1857–1914*, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER und DERS., Paderborn u.a. 2004, S. 31-74, hier S. 35.

¹⁸ Rachil Friedmann-Katzmann. Zu diesem Gymnasium siehe VLADISLAVS VOLKOV: *Das Riga der Russen*, in: *Riga (wie Anm. 17)*, S. 115-156, hier S. 140, und ausführlicher: TAT'JANA FEJGMANE: *Častnaja ženskaja gimnazija L. I. Tajlovoj* [Das private Frauengymnasium von L. I. Tajlova], einsehbar unter der URL: <http://www.russkije.lv/ru/lib/read/the-lyudmila-tajlova-private-school.html> (letzter Zugriff 10.5.2016). Dabei ist nicht klar, auf welche Zeit der (von 1884 bis 1932 existierenden) Schule sich die wohlhabende Herkunft der Schülerschaft und die bescheidene Leistungsbilanz beziehen.

¹⁹ Zusammenfassung der Beobachtungen aus dem eingangs genannten Projekt.

²⁰ Sogar moderne Fremdsprachen waren (im eigentlichen Russland) keine Pflicht an Mädchengymnasien, weshalb der Unterricht darin (zusätzlich zur Schulgebühr!) gesondert bezahlt werden musste. Fast überall wurden aber moderne Fremdsprachen unterrichtet (É[duard] D. DNEPROV und R[aisa] F. USAČEVA: *Ženskoe obrazovanie v Rossii* [Frauenbildung in Russland], Moskau 2009, S. 219). An den Mädchengymnasien im Königreich Polen dagegen war eine moderne Fremdsprache Pflicht, wobei die Wahl zwischen Französisch und Deutsch dem Kurator des Lehrbezirks oblag. Latein und Griechisch gab es (aber bei weitem nicht an allen Mädchengymnasien!) seit 1874 als Wahlfächer. *Ženskie gimnazii i progimnazii Ministerstva narodnogo prosvješćenija 1858–1905* [Die Mädchengymnasien und -progymnasien des Ministeriums der Volksaufklärung 1858–1905], St. Petersburg 1905, S. 32, 43.

²¹ Davon hatte eine sie erst am ersten Studienort abgelegt: Chana Goldberg in Bern.

²² Sara Hoefler (geb. Gutkin) hatte bis 1896 das Mädchengymnasium in Reval besucht, 1899 bis 1902 als Hospitantin Vorlesungen an der Philosophischen und Medizinischen Fakultät der Universitäten Halle und Gießen gehört und legte 1903 das Abitur am Realgymnasium Erfurt ab (nach dem CV in: SARA HOEFER: *Beitrag zur Klinik und Pathologie des Morbus Addisonii*, Berlin 1914 [34 S.]). Katharina

registriert. Davon hatten allerdings fünf vorher an einer ausländischen Universität studiert²³ – und dieser Nachweis genügte üblicherweise für die Zulassung an einer deutschen Universität,²⁴ so dass die Ergänzungsprüfung vielleicht tatsächlich fehlte, vielleicht aber auch nur nicht erfasst wurde.²⁵ – Bei Studienbeginn waren 22 der 24 Jüdinnen 17 bis 21 Jahre alt, nur zwei begannen erst mit 23, aber auch davon ging die eine direkt nach dem Gymnasialabschluss an die Universität.

Bei den übrigen zehn sah es sowohl mit der Vorbildung als auch mit dem Alter ganz anders aus: Von den acht Deutschbaltinnen hatten mindestens fünf eine Höhere Töchterschule absolviert, drei anschließend das sogenannte Große Examen abgelegt.²⁶ Das war die im ganzen Russischen Reich übliche Prüfung für sogenannte Hauslehrerinnen, die aber nicht nur zum Privatunterricht berechnete, sondern auch zur Lehre in Elementarschulen und den ersten vier Klassen der höheren Mädchenschulen. Dafür benötigte man nach dem Abschluss der Töchterschule noch ein halbes Jahr weiterer Vorbereitung auf die Prüfung vor einer besonderen Kommission. In den russischen Mädchengymnasien legte man dieses Examen nach der 8., der sogenannten Ergänzungs Klasse ab,²⁷ was viele Absolventinnen tatsächlich getan hatten. Drei der deutschbaltischen Hauslehrerinnen bestanden dann aber außerdem noch eine Abiturprüfung an einem

Deutsch hatte 1908 das Mädchengymnasium in Libau absolviert und erwarb 1912 die Reife an der Königin-Luise-Schule in Königsberg (nach dem CV in: KATHARINA DEUTSCH: Ein kasuistischer Beitrag zur Lehre von den Zwangsvorstellungen, Berlin 1918 [33 S.]).

²³ Fanny Finkelstein (prom. Heidelberg 1911; frühere Studienorte: Genf, Jena); Eugenie Birkhahn (Berlin 1912; Genf); Esther Kadisch (München 1912; Dublin, Paris, Toulouse); Helene (Hinda) Kabalkin (Straßburg 1914; Genf); Sara Aronstamm (Straßburg 1914; Bern).

²⁴ Jedenfalls sofern sie an einer Universität deutscher Zunge oder einer ungefähr dem deutschen Modell entsprechenden Universität studiert hatten (also auch an frankophonen Schweizer Universitäten!).

²⁵ Die vier ohne Ergänzungsprüfung waren die ersten beiden promovierten Baltinnen, die Schwestern Gutkin, zu deren Studienbeginn die Zulassungspraxis noch viel liberaler war, sowie Löwenstein und Rafaelsohn.

²⁶ Von Wrangell, von Husen, Maria Hachfeld. Sofern Angaben im folgenden Text aus bereits zitierten Lebensläufen stammen, werden sie nicht noch einmal belegt. Zu Hachfeld siehe MARIA HACHFELD: Primärer Leberkrebs nach cirrhotischer Schrumpfung bei narbiger Obliteration der Vena cava inferior oberhalb der Leber. Primäres malignes Endotheliom der Leber, im Bilde einer Lebercirrhose, Halle 1914 (57 S.).

²⁷ Allgemein: CHRISTINE JOHANSON: Women's Struggle for Higher Education in Russia, 1855–1900. Kingston und Montreal 1987, S. 29f. Zu den Ostseeprovinzen siehe den Vortrag von KATHARINA ARRONET [Riga 21.2.1914], abgedruckt in: Abiturium, nicht Hauslehrerinnenexamen!, in: Pädagogischer Anzeiger für Rußland 6 (1914), S. 198–202, Arronets Vortrag S. 198–200, hier S. 198f. Margarete von Wrangell und Ebba von Husen bereiteten sich nach dem Abschluss der Schule der Baroness Elisa von der Howen im Frühjahr 1894 den Sommer über auf das Examen vor und legten es im November des Jahres ab (ANDRONIKOW, von Wrangell [wie Anm. 3], S. 65f.).

einheimischen Knabengymnasium: Margarete von Wrangell und Ebba von Husen allerdings erst zwölf bzw. 15 Jahre nach Abschluss der Töcherschule, Maria Hachfeld aus Mitau schon im Jahr darauf. Insgesamt vier Deutschbaltinnen erwarben die Studienberechtigung im Ausland: drei Literatentöchter in Deutschland,²⁸ Gräfin Keyserling in Genf, wo sie „viele Jahre“ lebte, vermutlich mit ihrer Mutter.²⁹ Ein russisches Mädchen-gymnasium absolviert hatte nur eine einzige Deutschbaltin: Herta Schneiders (mit 19 Jahren) in Libau, die vier Jahre später das Latinum in Moskau erwarb. Ebenfalls ein russisches Mädchenabitur hatte Rogate Werpe, die die Lateinprüfung aber erst kurz vor der Promotion an ihrer deutschen Universität ablegte.³⁰ Lilly Hauff schließlich war in Deutschland eine Bildungsinländerin: Sie hatte hier eine Höhere Töcherschule, anschließend das Handelslehrerinnenseminar absolviert und vor dem Studium einige Jahre als Handelslehrerin gearbeitet.³¹

Die Vorbildung belegt also, dass die Jüdinnen sich offenbar gezielt auf ein Studium vorbereiteten und es bald nach Abschluss des Mädchengymnasiums begannen, während die Mehrheit der wenigen Deutschbaltinnen es erst zwischen Mitte 20 und Anfang 30 aufnahm. Nur zwei begannen in dem bei Männern üblichen Alter: Maria Hachfeld mit 20 und Gräfin

²⁸ Alice Vorkampff-Lae aus Mitau hatte die Höhere Töcherschule zunächst dort, dann weiter an den Franckeschen Stiftungen in Halle besucht, anschließend das Lehrerinnenseminar. Danach verbrachte sie ein Jahr an einem Institut in Frankreich, unterrichtete ein Jahr in Halle und legte das Abitur als Externe schließlich am Gymnasium Mühlhausen ab (ALICE VORKAMPPFF-LAE: *Zum Leben und Vergehen einiger mittelhochdeutscher Wörter*, Halle 1906 [16 großformatige S.]); Eva Moritz aus Riga legte das Abitur am Luisengymnasium in Berlin ab (EVA MORITZ: *Beiträge zur serologischen Untersuchung des Harneiweißes*, Freiburg 1911 [32 S.]). Zu Lenore Kühn siehe ausführlicher weiter unten.

²⁹ Abitur an den „Gymnasialkursen der Höheren Mädchenschule“ 1905 (lt. CV). Zitat im Text: LEONIE Freifrau VON UNGERN-STERNBERG: *Randbemerkungen*, in: *Das Buch der Keyserlinge. An der Grenze zweier Welten. Lebenserinnerungen aus einem Geschlecht*, Berlin 1944, S. 203-222, hier S. 206. Die Vermutung, dass sie dort mit ihrer Mutter lebte, stützt sich auf die Bemerkung, Auswanderer sollten bedenken, dass Erwachsene es vielleicht schätzen könnten, „ein Fremder unter Fremden zu sein“. „[F]ür ein junges Wesen“ sei diese Situation aber überaus schwer. Vgl. auch unten, Anm. 46. Der „Gotha“ hilft hier nicht, denn Leonie ist in: *Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser* erstmals in 80 (1907), S. 429 (aber ohne Ortsangabe) genannt. Für ihre Mutter, wiederverheiratete Masing, ist Genf als Wohnort erstmals ebenda 81 (1908), S. 435 genannt.

³⁰ Sie bestand das Abitur am Mariengymnasium Sankt Petersburg. ROGATE WERPE: *Über die Hyperplasie der Nebennieren bei der Hypoplasie der Ovarien und Verwischung des Geschlechtscharakters*, Gießen 1914 [50 S.]. Ein Exemplar dieser in deutschen Bibliotheken sonst nicht nachweisbaren Dissertation in der Promotionsakte: UA Gießen Med. Prom. 2339. Die Lateinprüfung, die der Altphilologe Otto Immisch in Anwesenheit des zweiten Altphilologen, Alfred Körte, im Mai 1913 abnahm, erklärten die beiden „für ‚zur Not bestanden‘“ (Immisch an den Dekan 19.5.1913, in: ebenda, Bl. 19).

³¹ Siehe den in Anm. 8 angeführten ungedruckten Lebenslauf.

Keyserling mit 19 Jahren. Anders als für die Jüdinnen, gab es für Deutschbaltinnen also keinen typischen Weg an die Universität.

Im Vergleich zur Gesamtgruppe aller in Deutschland promovierten ‚Russinnen‘ (die ebenfalls überwiegend aus Jüdinnen bestand, aber auch Ostlawinnen, Polinnen, Russlanddeutsche und einzelne Frauen anderer Nationalitäten umfasste) waren die Studentinnen aus den baltischen Provinzen etwas verspätet. Von den 256 außerhalb des Baltikums geborenen Frauen hatten bis einschließlich 1908 bereits 57, also gut 22%, die Promotion in Deutschland erreicht – von allen Baltinnen dagegen nur 8,8% – insgesamt drei.

Auch die Studienfächer unterschieden die größere jüdische und die kleinere deutschbaltische Gruppe: Von den 24 Jüdinnen studierten 21 Medizin, die drei anderen Philosophie, Jura und Chemie.³² Von den acht Deutschbaltinnen studierten nur zwei Medizin: Eva Moritz, Tochter eines Hofgerichtsadvokaten und (zeitweiligen) Rittergutsbesitzers, und Maria Hachfeld, deren Vater Direktor des Kurländischen Provinzialkrankenhauses in Mitau war; außerdem die ‚Lettin‘ Rogate Werpe. Zwei Deutschbaltinnen wurden Chemikerinnen: Margarete von Wrangell und Herta Schneiders-Wanner. Zwar gab es bei den wenigen Deutschbaltinnen keine typischen Studienfächer, doch unterschied sich ihr Profil von dem männlicher Landsleute. Diese studierten während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts überwiegend Landwirtschaft und Kameralwissenschaften, nur bis zum Ende der Autonomie der Ostseeprovinzen auch sehr oft Jura.³³

Diese Befunde werfen eine ganze Reihe von Fragen auf: Warum studierten so wenige Deutschbaltinnen, obwohl diese ethnische Gruppe doch als gebildetste der Region gilt? Warum war ihr Weg an die Universität so verzögert, kompliziert und langwierig? Was könnte das unterschiedliche Fächerprofil der beiden Studentinnengruppen erklären?

Studienhindernisse für Frauen in den Ostseeprovinzen

Im Gegensatz zu Männern unterstanden dem baltischen Privatrecht zufolge selbst volljährige Frauen bis zur Heirat der elterlichen Gewalt, auch wenn sie ihren Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln bestritten. Nicht nur zur Errichtung eines eigenen Haushalts oder für die Eheschließung

³² FANJA FINKELSTEIN: Die allgemeinen Gesetze bei Comte und Mill, Heidelberg 1911 (138 S.); SCHIMA LICHTENSTEIN: Die Strafzumessung im Anschluß an das russische Strafgesetzbuch von 1903, Borna und Leipzig 1912 (IX, 59 S.); EUGENIE HIRSCHBERG: Über die Oxydierbarkeit der Aldehyde, Berlin 1913 (67 S.).

³³ HEIDE W. WHELAN: Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility, Köln u.a. 1999 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 22), S. 270f.

benötigten sie die elterliche Einwilligung,³⁴ sondern auch für das Studium. Russinnen nahmen sich das Studienrecht einfach, notfalls mittels einer sogenannten Scheinehe: Sie suchten einen Mann, der ihre Pläne unterstützte, ohne irgendwelche Ansprüche zu erheben – die berühmte Mathematikerin Sof’ja Kovalevskaja war dafür nur das berühmteste Beispiel.³⁵ Unter Baltinnen scheint es keinen einzigen solchen Fall gegeben zu haben. Dass der Studienwunsch sozial nicht akzeptiert war, belegt außer der ursprünglichen Reaktion des Familienrates auch die „strengste Kritik“ der Verwandtschaft an Wrangells „Seitensprung“ zu Naturwissenschaftlichen Ferienkursen in Greifswald³⁶ und schließlich der Rat eines älteren Gelehrten, sich von einem Arzt einen Kuraufenthalt in Baden empfehlen zu lassen, um in Wirklichkeit in Heidelberg zu studieren.³⁷ Auch bei Gräfin Keyserling gab es „in der weiteren Verwandtschaft“ einiges Missfallen.³⁸

Doch generell fehlte zum Studium mehr als die gesellschaftliche Akzeptanz: nämlich die entsprechende Vorbildung. Im 19. Jahrhundert gab es im Baltikum nur 6-klassige Töchterschulen, die – im Gegensatz zu den russischen Mädchengymnasien mit 7 Klassen und einem 8. Ergänzungsjahr – nicht einmal zum Besuch der russischen Frauenhochschulen berechtigten.³⁹ Ja, nach der Einführung der russischen Unterrichtssprache für öffentliche Schulen nahmen die Eltern die Mädchen sogar aus den Töchterschulen, um sie in privaten Hausgruppen unterrichten zu lassen.⁴⁰ Während Deutschbalten ihre Söhne nun gern in die Gymnasien der deutschen Kirchenschulen in Moskau und Petersburg schickten, behielt man die Töchter meist zuhause.⁴¹ Dabei bestanden seit den 1880er Jahren an den

³⁴ E[LISABETH?] VON ROSEN: Die Stellung der Frau im baltischen Privatrecht, in: Baltische Frauenzeitschrift 2 (1907/08), S. 1099-1113, hier S. 1111.

³⁵ Siehe dazu (mit weiteren Nachweisen): TRUDE MAURER: Emanzipierte Untertaninnen. Frauenstudium im Russischen Reich, in: Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von DERS., Göttingen 2010, S. 108-146, hier 116f.

³⁶ Zitate aus den Erinnerungen der Mutter in: ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 132.

³⁷ W. von Pezold an Daisy Wrangell 19.8.1903, in: ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 132f.

³⁸ VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), S. 209f.

³⁹ Vielmehr mussten die Absolventinnen noch ein Reifezeugnis erwerben. „Das gewöhnliche Lehrerinnenzeugnis, als Externe abgelegt, genügt dazu nicht.“ THUSNELDA THOMSON: Rußlands Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache im Schuljahr 1911/12, in: Pädagogischer Anzeiger für Rußland 5 (1913), S. 270-278, hier S. 278.

⁴⁰ MARKUS LUX: Das Riga der Deutschen, in: Riga (wie Anm. 17), S. 75-113, hier S. 99.

⁴¹ SIEGFRIED VON BREMEN: Erinnerungen, in: Zwischen Reval und St. Petersburg. Erinnerungen von Estländern aus zwei Jahrhunderten, hrsg. von HENNING VON WISTINGHAUSEN, Weissenhorn 1993, S. 198-251, hier S. 200, 202. Allgemein über die Entsendung der „Kinder“ in Petersburger Schulen auch MICHAEL GARLEFF: Russen und Rußland in deutschbaltischen Erinnerungen, in: Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 19./20. Jahrhundert. Von der Bismarckzeit bis zum Ersten Weltkrieg,

Kirchenschulen in Moskau und Char'kov Gymnasien für Mädchen sowie in zwei Petersburger Gemeinden achtklassige höhere Schulen für sie.⁴² Auch nach 1905, als wieder private deutsche Schulen eröffnet werden durften, errichteten die Deutschbalten keine Mädchengymnasien.⁴³

Für Mädchen galt es nicht nur als unschicklich, Russisch zu lernen (wobei der in Petersburg lebenden Tochter des Finanzministers von der Pahlen ihre Sprachkenntnisse als Indiz ihrer angeblichen Russifizierung angekreidet wurden⁴⁴); sogar die traditionelle Fremdsprache des Adels geriet bei manchem in Verruf: In einem programmatischen Artikel der „Baltischen Monatsschrift“ „zur Frauenfrage“ wurde 1890 zustimmend zitiert, Französisch-Unterricht für die Tochter sei gleichbedeutend mit deren Unterweisung in „Unzucht“. Die Frau sollte die Sprache, den „Geist des Hauses“ und damit „den Geist des Volkes“ bewahren. Kinder einer vielsprachigen Mutter hätten aber keine rechte Muttersprache mehr. „Dadurch verlie-

hrsg. von MECHTHILD KELLER, München 2000 (West-östliche Spiegelungen, A4), S. 482-518, hier S. 510 mit Anm. 81. Ein Beispiel dafür, dass ein im Reichsinnern dienender Deutschbalte die Kinder schon in den 1840er Jahren nach Livland in die Schule schickte, um die Töchter nicht in russischer Umgebung aufwachsen zu lassen, S. 512. Allerdings hat Leonid Levtov (East Brunswick, NJ) unter den Absolventinnen der Höheren Töchterschule der Petersburger Petrischule (siehe die folgende Anm.) 1891-1913 77 in den baltischen Provinzen geborene Frauen gefunden (mail vom 18.5.2016). Es konnte nicht geklärt werden, ob es sich dabei um Deutschbaltinnen, Estinnen oder Lettinnen handelte.

⁴² Allgemein zu Moskau und Char'kov: Ženskie gimnazii (wie Anm. 20), S. 25. Die Höhere Töchterschule der Deutschen Hauptschule zu St. Petri wird in: Ves' Peterburg na 1897 god [Ganz Petersburg 1897], St. Petersburg 1897, Sp. 384 „Ženskaja gimnazija“ genannt. Dagegen wird sie im Überblick (mit Schülerdaten für 1910!) von THUSNELDA THOMSON: Die russischen Mittelschulen mit deutscher Unterrichtsprache im Schuljahr 1910/11, in: Pädagogischer Anzeiger für Rußland 4 (1912), S. 198-208, hier S. 199, als „Höhere Töchterschule“ bezeichnet, die Schule von St. Annen als „Höhere Mädchenschule (8 Kl.)“ (S. 200), während an der Mädchenabteilung der Moskauer Petri-Pauli-Schule ein „Gymnasium“ bestand (S. 200). Dieses Moskauer Mädchengymnasium hatte 1904 536 Schülerinnen. Nach VICTOR DÖNNINGHAUS: Die Deutschen in der Moskauer Gesellschaft. Symbiose und Konflikte (1494-1941), München 2002 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, 18), S. 177, Anm. 83, und S. 181. Im ersten Absolventinnen-Jahrgang der Petersburger Frauenhochschule hatte es 1882 neben zwei Russinnen und einer Polin aus den baltischen Provinzen auch eine Dorpater Deutschbalten gegeben (welche die St.-Annenschule in Petersburg besucht hatte). Siehe die Liste der 236 Absolventinnen bei OKSANA B. VACHROMEVA: Duchovnoe prostranstvo Universiteta. Vysšie ženskie (Bestuževskie) kursy 1878-1918 gg.: Issledovanie i materialy [Der geistige Raum der Universität. Die Bestužev-Hochschulkurse für Frauen 1878-1918. Abhandlung und Materialien], St. Petersburg 2003, S. 196-206, Nr. 19, 54, 68, 175.

⁴³ ANJA WILHELM: Mädchenbildung. Bildungspraktiken und -diskurse in der deutschbaltischen Bevölkerungsgruppe (1850-1900), in: Bildungskonzepte und Bildungsinitiativen in Nordosteuropa (19. Jahrhundert), hrsg. von DERS., Wiesbaden 2011 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 13), S. 309-322, hier S. 313.

⁴⁴ Zitiert aus den ungedruckten Erinnerungen Eugenie Pilar von Pilchus bei WHELAN, *Adapting to Modernity* (wie Anm. 33), S. 277f. (dort auch der Beleg der allgemeinen Aussagen aus den Erinnerungen von Alice von Sivers).

ren sie, und verliert allmählich das Volk sein eigenes Ich“.⁴⁵ Wie weit eine solche Ablehnung des Französischen in die Praxis umgesetzt wurde, sei dahingestellt.⁴⁶ Während für Männer Russischkenntnisse besonders mit Blick auf den Staatsdienst notwendig waren und daher auch vermittelt wurden, wurde Frauen und Müttern gerade in Reaktion auf die Russifizierung des Bildungswesens die Rolle der Trägerinnen und Bewahrerinnen der deutschen Kultur zugewiesen.⁴⁷ Ohnehin war der traditionelle Kult der baltischen Familie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch intensiviert worden. Durch die Russifizierung wurde der psychologische Rückzug (nicht nur der Frauen) in die Familie dann weiter verstärkt.⁴⁸

Andererseits wuchs in dieser Zeit aber auch das Interesse an der Berufstätigkeit von Frauen bzw. – mit Blick auf den Frauenüberschuss – die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit.⁴⁹ Die Liste möglicher Berufe, die aus einem Preisausschreiben der „Rigaschen Hausfrauen-Zeitung“ 1887 hervorging, umfasste Lehrerin, Kindergärtnerin, Pflegerin, Haushaltshilfe, Kunstgewerbe, Gärtnerei, Buchhaltung.⁵⁰ Obwohl Pflege und Sozialarbeit jetzt auch in der Mittel- und Oberschicht akzeptabel schienen, blieb die Lehrtätigkeit der beliebteste Frauenberuf.⁵¹ 1907 stellte die „Baltische Frauenzeitschrift“ „Soziale Frauenberufe“ vor, die auf das Wirken in Betrieben zugeschnitten waren, ein Jahr später behandelte sie „Die Frau als Ärztin“.⁵² Allerdings hatte beide Artikel eine reichsdeutsche Nationalökonomin verfasst. Dass sich noch immer keine einheimische Autorin fand,

⁴⁵ [B. v. S.]: Psychologische Betrachtungen zur Frauenfrage, in: *Baltische Monatsschrift* 37 (1890), S. 604–611, hier S. 608f.

⁴⁶ Abgesehen von Gräfin Keyserling, die ihre Gymnasialausbildung in Genf erhielt, dort zunächst auch studierte und sehr gewandt auf Französisch schrieb (als Beleg siehe unten, Anm. 130), deuten auch andere Beispiele zumindest aus dem Adel darauf hin, dass dieses Bildungsgut selbstverständlich blieb. Jürgen von Ungern-Sternberg berichtete (in einer mail vom 27.5.2016), dass seine Großtanten auf einem Gut mitten in Estland ganz selbstverständlich Estnisch, Russisch und Französisch gelernt hätten.

⁴⁷ WHELAN, *Adapting to Modernity* (wie Anm. 33), S. 235; RAGNA BODEN: Emanzipation – Nation – Konfession. Der Diskurs über weibliche Erwerbsarbeit bei den Deutschbalten (1880er Jahre bis 1910), in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung* 56 (2007), S. 539–565, hier S. 551; ANJA WILHELMI: *Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939). Eine Untersuchung anhand von Autobiografien*, Wiesbaden 2008 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 10), S. 306. Diese Haltung findet sich auch noch bei FROBENIUS, *Baltische Frauen* (wie Anm. 8), S. 99.

⁴⁸ WHELAN, *Adapting to Modernity* (wie Anm. 33), S. 228.

⁴⁹ BODEN, *Emanzipation* (wie Anm. 47), S. 556.

⁵⁰ Ebenda, S. 558.

⁵¹ HEIDE WHELAN: *The Debate on Women's Education in the Baltic Provinces, 1850 to 1905*, in: *Bevölkerungsverschiebungen und sozialer Wandel in den baltischen Provinzen Rußlands 1850–1914*, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, ANDREJS PLAKANS und PAUL KAEGBEIN, Lüneburg 1995 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 6), S. 163–180, hier S. 179.

⁵² CLARA LINZEN-ERNST: *Soziale Frauenberufe*, in: *Baltische Frauenzeitschrift* 2 (1907/08), S. 750–757; DIES.: *Die Frau als Ärztin*, in: ebenda, S. 1173–1178.

unterstreicht das Fehlen des Arztberufes in der baltischen Debatte über die Frauenbildung.⁵³ In Deutschland dagegen war der Bedarf an weiblichen Ärzten (für Frauen und Kinder) ein zentrales Argument für die Zulassung von Frauen zum Studium, das sogar deren Gegner überzeugte (wobei sie für Studentinnen allerdings gesonderte Hochschulen schaffen wollten).⁵⁴ Und für die Frauen Deutschlands wie Russlands war Medizin das wichtigste Studienfach, auch wenn sie es zunächst überwiegend im Ausland studieren mussten.⁵⁵ Dass andererseits die Jüdinnen fast alle Medizin studierten, hat seinen Grund darin, dass dies der einzige Beruf war, den sie – trotz der antijüdischen Gesetzgebung – im Russischen Reich praktisch unbeschränkt ausüben konnten.⁵⁶

Auch wenn man in den Ostseeprovinzen eine Berufsausbildung für Frauen jetzt öfter in Erwägung zog, wurden damit die alten Geschlechtscharaktere doch nicht in Frage gestellt.⁵⁷ Ein ausführliches Plädoyer für die praktische Ausbildung (im Gegensatz zum bisher üblichen Lehrerinnenexamen) hatte zum Ziel, die Frau zur „zeitgemäßen Gehilfin des Mannes

⁵³ Zum Beginn dieser Debatte und der Zeit bis zur Jahrhundertwende siehe (ohne Hinweis auf das Ärztinnen-Desiderat!) WHELAN, *Debate* (wie Anm. 51).

⁵⁴ Siehe dazu u.a. THOMAS NEVILLE BONNER: *To the Ends of the Earth. Women's Search for Education in Medicine*, Cambridge und London 1992, S. 101-119; SABINE MAHNCKE: *Frauen machen Geschichte: Der Kampf von Frauen um die Zulassung zum Studium der Medizin im Deutschen Reich 1870–1910*, Diss. med. Hamburg 1997, S. 69-98, eine systematische Analyse der Argumente pro und contra; JOHANNA BLEKER: *Frauenpraxis. Die Berufsrealität deutscher Ärztinnen bis zum Beginn der Weimarer Republik*, in: *Weg an die Universität* (wie Anm. 35), S. 236-251, hier S. 237-241. Berühmte Gegner des Frauenstudiums an Universitäten, die deren Medizinstudium an speziellen Frauenhochschulen zustimmten, waren der Historiker Heinrich von Treitschke und der Mediziner Wilhelm Waldeyer (ab 1916: von Waldeyer-Hartz).

⁵⁵ Von 1901 bis 1918 legten in Deutschland 750 Frauen das Staatsexamen in Medizin ab und erhielten die Approbation. Nach JOHANNA BLEKER und SABINE SCHLEIERMACHER: *Ärztinnen aus dem Kaiserreich. Lebensläufe einer Generation*, Weinheim 2000, S. 35. Im Russischen Reich gab es vor dem Ersten Weltkrieg ca. 3 100 Ärztinnen. MAURER, *Emanzipierte Untertaninnen* (wie Anm. 35), S. 125f. mit Nachweisen. Siehe dort S. 115f., 118, 121f., 124-128 auch zu den faktischen und offiziellen Studienmöglichkeiten im Inland Anfang der sechziger Jahre, 1872–1887 und ab 1895. Von den Frauen aus Russland in der Schweiz studierten von 1882 bis 1913 im Durchschnitt 74% Medizin. DANIELA NEUMANN: *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914)*, Zürich 1987 (*Die Schweiz und der Osten Europas*, 1), S. 18. Unter den 290 promovierten Frauen aus dem Russischen Reich in Deutschland hatten sogar 84,5% dieses Fach gewählt.

⁵⁶ Vom Staatsdienst waren Juden ausgeschlossen, doch Ärzten war er seit 1835 gestattet, ab 1861 auch Inhabern akademischer Grade in anderen Fächern, bald auch Medizinern ohne akademische Grade. Infolge der Großen Reformen kamen dazu dann die Beschäftigungsmöglichkeiten durch die *zemstva* (bei denen tatsächlich viele Medizinerinnen Anstellung fanden).

⁵⁷ Darauf wies schon BODEN, *Emanzipation* (wie Anm. 47), S. 563, in ihrem Resümee hin.

im Hause, im Beruf, im öffentlichen Leben“ zu machen.⁵⁸ Immerhin konnte man in der „Rigaschen Hausfrauen-Zeitung“, die mindestens bis 1898 erschien, gelegentlich auch Forderungen nach einem Hochschulstudium lesen.⁵⁹ Und schließlich verwandten Lehrerinnen, die 1914 ein Seminar für die Schulabteilung des Vereins der Deutschen in Livland vorbereiteten, die nationale Aufgabe quasi als Vehikel weiblicher Studienbestrebungen: Wenn man Frauen nicht auf die Universität vorbereite, werde man künftig nicht genug Lehrer für die (deutschen) höheren Schulen haben.⁶⁰

Doch gab es auch an der Jahrhundertwende noch öffentliche Stellungnahmen gegen berufstätige Frauen: Für Theodor Neander waren sie „social ganz vereinzelt und eigenherrliche Wesen“. ⁶¹ Und noch 1906 bezeichnete ein Pfarrer von der Kanzel aus das Leben einer alleinstehenden Frau ohne Familie als „verfehlt“. Gegen diese Stellungnahme führte eine Zuhörerin in der „Baltischen Frauenzeitschrift“ die segensreiche Tätigkeit solcher Frauen als Krankenpflegerin, Erzieherin, Lehrerin an und vergaß auch nicht jene, die ihr Leben der Kunst weihten oder Wohltätigkeitsanstalten förderten.⁶²

In dem „alten Vorurteil“, eine Berufsausbildung für die Töchter sei „nicht standesgemäß“, sah die „Baltische Frauenzeitschrift“ auch 1909 noch das Haupthindernis für deren Ausbildung.⁶³ Deutschbaltische Stu-

⁵⁸ Praktische Frauenkurse, in: Deutsche Monatsschrift für Rußland 2 (1913), S. 815-830, Zitat S. 830.

⁵⁹ Ohne spezifischen Beleg bei ANDERS HENRIKSSON: *Minority Nationalism and the Politics of Gender: Baltic German Women in the Late Imperial Era*, in: *Journal of Baltic Studies* 27 (1996), S. 213-228, hier S. 215.

⁶⁰ Ebenda, S. 223.

⁶¹ THEODOR NEANDER: *Zum Schutz der baltischen Frauen. Verschiedene Stimmen über Frauenemancipation, Frauenberuf und Frauenideal*, Riga 1893, S. 38. Siehe auch als Erwiderung: Eine Antwort auf den Herrn Th. Neander „Zum Schutz der baltischen Frauen“ von einem Kurländer, Riga 1893. Wichtig ist daran neben dem wiederholten Hinweis auf innere Widersprüche (z.B. S. 6, 25, 26) v.a. die Unterscheidung zwischen „Frauenemancipation“ (von der allein Neander handele und als deren Grundlage er die „Zuchtlosigkeit“ ausmache) und der „Frauenfrage“ als „socialer Frage“ (S. 12). Im engeren Sinn gehe es darum, was aus den „unverheiratet bleibenden Mädchen der vermögenslosen Mittelklassen“ werden solle (S. 9). Der Anonymus tritt für die systematische Erweiterung der „höheren Geistesbildung“ (S. 24) für Frauen in den „mittleren Lehranstalten“ (S. 11) ein, sowohl für Unverheiratete (zwecks Ausbildung für die „höheren“ Berufe [S. 10], um die soziale Nivellierung zu vermeiden [S. 30]) als auch für Ehefrauen (um ihren Aufgaben als Teilnehmerin am „Geistesleben des Mannes“ und als Erzieherin der Kinder gerecht zu werden [S. 26f.]).

⁶² GABRIELE VON UNGERN-STERNBERG: *Die Einsamen*, in: *Baltische Frauenzeitschrift* 1 (1906/07), S. 173f. Bei der Autorin handelte es sich vermutlich um Alice Gabriele von Ungern-Sternberg (* Vitebsk 1873), die unverheiratet 1912 und 1916 in Riga lebte, später in Wilna. *Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser* 62 (1912), S. 850; ebenso 66 (1916), S. 873. Diesen Hinweis verdanke ich Jürgen von Ungern-Sternberg.

⁶³ ANNA PAPPRIITZ: *Praktische Frauenberufe*, in: *Baltische Frauenzeitschrift* 3 (1908/09), S. 157-159, Zitat S. 157. WHELAN, *Adapting to Modernity* (wie Anm. 33), S. 277, bezieht dies auf die Ostseeprovinzen. Doch lässt sich dies allenfalls mit

denen verhielten sich den Gasthörerinnen gegenüber, die es 1906–1908 in Dorpat bzw. Jur'ev wie an anderen russischen Universitäten gab, ziemlich abweisend.⁶⁴ Das mag allerdings auch damit zusammenhängen, dass sie fast ausschließlich Russinnen und Angehörige anderer Nationalitäten waren.⁶⁵ Zudem fällt auf, dass, anders als in Deutschland, Professorentöchter (genauer: die Töchter deutschbaltischer Professoren) nicht zu den frühen Studentinnen gehörten.⁶⁶

Angesichts der rechtlichen, institutionellen und mentalen Hindernisse für das Studium stellt sich daher die Frage, was die wenigen Deutschbaltinnen dazu motivierte und wie sie die nicht geringen Hürden überwandten.

dem Publikationsorgan und dessen vermutlicher Leserschaft begründen, denn die Autorin war eine Reichsdeutsche, und auch der Artikel erhält keine expliziten Bezüge zum Baltikum.

⁶⁴ EVGENIJA V. ŠESTAKOVA: Vospominanija vol'noslušatel'nicy [Erinnerungen einer Gasthörerin], in: Tallin. Literaturno-chudožestvennyj i obščestvenno-političeskij žurnal 1982, Nr. 5, S. 93–109, hier S. 97. Diese Erinnerungen beruhen auf Šestakovas Tagebuch. Vgl. auch den Vetter der Gräfin Keyserling, der sie während ihres Studiums fragte, ob sie Nihilistin sei. VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), S. 209f.

⁶⁵ ŠESTAKOVA, Vospominanija (wie Anm. 64), S. 98, zufolge studierten damals ca. 200 Frauen in Jur'ev. Im ganzen Reich waren es 1906 bis 1908 mindestens 2 130; dies nach: ANATOLIJ E. IVANOV: Studenčestvo Rossii konca XIX – načala XX veka. Social'no-istoričeskaja sud'ba [Die Studentenschaft Russlands am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die sozialen und historischen Verhältnisse], Moskau 1999, S. 123. Doch fand sich darunter wohl nur eine einzige Deutschbaltin: Lisbeth Vogel. Diese Informationen verdanke ich der Kollegin Sirje Tamul (Tartu), 15.5.2016. Siehe SIRJE KIVIMÄE und SIRJE TAMUL: Vita academica, vita feminea. Eesti naisete kõrgkooliõpingud 1858–1918, in: Vita academica, vita feminea, hrsg. von SIRJE TAMUL, Tartu 1999, S. 213–252, hier S. 248; SIRJE KIVIMÄE: Veel kord esimestest naisarstidest Eestis ja eriti Selma Feldbachist [Noch einmal über die ersten Ärztinnen in Estland und besonders Selma Feldbach], in: ebenda, S. 142–163, hier S. 157.

⁶⁶ Von 1906 bis 1908 studierten einzelne Töchter russischer Professoren in Jur'ev, Adelheid Dehio aber erst 1918 (und dann 1922/23 in Tartu). Die Schwester von Werner Zoega von Manteuffel, Aimée Françoise Zoega von Manteuffel, studierte ab 1906 in Bern (freundliche Information von Sirje Tamul, gestützt auf Sirje Kivimäe). Demnach wäre Aimée 1909 promoviert worden. Dies ist in deutschen Bibliothekskatalogen sowie den Katalogen Swissbib und IDS Bern aber nicht nachzuweisen. Laut Berner Matrikel wurde sie dort am 29.9.1908 exmatrikuliert, siehe den URL: http://apps.uniarchiv.unibe.ch/syscomm/images/mata/13759_13770.gif (letzter Zugriff 25.9.2016). Töchter in Deutschland wirkender baltischer Professoren waren z.B. Agnes Harnack, die 1908 als erste Frau in die Berliner Matrikel eingetragen und später in Greifswald promoviert wurde, und Elisabeth Schiemann. Die Tochter des deutschbaltischen Medizinprofessors in dem autobiografischen Roman der Tochter des Dorpater Medizinprofessors Karl Dehio, ELSE HУЕСК-ДЕННО: Liebe Renata. Geschichte einer Jugend, Heilbronn 1955, S. 58ff., fährt 1914 mit 20 Jahren in ein deutsches Landerziehungsheim, um sich auf das Abitur vorzubereiten.

Fördernde Faktoren und weitere Entwicklung

Die Biografien der deutschbaltischen Doktorinnen ergeben ein Kaleidoskop weiblichen Lebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie ein breites Spektrum von Berufstätigkeiten und politischen Orientierungen. Die in der Öffentlichkeit wirksamsten waren eine Adlige und eine Literatentochter.

Margarete von Wrangell, die als Offizierstochter ihre ersten zehn Lebensjahre in Moskau und Ufa verbrachte, wurde zunächst von ihrer Mutter unterrichtet, die selbst Lehrerin war, dann von einer russischen Hauslehrerin. Die zehn Jahre zwischen Abschluss der Höheren Töchterschule und Studienbeginn füllte sie zwar auch mit kleineren Lehrtätigkeiten und gelegentlicher Schriftstellerei, vor allem aber war sie mit ihrer persönlichen Weiterbildung beschäftigt. Die Mutter hatte relativ spät und nach langem inneren Kampf geheiratet; Margarete lehnte mehrere Heiratsanträge ab.⁶⁷ Die Verwirklichung ihres Studienwunsches verdankte sie vor allem der Unterstützung der Mutter, die sie (samt Tante) zum Studium nach Tübingen begleitete und die ersten beiden Jahre dort mit ihr lebte.⁶⁸ Nach einem Semester in Leipzig und der Promotion in Tübingen wirkte Wrangell ein knappes Jahr an der Landwirtschaftlichen Station der Livländischen Gemeinnützigen Sozietät in Dorpat, bildete sich dann aber (offenbar auf eigene Kosten) als Forscherin in London weiter, war Assistentin an der Universität Straßburg und arbeitete einige Monate bei Marie Curie in Paris, bevor sie fünf Jahre lang die Versuchsstation des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins in Reval leitete.⁶⁹

Ab 1918 forschte sie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim, deren Direktor sie aus Reval kannte,⁷⁰ und habilitierte sich dort 1920. 1923 erhielt sie eine Professur sowie ein eigenes neues Institut. Gedacht

⁶⁷ Zusammengefasst nach ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 21-93, bes. S. 21ff. (Ausbildung und Heirat der Mutter), 34f. (russische Hauslehrerin), 86 (drei Heiratsanträge in zwei Monaten).

⁶⁸ ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 136ff., zur Rückkehr S. 152f.

⁶⁹ CARLA KRAMER-SCHLETTE: Margarethe von Wrangell, verheiratete Fürstin Andronikow. Professorin für Agrikulturchemie 1877-1932, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 15, hrsg. von ROBERT UHLAND, Stuttgart 1983, S. 405-431, hier S. 413-416. Vgl. auch ULRICH FELLMETH: Margarete von Wrangell – die erste Ordinaria in Deutschland, in: Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg. Begleitbuch zur Ausstellung, hrsg. von ULRICH FELLMETH unter Mitarbeit von SONJA HOSSEINZADEH, St. Katharinen 1998 (Hohenheimer Themen, 7), S. 3-26, hier S. 7ff.

⁷⁰ FELLMETH, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 11. Der Agrarwissenschaftler Hermann Warmbold hatte 1911-1913 ein Versuchsgut bei Reval errichtet und bewirtschaftet. Laut KRAMER-SCHLETTE, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 417 war er Finanzsachverständiger der estländischen Ritterschaft gewesen. Nach seiner Habilitation war er ab 1915 Professor in Hohenheim und Direktor der Hochschule, ab 1919 Ministerialdirektor im preußischen Landwirtschaftsministerium, dann Minister und – nach Jahren in der Wirtschaft – Reichswirtschaftsminister.

war eigentlich an ein Extraordinariat, doch dank eines Rufs an das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie (Berlin) konnte Wrangell sich in Hohenheim ein Ordinariat erwirken. Bei den Verhandlungen, in deren Verlauf auch an einen Plagiatsvorwurf grenzende Bemerkungen (bezüglich einer russischen Publikation) eine Rolle spielten, erwies sie sich äußerst geschickt und durchsetzungsstark.⁷¹ Nach den Plagiatsandeutungen beantragte sie ein Disziplinarverfahren gegen sich selbst, doch verwies der Minister sie auf die von ihr selbst schon angekündigte öffentliche Auseinandersetzung mit ihrem (Breslauer) Kritiker.⁷² Im selben Jahr gab sie die schon vor dem Krieg fertiggestellte und von ihr nun überarbeitete Übersetzung des russischen Werkes heraus.⁷³ Das neue Hohenheimer Institut wurde nach ihren eigenen Entwürfen „im Stil eines baltischen Gutshauses“ erbaut.⁷⁴

Margarete von Wrangell hatte eine führende Stellung im Deutschen Akademikerinnenbund inne und stand der Frauenbewegung nahe.⁷⁵ Mit 51 Jahren heiratete sie ihren Vetter, den nun staatenlosen Offizier der Wrangel-Armee Fürst Vladimir Andronikow, und konnte mit einer Ausnahmegegenehmigung trotzdem ihre Professur und die deutsche Staatsbürgerschaft behalten⁷⁶ – doch musste sie für sich und ihre Hinterbliebenen auf alle Pensionsansprüche verzichten.⁷⁷ Ihr Dank an den Gatten, dass er an ihren „ernsten Werken mit stillen Händen mitgeholfen“ habe, kehrte die traditionelle Rollenteilung einer Gelehrtenehe um.⁷⁸

⁷¹ Siehe dazu genauer, mit sich ergänzenden Details, FELLMETH, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 11-15; KRAMER-SCHLETTE, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 417ff. Die 1911 von Adolf (von) Harnack gegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war die Vorläuferin der heutigen Max-Planck-Gesellschaft, ihre Kaiser-Wilhelm-Institute Einrichtungen der Spitzenforschung.

⁷² FELLMETH, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 15f.; detaillierter: KRAMER-SCHLETTE, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 419-422.

⁷³ Dies erwähnt keiner der referierten Autoren: D[MITRIJ] N. PRJANISCHNIKOV [Prjanišnikov]: Die Düngerlehre. Nach der fünften russischen Aufl. hrsg. von M. v. WRANGELL, Berlin 1923 (450 S.).

⁷⁴ FROBENIUS, Baltische Frauen (wie Anm. 8), S. 104.

⁷⁵ Sie war Vorsitzende der Stuttgarter Ortsgruppe des Akademikerinnenbundes und Mitglied des Reichsvorstands. FELLMETH, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 22. Die Nähe zur Frauenbewegung betont AGNES VON ZAHN-HARNACK: Margarete Fürstin Andronikow-Wrangell, Professor der Pflanzenernährungslehre an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, in: Die Frau 39 (1931/32), S. 571-573, hier S. 572.

⁷⁶ Sie bot dem verarmten Emigranten eine gesicherte Existenz – aber vielleicht schuf er ihr ein Zuhause. Zu letzterem siehe ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 327f. sowie KRAMER-SCHLETTE, von Wrangell (wie Anm. 69), S. 427; ähnlich GISELA KEUERLEBER und JUDITH RAUCH: Sie war die erste Professorin, in: Emma 1987, Nr. 7, S. 40-42, hier S. 40 und 42.

⁷⁷ Diese Bedingung ist nur erwähnt bei VON ZAHN-HARNACK, Andronikow-Wrangell (wie Anm. 75), S. 572.

⁷⁸ Zum Geburtstag im März 1931 legte sie ihm ihre neueste Publikation mit folgender Widmung auf den Gabentisch: „In Deinem Sinn soll das Bewußtsein leben, / daß Du an meinen ernsten Werken / Mit stillen Händen mitgeholfen; / Daß Du

Lenore Kühn entstammte einer Literatenfamilie. Der Vater, Lehrer am Stadtgymnasium Riga, wurde wegen Krankheit früh pensioniert. Daher ernährte die Mutter, eine gesuchte Klavierlehrerin, die selbst als Pianistin bereits in Dresden studiert und nach der Erkrankung ihres Mannes ihre Ausbildung noch in Frankfurt (bei Hans von Bülow) vervollkommen hatte, die Familie. Kühn selbst kam bei ihrer Ausbildung am Berliner und Pariser Konservatorium zum Philosophiestudium, für das sie an den Gymnasialkursen von Helene Lange in Berlin die Vorbildung für das Externen-Abitur erwarb. Sie studierte in Berlin, Erlangen und Freiburg und wurde von dem Neukantianer Heinrich Rickert *magna cum laude* promoviert.⁷⁹

In den Jahren danach arbeitete sie an einem mehrbändigen Werk über die „Autonomie der Werte“, von dem infolge von Krieg und Inflation aber nur ein Band erschien.⁸⁰ Ihren Lebensunterhalt verdiente sie als freiberufliche Journalistin, von 1919 bis 1923 als Angestellte der Deutschnationalen Volkspartei: Sie leitete deren Reichsfrauenausschuss und gab Frauenzeitschriften für sie heraus; auch arbeitete sie am Parteiprogramm mit.⁸¹ Ab Mitte der 1920er Jahre war Kühn bis zum Lebensende 1955 überwiegend als freie Schriftstellerin und Publizistin tätig, die neben mehreren Büchern eine Unmenge von Artikeln veröffentlichte.⁸² Außerdem publizierte sie unter dem Pseudonym *Diotima* 1930 die „Schule der Liebe“, die Thomas Mann lobte und Kurt Tucholsky als „Mischung aus Ungeschmack, flanellner Geilheit, Mystik und falscher Bildung“ kritisierte. Immerhin sicherte das Buch mit einer deutschen Gesamtauflage von 70 000 Exemplaren und diversen Übersetzungen Kühn gewisse Einkünfte bis in die 1950er Jahre.⁸³

den rechten Boden ihnen / In unserm Hause schufst, / Auf dem allein sie kräftig wachsen / Und stark und wahr und nützlich werden konnten.“ Nach ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 352. Das kann zugleich als Grundlage der in Anm. 76 vorgetragenen Interpretation gelten.

⁷⁹ Die Veröffentlichungen eines Großneffen tragen apologetischen Charakter (insbesondere bezüglich Kühns antisemitischer Haltung); trotzdem sind sie als biografische Grundlagen weiterhin nötig: DETLEF KÜHN: Lenore Kühn – Eine nationale Mitsreiterin der Frauenbewegung, in: Nordost-Archiv 14 (1981), H. 61/62, S. 39-56 und H. 63/64, S. 31-54, hier H. 61/62, S. 40-45. Teilweise wortgleich (aber insgesamt ausführlicher, mit manchen Korrekturen): DETLEF KÜHN: Lenore Kühn. Eine nationale Mitsreiterin der Frauenbewegung, Plaidt 2010. Solider und reflektierter, biografisch aber knapper: CHRISTIANE STREUBEL: Lenore Kühn (1878–1955). Neue Nationalistin und verspätete Bildungsbürgerin, Berlin 2007, hier S. 11-16.

⁸⁰ KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 29f. Bis 1914 war das Manuskript zweier Bände im wesentlichen abgeschlossen.

⁸¹ Ebenda, S. 58-62; STREUBEL, Kühn (wie Anm. 79), S. 23.

⁸² Unvollständige Bibliografie bei KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 103-112. Weitere Titel bei INA SCHMIDT: Geschlechterpolitik, Religion, Nationalismus und Antisemitismus im Leben der Publizistin und Philosophin Lenore Kühn, in: Recherches Germaniques 32 (2002), S. 69-93.

⁸³ KÜHN, Kühn [1981] (wie Anm. 79), S. 33 (Gesamtauflage; niederländische Ausgabe); KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 79 (jap. Übersetzung, Schweizer Lizenzausgabe). Tucholskys Rezension (mit Zitat Thomas Manns) in der „Weltbühne“ unter <http://www.textlog.de/tucholsky-diotima-liebe.html> (letzter Zugriff 8.4.2016).

Von 1908 bis 1920 war sie mit dem Deutschbalten Axel Ripke verheiratet, einem Journalisten, der ein halbes Jahr lang Sprecher der Deutschen Vaterlandspartei (und 1925 kurzzeitig Gauleiter der NSDAP) war, von 1922 bis 1926 mit dem Maler Hermann Frobenius. Beide Ehen scheiterten an der Unvereinbarkeit der wissenschaftlichen und publizistischen Arbeit, die für Kühn selbst Priorität hatte, mit den Ansprüchen ihrer Männer auf sie. Mindestens zwei weitere Beziehungen wurden rechtlich nicht formalisiert, wobei Kühn während ihres Studiums in Paris wie später auch vor Beziehungen mit verheirateten Männern nicht zurückscheute.⁸⁴

Seit den Berliner Gymnasialkursen stand sie mit Gertrud Bäumer in Verbindung, die ab 1910 Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine (BDF), später auch stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Demokratischen Partei war. 1932 wurde Kühn in den Beirat des engeren Vorstandes des BDF gewählt.⁸⁵ Trotz ihrer politischen Gegensätze blieb sie bis zum Lebensende mit Bäumer befreundet.

Die Gleichberechtigung von Mann und Frau stellte Kühn als nordisches Ideal dar, während „rassenseelisch anders geartete Frauen“ sich als „letztlich privates Besitztum des Mannes (...) wohlfühlen“ mochten.⁸⁶ Das Christentum betrachtete sie als fremdländisch-orientalische Religion, trat 1928 aus der Kirche aus und schloss sich 1933 der Deutschen Glaubensbewegung an, für die sie auch drei Broschüren schrieb.⁸⁷ Sie war nie Mitglied der NSDAP, warb aber für Hitler⁸⁸ und beteiligte sich mit einem Beitrag über „Natürliche[n] Aristokratismus“ an dem Bändchen „Deutsche Frauen an Adolf Hitler“.⁸⁹

⁸⁴ KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 43-53; zum Scheitern der Ehen: STREUBEL, Kühn (wie Anm. 79), S. 89f. Zu Axel Ripkes NS-Engagement siehe den in der Einordnung anderer (z.B. Meineckes) nicht ganz wohlinformierten Artikel der Wikipedia unter dem URL https://de.wikipedia.org/wiki/Axel_Ripke (letzter Zugriff 5.9.2015).

⁸⁵ KÜHN, Kühn [1981] (wie Anm. 79), S. 45, 55; KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 21, 67 und 61 (BDF).

⁸⁶ Das Zitat von 1933 bei SCHMIDT, Geschlechterpolitik (wie Anm. 82), S. 81. Dieser Gegensatz von Frauen und die damit verbundene Heroisierung der deutschen Frauenbewegung bei gleichzeitig rassistisch-sexistischen Zuschreibungen an Frauen anderer Völker war typisch für die Herausgeberin der Zeitschrift „Die deutsche Kämpferin“, für die auch Kühn publizierte. Siehe EVA-MARIA ZIEGE: „Weiblicher“ Antisemitismus? Vier Varianten, in: Gebrochene Identitäten? Zur Rolle und Bedeutung des Geschlechterverhältnisses in der Entwicklung des Nationalsozialismus, hrsg. von ILSE KOROTIN und BARBARA SERLOTH, Innsbruck u.a. 2000, S. 13-29, hier S. 18.

⁸⁷ KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 84; SCHMIDT, Geschlechterpolitik (wie Anm. 82), S. 86, 88.

⁸⁸ Differenziert dazu STREUBEL, Kühn (wie Anm. 79), S. 51-59.

⁸⁹ Darin wandte sie sich gegen die „ideologische Begrenzung der „schöpferischen Führungsqualität durch das Geschlecht“, weil dies „die *Auslese hemme*“, und verlangte für die Frau die „*Möglichkeit einer wirklich freigestaltenden und selbständigen Anteilnahme am Leben der Nation*“. Bisher dagegen seien nicht „die ‚Besten‘ des deutschen Volkes“, sondern nur die Besten unter der „*männlichen Bevölkerung*“ zur „*bestimmenden*“

Große öffentliche Wirksamkeit entfaltete die Nationalökonomin Lilly Hauff. Nachdem sie als Lehrerin in Halle noch vor ihrem Studium Lehrpläne für Frauenschulen ausgearbeitet hatte, leitete sie ab 1912 über zwei Jahrzehnte lang den etablierten Lette-Verein, der mit seinen Schulen seit 1866 die Ausbildung und Berufstätigkeit von Mädchen förderte. Zu Hauffs Zeit unterrichteten dort ca. 100 Lehrer und durchliefen jährlich 2 500 bis 3 000 Schülerinnen die Anstalt. Hauff richtete dort eine Chemieschule, eine kunstgewerbliche Abteilung und andere Zweige ein. 1917 erarbeitete sie im Auftrag des preußischen Kultusministeriums den Lehrplan für eine zweijährige Frauenschule. Auch war sie im Ministerium für Handel und Gewerbe und anderen Gremien als Sachverständige an der Bearbeitung gewerblicher Bildungsfragen beteiligt.⁹⁰ Als Mitglied der Deutschen Volkspartei unterstützte sie diese mit öffentlichen Vorträgen, die dann z.T. auch gedruckt wurden.⁹¹ Schon ab 1933 arbeitete sie nicht mehr im Lette-Verein, wurde nach langwierigen Auseinandersetzungen aber erst 1938 pensioniert – und legte Einspruch dagegen ein.⁹²

Gräfin Keyserling, deren Buch über die Brüder Gerlach auch im ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhundert noch zitiert wurde, hätte wohl das Zeug gehabt, sich zu habilitieren. Allerdings hoffte Max Weber, dass sie *nicht* auf diesen Gedanken komme, „so gescheidt sie“ auch sei.⁹³ Sie verkehrte – nicht nur zu den *jours fixes* – im Hause Weber⁹⁴ und auch bei Else

Gestaltung“ der „Volksgemeinschaft“ zugelassen. LENORE KÜHN: „Natürlicher Aristokratismus“, in: Deutsche Frauen an Adolf Hitler, hrsg. von IRMGARD REICHENAU, Leipzig o.J. (1933), S. 28-39, Zitate S. 29 (zweimal), 32, 29 (viermal), Kursiva i.O. gesperrt.

⁹⁰ Das waren das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit und das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Alles nach FROBENIUS, Baltische Frauen (wie Anm. 8), S. 103. Siehe auch ihr Buch: LILLY HAUFF unter Mitarbeit von ELLI LINDNER: Der Lette-Verein in der Geschichte der Frauenbewegung, Berlin 1928 (447 S.).

⁹¹ Freundliche Information der Leiterin des Archivs der Stiftung Lette-Verein, Jana Haase (mail vom 22.4.2016). Publikation: Die Frau und die Politik. Zwei Vorträge von Dr. LILLY HAUFF [und] KATH[ARINA] JAEGER, Berlin 1920, Hauffs Text S. 3-11.

⁹² Mitteilungen komplizierter Recherchen von Jana Haase (siehe Anm. 91).

⁹³ Wenn man sie aber mit der Nationalökonomin Marie Bernays (der Weber ihre Habilitationsabsichten auszureden versuchte) „in eine Person zusammenschweißen könnte, gäbe es eine geeignete Figur für die erste deutsche Dozentin. Aber so, wie sie [Keyserling; T.M.] ist, ist sie zu Andrem (!) berufen“. Was er damit meinte, ist unklar. Max Weber an Alfred Weber 9.11.1912, in: MAX WEBER, Briefe 1911–1912, hrsg. von M. RAINER LEPSIUS und WOLFGANG J. MOMMSEN, Tübingen 1998 (Max Weber Gesamtausgabe, Abt. II, Bd. 7/1-2), hier Bd. 7/2, S. 734-740, Zitat S. 740. Er schätzte „die kleine Kröte“ (9.3.1911 an Marianne Weber, S. 133-134, Zitat S. 134) offenbar mehr als ihren Bruder, Hermann Graf Keyserling, zweifelte aber bei anderer Gelegenheit auch wieder an ihr: „(...) vielleicht ist doch wenig Eignes (!) da drin u[nd] Alles nur geliehenes Meublement“ (an Marianne Weber 11.3.1912, S. 464-465, Zitat S. 465).

⁹⁴ Max Weber an Marianne Weber 13.3.1911 und 14.3.1911, in: WEBER, Briefe 1911–1912 (wie Anm. 93), hier Bd. 7/1, S. 140f., 142; Max Weber an Hermann Graf Keyserling 12.12.1912, in: WEBER, Briefe 1911–1912 (Bd. 7/2) (wie Anm. 93), S. 801f. Zu den *jours fixes* siehe M. RAINER LEPSIUS und WOLFGANG J. MOMMSEN:

Jaffé, der Lebensgefährtin Alfred Webers, wo sie neben anderen Intellektuellen auch Friedrich Gundolf traf.⁹⁵ Nach der Oktoberrevolution geflohen, arbeitete sie – vermutlich nur kurz – als Referentin („Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin“) im Reichswirtschaftsministerium.⁹⁶ Ihr Leben lang betätigte sie sich publizistisch, wozu ihr auch ihr Bruder, Hermann Graf Keyserling, Gelegenheit bot.⁹⁷ In eher grundsätzlichen Publikationen nahm sie auch zu gesellschaftspolitischen Fragen der Zeit Stellung.⁹⁸ Zu Beginn der Weimarer Republik suchte sie insbesondere, die Frauen für die Deutsche Demokratische Partei zu gewinnen.⁹⁹ Seit 1917 mit dem Ingenieur Constantin Freiherr von Ungern-Sternberg verheiratet, gebar sie Anfang der zwanziger Jahre zwei Töchter und lebte dann einige Jahre als Hausfrau in Dortmund.¹⁰⁰ Die „Übersiedelung nach China“, wo ihr Mann die Firma Siemens vertrat, „entsprach durchaus [ihren eigenen] Wünschen“, denn durch ihren Bruder hatte sie nicht nur Kenntnisse über dieses Land erworben, sondern auch ein tieferes Interesse daran entwickelt.¹⁰¹ Sie lehrte dort jahrelang an zwei privaten Hochschulen Geschichte – und gebar ihr drittes Kind.¹⁰² Eine Frucht dieser Zeit ist ihr Buch über den Bürgerkrieg

Einleitung, in: WEBER, Briefe 1911–1912 (wie Anm. 93), hier Bd. 7/1, S. 1-16, hier S. 9.

⁹⁵ ELSE JAFFÉ: Biographische Daten Alfred Webers (1868–1919), in: Alfred Weber als Politiker und Gelehrter, Stuttgart 1986, S. 178-198, hier S. 195. Noch 1929 erscheint sie in Gundolfs Gästebuch. Siehe Gundolf-Briefe. Neue Folge, hrsg. von LOTHAR HELBING, Amsterdam 1965, S. 262.

⁹⁶ VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), S. 206f.

⁹⁷ Siehe z.B. LEONIE VON UNGERN-STERNBERG: Landschaftliche Bedingtheit, in: Mensch und Erde, hrsg. von Graf HERMANN KEYSERLING, Darmstadt 1927, S. 357-363. Siehe auch Anm. 101.

⁹⁸ Um eine philosophische Abhandlung (die im Vorfeld der Gründung der „Schule der Weisheit“ durch ihren Bruder erschien) handelt es sich bei LEONIE VON UNGERN-KEYSERLING: Der Sinn des Sozialismus, Darmstadt 1919. Mit der Ehe als persönlicher Beziehung (statt als Institution) beschäftigte sie sich in: Baronin LEONIE UNGERN-STERNBERG: Die Ehe der Zukunft, in: Das Ehe-Buch. Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen hrsg. von Graf HERMANN KEYSERLING, Celle 1925, S. 227-232.

⁹⁹ Denn als Aufgabe der Frauen sah sie es, „mehr Glück in das Menschenleben zu bringen“ (also die „Härten des Wirtschaftslebens“ zu mildern und „Gewalt und List“ die Vormacht in den internationalen Beziehungen zu nehmen), und das Ziel der Deutschen Demokratischen Partei sei ein Staatsausbau, der jedem „die Möglichkeit zu befriedigender Tätigkeit, zu voller Entfaltung, zu reichem Leben“ biete. Baronin LEONIE UNGERN KEYSERLING: Was soll den Frauen die Politik sein? Berlin-Zehlendorf-West 1919 (Deutsch-demokratische Ziele, H. 4), Zitate S. 40, 44, 43.

¹⁰⁰ Die Heirat und die Angaben über die 1920 und 1922 geborenen Kinder nach Gotha der Freiherlichen Häuser (wie Anm. 62), 72 (1922), S. 894; 74 (1924), S. 723. In 76 (1926), S. 733 ist die erste Tochter nicht mehr genannt. Die Jahre in Dortmund nach VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), S. 215.

¹⁰¹ Zitate: VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), S. 215. Zu den Jahren auf dem Gut des Bruders während des Ersten Weltkriegs (als er an seinem „Reisetagebuch“ arbeitete) S. 214.

¹⁰² Privathochschulen nach den Autorenangaben in: Das Buch der Keyserlinge (wie Anm. 29), S. 378f. Bemerkungen anderswo über die „Professorin“ an „der Universität

in China und den chinesisch-japanischen Konflikt.¹⁰³ In den vierziger Jahren lebte sie in Kärnten, wo ihr Mann ein Eisenwerk leitete,¹⁰⁴ und wurde – zusammen mit ihm – in letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs in Wien ermordet.¹⁰⁵

Die zweite Geisteswissenschaftlerin, Alice Vorkampff-Laue, gab schon mit der Verlobung das Ziel des (damals als schwieriger geltenden) Staatsexamens auf und „begnügte“ sich mit dem „Doktorexamen“ (Halle 1906).¹⁰⁶ Danach unterrichtete sie bis zur Heirat (Ende 1907) mit einem Lehramtspraktikanten und Leutnant der Reserve,¹⁰⁷ der es später zum Gymnasialprofessor in Karlsruhe brachte, im Landeserziehungsheim für Mädchen am Ammersee. Das tat sie auch nach der Geburt des ersten Kindes (1910) noch einmal einige Monate lang (1911). Ihr Mann fiel am Ende des zweiten Kriegsmonats – genau an dem Tag, an dem sie ihr drittes Kind gebar. Daraufhin fand sie (offenbar mit den Kindern) Zuflucht im Landeserziehungsheim, wo sie von Frühjahr 1915 bis Herbst 1916 auch wieder unterrichtete. Dann trennte sie sich auf acht Monate von den Kindern und absolvierte in Halle das Staatsexamen mit der Note „gut“. Das preußische Kultusministerium bat die Schulverwaltung ausdrücklich um Förderung der Kriegerwitwe, der auch das Seminarjahr erlassen wurde und die im Probejahr schon eine Vertretung mit Lehrergehalt übernehmen sollte. Doch wegen einer schweren Erkrankung konnte sie die Probezeit am Lyzeum und Oberlyzeum der Franckeschen Stiftungen in Halle nur verspätet und unbesoldet antreten. Trotz pädagogischer und didaktischer

Shanghai“ erledigen sich damit. Datierung: Laut Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel aus dem Kreis um Stefan George, hrsg. von CHRISTOPHE FRICKER, Köln u.a. 2009, S. 149, Anm. 274, lehrte sie 1924–1929 „in Shanghai“. Geburt Stephans 1927: Gotha der Freiherrlichen Häuser (wie Anm. 62) 80 (1930), S. 544; siehe auch 88 (1938), S. 576 (Tod Stephans, Basel 1934).

¹⁰³ LEONIE VON UNGERN-STERNBERG: Krieg in China. Der Bürgerkrieg in China und der chinesisch-japanische Konflikt, Berlin 1933. Als ihr Wohn- oder Wirkungsort ist auf dem Titelblatt immer noch Shanghai angegeben. Siehe als Publikation aus diesem Bereich außerdem: Der Geist der modernen chinesischen Jugend, in: Soziologische Studien. Zur Politik, Wirtschaft und Kultur der Gegenwart. Alfred Weber gewidmet, Potsdam 1930, S. 292–298.

¹⁰⁴ Gotha der Freiherrlichen Häuser (wie Anm. 62) 92 (1942), S. 559. Die Tochter Sophie studierte damals in Graz.

¹⁰⁵ Die Angaben zu den Tätern sind widersprüchlich: Ermordet von sowjetischen Soldaten (JAFFÉ, Biographische Daten [wie Anm. 95], S. 194 mit Anm. 97, gestützt auf Aussagen von Webers ehemaliger Assistentin) oder, zusammen mit vier weiteren Personen, die sich im Luftschutzkeller eines Schloßchens versteckt hatten, beim Einmarsch der sowjetischen Soldaten, vom Hausmeister (HILDE SPIEL: Die Dämonie der Gemütlichkeit, in: Wien. Spektrum einer Stadt, hrsg. von DERS., München 1971, S. 190–201, hier S. 195).

¹⁰⁶ Zitat aus dem „Lebenslauf der Schulumtskandidatin Dr. Alice Essler geb. Vorkampff-Laue“ 2.7.1917 in ihrer umfangreichen Akte des Provinzialschulkollegiums, der auch alle weiteren Informationen dieses Abschnitts entnommen sind: Landesarchiv Sachsen-Anhalt C 20 III, Personalakten E Nr. 43.

¹⁰⁷ Militärischer Rang nach der Information unter der URL: <https://www.geni.com/people/Willy-Essler/6000000042947678255> (letzter Zugriff 10.6.2016).

Mängel erkannte man ihr mit Rücksicht auf ihre Lage die Anstellungsfähigkeit zu, doch bat sie mit Ablauf des Probejahres selbst um Entlassung und scheint nie als Gymnasiallehrerin gewirkt zu haben.

Die Medizinerin Eva Moritz arbeitete zunächst kurz in Berliner Kliniken, dann jahrzehntelang als niedergelassene Ärztin und vorübergehend auch in der von zweien der ersten deutschen Ärztinnen eingerichteten Berliner Poliklinik für Frauen. Daneben war sie immer wieder als Dozentin tätig, zunächst (ab 1916) an der Sozialen Frauenschule der Inneren Mission, in den 1930er und 1940er Jahren am Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie.¹⁰⁸ Schon in ihrem Studium hatte sie organisatorische Initiative an den Tag gelegt: Sie gehörte zu den Gründerinnen und war in den ersten beiden Jahren auch die Vorsitzende des Freiburger Studentinnenvereins.¹⁰⁹ Als Berliner Ärztin regte sie die Gründung der C. G.-Jung-Gesellschaft an und war 1931 Vorsitzende. Außerdem arbeitete sie auch selbst als Psychotherapeutin.¹¹⁰

Auch die zweite Medizinerin, Maria Hachfeld (in zweiter Ehe verheiratete Pulver), war – nach diversen Anstellungen – als niedergelassene praktische Ärztin tätig, zuletzt, als NSDAP-Mitglied seit 1937, zugleich für den Bund Deutscher Mädels.¹¹¹ Über Rogate Werpes Leben nach ihrer Promotion konnte nichts ermittelt werden.

Auch ist unbekannt, ob die Chemikerin Herta Wanner, die noch vor ihrer Promotion in den allerersten Kriegstagen einen deutschen Rechtsanwalt geheiratet hatte, und die Zoologin Ebba von Husen, die 1915 einen baltischen Meeresbiologen ehelichte und 1932 in Stockholm starb, jemals berufstätig waren.¹¹²

Fragt man nach biografischen Konstellationen, die das Studium begünstigten, so sticht zunächst ins Auge, dass zur Zeit ihres Erwachsenwerdens bei drei der neun Deutschbaltinnen der Vater nicht mehr am Leben war: Gräfin Keyserling wurde mit acht Jahren, Alice Vorkampff-Lau mit

¹⁰⁸ Alles nach den Informationen auf der Homepage <http://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00581> (letzter Zugriff 10.6.2016). Die Mitarbeit in der Poliklinik für Frauen (die zwei der ersten deutschen Ärztinnen privat gegründet hatten), ist auch gemeldet in: An der Poliklinik für Frauen, in: Die Frau 22 (1914/15), S. 313.

¹⁰⁹ Siehe dazu die Mitgliederlisten in UA Freiburg B 1/2655 sowie insbes. Freiburger Studentinnenverein, i.A. Eva Moritz (Präsidin [!]), an das Disciplinaramt der Universität 25.7.1904.

¹¹⁰ Wie Anm. 108.

¹¹¹ Nach der Homepage unter dem URL <http://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00407> (letzter Zugriff 10.6.2016). Die Tätigkeit ist nicht lückenlos, sondern nur bis 1919 und ab 1937 dokumentiert! Unter dem ersten Ehenamen (Hartkopf) und dem Geburtsnamen findet sich keine Eintragung in der Datenbank.

¹¹² Zu Ebba von Husen siehe den Eintrag <http://www.geni.com/people/Ebba-von-Husen/6000000028974221659> (letzter Zugriff 12.10.2015); weitere Informationen über den Ehemann im Baltischen Biographischen Lexikon, einsehbar unter dem URL: <http://bbl-digital.de/eintrag/Schneider-Guido-Alexander-Johann-1866-1948> (letzter Zugriff 12.10.2015).

zehn, Baronesse Wrangell mit zwölf Jahren Halbweise. Hier entschieden über die Zukunft der Töchter also vermutlich die Mütter, von denen ja mindestens zwei selbst schon berufstätig gewesen waren: die Mutter der Baronesse Wrangell als Lehrerin, die Mutter Kühns als Pianistin und Klavierlehrerin. Die Bedeutung von „Streben und Selbständigkeit“ ihrer Mutter (und ihrer Tante!) erkannte schon Margarete von Wrangell selbst an: „Mama besonders war anders und wollte anders als die jungen Mädchen ihrer Zeit. Das habe ich von ihr geerbt.“¹¹³

Eine gewisse Selbständigkeit oder Unabhängigkeit bewiesen auch die Mutter Alice Vorkampff-Laues, die nach dem Tod ihres Mannes mit der Tochter nach Deutschland gegangen war, und die Mutter der Gräfin Keyserling, die einige Jahre nach dem Tod ihres Mannes den Hauslehrer ihrer Kinder geheiratet hatte. Das unmittelbare Vorbild für Vorkampff-Laues war aber offenkundig ihre Mitauer Lehrerin, „Fräulein Alix Paucker“, der sie ihre Dissertation „in dankbarer Liebe“ widmete.¹¹⁴ Paucker hatte selbst schon eine Lehrerinnenausbildung in Deutschland absolviert, veröffentlichte auch im „Pädagogischen Anzeiger für Rußland“ und hatte über ihren eigenständigen Bildungsweg hinaus eine Pionierrolle im deutschen Bildungswesen des Baltikums.¹¹⁵ In diesen Fällen setzten die Studentinnen also einen bereits in der Müttergeneration begonnenen Weg der Selbständigkeit fort.

Ebba von Husen folgte ihrer Freundin Margarete von Wrangell, mit der sie schon die Töcherschule besucht und das Lehrerinnenexamen gemacht hatte (und mit der sie in Tübingen dann auch zusammen wohnte). Über den Weg der drei anderen Deutschbaltinnen an die Universität ist nichts

¹¹³ Margarete von Wrangell an ihre Mutter (aus Hohenheim, Sommer 1918), in: ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 247-251, hier S. 250. Ob sie ihr eigenes Studium dagegen auch als Erfüllung des Vermächtnisses ihres Bruders deutete (der an Schwindsucht erkrankt war und in seinen letzten Lebensmonaten am Zürcher Polytechnikum studierte) und damit die Zustimmung der Verwandtschaft erwirken konnte (so die Interpretation von KEUERLEBER, RAUCH, Die erste Professorin [wie Anm. 76], S. 41), muss offen bleiben. Als die Verwandten ihr mitleidig-skeptische Briefe nach Tübingen geschrieben hätten, habe Wrangell antworten können, „sie führe das Werk des Bruders fort“. „Das wird akzeptiert.“ Die Briefe der Verwandten bei ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 141. Eine Antwort, wie sie in den Worten Keuerlebers und Rauchs zusammengefasst ist, finde ich nicht. Die Bedeutung des Bruders wird aber deutlich in der Widmung der Dissertation: „Dem Andenken meines Bruders Nikolai Baron Wrangell stud. chem. Zürich“.

¹¹⁴ Nachweis siehe in Anm. 28; dort auch genauere Angaben zu Vorkampff-Laues Bildungsgang.

¹¹⁵ Alexandrine Amalie Auguste (v.) Paucker (1855–1938) hatte das Lehrerinnen-seminar in Hannover besucht, war dann u.a. stellvertretende Leiterin der Mitauer Trinitatisschule. 1917–1919 leitete sie das neu eingerichtete Oberlyzeum. Nach dem Ersten Weltkrieg wirkte sie zeitweise in Deutschland, ab 1922 in Riga (Leiterin der Lehrübungen am Deutschen Pädagogischen Institut und Englisch-Lehrerin an der deutschen städtischen Mittelschule). Siehe den Eintrag unter dem URL: <http://www.bbl-digital.de/eintrag/Paucker-Alexandrine-Amalie-Auguste-%28v.%29-1855-None> (letzter Zugriff 13.6.2016).

bekannt, doch sticht eine zweite Freundschaft ins Auge: Die zwischen Lenore Kühn und der Medizinerin Eva Moritz. Beide lernten sich nicht erst in den Berliner Gymnasialkursen kennenlernten, denn sie stammten aus Riga, ihre Väter waren Korpsbrüder der „Livonia“, und die Familien verbrachten zusammen die Sommerfrische.¹¹⁶ Auch Moritz hörte intensiv philosophische Vorlesungen, las Kühns „Autonomie der Werte“ und pflegte die Freundschaft bis zum Lebensende.¹¹⁷

Sechs der neun Deutschbaltinnen blieben nach ihrer Promotion in Deutschland, wobei in drei Fällen gewiss auch die Eheschließung mit einem Reichsdeutschen eine Rolle spielte.¹¹⁸ Zwei weitere kamen in der Kriegs- und Revolutionszeit hierher zurück.¹¹⁹ Mindestens drei der neun wirkten im neuen Deutschland publizistisch zugunsten des politischen Engagements von Frauen: Kühn, Hauff und von Keyserling. Ob dies dem Zufall der kleinen Zahl zu verdanken ist oder einer schon in der Heimat begonnenen Politisierung entsprang, bleibt unklar. (Sie könnte etwa durch den Abbau der Selbstverwaltung und insbesondere die Russifizierung des Bildungswesens ausgelöst und weiter durch die ‚deutsche‘ Mobilisierung der Deutschbalten und Rußlanddeutschen im Gefolge der Revolution von 1905 genährt worden sein). Jedenfalls engagierten sich in den baltischen Provinzen selbst Frauen ebenfalls stark, als ab 1906 die Vereine der Deutschen gegründet wurden, und während des Ersten Weltkriegs erfolgte eine Umorientierung der Deutschbalt(inn)en auf das Deutsche Reich.¹²⁰ Hier allerdings war das politische Engagement der Doktorinnen nicht, wie in den Ostseeprovinzen, in erster Linie national motiviert, sondern zielte auf die Teilhabe der Frauen am politischen Leben generell.

Das baltische Selbstverständnis der Studentinnen

In ihrer Selbstdarstellung für das Sammelwerk „Führende Frauen Europas“ nutzte Margarete von Wrangell sechs der elf Seiten für die Darstellung ihrer Erlebnisse in Krieg und Revolution (insbesondere der dreiwöchigen Geiselhaf mit anderen Deutschbaltinnen während der kommunistischen

¹¹⁶ Album Dorpato-Livonorum, Dorpat 1875, S. 116 und 134. Sommerfrische: KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 24.

¹¹⁷ KÜHN, Kühn [2010] (wie Anm. 79), S. 30 (Lektüre); KÜHN, Kühn [1981] (wie Anm. 79), S. 44 (Freundschaft).

¹¹⁸ Vorkampff-Laue, Kühn, Moritz, Hauff, Wanner (Heirat 1915), Hachfeld (Datum der ersten Eheschließung unbekannt). Da Husens Gatte zur Zeit der Heirat am Rigaer Polytechnikum, dann an der Universität Tartu und schließlich in Schweden tätig war und über Aktivitäten ihrerseits nichts bekannt ist, wird hier angenommen, daß sie bei ihrem Mann lebte. Gänzlich unbekannt ist Werpes Ergehen nach ihrer Promotion.

¹¹⁹ von Wrangell und von Keyserling (Heirat 1917).

¹²⁰ WILHELMI, Lebenswelten (wie Anm. 47), S. 299 und 306f. Siehe außerdem die Berichte über die deutschen Vereine in: Baltische Frauenzeitschrift (passim).

Herrschaft in Estland). Dabei präsentierte sie die eigene Entwicklung zwar als Erfolgsgeschichte, aber die Wissenschaft stand doch etwas im Schatten der heroischen Selbstbehauptung gegen den Bolschewismus. Die Angaben über Herkunft und Offiziere ihrer Familie in schwedischen, preußischen und russischen Diensten benutzte Wrangell, um gegen die „brutale Gewalt“ der Bol’seviki zu mobilisieren, die „Kultur, Kunst, Wissenschaft und alle moralischen Güter der Menschheit gefährdet“.¹²¹ Im Kontrast dazu stand „der unverdorben russische Soldat“, den sie aus ihrer Kindheit kannte und der gerade „im Verkehr mit Kindern“ „Güte und Sorgfalt“ an den Tag legte.¹²² Bei den etwa 100 gefangenen Frauen wurde Wrangells Erinnerung zufolge „etwas von dem alten Ordensgeist wieder lebendig“ – und „jede (!) von uns hätte sich lieber erschießen lassen, als den roten Gewalthabern Furcht oder Nachgeben zu zeigen“.¹²³ So sehr Wrangells Selbstverständnis von deutschbaltischer Tradition (bis zurück ins Mittelalter) geprägt war – antirussisch war es bei der teilweise in Russland aufgewachsenen Autorin nicht.¹²⁴ Über die Beziehungen zu Esten und Letten schrieb sie 1918, als sie sich in Hohenheim Sorgen um die Heimat machte:

„Wir, die Träger der deutschen Kultur, haben es nicht vermocht, diese Kultur der Bevölkerung unentbehrlich zu machen. Das hat der deutsch-feindlichen Politik im Lande einen fruchtbaren Boden vorbereitet, und das Deutschtum wird dort infolgedessen sehr leiden müssen.“¹²⁵

Lenore Kühn hob in den Jugenderinnerungen, die sie im Ersten Weltkrieg aufzeichnete und im Mai 1918 publizierte, die „unbefangene Stellung zu den Letten – wenigstens zum eigentlichen Volk, nicht den städtischen Agitatoren“ von der „Stellung zum Russentum“ ab, „das rein prinzipiell der Feind schlechthin war, ganz abgesehen von den tiefen Wesensverschiedenheiten. Kam uns doch vom Russentum alles Böse und aller Niedergang alter, hochwertiger Institutionen, um durch eine unglaubliche, echt russische Schlamperei und Korruption ersetzt zu werden.“¹²⁶ „Den ganzen Kulturabstand von deutschem und russischem Wesen“ erkannte Kühn an dem betrunkenen Popen, seiner ungekämmten Frau und ihren ungewaschenen

¹²¹ Fürstin Margarete Andronikow [Selbstdarstellung] (wie Anm. 1), S. 141.

¹²² Ebenda, Zitate S. 142, 141.

¹²³ Ebenda, Zitate S. 145, 146.

¹²⁴ Siehe dazu auch: Schnellzug München – Stuttgart – Paris. Ein Blatt aus meinem Tagebuch, in: ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 155-159, datiert 5.1.1909. Die junge Dame freut sich, als sie im Eisenbahncoupé einen russischen Maler entdeckt und hätte ihn am liebsten auf russisch angesprochen, „nur um die weichen Laute ihrer Heimat zu hören.“

¹²⁵ Wie Anm. 113.

¹²⁶ LENORE KÜHN: Erinnerungen an livländisches Landleben, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von DETLEF KÜHN, Lüneburg 1983, S. 21f. Datierung der Niederschrift laut der Einführung von DEMS., S. 1f.

Kindern.¹²⁷ Das Verhältnis zum lettischen Gesinde dagegen charakterisierte sie als „ein zärtliches von beiden Seiten.“¹²⁸

Zwischen diesen Polen findet sich die differenzierte Positionsbestimmung der Gräfin Keyserling, die unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus Berlin mit Tausenden russischer Untertanen zu Beginn des Krieges aus Estland an die Gattin des französischen Militärattaché in Sankt Petersburg schrieb. Die russische Presse könne den Deutschbalten trotz ihrer Loyalität ihre Kultur und Sprache nicht vergeben, ebenso wenig wie ihre feudale Herkunft. „Und das ist seltsam für uns, die wir uns in Deutschland immer als Russen gefühlt haben¹²⁹ und die folgerichtig als solche behandelt wurden, nun im eigenen Vaterland der reichsdeutschen Orientierung (*germanisme*) verdächtigt zu werden.“ Man müsse abwarten, bis sich die panslawistischen Turbulenzen wieder etwas beruhigt hätten:

„Dieser primitive Nationalismus kann unsere Position nicht verstehen, die darin besteht, bis zu einem gewissen Punkt deutsch in Sprache, Kultur (*civilisation*) und Abstammung (*race*) zu sein und ansonsten nichts mit dem eigentlichen Deutschland zu tun zu haben, dem ‚Reichsdeutschland‘.“¹³⁰

Auch wenn Gräfin Keyserling die Empfängerin des Briefes dazu bewegen wollte, sich in russischen Regierungskreisen zugunsten der Deutschbalten einzusetzen, scheint das Selbstverständnis doch nicht allein zu diesem Zweck und für diese Adressatin formuliert; denn Erinnerungen und literarische Texte belegen ja eine gewisse Fremdheitserfahrung von Deutschbalten in Deutschland.¹³¹ Zudem hatte Keyserlings Bruder Hermann einige Jahre zuvor den ererbten „gemischten“ Hintergrund betont, aus dem trotz engen Zusammenhangs „mit der Urheimat allmählich etwas Neues entstanden“ sei, „das sich in vielen Hinsichten vom Ursprünglichen schroff unterscheidet.“ „Wir sind keine Deutschen im reichsdeutschen Sinn, wir sind ein selbständiger Menschenschlag.“¹³² Mit dem Ende des Ersten Welt-

¹²⁷ Ebenda, S. 22f., Zitat 23.

¹²⁸ Ebenda, S. 45f. Streubel zufolge sprach sie vom Baltikum ihrer Kindheit als „deutschem Kolonial-land“ und von Esten und Letten als „Eingeborenen“. STREUBEL, Kühn (wie Anm. 79), S. 13. Eine Quellenangabe für die Zitate fehlt allerdings!

¹²⁹ Vgl. die ähnliche Aussage des bisherigen Privatassistenten des Göttinger Physikers Woldemar Voigt, Baron Dr. Vsevolod Freedericksz (dessen Familie 150 Jahre zuvor aus den Niederlanden nach Rußland eingewandert war), gegenüber der Göttinger Polizei zu Beginn des Ersten Weltkriegs: „Wir sind aber Russen und fühlen uns auch als Russen.“ Vernehmung der russisch-Polen [!]: Stadtarchiv Göttingen Pol. Dir. Fach 165 Nr. 1, Bl. 18-23, hier Bl. 19.

¹³⁰ Léonie Keyserling an Marquise de Laguiche 7[20].8.1914 (in Privatbesitz).

¹³¹ Als Beispiel für literarische Texte siehe HUECK-DEHIO, Liebe Renata (wie Anm. 66), z.B. S. 71f. (über die Unruhe, die der Aufenthalt in Deutschland bei dem Professor auslöst) oder S. 134 (über das Leben in Deutschland aus der Perspektive seiner von dort zurückgekehrten Tochter); im Kontrast dazu das späte Aufstehen zuhause S. 129.

¹³² HERMANN KEYSERLING: Germanische und romanische Kultur, in: DERS.: Philosophie als Kunst, Darmstadt 1920, S. 79-99, Zitate S. 98 (erstes Zitat) und 99. 1917

kriegs aber war – so die adlige Historikerin, die sich von „Standeshochmut“ nicht frei wusste – „das Baltentum als deutsche Sonderform (...) dahin“.¹³³

Auch Jüdinnen aus den Ostseeprovinzen konnten sich als Baltinnen verstehen: Cäcilie Katzenelsohn aus Libau hatte im Sommer 1914 eine philosophische Dissertation zur Vorkorrektur („privatim“) eingereicht. Da ihr Mentor noch einige Änderungen wünschte, ließ er sie zu Beginn des Wintersemesters an seinem Seminar teilnehmen, obwohl sie als ‚feindliche Ausländerin‘ bereits aus der Matrikel gestrichen war. Sie wurde denunziert. Ihre Bitte um eine Ausnahmegenehmigung leitete sie mit den Worten ein: „i) bin ich Baltin (Kurländerin) und der Sprache, Erziehung und Gesinnung nach – Deutsche.“¹³⁴ Schon Cäcilies Vater war in Deutschland promoviert worden. Er war der offizielle Vertreter Theodor Herzls in dessen Verhandlungen mit Russland, 1906 (durch ein lettisch-jüdisches Wahlbündnis) zum Abgeordneten der Kadetten in die Duma gewählt.¹³⁵ Durch das zionistische Engagement des Vaters wird Cäcilies Selbstverständnis nicht in Frage gestellt, sondern eher untermauert.¹³⁶ Ihr Doktorvater bestätigte ihr Deutschtum ausdrücklich. Obwohl für Ausländer deutscher Kultur Ausnahmen gemacht werden konnten, wurde ihr Gesuch jedoch abgelehnt, und sie reiste Ende 1914 aus Deutschland aus.¹³⁷

entwickelte Keyserling seinen Gedanken in einem Brief an den Ritterschaftshauptmann Eduard Baron von Dellinghausen noch weiter: Die Balten seien „nicht mit den Reichsdeutschen, sondern (...) mit den Esten eine Nation“. Zitiert nach HENNING VON WISTINGHAUSEN: Hermann Graf Keyserling im Konflikt mit seinen estländischen Landsleuten 1917/18, in: Baltisches Welterlebnis. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling, hrsg. von MICHAEL SCHWIDTAL und JAAN UNDUSK (unter Mitwirkung von LIINA LUKAS), Heidelberg 2007, S. 491-532, Zitat S. 493.

¹³³ VON UNGERN-STERNBERG, Randbemerkungen (wie Anm. 29), Zitate S. 208, 213.

¹³⁴ Cäcilie Katzenelsohn an Phil. Fak. Gießen, im Nov. 1914: UA Gießen Allg. 1350, Bl. 188. Schreibung des Namens nach diesem Brief. Dem entspricht auch: Personalbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen SS 1914, S. 52. In einigen anderen Quellen (und der Sekundärliteratur) Schreibung des Namens ohne H.

¹³⁵ Nach SVETLANA BOGOJAVLENSKA: Die jüdische Gesellschaft in Kurland und Riga 1795–1915, Paderborn u.a. 2012, S. 123f. Zum Studium des Vaters: NISSON KATZENELSOHN: Über den Einfluss der Temperatur auf die Elasticität der Metalle, Berlin 1887 (mit latein. Lebenslauf).

¹³⁶ Im Ersten Weltkrieg, als die Deutschen die unterdrückten Nationalitäten gegen die russische Herrschaft aufwiegen wollten, gab es eine enge Zusammenarbeit zwischen deutschen Behörden und zionistischen Organisationen. Und deutsche Zionisten der ersten Generation konnten „ganz gut zugleich jüdischnational und deutschnational sein“. So der ehemalige Arzt, inzwischen Privatdozent für Nationalökonomie an der Universität Berlin, Franz Oppenheimer bei einer Tagung der Ortsgruppenvertreter und Vertrauensmänner der Zionistischen Vereinigung für Deutschland am 1.5.1913, zitiert bei YEHUDA ELONI: Zionismus in Deutschland. Von den Anfängen bis 1914, Gerlingen 1987 (Schriftenreihe des Institut für Deutsche Geschichte, Universität Tel-Aviv, 10), S. 294.

¹³⁷ Siehe dazu genauer MAURER: „... und wir gehören auch dazu“ (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 785ff. Das Dissertationsmanuskript befindet sich heute im Schwedischen

Ihr Baltentum unterstrich auch die Moskauer Physiologin Lina S. Stern (1878–1968) aus Libau, die in Genf studiert hatte und zunächst dort Professorin gewesen war. Ihr Bildungsgang machte das baltische Selbstverständnis dieser Jüdin plausibel: Sie hatte die Höhere Töchterschule (nicht ein russisches Mädchengymnasium!) absolviert.¹³⁸

So markieren die Aussagen dreier Doktorinnen unterschiedliche Positionen innerhalb des breiten Spektrums deutschbaltischen Selbstverständnisses, das – wie die Beispiele der beiden Jüdinnen belegen – über den engeren Kreis der Deutschbalt(inn)en hinausreichte.¹³⁹

Fazit

Wenn Wrangells Verwandte ein Studium unnützlich fanden, konnte sich dies nur auf das traditionelle Leben einer baltischen Frau beziehen: als Leiterin des Hauswesens und Mutter, auch als Gefährtin ihres Mannes. Und gerade weil es diese herkömmliche Lebensweise zu gefährden schien, galt das Studium als nicht standesgemäß. Dabei belegen die Biografien der deutschbaltischen Doktorinnen, dass die Ehe – entgegen den Erwartungen der Zeitgenossen – auch für studierte Frauen die Norm blieb. Nur zwei Frauen blieben unverheiratet.¹⁴⁰ Und mindestens eine der Ehefrauen verstand es auch, eine anspruchsvolle Tätigkeit (als Dozentin in China) mit der Erziehung von Kindern zu verbinden.

In einem anderen Sinn als dem von den Verwandten ins Auge gefassten erwies sich das Studium aber durchaus als nützlich: Fast allen Frauen verschaffte die Berufstätigkeit einen eigenen Lebensunterhalt. Und Margarete von Wrangell, für deren Studienentscheidung das ökonomische Argument keine Rolle gespielt hatte, ermöglichte durch ihre Forschung der deutschen Düngemittelindustrie den Verzicht auf Phosphorimport und wurde genau deshalb vom Staat gefördert. Auch die Tätigkeit zweier Ärztinnen und zweier Lehrerinnen (wozu die Leitung einer großen Berufsbildungsanstalt gehörte) war dem deutschen Gemeinwesen nützlich, die Lehre in

Nationalarchiv (freundliche Mitteilung von Mikaela Nybohm [Riksarkivet, Stockholm], 5.4.2016).

¹³⁸ Lina S. Stern [Selbstdarstellung], in: *Führende Frauen Europas* (wie Anm. 1), S. 137–140, hier S. 137: „Ich bin Baltin und erhielt meine erste Ausbildung in Libau. Nachdem ich mich einige Jahre nach der Beendigung der höheren Töchterschule immer wieder vergebens um die Erlaubnis bemüht hatte, mich an der Universität meiner Heimat immatrikulieren zu dürfen, habe ich die Universität in Genf bezogen.“ Stern wurde als erste Frau Mitglied der Akademie der Wissenschaften, später Mitglied des Jüdischen Antifaschistischen Komitees (und im Prozeß gegen dieses als einzige verurteilt).

¹³⁹ Das wird besonders an Lina Stern deutlich. Während Cäcilie Katzenelsohn ihre Selbstdarstellung mit Blick auf die Ausnahmen der Regelungen für ‚feindliche Ausländer‘ formuliert haben könnte, konnte sich die sowjetische Professorin 1930 von einem derartigen Bekenntnis keine Vorteile erhoffen.

¹⁴⁰ Hauff und Moritz. Über Werpe liegen keinerlei Informationen vor.

Shanghai dem chinesischen. Und selbst wer Kühns Publizistik und ihre politische Orientierung kritisch betrachtet, wird ihrem Einsatz zugunsten der DNVP und der deutschen Frauenbewegung die Nützlichkeit innerhalb des neuen politischen Systems nicht absprechen können. Doch nicht nur sie, sondern insgesamt drei der neun Deutschbaltinnen engagierten sich für die Republik, indem sie drei der Weimarer Parteien förderten: die deutschnationale, die rechtsliberale (DVP) und die linksliberale (DDP).

„Emanzipiertheit“ zielte, anders als der Emanzipationsbegriff in der Antike und im 19. Jahrhundert, etwa bei den Bauernbefreiungen oder der Judenemanzipation, nicht auf den zivilrechtlichen Status, sondern auf ein neues Rollenverständnis der Frau und ein auf Parität beruhendes Geschlechterverhältnis, das von den Zeitgenossen aber kontrovers diskutiert wurde. Schon bei einem Ball im letzten Schuljahr hatte Margarete von Wrangell über ihre „Lieblingsthemata, Frauenemanzipation und Philosophie“ geredet.¹⁴¹ In der „Baltischen Monatsschrift“ wurde der Begriff seit Jahrzehnten benutzt,¹⁴² das Thema immer wieder behandelt: als Gefahr. Dass das Studium Ausdruck von Emanzipation war und diese zugleich weiter beförderte, wird an den vorgeführten Lebensläufen überdeutlich: Die studierten Frauen führten ein stark selbstbestimmtes Leben, das sich trotz Heirat von der herkömmlichen Frauenrolle entfernte, nicht nur in der Berufstätigkeit: Lenore Kühn setzte sogar der traditionellen (selbstverständlich christlichen) Religiosität baltischer Frauen ein Ende.¹⁴³ Dazu kam, dass einige von ihnen auch in Führungspositionen gelangten, in denen sie die Vorgesetzten von Männern wurden: allen voran Margarete von Wrangell, aber auch Lilly Hauff. Und Lenore Kühn sowie Eva Moritz können – mit der Mitwirkung am Parteiprogramm oder den Initiativen zu Vereinsgründungen – gewisse Führungsqualitäten ebenfalls nicht abgesprochen werden. Auch wenn mehrere dieser Frauen auf dem Engagement ihrer Mütter aufbauen konnten, brachten sie es als Angehörige der ersten Generation studierter Frauen¹⁴⁴, zudem in einem neuen Land, erstaunlich weit. Zwar war die Gruppe der studierten Deutschbaltinnen klein; doch wer diesen Wunsch trotz der Hindernisse im heimischen Bildungswesen und der Ablehnung im Herkunftsmilieu verwirklicht hatte, machte danach seinen (pardon: ihren!) Weg.

So wurden die Befürchtungen des Wrangellschen Familienrats in mancher Hinsicht bestätigt, aber zugleich brachte das Studium aus der

¹⁴¹ Aus einem undatierten Brief an Ebba von Husen, vermutlich Dezember 1893, abgedruckt bei ANDRONIKOW, von Wrangell (wie Anm. 3), S. 60–61, Zitat S. 61.

¹⁴² Siehe als Beispiel: Briefe an eine Livländerin. I. Weihnachtsplauderei, in: Baltische Monatsschrift 25 (1877), S. 18–37, hier S. 23; für die Behandlung des Themas ohne den Begriff: EMIL KÄHLBRANDT: In welchem Sinne giebt es bei uns eine Frauenfrage? Ein Vortrag, in: Baltische Monatsschrift 47 (1899), S. 129–144.

¹⁴³ Zur Religiosität der deutschbaltischen Frau: WILHELMI, Lebenswelten (wie Anm. 47), S. 46.

¹⁴⁴ Bezogen auf ihre Familie. Bezogen auf Deutschland allgemein und erst recht auf das Russische Reich, waren die hier vorgestellten Frauen natürlich nicht die ersten.

Perspektive der Frauen selbst ihnen persönliche Erfüllung, ihre Berufstätigkeit und ihr öffentliches Engagement dem Land, in dem sie lebten, ökonomischen und gesellschaftlichen Nutzen. Und die Frage der Standesgemäßheit hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur für die Emigranten erledigt.

SUMMARY

*“Useless, Emancipated, and not even Befitting
[our] Rank”. Studies and Doctorates of Baltic
Women at German Universities up to 1918*

Since women were not allowed to study at Russian universities (and they did not regard the higher women's courses as true equivalents), many went to West European countries in order to take a degree. From 1902 to 1918, 290 women from the Russian Empire received their doctorates at German universities. 34 of them had been born in the provinces of Kurland, Livonia and Estland. The education of these women fell into two patterns: Whereas 24 Jewish women had completed a Russian *gimnazija* for girls in the Baltic provinces and then began their studies at the age of 17-21, the Baltic German women had attended private *Töchterschulen* where German was the language of instruction and where they could not take the *Abitur* (*attestat zrelosti*). They rather passed exams for becoming teachers in girls' schools and began their academic studies only at the age of 25-30, after additional private lessons and exams at Russian boys' *gimnazii* or even German institutions. Only one German woman had completed a Russian *gimnazija* (and in addition, a woman who was either Latvian or German from an acculturated Latvian family). The career choices of the two groups were also different: Whereas 21 Jewish women studied medicine, only two of the German women did so (and, in addition, the 'Latvian' woman). Due to the anti-Jewish legislation, becoming a doctor was the only realistic choice for a Jewish woman who wanted to earn her living in an academic profession. (Therefore, in the overall group of female 'Russian' graduates of German universities, of whom 75% were Jewish, the share of medical students was 85%).

Against this background, the article discusses the long and winding routes of German women. Their incomplete education was, in the last end, a result of the Russification of the Baltic provinces because a woman's task was to make a German home and, unlike their sons, parents did not send their daughters to German girls' *gimnazii* in Petersburg, Moscow and Khar'kov). Women had not only to compensate for their educational

deficits. They also had to overcome received attitudes concerning academic training for women, in particular from noble families. Thus, Margarete von Wrangell's relatives considered her idea of studying at a university as "useless, emancipated and not befitting [the family's] rank". However, some women whose fathers had died early, were able to realize their plans with the help of their mothers (of whom some had already displayed a certain degree of independence themselves).

Considering these mental as well as the institutional obstacles (in education) the women's success is surprising. Margarete von Wrangell became the first female full professor in Germany (in 1923), another one was the director of a large institution for professional training for girls, and a third woman taught at institutions of higher education in Shanghai. In addition, two doctors practiced in Germany for decades. What is more, three of these women supported various parties in the newly established Weimar Republic by writing pamphlets for them.

Their national attitudes ranged from a pronounced Baltic German stand that was repentant not to have won over the Latvians and Estonians, to a Baltic German identity that clearly marked the difference to an imperial German one and an anti-Russian nationalist German one. Though there were very few statements by Jews, a pronouncedly Baltic position can be found among them, too.

In a way, the assessment of the Wrangell family was right: Studying at a university was the result of an emancipation that had already begun – and was then continued leading to a (financially) independent position. Thus, it was "useless" only from the perspective of a traditional noble woman who was expected to organize a cultivated manor house. In every other way, both for the women themselves and for society at large, their efforts were very useful. The question whether an academic education befitted their rank, was out-dated anyway, not only after World War I, but by the revolution of 1905 at the latest.

Eine Flucht in den Westen mit einem Trawler aus dem Fischereikolchos „Boļševiks“ im Januar 1953: Motive, Verlauf, Auswirkungen

VON JĀNIS KĒRUSS

Einführung

Die Massenflucht aus Lettland nach Schweden am Ende des Zweiten Weltkriegs in Fischerbooten ist ein Phänomen, das in der Forschung relativ starke Beachtung gefunden hat – Historiker versuchen dabei bis heute, immer neue Aspekte aufzudecken.¹ Auch sind etliche Erinnerungen zu diesem Thema veröffentlicht worden.² Schon bald nach Kriegsende ließ diese Fluchtbewegung über die Ostsee jedoch nach. In der zweiten Hälfte der 1940er Jahre wurden noch einige Fluchtversuche aus Kurland gewagt. 1947 gelang z.B. einer Gruppe nationaler Partisanen unter der Leitung von Fredis Launags die Flucht aus Jūrkalne in einem Boot. In den 1950er Jahren gab es insgesamt drei Fälle, als ganze Mannschaften mit ihren Trawlern nach Schweden flohen. Am 4. Juni 1952 setzte sich der Trawler RB-984 mit fünf Männern in den Westen ab, am 21. Januar 1953 folgte der Trawler RB-989, mit dem drei Männer und eine Frau nach Gotland gelangten, während vier Besatzungsmitglieder wieder in die Lettische SSR zurückkehrten. Am 11. Juli 1957 schließlich entkamen vier Männer mit dem Trawler RB-49. So gelang insgesamt mit diesen drei Trawlern zehn Fischern und drei Zivilpersonen die Flucht nach Schweden (ein 1957 zunächst im Westen gebliebener Fischer kehrte jedoch nach einem Jahr wieder zurück). Alle drei Fluchtfälle hatten ihren Ursprung im Fischereikolchos „Boļševiks“ – in der damaligen Terminologie als *artel*/bzw. Fischergenossenschaft bezeichnet – in der kurländischen Hafenstadt Liepāja. Sie sind die einzigen heute bekannten Fluchtversuche, die in den 1950er Jahren aus der Lettischen SSR

¹ Siehe z.B. ULDIS NEIBURGS: *Zviedru un amerikāņu loma latviešu bēgļu laivu akcijās uz Zviedriju (1944–1945)* [Die schwedische und US-amerikanische Rolle bei den Fluchtaktionen der Letten mit Booten nach Schweden (1944–1945)], in: *Tēvijas Sargs* 2016, Nr. 10, S. 31-33.

² Siehe z.B. Pāri jūrai: 1944./45. g. 130 liecinieku atmiņas [Über das Meer 1944/45. Die Erinnerungen von 130 Zeitzeugen], zusammengestellt von VALENTINE LASMANE, o.O. 1993.

mit Trawlern realisiert wurden. In den späteren Jahrzehnten gab es keine erfolgreiche Flucht ins westliche Ausland mehr, bei denen ein Trawler oder ein Fischerboot als Transportmittel gedient hätte.

Nach Auskunft der Ermittlungsakten des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes gelangten von 1952 bis 1986 etwa 30 Personen aus der Lettischen SSR in den Westen.³ Allein 13 von ihnen, also knapp die Hälfte, sind mit den bereits erwähnten Trawlern in den 1950er Jahren geflohen. Im Mittelpunkt des vorliegenden Aufsatzes steht die Flucht vom 20./21. Januar 1953, denn kein anderer Versuch war einerseits so wohlüberlegt organisiert worden, verlief aber andererseits so dramatisch, weshalb seine Bewertung durchaus unterschiedlich ausfallen kann.

Gewiss gehörten auch in späteren Jahrzehnten viele Seeleute zu den „Überläufern“ aus der UdSSR nach Westen. So gelang 1965 auch Valdis Svarāns und Jānis Tēbergs die Flucht von einem Trawler. Doch weiß man auch von sehr vielen gescheiterten Fluchtversuchen nach Schweden, deren Protagonisten dann der Prozess gemacht wurde. In einem Artikel über die unternommenen Fluchtversuche aus der UdSSR bezeichnete der Historiker Heinrihs Strods diese als eine Form des Widerstands gegen das kommunistische Regime.⁴

In diesem Beitrag wird folgenden Fragen nachgegangen: Inwieweit ist der angeführte Fluchtfall tatsächlich als Widerstand gegen das kommunistische Regime zu betrachten? Wie funktionierte das sowjetische repressive System, das den Vorfall als „Verbrechen“ betrachtete? Mit welchen repressiven Maßnahmen reagierte dieses System, und welche Verordnungen wurden erlassen, um eventuelle weitere Fluchtversuche zu verhindern? Welche typischen Merkmale lassen sich in der Tätigkeit des repressiven Systems erkennen, nimmt man den Fall von 1953 als Beispiel?

Die Flucht aus der UdSSR zählte zu den schwersten Verbrechen, die ein Sowjetbürger begehen konnte. Der Versuch wurde als staatsfeindliche Handlung eingestuft und mit äußerster Strenge bestraft. Der Begriff und Inhalt solcher „staatsfeindlicher“ Handlungen war vom Zentralen Exekutivkomitee der UdSSR mit Beschluss vom 8. Juni 1934 um einige Zusätze erweitert worden. Damals wurde das Strafgesetzbuch der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik um die Artikel 58^{1a} bis 58^{1g} ergänzt,

³ Die biografischen Informationen zu den im Aufsatz behandelten Personen sind folgendem Werk entnommen: No NKVD līdz KGB. Politiskās prāvas Latvijā 1940–1986. Noziegumos pret padomju valsti apsūdzēto Latvijas iedzīvotāju rādītājs [Vom NKVD zum KGB. Politische Prozesse in Lettland 1940–1986. Register der für Verbrechen gegen den sowjetischen Staat verurteilten Einwohner Lettlands], hrsg. von RUDĪTE VĪKSNE und KĀRLIS KANGERIS, Riga 1999.

⁴ HEINRIHS STRODS: Nevardarbīgā pretošanās Latvijā (1944–1985) [Gewaltfreier Widerstand in Lettland, 1944–1985], in: Nevardarbīgā pretošanās: Latvijas neatkarības atgūšanas ceļš, 1945–1991, hrsg. von VALDIS BLŪZMA u.a., Riga 2008, S. 118–139, hier S. 120.

welche künftig die rechtliche Basis der politischen Repressionen bildeten.⁵ Art. 58^{1a} besagte, dass die Flucht aus der UdSSR ein Verbrechen sei, das der Spionage und Preisgabe eines Staatsgeheimnisses gleichgestellt wurde und mit der Todesstrafe zu ahnden war.⁶ Wenn Strods in der Flucht einen Ausdruck von Widerstand sieht, erinnert er uns an die Auffassung der sowjetischen Staatsführung, die UdSSR sei eine „Festung des Sozialismus“, umgeben von feindlichen kapitalistischen Staaten. Diese habe die „uralte Einsicht Russlands in seine Isoliertheit, Eigenartigkeit und Einmaligkeit“ reproduziert.⁷

Raimonds Biteniekis, der 1983 einen Fluchtversuch aus der UdSSR unternahm, spielte auf diese demütigende Politik der Selbstisolation an: „Wenn es mir erlaubt gewesen wäre zu reisen, hätte ich doch rasch das [westliche; J. K.] System begriffen und wäre ruhigen Herzens zurückgekehrt. Ich wollte die Welt sehen (...). An sich war das ein verdorbenes Leben, wenn man nicht ins Ausland durfte.“⁸

In den 1950er Jahren zeigten die Sowjetbürger noch größere Bereitschaft, das Risiko einer Flucht aus der UdSSR auf sich zu nehmen als später, obwohl – oder gerade weil? – der Druck des autoritären bürokratischen Regimes allmählich lockerer wurde. Eine wichtige Rolle spielte dabei der Umstand, dass in den 1950er Jahren vielen noch die Massenflucht aus Kurland nach Schweden frisch in Erinnerung war. Viele hatten zudem unter den damals Geflüchteten Verwandte.

Jede Flucht löste stets hektische Aufregung und Ermittlungsaktivität auf allen Verwaltungsebenen des Systems aus. In Bezug auf die Erforschung dieses Themas ist das natürlich ein Vorteil, denn die Fälle sind dementsprechend sorgfältig dokumentiert worden. Ausführliche Auskünfte liefern die Beratungsprotokolle der kommunistischen Parteiorganisationen auf unterschiedlichen Ebenen, wie etwa die Sitzungsprotokolle des Kolchos „Boļševiks“ oder der Kreisparteiorganisation der Stadt Liepāja⁹ sowie die Akten des Büros des ZK der Kommunistischen Partei Lettlands (LKP). Diese bemerkenswerte Sammlung an Dokumenten zeugt vom vielschichtigen Kontrollmechanismus eines Staates, der möglichst viele Lebensbereiche abdecken will, aber doch angesichts einiger entschlossener und

⁵ VIKTOR LUNEEV: *Prestupnost' XX veka. Mirovye, regional'nye tendencii* [Verbrechen des 20. Jahrhunderts. Weltweite, regionale Tendenzen], Moskau 2005, S. 359.

⁶ Ugolovnyj kodeks RSFSR. S izmenenijami na 1 ijulja 1938 g. [Strafgesetzbuch der RSFSR. Mit Veränderungen zum 1. Juli 1938], Moskau 1938, S. 27-32. Online-Zugang unter dem URL: http://www.gumer.info/bibliotek_Buks/History/Article/st_58.php (letzter Zugriff 20.3.2017).

⁷ STRODS, *Nevardarbīgā pretošanās* (wie Anm. 4), S. 120.

⁸ NORA DRIĶE: *Pāri jūrai, cauri dzelzs priekškaram uz dzīvību un nāvi* [Über das Meer, durch den eisernen Vorhang auf Leben und Tod], in: *Liepājas Vēstules* 2010, Nr. 3, S. 34-39, hier S. 39.

⁹ Protokoll der Sitzung der Kreisparteiorganisation der Stadt Liepāja, 26.1.1953, in: Nationalarchiv Lettlands, Lettisches Staatsarchiv (*Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas valsts arhīvs*, Riga, künftig LNA LVA), PA-5452, Findbuch 1, Akte 11a, Bl. 13-18.

risikobereiter Bürger scheitern kann. So stellte die Untersuchung der Behörden z.B. fest, dass der Stacheldrahtzaun rund um den Hafen Liepāja relativ leicht zu überwinden war.¹⁰ Die Kontrolle betraf insbesondere die Fischer, d.h. eine ganze Berufsgruppe, die aber aufgrund ihres Arbeitsbereichs auf der See verdächtig war und deshalb verstärkt beaufsichtigt wurde. Zudem spielten Fischer eine wichtige Rolle in der Volkswirtschaft der Lettischen SSR – ohne sie kam man nicht aus, in diesem Bereich mangelte es stets an Arbeitskräften.

Doch die informativsten aller Dokumente sind die Beratungsprotokolle der höchsten Ebene, nämlich die des ZK der LKP, enthalten sie doch auch Angaben darüber, wie die Arbeit des Sicherheitsdienstes und die Tätigkeit der Agenten unter den Fischern in der Zukunft zu verbessern seien (woran man die vermeintlichen Fehler der Vergangenheit ablesen kann). Amtliche Schriftstücke weniger wichtiger Instanzen – wie etwa die der Parteiorganisation des Kolchos – gewähren demgegenüber Einsicht in die konkrete Situation der Arbeit der Kolchosleitung, der Fehler und Fahrlässigkeit attestiert wurden, mit denen sie angeblich zu den Fluchtversuchen beigetragen hatte. Immer wieder trifft man dabei auf die von Parteigenossen geäußerte Kritik ungenügender politischer Ausbildung und Erziehung sowie mangelnder Achtsamkeit. Es werden auch praktische Fragen erörtert wie z.B. die der Bewachung und Beleuchtung des Kolchos-Territoriums. Laut den Nachforschungen der Journalistin Nora Driķe aus dem Jahre 2010 über den Fluchtversuch des Kapitäns Andrejs Tuklers im Jahre 1952 verweisen die Sitzungsprotokolle der Kolchosleitung darauf, dass beschlossen wurde, die Fischer aus dem Artel auszuschließen.¹¹ Der Historiker Artūrs Henriņš wiederum berichtete im Jahre 1990 auf der Grundlage von Erinnerungen der Zeitgenossen, dass nach der Flucht von 1957 die Kolchosleitung die Todesstrafe für die „Heimatverräter“ gefordert habe.¹² Solche Informationen sind unter den Archivdokumenten nicht zu finden.

Aufschlussreich sind auch die Berichte der Staatsicherheitsinstitutionen, die für die Aufsicht über das Fischereiwesen zuständig waren und dem Büro des ZK der LKP zugeleitet wurden. Bei näherer Einsicht in diese Dokumente ist zu erkennen, dass sie seit 1953, also nach der zweiten Flucht, bereits an dem Tag erstellt wurden, an dem die Behörden von dem Vorfall erfuhren. Das zeugt von dem erhöhten Druck, unter dem die Instanzen in so einem Fall arbeiteten. Das chronologisch früheste Dokument, bezogen auf die Flucht vom 4. Juni 1952, ist demgegenüber ein Bericht des Leiters

¹⁰ Ebenda, Bl. 15.

¹¹ DRIĶE, Pāri jūrai (wie Anm. 8), S. 35.

¹² Anscheinend gab es in diesem Zusammenhang auch eine Sitzung, die nicht protokolliert wurde, siehe ARTŪRS HENIŅŠ: *Tai ritā pirms 34 gadiem* [An dem Morgen vor 34 Jahren], in: *Neatkarīgā Čīņa*, 29.8.1991.

der Abteilung für Fischindustrie beim ZK der LKP, Antons Ozolings – dieser allerdings ist erst auf den 20. Juni datiert.¹³

Im vorliegenden Aufsatz werden auch Materialien aus den Ermittlungsverfahren ausgewertet, die gegen die Angehörigen der Geflüchteten eingeleitet worden sind. Diese Unterlagen bieten Auskunft über die Quellen, auf deren Grundlage die behördliche Ermittlungsarbeit durchgeführt wurde, und bieten einen Eindruck davon, wie selektiv die sowjetischen Gerichtsorgane Beweise für die Vorbereitung der Anklage einsetzten.

Vorgeschichte: Die Flucht des Trawlers RB-984 im Juni 1952

Das erste Fischereifahrzeug des Kolchos „Boļševiks“, das in den 1950er Jahren die Küste Gotlands erreichte – wie gesagt am 4. Juni 1952 –, war der Trawler RB-984 unter Kapitän Andrejs Tuklers. An Bord befanden sich vier weitere Seeleute, der ausgebildete Deckhelfer Juris Štāls, der Maschinist Kārlis Strazds, der zweite Mechaniker Guntis Ore und der stellvertretende Kapitän Arnolds Reķis. Alle waren noch jung, zwischen 22 und 29 Jahre alt, niemand von ihnen hatte eine Familie gegründet. In der Regel hatte das sowjetische Regime jungen Leuten gegenüber größeres Vertrauen, da diese sich weder durch ihren Dienst für die deutsche Besatzungsmacht noch mit Aktivitäten während der Zeit des „bourgeois“ Lettland hatten „kompromittieren“ können. Hinzu kam der bereits erwähnte Arbeitskräftemangel in der Fischereiflotte. Tatsächlich hatte sich die Mannschaft des Trawlers RB-984 durch ihre Tüchtigkeit ausgezeichnet – sie übererfüllte regelmäßig den sozialistischen Arbeitsplan und verdiente gut.¹⁴ Kapitän Tuklers soll sich 1951 sogar ein Haus angeschafft haben. Wie der stellvertretende Minister für Fischindustrie Elmārs Briedis¹⁵ auf der Sitzung des ZK-Büros der LKP am 24. Juni 1952 betonte, lag bei diesen Fischern der Grund ihrer Flucht nicht in ihren materiellen Verhältnissen.¹⁶

Organisiert wurde die Aktion von dem damals 23 Jahre alten Tuklers und von Štāls. Beide kamen aus derselben Gegend – geboren waren sie auf litauischem Boden in der Nähe von Būtingė an der Grenze zu Lettland –, was durchaus zu ihrer Freundschaft und dem zwischen ihnen herrschenden

¹³ Antons Ozolings, ein in Russland geborener Lette, war Abteilungsleiter für Fischindustrie des ZK der LKP; seit dem 1.7.1953 bekleidete er das Amt des Ministers für Staatskontrolle der Lettischen SSR. Ozolings' Bericht, 20.6.1952, in: LNA LVA, PA-101/15/43a, Bl. 75.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Elmārs Briedis (1908–1992), Vorsitzender des Ministerrats der Lettischen SSR; bald nach der Flucht der Fischer wurde er am 27.1.1953 auf Beschluss des Büros des ZK der LKP aus dieser Verantwortung entlassen. Siehe LINARDS MUCIŅŠ: Biogrāfiska izziņa Nr. 9: Tenis Elmārs Briedis [Biografische Auskunft Nr. 9 über Tenis Elmārs Briedis] (nicht veröffentlichtes Manuskript).

¹⁶ Ozolings' Bericht (wie Anm. 13), Bl. 82.

gegenseitigen Vertrauen beitragen haben mag. Sie entwickelten eine List: Um möglichst weit vor die sowjetlettsische Küste zu kommen, beschlossen sie, in die untiefen Gewässer von Hoburgsgubben, unweit von Gotland gelegen, hinauszufahren. Dort wollten sie so tun, als ob sie Schollen fingen, obwohl der sowjetische Grenzschutz dies strengstens verboten hatte. Wichtig ist, dass Tucklers und Štāls die anderen Seeleute von ihrem Vorhaben nicht informiert hatten, diese hegten offensichtlich auch keinen Verdacht. Als der Trawler sich Gotland näherte, sperrte der Kapitän den Maschinenraum ab, schloss sich selbst im Raum des Steuerannes ein und lenkte das Schiff in den Hafen von Borgvik am Ostufer der schwedischen Insel.

Es ist nicht bekannt, ob nach dieser Flucht jemand in der Lettischen SSR verhaftet wurde. Allerdings gibt es Informationen über indirekte Opfer von Repressalien. Insgesamt wurden nach dieser Flucht 150 Personen entlassen: davon 30 im Kolchos „Boļševiks“, neun im Verband der Fischerkolchosen und sieben in der mechanisierten Station der Fischtrawler in Liepāja.¹⁷ Zu diesen Opfern der Repressalien gehörte z.B. Andrejs Lanka, der Leiter des Kolchos „Boļševiks“. Über ihm gibt es jedoch widersprüchliche Zeugnisse. In den Erinnerungen von Kārlis Strazds, der zur Mannschaft des Trawlers RB-984 gehörte und in Schweden blieb, wird Lanka als ein Mensch beschrieben, der eher herrschte als leitete:¹⁸ „Er teilte seinen Freunden und Verwandten die besseren Boote zu, die schlechteren aber denjenigen, die ihm auffielen, als er *Partorg* gewesen war. (...) Die Kommunisten hatten schon wieder ihre Macht gezeigt“.¹⁹ In der Exil-Presse wird Lanka der „mächtige Kommunist“ genannt.²⁰ Im Aktenmaterial der LKP hingegen werden die negativen Akzente anders gesetzt – in den Augen der Kreisorganisation der Partei in Liepāja scheint er „als Nationalist“ kein Vertrauen genossen zu haben. Im erwähnten Bericht von Ozolings vom 20. Juni 1952 heißt es, Lanka stehe unter dem Einfluss von Nationalisten in der Verwaltung des Kolchos „Boļševiks“:²¹ Die Genossen der Parteiorganisation des Kolchos hätten ihm sogar vorgeworfen, er stelle keine Kommunisten und Russen ein.²² Laut den Schilderungen der Exil-Presse, die sich wiederum auf die Angaben der geflohenen Fischer stützte, erscheint Lanka als jemand, der seine Arbeiter ausgebeutet habe. Eben dort heißt es auch, dass ihm während der Ermittlungen nach der Flucht vorgeworfen worden sei, er habe Tucklers mit einer zu hohen Geldbuße bestraft, obgleich er gar nicht dazu berechtigt war. Das sei auch einer der Gründe gewesen, warum

¹⁷ Erklärung von Kārlis Bude, des Ministers für Fischindustrie der Lettischen SSR. Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP, 26.1.1953, in: LNA LVA, PA-101/16/41a, Bl. 62.

¹⁸ KĀRLIS STRAZDS: Es nāku no dzimtenes [Ich komme aus der Heimat], Rīga 2008, S. 139.

¹⁹ Ebenda, S. 140, 147.

²⁰ Tīrīšanas Liepājas „Boļševikā“ [Säuberungen im „Boļševiks“ in Liepāja], in: Latvju Ziņas, 18.12.1952.

²¹ Ozolings' Bericht (wie Anm. 13), Bl. 72.

²² Ebenda, Bl. 78.

Tuklers habe ins Ausland fliehen wollen.²³ In den Unterlagen des ZK der LKP sucht man eine vergleichbare Kritik an Lanka indes vergeblich. In heutigen Texten liest man eher folgende Erinnerungen an ihn:

„Mir ist schwer ums Herz‘, sagte der Kolchosleiter Andrejs Lanka nach der Abfahrt Tuklers’ leise zum Fischer Rüdolfs Brūklis. ‚Jede Nacht kommen die Tschekisten und führen mich zum Verhör. Ein paar Tage nach diesem Gespräch erlitt Lanka einen tödlichen Infarkt. Brūklis denkt, der Kolchosleiter stand zu viel unter Stress.“²⁴

Der Ablauf der Flucht im Januar 1953

Die Flucht von 20. Januar 1953, die im Zentrum dieses Aufsatzes steht, ist schon deshalb beachtenswert, weil sie so sorgfältig vorbereitet worden war. Auf der Flucht war eine ganze Familie – Žanis Nīcis, ein 40-jähriger Elektroschweißer des Industrierwerks „Tosmare“, seine 27-jährige Frau Lilija Nīcis und ihr 18-jähriger Bruder Gunārs Čukurs sowie die zweijährige Inese Nīcis. Diese vier Personen waren auf dem Trawler im Trinkwasserreservoir und im Laderaum unter Deck versteckt. Zwar ging die Aktion plangemäß vonstatten, doch kann sie nicht als erfolgreich bezeichnet werden, da die kleine Inese unterwegs erstickte. Da die zurückgebliebenen Familienangehörigen von der Fluchtabsicht informiert worden waren, wurden fünf von ihnen später festgenommen. Gleich darauf wurde gegen sie ein Verfahren eingeleitet. Auch einem der vier weiteren Männer an Bord, der nach Lettland zurückgekehrt war, wurde der Prozess gemacht. Es gibt auch eine Nachricht über zwei verhaftete und bestrafte Grenzwächter, doch sind die Akten über diese Fälle in Lettland nicht mehr vorhanden.

Die Flucht war von Žanis Nīcis geplant worden. Er wird als ein arbeitsamer und gesellschaftlich aktiver Mensch beschrieben – die Materialien aus den Ermittlungen wissen von keinem einzigen „dunklen Fleck“ in seiner jüngeren Biografie. Allerdings heißt es, er sei vor dem Krieg Mitglied des paramilitärischen Heimwehrverbands *Aizsargi* und der Lettischen Sozialdemokratischen Partei gewesen.²⁵ Wenn man jedoch bedenkt, dass Nīcis Jahrgang 1912 war, ist es kaum glaubhaft, dass er zuerst bei den *Aizsargi* war und dann der sozialdemokratischen Partei beitrug, deren Tätigkeit bekanntlich 1934 eingestellt wurde.

Was die Flucht motive betrifft, sind die Informationen recht widersprüchlich. Doch bezeugen sowohl die Exil-Presse als auch die Ermittlungsmaterialien des Staatssicherheitsministeriums (*Ministerstvo gosudarstvennoj bezopasnosti*, MGB), dass Nīcis Angst vor einer Verhaftung hatte. Teofils Čukurs, einer der acht Brüder von Nīcis’ Ehefrau Lilija, erklärte

²³ Tīrišanas Liepājas „Boļševikā“ (wie Anm. 20).

²⁴ DRIĶE, Pāri jūrai (wie Anm. 8), S. 35.

²⁵ Bericht des Stellvertretenden Ministers für Staatssicherheit der Lettischen SSR, Fotij Pešehonov, 22.1.1953, in: LNA LVA, PA-101/16/41a, Bl. 46.

bei seinem Verhör am 1. Februar 1953 auf die Frage, warum Nīcis aus der UdSSR geflohen sei, dass sein Schwager das Leben in der Lettischen SSR satt gehabt und eine Verhaftung befürchtet habe.²⁶ So schälte sich bei der Ermittlungskommission der Eindruck heraus, dass sich Nīcis irgendetwas hatte zu Schulden kommen lassen, doch fand man keine Beweise dafür. Wahrscheinlich war diese Angst bei Nīcis eher Ausdruck der allgemeinen Furcht vor dem Terror der Sowjetmacht. Etwas Derartiges dürften damals viele Einwohner der Lettischen SSR empfunden haben. Nīcis' Flucht war in diesem Sinne von dem Bestreben motiviert, sich von dieser allgegenwärtigen Angst, die das Leben im Stalinismus ständig begleitete, zu befreien. Eine derartige Deutung lässt sich auch aus den Äußerungen von Nīcis in der Exil-Presse herauslesen.²⁷

Nīcis' Tochter Sarmīte Raita nannte als eventuelles Fluchtmotiv ihres Vaters, dass er es satt gehabt habe, arm und unterdrückt leben zu müssen – so habe sie es aus den Familiengesprächen herausgehört.²⁸ In den Ermittlungsprotokollen wiederum steht zu lesen, dass Nīcis nur wenige Freunde gehabt und das Leben in der Lettischen SSR als eintönig empfunden habe.²⁹

Zusammen mit Žanis, Lilija und ihrem Bruder Gunārs Čukurs floh auch der Kapitän des Trawlers, der 35-jährige Andrejs Kairis, nach Schweden. Er war ein Freund von Žanis, der früher ebenfalls im Betrieb *Tosmare* gearbeitet hatte. Später absolvierte er eine Ausbildung zum Fischereikapitän. Die Besatzungen der Trawler wurden alle sechs Monate neu zusammengestellt, um zu verhindern, dass die Seeleute freundschaftliche Bindungen (und vielleicht auch gemeinsame Fluchtpläne) entwickeln. Die anderen Besatzungsmitglieder – der Gehilfe des Kapitäns Ervīns Kibelko, der Mechaniker Arnolds Zands, dessen Gehilfe Harijs Kalnītis und der Decksgehilfe Arvīds Silarājs – wussten nichts über die Absichten ihres Kapitäns. Sie kehrten nach der Flucht mit dem Trawler am 22. Januar nach Liepāja zurück.

Noch während das Schiff im Hafen lag, hatte Kairis Gunārs und Lilija unter Deck versteckt, Žanis saß mit der kleinen Inese im leeren Wasserreservoir. In diesem engen Raum wurde Žanis jedoch während der Flucht bewusstlos und Inese erstickte. Der Exil-Presse erklärte Žanis, dass es ein unglücklicher Zufall gewesen sei: Jemand von der Besatzung habe wohl prüfen wollen, ob der Tank leer ist, wobei dann der Wasserhahn zuge dreht wurde. Nun gelangte aber keine Luft mehr in das Reservoir. Diese Routinehandlung eines Mannschaftsmitglieds kostete Inese das Leben.³⁰ Auch die Ermittlungsprotokolle im Fall Andrejs Kairis bezeugen, dass ein Mann-

²⁶ Verhörprotokoll von Teovils Čukurs, 1.2.1953. Akte von Andrejs Kairis, in: LNA LVA, 1986/1/41302, Bl. 192.

²⁷ ŽANIS NĪCIS: Pēc saules rieta [Nach dem Sonnenuntergang], in: *Latvija*, 9.5.1953.

²⁸ Mitteilung per E-Mail von Sarmīte Raita an Jānis Keruss am 3.12.2015.

²⁹ Verhörprotokoll von Teovils Čukurs (wie Anm. 26).

³⁰ Nīcis, Pēc saules rieta (wie Anm. 27).

schaftsmitglied beim Verlassen des Hafens den Wasserhahn zudrehte.³¹ Allerdings kann man diesen Unterlagen ebenfalls entnehmen, dass die Flüchtlinge, darunter auch Inese, Schlafmittel genommen haben sollen.³²

Am 20. Januar 1953 machte der Trawler RB-989 um neun Uhr morgens am Kai des Kontrollpunkts der Grenzwa­che in Liepāja Halt.³³ Der zweite Maschinist Harijs Kalnītis gab dem aufsichtführenden *starsīna* (Obermaat) Aleksej Babenko die Pässe aller Besatzungsmitglieder sowie die Ausfahrts­genehmigung, in welcher alle Namen sowie die voraussichtliche Aufenthaltsdauer auf See vermerkt waren. Die einzige Unstimmigkeit war, dass der Name des Deckshelfers Arvīds Silarājs auf der Liste fehlte. Nachdem diese Formalität erledigt war, entließ Babenko seinen Kollegen Vladimir Šcipunov zum Frühstück.³⁴ Bei der Beweisaufnahme erklärte Babenko später, dass den beiden an jenem Tag viele Kontrollen bevorstanden hätten, weshalb der Kollege noch einmal zu Kräften kommen sollte. Nach einer oberflächlichen Besichtigung des Trawlers, die nicht mehr als 15 Minuten in Anspruch nahm, gab Babenko um 9.10 Uhr die Erlaubnis zur Ausfahrt.³⁵

Angeblich fuhr das Schiff in die übliche Fischereizone. Das Wetter war allerdings schlecht. Das Meer war zwar zum Zeitpunkt der Ausfahrt etwas ruhiger (Windstärke vier), doch hatte es zwei Tage zuvor gestürmt. Vorhergesagt waren Windstärken von sechs bis acht; Klaipėda erwartete für den 20. Januar um 17.00 einen Sturm.³⁶ Da die Trawler jedoch so gebaut waren, dass sie auch bei starkem Wind in See stechen konnten, stellte bei der Küstenwa­che niemand irgendwelche Fragen.

An Bord des Trawlers wurde recht schnell bemerkt, dass sich unter Deck blinde Passagiere befanden. Silarājs sagte in seinem Verhör aus – es dauerte am 22. Januar von 21 Uhr bis 2 Uhr morgens und ist neben dem des Grenzwa­chters Babenko das früheste, das seinen Niederschlag in den Akten gefunden hat –, er habe am 20. Januar um 14 Uhr durch den Schiffsmechaniker Arnolds Zands von der Anwesenheit fremder Menschen erfahren. Zands habe beim Betreten des Maschinenraums gesagt: „Sieht nicht gut aus. Wir tuckern nach Schweden.“³⁷

Tatsächlich erreichte der Trawler am 21. Januar 1953 um vier Uhr morgens Gotland. Elf Stunden lang fuhr er die Küste entlang. Nach einem Bericht des Stellvertretenden Ministers für Staatssicherheit der Lettischen SSR,

³¹ Verhörprotokoll von Arnolds Zands, 4.2.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 83.

³² Anklageschrift des Tribunals des Baltischen Militärdistrikts, Riga, 25.6.1953, in: ebenda, Bl. 476.

³³ STRAZDS, Es nāku no dzimtenes (wie Anm. 18), S. 128.

³⁴ Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 70.

³⁵ Verhörprotokoll von Aleksej Babenko, 26.1.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 223.

³⁶ Bericht des Vorsitzenden des Kolchos „Boļševiks“ an den KGB-Ermittler Chromov, 4.2.1953. Akte von Arnolds Zands, in: LNA LVA, 1986/1/21393, Bd. 3, Bl. 211.

³⁷ Verhörprotokoll von Arvīds Silarājs, 22.1.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 135.

Fotij Pešechonov, vom 23. Januar 1953, schoss Zands auf Anordnung des Kapitäns zwei Raketen ab. Gegen 15 Uhr sei ein schwedischer Kutter entgegengekommen, der den Trawler in Schlepptau nahm und ihm in einen Hafen half – wohin genau, lässt sich nicht mehr ermitteln. Dort hätten die Flüchtlinge das Schiff verlassen. Der Kapitän habe auf dem Schiff einen Zettel hinterlassen, in dem er die ganze Verantwortung auf sich nahm und darum bat, die Mannschaft nicht zu beschuldigen. Die übrige Besatzung machte sich dann wieder auf dem Weg zurück in die Lettische SSR. Am 22. Januar 1953 um 19 Uhr erreichte der Trawler die lettische Küste.³⁸ Alle Besatzungsmitglieder wurden sofort festgenommen und ein Ermittlungsverfahren gegen sie eingeleitet.

Nach dem Bericht Pešechonovs war die Nachricht über die Flucht an jenem Morgen auch über „Voice of America“ verbreitet worden:

„Wieder haben es vier Letten geschafft, der kommunistischen Tyrannei in Lettland zu entkommen und in das freie Schweden überzulaufen. Unter den Flüchtlingen ist auch eine Frau. Aus Lettland zu entfliehen, das von Alfons Noviks³⁹ und Jānis Kalnbērziņš⁴⁰ bewacht wird, sei sehr schwierig gewesen. Die Flucht erfolgte auf einem Fischerboot. Die mutigen Letten nahmen den Kommunisten das Boot (...) und lenkten das Boot in Richtung auf die Küste des freien Schweden. Wie aus Stockholm gemeldet wird, ist es den Flüchtlingen gelungen, die Insel Gotland zu erreichen. Erinnern wir uns, dass schon vor einem Jahr ein anderes Boot mit Fischern aus Liepāja die Fahrt nach Gotland bewerkstelligte. Das waren die Männer Andrejs Tuklers, Guntis Ore, Kārlis Strazds, Arnolds Rēķis und Juris Štāls. Die schwedische Regierung hat – trotz der Proteste Moskaus – den Flüchtlingen Asyl gewährt. Jetzt sind sie freie Menschen, die frei arbeiten und in dem freien schwedischen Staat leben. Die neuangekommenen Flüchtlinge bitten auch um Asyl; den Kommunisten dagegen (...) wurde erlaubt, nach Lettland zurückzukehren.“⁴¹

Diese Meldung war zweifelsohne ein Produkt der damaligen Ideologie: Schließlich befand sich unter den Männern, die in die Lettische SSR heimkehrten, nur ein Parteimitglied – Harijs Kalnītis.

In ihren Verhören erklärten die heimgekehrten Besatzungsmitglieder, dass sie es nicht gewagt hätten, sich bei Nacht und Dunkelheit ihrem Kapitän zu widersetzen, da er bewaffnet gewesen sei. Vergebens erinnerte der Ermittler die Fischer daran, dass sie doch „allerlei Zeug als Waffen“ hätten benutzen können, das sie doch jederzeit parat haben – Beile, Brecheisen, Schraubenschlüssel, Messer usw. Zudem sei doch der Laderaum, in dem

³⁸ Bericht Pešechonovs, 22.1.1953 (wie Anm. 25), Bl. 41f.

³⁹ Alfons Noviks (1908–1996), Minister für Staatssicherheit der Lettischen SSR von 1940 bis 1953.

⁴⁰ Jānis Kalnbērziņš (1893–1986), Erster Sekretär der LKP von 1940 bis 1959.

⁴¹ Auszug aus der Radiosendung des Senders „Voice of America“, zit. im Bericht Pešechonovs, 23.1.1953, in: LNA LVA, PA-101/16/41a, Bl. 43–45, hier Bl. 44.

sich die Fischer zu diesem Zeitpunkt aufhielten, gar nicht abgeschlossen gewesen. Die Fischer stritten jedoch ab, dass es möglich gewesen wäre, sich dem Kommando des Kapitäns zu widersetzen.⁴²

Im Verhörprotokoll von Silarājs heißt es, er sei am 20. Januar bereits um halb fünf Uhr morgens am Trawler gewesen:

„Der Kapitän war im Fischlagerraum. Ich fragte ihn, was er tue, er gab zur Antwort, er schaue nach den Kohlen. Und er ließ mich zwei Eimer Wasser holen. Ich sagte, Wasser sei im Reservoir, worauf er antwortete, er habe es auslaufen lassen, damit es nicht zu Eis gefriere. (...) Wir sollten eigentlich schon um fünf Uhr in See stechen, da aber einige sich verspätet hatten, fuhren wir erst um neun Uhr los. Der Maschinist Kalnītis zeigte dem Grenzposten die Dokumente vor. Kurz darauf kamen zwei Grenzwächter und prüften, ob die betroffenen Personen auf dem Schiff sind, danach erfolgte die Besichtigung des Schiffes. Da nichts Auffälliges gefunden wurde, ließ man das Schiff ausfahren. Auf See ließ Kairis die ganze Mannschaft sich erholen. Ich wurde gegen 16 Uhr wach, wir wunderten uns alle, warum wir vom Kapitän nicht geweckt worden waren. Zands ging nachsehen, was los ist. Er kam bald zurück und sagte, es sei nicht gut, wir tuckern nach Schweden. Der Kapitän ist mit einem Revolver bewaffnet, auf dem Deck befinden sich drei fremde Menschen. Kairis sagte, wir sollen den Schlafraum nicht verlassen. Während der Fahrt ließ der Kapitän mehrere Male Zands kommen, um den Schiffsmotor zu reparieren. Erst am nächsten Tag um 13 Uhr erlaubte Kairis uns, aufs Deck zu kommen. Da sah ich auch die drei fremden Menschen.“⁴³

Silarājs wurde am 25. Januar 1953 erneut verhört, diesmal von 12 bis 17 Uhr. Er wurde gefragt, was er gesehen habe, als er das Deck betrat, wo die „Verräter“ versteckt waren und wie sie aufs Schiff kommen konnten. Auch für den Verlauf der Kontrolle am Hafen interessierte man sich. Silarājs' Aussage, seiner Ansicht nach habe Kairis die „Verräter“ durch das Kolchos-Tor hereingelassen, was wohl mit dem Wächter verabredet worden sei, ist unterstrichen.⁴⁴ Allerdings konnte dieser Verdacht gegen den Wächter in den Ermittlungen nicht bestätigt werden. Die Flüchtlinge sind über den Zaun des Kolchos zum Trawler gelangt.⁴⁵

Den weiteren Weg der Flüchtlinge nach ihrer Ankunft in Gotland kann man mit Hilfe der Nachrichten in der Exil-Presse nachverfolgen. So meldete z.B. die in den USA herausgegebene Zeitung „Laiks“ (Die Zeit) am 11. Februar 1953, die schwedischen Militärbehörden hätten Interesse für die politischen Flüchtlinge aus der UdSSR gezeigt; sie würden demnächst zu ihrem eventuellen Wohnort unweit von Stockholm gebracht werden. Die

⁴² Verhörprotokoll von Arnolds Zands (wie Anm. 31), Bl. 85

⁴³ Verhörprotokoll von Arvids Silarājs (wie Anm. 37), Bl. 137.

⁴⁴ Verhörprotokoll von Arnolds Zands (wie Anm. 31), Bl. 141.

⁴⁵ Bericht von Ivan Desmitniek. Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 61.

lettische Hilfsorganisation in Stockholm habe bereits Geldspenden für die Flüchtlinge erhalten, die vom Komitee für die Freiheit Lettlands (*Komiteja Latvijas brīvībai*) und dem Verband der Letten in Amerika (*Amerikas latviešu Apvienība*) gesammelt worden waren.⁴⁶ Bereits im Mai 1953 jedoch zogen die Flüchtlinge mit Unterstützung des Herausgebers der Zeitung „Laiks“ Helmārs Rudzītis weiter in die USA. Dort nahmen sie an einer vom Nationalfonds der Letten (*Latviešu Nacionālais Fonds*) organisierten Kampagne teil, die zum Ziel hatte, die Gesellschaft im Westen über das Leben in der UdSSR aufzuklären. Am 26. Februar 1954 veranstaltete der Nationalfonds eine Pressekonferenz in New York, auf der die Flüchtlinge aus der Lettischen SSR auftraten. Sie hätten dabei darüber berichtet, was sie dazu bewegt habe, ihre Heimat zu verlassen.⁴⁷ Später berichtete „Laiks“, Žanis und Gunārs arbeiteten in einer Werkstatt, Lilija habe wieder eine kleine Tochter geboren, Sarmīte, und verrichte ihre Arbeit als Näherin zu Hause; sie lebten in einer 81m² großen Wohnung in New York.⁴⁸

Die Flüchtlinge und ihre Verwandten in den Fängen des Kalten Krieges

Dass Žanis Nīcis mit dem US-Geheimdienst zusammenarbeitete, wurde in der Exil-Presse natürlich nicht erwähnt. Die KGB-Akte des ehemaligen Soldaten der lettischen Legion der Waffen-SS, Leonīds Brombergs, der im Mai 1954 im Dienst der CIA über dem Territorium der Lettischen SSR mit dem Fallschirm absprang und bald darauf gefangengenommen wurde, enthält in diesem Zusammenhang jedoch einige Hinweise. Dabei geht es um eine Information, die Nīcis über den Chauffeur des Milchkombinats in Liepāja Edgars Pimbers geliefert hatte – unter diesem Decknamen sollte Brombergs nämlich in der Lettischen SSR agieren. Im Verhör vom 25. Mai 1954 wurde Brombergs konkret gefragt, wie die Amerikaner die Legenden strickten, mit denen sie ihre in die Sowjetunion geschickten Agenten versehen. Dem Verhörprotokoll zufolge soll Brombergs Folgendes gesagt haben:

„Als Grundlage meiner Legende dienten die Angaben des aus Lettland geflohenen Verräters Nīcis, der über die Biografie des Bürgers Pimbers, der früher im Milchkombinat in Liepāja gearbeitet hatte, Auskunft gab. Die Biografie von Pimbers vollständig in meine Legende einzuarbeiten gelang leider nicht, da die Amerikaner kein Muster eines Stempels des Milchkombinats in Liepāja hatten. Deshalb

⁴⁶ Liepājas bēgļi nodod liecības [Die Flüchtlinge aus Liepāja sagen aus], in: Laiks, 11.2.1953.

⁴⁷ Pirmais gads brīvībā. Saruna ar Nīču ģimeni, kas pirms gada izlauzās cauri dzelzs aizkaram [Das erste Jahr in Freiheit. Gespräch mit der Familie Nīcis, die den eisernen Vorhang durchbrochen hat], in: Laiks, 27.1.1954.

⁴⁸ Ebenda.

enthielt meine Legende eine Abweichung, insofern es um die Arbeitsstätte ging.⁴⁹

So wurde der Betrieb „Sarkanais Metalurģs“ zur Arbeitsstelle des „Pimbers“ aus der Legende von Brombergs. In diesem Fall interessierten sich die Ermittler jedoch weniger für die Geschichte von Nīcis, im Brennpunkt standen diejenigen Personen, die mit der Vorbereitung von Agenten, die in die Lettische SSR eingeschleust werden sollten, verbunden waren, wie z.B. der ehemalige antisowjetische Partisan Freds Launags, dem 1947 die Flucht nach Schweden gelungen war, oder der im Exil lebende General der ehemaligen lettischen Armee Verners Tefpers. Am 18. Juni 1956 beschloss das KGB der Lettischen SSR, ein Ermittlungsverfahren gegen Personen in Westen einzuleiten, die laut der Aussage Brombergs mit sowjetfeindlichen Aktivitäten verbunden waren. Zu diesem Personenkreis gehörten neben dem Archäologen Valdemārs Ģinters und General Tefpers auch Žanis Nīcis.⁵⁰ Bereits am 31. Mai desselben Jahres wurde der Akte Brombergs auch eine Kopie des Urteils des Tribunals des Baltischen Militärdistrikts (*Baltijas Kara apgabala tribunāls*) vom 25. Juni 1953 beigelegt, das die von Nīcis organisierte Flucht und die damit verbundene Ermittlung betraf.⁵¹

Das Interesse für die Flüchtlinge reichte im sowjetischen Geheimdienst jedoch weiter. So wurde versucht, die Person des in Schweden gebliebenen Kapitäns Kairis in einem Spiel mit dem britischen Geheimdienst einzusetzen. Da Kairis über wertvolle Informationen bezüglich des Hafens von Liepāja verfügte, war die sowjetische Seite daran interessiert, ihn als Informationsquelle für die feindlichen Agenturen zu diskreditieren: Unter dem Decknamen „Žanis“ wurde das Werben um einen seiner Verwandten initiiert, der in Liepāja wohnte.⁵² Mit Hilfe eines fiktiven Mitglieds einer vermeintlichen Widerstandsbewegung wurde zugleich dem britischen Geheimdienst die Information zugetragen, „Žanis“ sei ein von den Sowjets angeworbener englischer Agent. Es ist möglich, dass es sich bei diesem Köder um Žanis Lēmanis handelte, den Bruder von Kairis' Ehefrau Olga. Da die Aktivitäten des britischen Geheimdienstes in der Lettischen SSR genauestens kontrolliert wurden, war es gar nicht nötig, die betroffene Person in irgendeine reale Handlung einzuschalten. Es war auch kaum denkbar, dass die Briten mit dem realen „Žanis“ irgendwie Kontakt aufnehmen

⁴⁹ Verhörprotokoll von Leonīds Brombergs, 25.5.1954, in: LNA LVA, 1986/1/40596, Bd. 1, Bl. 164.

⁵⁰ Beschluss des KGB der Lettischen SSR, Riga, 18.6.1956, in: ebenda, Bd. 4, Bl. 152.

⁵¹ Urteil des Tribunals des Baltischen Militärdistrikts im Fall von Žanis Nīcis, Andrejs Kairis u.a. (der Akte von Leonīds Brombergs zugefügt), 31.5.1954, in: ebenda, Bl. 125-127.

⁵² Arhīva lieta „Lursens-S“ (LPSR VDK operatīvā spēle ar angļu izlūkdienestu no 1948. līdz 1954. gadam) [Archivsache „Lursens-S“ (Ein operatives Spiel des KGB der Lettischen SSR mit der britischen Abwehr von 1948 bis 1954)], 4.2.1986. Einsehbar unter dem URL: <http://www.historia.lv/dokumenti/arhiva-lieta-lursens-s-lpsr-vgk-operativa-spele-ar-anglu-izlukdienestu-no-1948gada-lidz> (letzter Zugriff 30.3.2017).

oder ihn auf seine britische Agentenidentität prüfen würden. Mehr über diese Geschichte ist einer Publikation unter dem Titel „Arhīva lieta Lursens S“ (Die Akte Lursen-S) aus dem Jahre 1986 zu entnehmen, in der die Geschichte des KGB der Lettischen SSR heroisiert wurde. Demnach habe der „quasi Partisan“⁵³ berichtet, dass der Hinterhalt geglückt sei: „Ein Nachrichtenübermittler sowie zwei Partisanen, die den Briefkasten von Žanis überprüften, sind in die Falle von KGB-Leuten geraten.“ Während eines Schusswechsels seien der Nachrichtenübermittler und einer der Partisanen ums Leben gekommen, der andere – schwer verletzt – geriet in die Hände des KGB. Die Engländer hätten erklärt, dieser Vorfall solle eine Lehre für sie sein. „Kairis nannten sie einen Provokateur, einen KGB-Agenten, und berichteten später, dieser sei ‚aus der Gesellschaft verschwunden‘“.⁵⁴ Damit war die Glaubwürdigkeit des Kapitäns offenbar gründlich beschädigt worden, was das KGB als Erfolg wertete.

Kairis' Schwager Žanis Lēmanis äußerte sich im November 2007 in der Zeitung „Kurzemes Vārds“ (Stimme Kurlands) zu dem Fall. Ihm zufolge sei es dem KGB gelungen, die Todesstrafe für Kairis, zu der dieser in Abwesenheit verurteilt worden war (siehe unten), auch auszuführen: Kairis sei in Schweden unter rätselhaften Umständen während eines Schwimmwettbewerbs ums Leben gekommen. Bereits zuvor sei er in einem ebenso rätselhaften Autounfall und einem Schiffsbruch verwickelt gewesen.⁵⁵

Žanis Nīcis äußerte sich in einem 1988 veröffentlichten Artikel unter dem Titel „Nepiedodams noziegums“ (Unverzeihliches Verbrechen). Hierin beklagte er sich darüber, dass es seinem in der Lettischen SSR lebenden Schwager Jēkabs Čukurs ungeachtet der Perestroika verweigert worden sei, seine Schwester in den USA zu besuchen. Von der Familie Nīcis, die bereits US-Bürger waren, werde heute noch verlangt, in der sowjetischen Botschaft einen Antrag zu stellen, um eine Erlaubnis für ihr Leben in den USA zu erhalten. Der Artikel endete mit den Worten:

„Ich hätte gerne die Namen jener Richter [die Repressionen gegen Verwandte der Familie Nīcis angeordnet hatten; J.Ķ.] gewusst, um sie selbst zur Rechenschaft zu ziehen (...). Ich hätte auch gern den Namen dieses Beamten gewusst, der die Visa-Abteilung leitete (...). Offensichtlich sind auch 35 Jahre zu wenig, um den Sklaven ihre Flucht aus der Sklaverei zu vergeben“.⁵⁶

⁵³ Der KGB-Agent wurde vom britischen Geheimdienst für einen nationalen Partisanen (Waldbruder) angesehen und galt somit als vertrauenswürdige Informationsquelle.

⁵⁴ Arhīva lieta „Lursens-S“ (wie Anm. 52). Hervorhebung im Original.

⁵⁵ ŽANIS LĒMANIS: Saknes visā Latvijas zemē [Wurzeln im ganzen Boden Lettlands], in: Kurzemes Vārds, 13.11.2003, einsehbar unter dem URL: <http://www.liepajniekiem.lv/zinas/sabiedriba/saknes-visa-latvijas-zeme-12341> (letzter Zugriff 30.3.2017).

⁵⁶ ŽANIS NĪCIS: Nepiedodams „noziegums“ [Das unverzeihliche „Verbrechen“], in: Laiks, 10.8.1988.

Die Panik der Behörden

Das MGB wurde schon am Abend des 20. Januar 1953 von der Flucht informiert. Die Nachricht stammte von einem 15-jährigen Komsomolzen, der die Information durch einen Freund erfahren hatte, der wiederum ein Verwandter von Gunārs Čukurs war. Einer von dessen Brüdern – damals noch ein Schüler – hatte ausgeplaudert, dass der Bruder nach Schweden fliehe. Gleich darauf begann die Suche nach Nīcis und Čukurs. Am Morgen des 22. Januar wurde ein Flugzeug der Grenzwa­che in die Fischerei­zone entsandt, jedoch ohne Erfolg.⁵⁷ Wegen des Nebels verzichteten die Grenzwa­che und die Leitung der Luftstreitkräfte darauf, ein Aufklärungsflugzeug starten zu lassen. Bevor der Trawler am 22. Januar zurückkehrte, war den Behörden aber bereits klar, dass sich Žanis Nīcis und seine Frau Lilija nicht mehr an ihrem Wohnort befanden.⁵⁸

Der erste Bericht von der Flucht der Familie Nīcis ist auf dem 22. Januar datiert, als der Trawler zurückkehrte und die Flucht offenkundig war. Der Bericht informierte den Ersten Sekretär des ZK der LKP Jānis Kalnbērziņš darüber, dass der Trawler an diesem Tag um 19 Uhr aus Gotland zurückgekehrt sei. Dessen Besatzung habe bestätigt, dass „der Kapitän – der 1918 geborene Andrejs Kairis – zusammen mit weiteren drei fremden Personen (darunter eine Frau) (...) in Schweden geblieben“ sei.⁵⁹

Wie bereits erwähnt, hatte „Voice of America“ bereits um 18:45 Uhr von der Flucht der vier Sowjetbürger nach Schweden berichtet. Während im Falle der Flucht von 1952 der erste Bericht erst zwei Wochen später im Büro des ZK der LKP eintraf, geschah dies im folgenden Jahr bereits am Tag der Rückkehr des Trawlers. Allem Anschein nach wurde der erste Bericht an das MGB in großer Eile erstellt, denn er enthält einige Fehler – so wird die Zahl der zurückgekehrten Besatzungsmitglieder mit drei anstatt mit vier angegeben.⁶⁰ In einem Bericht, der am 23. Januar das ZK erreichte, hieß es noch, dass Nīcis und Čukurs durch Bestechung des Kolchos-Wärters zum Schiff gekommen seien.⁶¹ Wie bereits erwähnt, bestätigte sich dieser Verdacht später nicht. Eventuell gefiel den Behörden die Vorstellung, die Flüchtlinge hätten vor Ort auf ein Netzwerk von (bezahlten) Unterstützern zurückgreifen können, um Kritik an der eigenen Nachlässigkeit vorzubeugen. In seinem Bericht vom 23. Januar informierte der Stellvertretende Minister für Staatssicherheit der Lettischen SSR Fotij Pešečov das ZK der LKP über die Mannschaftsmitglieder.⁶²

Auch unter der Leitung des Kolchos, der Hafen- und der Grenzwa­che sowie anderen Vertretern der Sicherheitsdienste wurde nach

⁵⁷ Bericht Pešečovs, 22.1.1953 (wie Anm. 25), Bl. 42.

⁵⁸ Ebenda.

⁵⁹ Ebenda.

⁶⁰ Ebenda, Bl. 41.

⁶¹ Bericht Pešečovs, 23.1.1953 (wie Anm. 41), Bl. 44.

⁶² Ebenda.

Verantwortlichen gesucht. Die Umstände der Flucht wurden am 26. Januar auf einer Sondersitzung untersucht, auf der von der Parteiorganisation des Kolchos bis zum ZK der LKP alle Ebenen vertreten waren. Die schwersten Vorwürfe wurden auf dieser Sitzung gegen die Grenzwache des MGB erhoben. Dabei lässt sich ein typisches Verhaltensmuster der Konfliktlösung erkennen, das von gegenseitigen Beleidigungen und einer für das System charakteristischen Paranoia gekennzeichnet war. So galt es damals als tadelnswert und verdächtig, wenn z.B. die Grenzwächter in ihrer Freizeit manchmal mit den Fischern zusammen tranken, oder, was noch schlimmer war, wenn die Fischer den Grenzwächtern Fische als Geschenk anboten.⁶³ Vor diesem Hintergrund wurde laut den Ermittlungsakten Babenko eine Mitschuld unterstellt; recht aufdringlich wurde versucht herauszufinden, ob dieser nicht zufällig ein gutes Verhältnis zu Kairis gehabt haben könnte.⁶⁴

Um die Handlungsweise der ersten Kommandantur des 23. Grenzüberwachungsbezirks zu rechtfertigen, hielt einer deren Leiter namens Lukjanov den höheren Instanzen vor, die Ergebnisse durchgeführter Inspektionen zu verheimlichen.⁶⁵ Einem Oberst Kuzmenko wurde dagegen vorgeworfen, dass er nach Erhalt des Alarmsignals, d.h. dem Bericht vom 20. Januar über den Jungen, der ausgesagt hatte, dass jemand geflohen sei, nicht sofort die Schiffe der Grenzwache in die stürmische Ostsee hinausgeschickt habe, was in der Tat erst am nächsten Morgen geschah, als der Sturm sich gelegt hatte. Zudem wurde der Grenzwache zum Vorwurf gemacht, nur den voraussichtlichen Aufenthaltsort des Trawlers auf See untersucht zu haben.

Der Leiter des Parteikomitees des Kreises Liepāja Ivan Desmitniek⁶⁶ sagte aus, die Leitung der Schiffswerft „Tosmare“ könne Nīcis keine verdächtigen Handlungen vorwerfen. Als potentiell „verdächtig“ galt indes der Umstand, dass Nīcis bereits seit 1939 berufstätig war, also seit jener Zeit, als infolge der Stützpunktverträge sowjetische Einheiten in Liepāja disloziert worden waren.⁶⁷ Daraus sollte geschlossen werden, dass Nīcis unter Umständen ein Spion war. Das war für sowjetische Funktionäre ein recht typisches Muster, überall potentielle Spione und Feinde zu erkennen. Desmitniek bestand darauf, sich an das sowjetische Kriegsmarineministerium zu wenden, um die Entlassung des Leiters des Betriebs „Tosmare“, Kijasov, zu erwirken. Dessen Schuld sei darin zu sehen, dass er die Loyalität seiner Arbeiter nicht geprüft habe.⁶⁸ Desmitniek war der Ansicht,

⁶³ Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 63.

⁶⁴ Verhörprotokoll von Aleksej Babenko, 26.1.1953 (wie Anm. 35), Bl. 135.

⁶⁵ Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 63.

⁶⁶ Ivan Desmitniek (1899–1965), geboren im Kreis Bauska in der Gemeinde Stelpe, seit 1915 in Petrograd, Mitglied der Partei seit Juli 1917, wurde 1946 Stellvertretender Vorsitzender des Exekutivkomitees der Stadt Riga, war 1947 Sekretär des Rigaer Stalin-Rajons, Deputierter des Obersten Sowjets der LSSR, seit 1954 Minister für Industrie der Lebensmittelerzeugnisse der LSSR.

⁶⁷ Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 61.

⁶⁸ Ebenda.

Kijasov habe die Parteistrukturen des Kreises Liepāja ignoriert und deren Rolle missachtet.⁶⁹

Die Leitung der Grenzwache erklärte Babenko zum Sündenbock, da er die Besichtigung des Trawlers angeblich oberflächlich durchgeführt habe. Doch liege die größte Schuld bei der Leitung des Fischereikolchos. Sowohl Babenko⁷⁰ als auch die vernommenen Besatzungsmitglieder⁷¹ behaupteten, dass die Grenzwächter den Trawler wie immer ordnungsgemäß besichtigt hätten. Schließlich gehörten die Inspizierung des Schiffräumes unter Deck und die Prüfung des Wasserreservoirs nicht zur Routine. Die Grenzwächter waren nicht darüber informiert worden, dass bereits am 28. Dezember 1951 die Leitung der Grenzposten in Liepāja von ihren Agenten Informationen darüber erhalten hatte, dass die Fischer darüber diskutierten, wie man in den Wasser- und Treibstoffreservoirs Verstecke einrichten könne, um so ins Ausland zu entkommen.⁷²

Repressionen gegen die Besatzungsmitglieder

Alle Flüchtlinge wurden nach Art. 58^{ia}⁷³ in Abwesenheit zum Tode verurteilt.⁷⁴ Die Gerichtsverhandlung, in der der Fall aller vier Flüchtlinge vorgetragen wurde, fand am 25. und 26. Juli 1953 in Riga statt. Erst 1987, nach Ablauf der Verjährungsfrist, erfolgte der Straferlass.

Flucht war im sowjetischen Verständnis Heimatverrat. Die heimgekehrten Besatzungsmitglieder wurden festgenommen und langen Verhören unterzogen, schließlich hätte einer von ihnen ja an der Organisation der Flucht beteiligt sein können. So galt es herauszufinden, ob unter ihnen einer war, der in die Pläne des Kapitäns eingeweiht war und ihm geholfen hatte. Am 4. Februar 1953 wurde Arnolds Zands verhaftet, wohingegen die Ermittlungen gegen die anderen Besatzungsmitglieder später eingestellt wurden. Doch wurden alle aus dem Kolchos „Boļševiks“ entlassen. Kalnītis wurde zudem aus der LKP ausgeschlossen und zur Süßwasserfischerei (im Liepāja-See) versetzt; Kibelko durfte nur noch im Rigaer Meerbusen fischen.⁷⁵ Allerdings wurden diese Einschränkungen später aufgehoben.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Verhörprotokoll von Aleksej Babenko, 22.1.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 281.

⁷¹ Siehe z.B. das Verhörprotokoll von Arvids Silarājs (wie Anm. 37), Bl. 142.

⁷² Bericht von Oberst Emel'janov, des Vorsitzenden der Abteilung für Gegenspionage des MGB des Baltischen Militärdistrikts, 27.1.1953. Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 71.

⁷³ Dieser Artikel des Strafgesetzbuchs der RSFSR bewertet eine Flucht aus der UdSSR als Staatsverrat und fordert die Todesstrafe. Ugolovnyj kodeks RSFSR (wie Anm. 6), S. 27-32.

⁷⁴ Urteil im Prozess gegen Žanis Nīcis, Gunārs Čukurs, Lilija Nīcis und Andrejs Kairis, 26.1.1953, in: Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 425.

⁷⁵ DRIĶE, Pāri jūrai (wie Anm. 8), S. 37.

Am strengsten wurde der Mechaniker Arnolds Zands bestraft. Als zentraler Punkt der Anklage galt, dass Kairis ihn während der Flucht zwei Mal geholt hatte, um den Schiffsmotor zu reparieren. Die gegen Zands erhobene Anklage zeigt deutlich die Amoralität der sowjetischen Justiz bezüglich der sogenannten politischen Verbrecher. In der Gerichtsverhandlung mussten die anderen Mannschaftsmitglieder gegen Zands aussagen, so als hätte er als einziger die Gelegenheit gehabt, die Flucht zu verhindern – während der Reparatur des Motors.⁷⁶ Da er aber im Gegenteil den Maschinenschaden beseitigte, half er nach der Logik des Gerichts den „Heimatverrätern“. Die Gerichtsexpertise stellte zudem fest, dass es ein Leichtes gewesen wäre, den Motor unauffällig kaputtzumachen.⁷⁷ Zudem wurde Zands vorgeworfen, mit der Signalpistole in die Luft und nicht auf den Kapitän geschossen zu haben, nachdem der Trawler bei Windstärke sechs bis sieben auf eine Sandbank an der gotländischen Küste aufgelaufen war.⁷⁸

Allerdings wurde Zands nicht nur beschuldigt, die Flucht nicht verhindert zu haben. Ihm wurde auch die Aufbewahrung „antisowjetischer Literatur“ zur Last gelegt, so als ob dies ihn schon daran gehindert hätte, sich an Deck eines Fluchtschiffes wie von den Behörden erwartet zu verhalten. Aus heutiger Sicht fällt es jedoch schwer, die politische Tragweite der konfiszieren Literatur zu ermessen: Darunter fanden sich z.B. „Latviešu gada grāmata 1944. gadam“ (Das lettische Jahrbuch für 1944), die Zeitschrift für Hausfrauen „Mana māja“ (Mein Haus, Nr. 3, 1942) und die Kinderzeitschrift „Cīrulītis“ (Lerchen) aus der Zeit vor 1941. Im Ergebnis wurde Zands nach Art. 58^{1a} wegen der Förderung einer Flucht und nach Art. 58^o wegen der Aufbewahrung antisowjetischer Literatur zu zehn Jahren Haft und Beschlagnahme des Besitzes verurteilt.⁷⁹ Zands und sein noch minderjähriger Sohn schrieben gleich nach dem Urteil Bittschriften, um einen Straferlass oder -milderung zu erwirken.⁸⁰ Doch war alles umsonst. Die Jahre 1953 bis 1956 musste Zands in einem Arbeitslager bei Archangel'sk verbringen. Nach seiner Rehabilitierung konnte er 1956 in die Lettische SSR zurückkehren. Doch durfte er nach den Angaben seiner Tochter nicht mehr zur See fahren. Er übte fortan andere einfache Arbeiten in Liepāja aus. Diese ganze Geschichte hat auch das Leben des Sohnes beeinträchtigt. Edgars Zands wollte, wie einst sein Vater, zur See fahren, doch wurde es ihm zunächst gänzlich verboten; erst mit der Zeit bekam er die Erlaubnis, auf Schiffen zu arbeiten, die nur tagsüber auf Fischfang gingen.⁸¹

⁷⁶ Bestätigung des Gerichtsurteils im Fall A. Zands, 24.9.1954. Akte von Arnolds Zands (wie Anm. 36), Bd. 3, Bl. 391.

⁷⁷ Ebenda, Bl. 306.

⁷⁸ Ebenda.

⁷⁹ Gerichtliches Urteil im Fall A. Zands, 11.6.1953, in: ebenda, Bl. 224.

⁸⁰ Brief von Edgars Zands an Nikita S. Chruščev, 25.10.1955. Akte von Arnolds Zands (wie Anm. 36), Bd. 3, Bl. 392.

⁸¹ Interview von Aiva Lapiņa mit Dzintra Zariņa, 27.11.2015.

In diesem Vorgehen erkennt man sehr anschaulich die Vorstellung des repressiven Systems, dass ein „Heimatverrat“ um jeden Preis verhindert werden muss. Die Umstände spielten dabei überhaupt keine Rolle, ob man das eigene Leben oder das anderer Leute riskierte, ob man dabei einen Schiffsmotor zerstört, auf den Kapitän schießt, egal, ob er bewaffnet war oder nicht, egal, ob er, wie im Falle von Zands und Kairis, ein Freund war.

Man hat den – kaum überraschenden – Eindruck, dass die Beweisaufnahme im Fall Zands' mit dem Ziel erfolgte, dessen Schuld noch zu vergrößern. So z.B. in Bezug auf die Frage, ob Kairis im Maschinenraum bewaffnet war oder nicht, was eigentlich nur Zands selber wissen konnte. Die Anklage stützte sich jedoch auf die Behauptung von Kalnītis, er habe beim Kapitän keine Waffe gesehen. Das Gericht sah also Zands' Aussage, er sei zur Reparatur des Motors unter vorgehaltener Waffe gezwungen worden, als nicht beweisbar an und ließ sie daher außer Acht.⁸² Ebenso ignorierte das Gericht die Aussage von Silarājs, Kairis habe beim Verlassen des Schiffes in Gotland eine Waffe in die Tasche gesteckt.⁸³ Auch andere Fälle zeigen, dass die Auswertung der Beweise keinesfalls objektiv erfolgte, und Behauptungen, welche eine Schuld erschwerten, stets vorgezogen wurden. Das galt auch dann, wenn sich Zeugenaussagen widersprachen. So missachtete das Gericht die Angabe von Zands, Kalnītis habe ihm empfohlen, dem Kapitän zu gehorchen und den Motor zu reparieren, sonst würde Kairis sie alle erschießen.⁸⁴ Demgegenüber fand Kalnītis' Behauptung, er habe Zands vorgeschlagen, den Motor zu beschädigen, vor Gericht Berücksichtigung.⁸⁵

In der am 26. Mai vorgebrachten Anklageschrift hieß es, Zands habe die Flucht begünstigt und sei dafür sogar belohnt worden.⁸⁶ So habe er während des gemeinsamen Umtrunks einen von Kairis gereichten Cognac „zur Nervenberuhigung“ genießen dürfen und das von Kairis zurückgelassene Geld, einige Staatsanleihen und einen Pelzmantel angenommen.⁸⁷ Den Gerichtsakten ist jedoch nicht so eindeutig zu entnehmen, wie und ob Zands überhaupt diese „Entlohnung“ angenommen hat. Denn einer abweichenden Version zufolge habe Zands selbst den Kapitän um einen Cognac gebeten. Ebenso soll er Kairis um den „Zettel“ gebeten haben, auf dem der Kapitän bestätigte, dass er die Mannschaft gezwungen habe, nach Schweden zu fahren. Einige Mannschaftsmitglieder bezeugten, dass Zands Geld von Kairis erhalten habe⁸⁸, während Zands betonte, dass Kai-

⁸² Gerichtliches Urteil im Fall Arnolds Zands (wie Anm. 79), Bl. 322ff.

⁸³ Verhörprotokoll von Arvīds Silarājs, 25.1.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 141.

⁸⁴ Verhörprotokoll von Arnolds Zands, 4.2.1953. Akte von Arnolds Zands (wie Anm. 36), Bd. 3, Bl. 345.

⁸⁵ Gerichtliches Urteil im Fall Arnolds Zands (wie Anm. 79), Bl. 326.

⁸⁶ Anklageschrift gegen Arnolds Zands, 26.5.1953. Akte von Arnolds Zands (wie Anm. 36), Bd. 3, Bl. 224.

⁸⁷ Ebenda, Bl. 223.

⁸⁸ Ebenda.

ris das Geld für die ganze Mannschaft hinterlassen habe.⁸⁹ Silarājs wiederum sprach während des Verhörs davon, dass Kalnītis Kairis gebeten habe, diesen Zettel auf dem Schiff zu hinterlassen – was als Vorsichtsmaßnahme für ein Parteimitglied ja durchaus Sinn macht.⁹⁰

Dieses Knäuel von einander widersprechenden Aussagen lässt einen vermuten, dass sich entweder die übrige Mannschaft abgesprochen hat, die ganze Verantwortung Zands aufzubürden, oder, was wahrscheinlicher ist, dass auf die übrigen drei eingewirkt wurde, gegen Zands auszusagen, um die Verhandlung einfacher zu machen und einen zweifellos Schuldigen zu präsentieren.

Repressionen gegen Verwandte

Als es klar geworden war, dass die Flüchtlinge aus dem sowjetischen Machtbereich entkommen waren, begannen die repressiven Organe damit, sich an den Verwandten und Freunden der Flüchtlinge zu rächen. Art. 58¹² des Strafgesetzbuchs der RSFSR besagte, dass wenn ein Fluchtversuch nicht gemeldet wird, die betroffene Person dafür strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen ist. An dieser Stelle sei näher auf das typische Argument-Beweis-Muster eingegangen, denn dieser Fall gewährt einen guten Einblick in die Praxis der sowjetischen repressiven Institutionen und in die ihr zugrunde liegenden Prinzipien. Den Verwandten von Flüchtlingen drohte die Höchststrafe nach Art. 58¹² des Strafgesetzbuchs der RSFSR: 25 Jahre Haft. In dem hier untersuchten Fall wurden mildernde Umstände konsequent missachtet. Dieses Vorgehen war ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandteil des repressiven Systems. Die Anwendung der rechtlichen Normen basierte meist auf folgenden Prinzipien: Ein Zweifel brachte der beschuldigten Person keinen Vorteil, es wurden härtere Strafen bevorzugt und mildernde Umstände außer Acht gelassen.

Die Exil-Zeitung „Laiks“ berichtete, dass der Stiefvater von Žanis Nicis nach dem Vorfall mehrmals verhört worden sei. Während eines solchen Verhörs habe er einen Herzanfall erlitten, an dem er starb.⁹¹ Fünf Angehörige der Familie Čukurs wurden zu Freiheitsstrafen von zehn bis 25 Jahren verurteilt. Laut der Anklage lag ihre Schuld darin, dass sie die Fluchtabsicht nicht gemeldet hatten (nach Art. 58¹²). Darüber hinaus wurde allen Familienmitgliedern das Hören von „Voice of America“ zum Vorwurf gemacht (Art. 58¹⁰). Einer der Verwandten, Miķelis Mazķunķis,

⁸⁹ Verhörprotokoll von Arnolds Zands vor Gericht, 25.6.1953. Akte von Andrejs Kairis (wie Anm. 26), Bl. 455.

⁹⁰ Verhörprotokoll von Arvīds Silarājs (wie Anm. 83), Bl. 278. In der Familie Zands wird erzählt, Zands habe den Cognac von Kairis gar nicht angenommen und die Flasche über Bord geschleudert. Zands habe Kairis' Entscheidung, nach Schweden zu fliehen, als Verrat des Freundes empfunden. Interview (wie Anm 81).

⁹¹ Nicis, Nepiedodams „noziedzums“ (wie Anm. 56).

wurde auch wegen weiterer Taten zur Rechenschaft gezogen, fanden sich doch auch bei ihm Bücher aus der Zeit des „bourgeoisien Lettland“ und der deutschen Besatzung. Auch seine ehemalige Zugehörigkeit zu den lettischen Sozialdemokraten wurde als strafrechtlich relevant anerkannt. Dem Vater der Flüchtlinge Jēkabs Čukurs und seinen Söhnen Jānis und Teovils wurde zudem der Dienst in der lettischen SS-Legion zum Vorwurf gemacht (nach Art. 58^{1a}).⁹²

Alle Verwandten wurden als Mitwisser angeklagt. Teovils Čukurs erklärte vor Gericht, dass Žanis tatsächlich am 14. Januar gesagt habe, er wolle fliehen. Auch Teovils' Frau Rasma sagte im ihrem Verhör am 25. Januar aus, dass sie und ihr Ehemann am 14. Januar von dem Fluchtplan erfahren hätten.⁹³ Teovils charakterisierte Žanis als einen selbstbewussten Mann, der von anderen Leuten, auch von seinen Verwandten, wenig halte.⁹⁴ Die Glaubhaftigkeit der Pläne wurde auch dadurch belegt, dass Žanis bereits ein Jahr zuvor davon erzählt haben soll, dass er des Lebens in Lettland überdrüssig sei und dass er einen Freund in den USA habe – den ehemaligen Leiter des Betriebs „Tosmare“.⁹⁵ Maiga Čukurs, der Mutter von Lilija, wurde zur Last gelegt, dass sie, nachdem sie von der Fluchtabsicht in Kenntnis gesetzt worden sei, damit begonnen habe, Essen zuzubereiten und es dann mitsamt einigen anderen Sachen der Tochter mit auf dem Weg gab. Sie wurde nach Art. 58^{1a} und Art. 58¹⁰ verurteilt.⁹⁶ Teovils Čukurs wurde gemäß Art. 58^{1a}, Jānis Čukurs gemäß Art. 58^{1a} und Art. 58¹⁰ verurteilt.⁹⁷ Maiga, Teovils und Jānis erhielten 25 Jahre Haft – einfach nur dafür, dass sie die Fluchtabsicht nicht gemeldet und ausländische Sender gehört hatten; bei Teovils, Jānis und Jēkabs Čukurs kam zudem noch der Dienst in der SS-Legion hinzu. Miķelis Mazķunķis und Jēkabs Čukurs wurden zu zehn Jahren Haft verurteilt.

Von der Amoralität dieser Anklagen, von der Härte des Gerichtsurteils und dem repressiven Charakter des ganzen sowjetischen Rechtswesens zeugt auch das Wiederaufnahmeverfahren, das bald nach Stalins Tod eingeleitet wurde. Am 18. April 1955 schlug der Vorsitzende des Tribunals des Baltischen Militärdistrikts vor, den Fall von Maiga Čukurs nicht nach Art. 58^{1a}, sondern nach Art. 58¹² zu qualifizieren, um die Haft von 25 auf sieben Jahre zu verkürzen. Schließlich gäben die Ermittlungen keinen Anlass zu vermuten, dass sie auf irgendeine Weise jemanden zur Flucht ermuntert hätte.⁹⁸

⁹² Anklageschrift gegen Teovils Čukurs, Maiga Čukurs, Jēkabs Čukurs, Jānis Čukurs, Miķelis Mazķunķis, 13.3.1953, in: LNA LVA, 1986/1/21647, Bd. 3, Bl. 282-288.

⁹³ Verhörprotokoll von Teovils Čukurs, 31.1.1953, in: ebenda, Bl. 263.

⁹⁴ Ebenda, Bl. 269.

⁹⁵ Ebenda, Bl. 260.

⁹⁶ Anklageschrift (wie Anm. 92), Bl. 283.

⁹⁷ Ebenda, Bl. 282f.

⁹⁸ Protest des Staatsanwalts des Baltischen Militärdistrikts, 18.4.1955, in: ebenda, Bl. 469.

Während des Wiederaufnahmeverfahrens gab das Mitglied des Tribunals des Baltischen Militärdistrikts Masko seine besondere Ansicht bezüglich des Freiheitsentzuges von Maiga und Jēkabs Čukurs zu Protokoll. Zwar habe das Tribunal die Strafe von Maiga Čukurs von 25 auf sieben Jahre gemildert, doch sei diese Strafe immer noch viel zu hart.⁹⁹ „Ich bin der Meinung, dass sie als Eltern – auch wenn sie vom Vorhaben ihrer Kinder, ins Ausland zu fliehen, gewusst haben – die Staatsbehörden rein aus verwandtschaftlichen Gründen nicht benachrichtigt haben.“¹⁰⁰ Aber diese abweichende Ansicht hatte keine weiteren Konsequenzen für das Verfahren.

Selbst wenn die sowjetischen Gesetze von nahen Verwandten forderten, ein solches „Verbrechen“ zu melden, kann man sich doch fragen, ob solch eine Meldung überhaupt glaubhaft gewesen wäre. Teovils hatte bei seinem Verhör erklärt, er habe an den Erfolg der Flucht ohnehin nicht geglaubt.¹⁰¹ Hätte er ihn also denunzieren sollen, obwohl er ihm nicht glaubte? Trotzdem wurde ihm von der Anklage Mitwisserschaft vorgeworfen.¹⁰²

Die Grenzwache war nun gehalten, ihre Bemühungen um die Sicherung der „Festung des Sozialismus“ zu verstärken: Nach der Flucht vom Januar 1953 wurden die Fischerboote bei ihrer Besichtigung vor dem Auslaufen stets mit Piken durchsucht, um zu prüfen, ob nicht doch in irgendwelchen Hohlräumen Flüchtlinge versteckt sind.¹⁰³

Die Reaktion der Parteistrukturen

Die erste Bürositzung des ZK der LKP, auf der die Flucht erörtert wurde, fand bereits, wie schon erwähnt, am 26. Januar 1953 statt. Parteichef Jānis Kalnberziņš schlug dabei vor, dass Fischerboote künftig nur in Gruppen in See stechen dürften, damit sich die Fischer gegenseitig kontrollierten.¹⁰⁴ Auch ZK-Sekretär Arvids Pelše war der Ansicht, dass es mehr Vorsichtsmaßnahmen geben müsse:

„Wir müssen uns an den Genossen Malenkov in Moskau wenden und ihn eindringlich darum bitten, dass dieser Grenzabschnitt ordentlich geschlossen wird. Der erste Fall der Flucht im Juni, jetzt – schon der

⁹⁹ Die Umwertung der Gerichtssache wurde gestützt auf Art. 50¹² und 58¹⁰ des Strafgesetzbuches der RSFSR. Siehe Ugolovnyj kodeks (wie Anm. 6); Besondere Ansicht des Mitglieds des Gerichtskollegiums Masko bezüglich des Falls von Maiga Čukurs, 13.6.1955, in: LNA LVA, 1986/1/21647, Bd. 3, Bl. 425.

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Verhörprotokoll von Teovils Čukurs (wie Anm. 93), Bl. 265.

¹⁰² Anklageschrift (wie Anm. 92), Bl. 283. In einem Brief an die Generalstaatsanwaltschaft (*general'naja prokuratura*) der UdSSR, den er nach der Urteilsverkündung schrieb, wiederholte Čukurs, er habe dem Gerede von Žanis einfach nicht geglaubt. Čukurs' Brief, in: LNA LVA, 1986/1/21647, Bd. 3, Bl. 397.

¹⁰³ DRIKE, Pāri jūrai (wie Anm. 8), S. 39.

¹⁰⁴ Protokoll der Sitzung des Büros des ZK der LKP (wie Anm. 17), Bl. 67.

zweite. Werden wir alle drei, vier Monate die Imperialisten mit Spionen beliefern?¹⁰⁵

Für die sowjetische Nomenklatur waren solche Fluchtversuche außerordentlich unangenehm. Pelše kommentierte:

„Dieser Vorfall hat eine internationale Resonanz, eine internationale Bedeutung. Es ist nicht, als hätte jemand einfach Geld gestohlen. Selbst wenn jemand eine Million Staatsgeldes gestohlen hätte, wäre der Verlust nicht so groß wie dieser Verrat. In diesem Fall tragen alle eine ernste disziplinäre und parteiliche Verantwortung.“¹⁰⁶

Tatsächlich wurde ein Schreiben an Georgij M. Malenkov, den Stellvertretenden Ministerpräsidenten der UdSSR, abgefasst, in dem gefordert wurde, in die zentral gesteuerten Einheiten der Grenzüberwachung des MGB und an der Grenze insgesamt „Ordnung zu bringen“. Des Weiteren wurde gebeten, den Empfang westlicher Sender in Kurland zu stören, da auch die durch diese Sender verbreitete „westliche Propaganda“ als Fluchtgrund genannt wurde.¹⁰⁷ Das, was im Büro des ZK der LKP vor sich ging, kam einer offenen Panik recht nahe – und sie sollte viele Opfer haben. Tatsächlich kann man der Ansicht, die westlichen Sender trügen eine Mitschuld als zur Flucht motivierender Faktor, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Nicis selbst wies nach den Angaben in der Exil-Presse darauf hin, dass er über diese Sender die Nachricht von Tuklers’ erfolgreicher Flucht erhalten habe. So sei er ermutigt worden, es selbst zu versuchen.

Die Partei untersuchte auch die angeblichen Versäumnisse bei der Grenzüberwachung. So wurde z.B. dem Kommando der Vierten Kriegsflotte vorgeworfen, unter dem Vorwand des Sturmes erst am 22. Januar Flugzeuge auf die Suche nach dem Trawler geschickt zu haben – als das Schiff bereits wieder auf dem Weg nach Hause war. Darüber hinaus wurde die Schuld auch der Leitung der Kriegsmarine, der Personalabteilung des Betriebes „Tosmare“ sowie den dort beschäftigten Mitarbeitern des MGB zugeschoben. Der in der Hierarchie am höchsten positionierte Beamte, der entlassen wurde, dürfte der bereits erwähnte stellvertretende Minister für Fischindustrie Elmārs Briedis gewesen zu sein.

Am 26. Januar wurde die Flucht des Trawlers auch vom Kreispartei-Komitee Liepāja behandelt. Auf der Sitzung wurde erklärt, dass die Parteiorganisation der Stadt Liepāja Schuld trage, weil sie aus dem Vorfall im Vorjahr keine Lehren gezogen habe. Harte Kritik wurde auch an der Leitung der Station für mechanisierte Fischerei in Liepāja (*Liepājas Mehanizētās zvejas stacija*) geübt, doch galt der Tadel vor allem Kolchosdirektor Jēkabs Brunzāts.¹⁰⁸ Das Parteikomitee der Stadt Liepāja machte

¹⁰⁵ Ebenda, Bl. 65.

¹⁰⁶ Ebenda.

¹⁰⁷ Ebenda, Bl. 59f.

¹⁰⁸ Protokoll der Sitzung der Kreisparteiorganisation der Stadt Liepāja (wie Anm. 9), Bl. 13.

es sich als Konsequenz aus den Vorfällen zur Aufgabe, die Qualität der „politischen Erziehung“ unter den Fischern zu erhöhen.¹⁰⁹ Zwar gebe es auf jedem Boot Kommunisten, doch würden allem Anschein nach keine realen erzieherischen Maßnahmen durchgeführt. Brunzāts erhielt einen strengen parteilichen Verweis.¹¹⁰ Gleichzeitig wurde ihm aufgetragen, innerhalb von zwei Wochen einen ordentlichen Zaun um das Gelände des Kolchos „Boļševiks“ zu bauen, ein Passierscheinsystem einzurichten und die Beleuchtung an den Kais zu gewährleisten. Es wurde beschlossen, den Leiter des Fischereihafens von Liepāja Boris Livanov seines Amtes zu entheben und ihm einen strengen Verweis zu erteilen.¹¹¹ Darüber hinaus sollten die Grenzwächter in Liepāja genauso zur Verantwortung gezogen werden wie die operativen und leitenden Mitarbeiter der Abteilung des MGB, die im Stützpunkt der Kriegsmarine von Liepāja für die Gegenespionage zuständig war, denn auch deren Fahrlässigkeit habe die Flucht ermöglicht.¹¹² Schließlich sollten Schiffe künftig mit Funkstationen ausgestattet werden und durften nur noch in Gruppen in die Fischereizonen hinausfahren.¹¹³

Diese Welle von Entlassungen gehörte zu den damals typischerweise angewandten Repressionen. Sie erfolgten nicht sofort und nicht auf einmal, doch zielten die Parteistrukturen anscheinend bewusst darauf, den verantwortlichen Diensthabenden, die mit der Flucht in Berührung gekommen waren, irgendwelche weiteren „Sünden“ nachzuweisen, um sie leichter absetzen zu können. Der Stellvertreter des Leiters der Transportabteilung des städtischen Parteikomitees berichtete am 26. Januar, Kolchosdirektor Brunzāts habe bis zum 24. Januar etliche Arbeiter, denen nicht mehr vertraut werden könne, immer noch nicht entlassen – darunter die Sekretärin und der leitende Buchhalter.¹¹⁴ Daraufhin wurde am 4. Februar auf der Bürositzung des städtischen Parteikomitees von Liepāja beschlossen, Brunzāts „wegen nachlässiger Haltung gegenüber den Mitarbeitern sowie fehlender politischer Wachsamkeit“ zu entlassen.¹¹⁵ Die beiden Grenzwächter, die die Besichtigung des Trawlers durchgeführt hatten, wurden zu einer Haft von acht Jahren verurteilt.¹¹⁶ Der Direktor des Fischkombinats in Liepāja bekam einen strengen Verweis wegen Fahrlässigkeit gegenüber seinen Mitarbeitern erteilt.¹¹⁷

¹⁰⁹ Ebenda.

¹¹⁰ Ebenda, Bl. 15.

¹¹¹ Ebenda.

¹¹² Ebenda, Bl. 18.

¹¹³ Ebenda.

¹¹⁴ Bericht des Stellvertretenden Leiters der Transportabteilung des Stadtparteikomitees Liepāja. Protokoll der Sitzung der Kreisparteiorganisation der Stadt Liepāja, 4.2.1953, in: LNA LVA, PA-105/13/6, Bl. 20.

¹¹⁵ Beschluss der Bürositzung des Stadtparteikomitees Liepāja, 4.2.1953, in: ebenda, Bl. 77.

¹¹⁶ DRIKE, Pāri jūrai (wie Anm. 8), S. 37.

¹¹⁷ Beschluss der Bürositzung (wie Anm. 115), Bl. 78.

Diese Repressionen waren strenggenommen zwar sinnlos, doch galt das gewiss nicht aus der Sicht derjenigen Personen und Institutionen, die sie veranlasst und durchgeführt haben. Als Reaktion auf die Gesamtsituation der Flucht sollten die bürokratischen und militärischen Institutionen mobilisiert werden, solche Vorfälle in der Zukunft zu verhindern. Doch trotz verstärkter Sicherheitsmaßnahmen erreichte am Morgen des 11. Juli 1957 schon wieder ein Fischertrawler aus Liepāja die Küste Gotlands. Erneut beantragten vier sowjetische Staatsbürger in Schweden politisches Asyl.

Schluss

Die beschriebenen Fluchtaktionen sind nur teils als politisch motiviert zu betrachten. Die Angst vor Repressionen, die die Bevölkerung in der stalinistischen Zeit besonders stark empfand, die massenhafte Flucht nach Schweden am Ende des Krieges sowie die noch frische Erinnerung an Familienangehörige und Bekannte, die ins Exil gegangen waren, all diese Erfahrungen motivierten einzelne Bürger der Lettischen SSR immer wieder zu Fluchtversuchen. Doch wäre es im Falle der Familie Nīcis nicht ganz korrekt zu behaupten, dass sie von Repressionen bedroht gewesen wäre. Bedenkt man, mit welchen Risiken die Flucht für die Familie verbunden war und welcher Gefahr die daheimgebliebenen Angehörigen ausgeliefert wurden, ist die Bewertung und Einschätzung dieses Falles insgesamt sehr kompliziert.

Abgesehen davon, dass die Flüchtlinge in Abwesenheit zur Höchststrafe verurteilt wurden, folgte die gegen deren Familienangehörige gerichtete Untersuchung in der Lettischen SSR den stalinistischen Rechtsprinzipien. Den Verwandten wurden für das Nichtmelden der Fluchtpläne härteste Strafen auferlegt. Das Gesetz zwang die Menschen dazu amoralisch zu handeln. Wie um sich selbst zu bestätigen, nutzte das sowjetische Rechtswesen darüber hinaus die Gelegenheit, den angeklagten, zu Mitschuldigen erklärten Verwandten noch weitere „Straftaten“ zur Last zu legen, wofür sie noch zusätzlich büßen sollten.

Zweifellos ist in dieser Flucht auch ein gewisser Akt des Widerstands gegenüber der stalinistischen Realität im sowjetischen System zu sehen. Zumindest der Staat hat, wie seine panische Reaktion zeigte, diese Tat als antisowjetische Aktion gewertet. Allerdings war die Angst vor dem System bei weitem nicht die einzige Motivation, die Menschen zur Flucht trieb. Auch der Wunsch nach einem besseren Leben und nach einem Wiedersehen mit im Exil lebenden Bekannten spielte eine Rolle. Erklärt man eine Flucht zum antisowjetischen Widerstand, übersieht man aber nur allzu leicht, dass eine solche Tat dieses System dazu trieb, das Leben für die zurückgebliebenen Angehörigen und Freunde zur Hölle zu machen. Wenn dies Widerstand war, dann hatte er einen hohen Preis.

SUMMARY

*An Escape to the West on a Trawler
from the Fishing Kolkhoz “Boļševiks”
in January 1953: Reasons, Process and
the Reaction of the Authorities*

On 20 January 1953 a fishing trawler with five crew members left the fishing kolkhoz “Boļševiks” near Liepāja. On the trawler, two persons were kept in hiding under a floor – Lilija Nīcis and her eighteen-year-old brother Gunārs Čukurs. Lilija’s husband Žanis with their two-year-old daughter Inese hid in an empty water reservoir in the engine room. Shortly after leaving, the captain locked his crew in a cabin, released the hidden refugees and took course to Gotland, Sweden. Unfortunately, the little girl died from asphyxiation due to a lack of oxygen. The refugees stayed in Sweden, but the crew returned to Liepāja. The KGB, in turn, repressed the relatives of refugees as well as the crew. In the conditions of the Cold War, both Western special services and the KGB attempted to use the refugees for their own interests.

According to KGB files, there were thirty successful cases of escape from Latvia from 1950 until 1986. Prior to the defection discussed in this article, already in summer 1952, five fishermen successfully fled from the same kolkhoz “Boļševiks”, and in 1957, four more people followed. These three cases of defection were the only successful examples where a fishing trawler was used. However, none of the three defections on trawlers was so carefully organised, dramatic in the course of events and, possibly, controversial as the escape led by Žanis Nīcis on 20 January 1953.

This case was only partially politically motivated. Of course, there was the typical fear of repression characteristic for the Stalin period, but also recent contacts with Latvian emigres and the recent successful experience of another trawler’s defection to Sweden motivated Nīcis to take the risk, even if there is no data concerning an imminent threat of repression against his family. He must have been severely frustrated by the conditions of life in the Latvian SSR. However, taking into account the risky way of escaping that resulted in the death of Inese and the understanding that most certainly repressions would be directed against their relatives in the Latvian SSR, his action is at least questionable.

Persecutions against the relatives of defectors were implemented according to the principles of Stalinist ethics. The relatives were harshly punished simply for their failure to report preparations for the defection to the authorities. Actually, Soviet legislation demanded relatives to take immoral actions against their kin. However, in this case, the relatives were also accused of

additional crimes, such as service in Latvian SS-legion and hiding anti-Soviet literature. Subsequently, they were accused according to Paragraphs 58^{ra} and 58^{ro} of the Criminal Code of the RSFSR. Thus, five members of the Čukurs family were sentenced to various prison terms from 10 to 25 years.

Any escape of Soviet citizens was extremely unpleasant for the Soviet authorities. In spite of all the attempts to establish a total system of control in order to prevent such actions of taking place, the system proved to be helpless when confronted with determined people like Nicis. The authorities searched for responsible persons among the administration of the kolkhoz, the port security workers, the border guards and other KGB officials. The escape was discussed on all levels of the Latvian Communist Party starting from the party cell of the kolkhoz up to the Latvian Central Committee that met already on 26 January 1953 with the highest officials of the Latvian SSR, executives of repressive bodies, leaders of Liepāja region and city party organisations present.

Der Autor würde sich über jegliche Information über geglückte oder gescheiterte Fluchtversuche mit Fischerbooten aus der Estnischen und der Litauischen SSR freuen. Dabei geht es ihm nicht um die Massenflucht am Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern um die Versuche seit den späten 1940er Jahren. Nachrichten werden erbeten an die folgende E-Mail-Adresse: janis.keruss@lu.lv.

Estonian by Education: Estonian Supplemental Schools in Cold War America

BY MAARJA MERIVOO-PARRO

Introduction

The Cold War American Estonian refugee diaspora “project” has primarily been seen as an anti-communist battle for human rights and national independence. That is one way of putting it. Another would be to say it is about love, or rather about the pursuit of streamlining human emotions into the ebb and flow of ethnicity maintenance as part of a search for posterity. This is partly why throughout the post-war years until the re-establishment of independent Estonia in 1991, there was feverish action in the realm of supplemental schools for young Estonians abroad. Even though these voluntary associations were *de facto* spreading knowledge about Estonian language and culture, upon engaging with their archival traces it becomes obvious that *de jure* they aimed more at educating the spirit than the mind. One impetus being that the romantic love most individuals seek might end up sharing a place with love for the lost homeland.

Thus, supplemental schools were meant as a portal to an unalienable *patria*. Since linguistic nationalism has long been a pillar of Estonian identity, it was often perceived not merely as a code of communication but also as a mode of existence or even as an actual territory. As years went on and the end of exile was nowhere to be found, this ethereal linguistic promised land of sorts, however, began to lose its appeal. Somewhere along the way, the pursuit of Estonianness began to resemble a secular religion and with that a certain instrumentalism arose – the tool of Estonian supplemental education took precedence over the task and populace at hand, as schools were transformed from facilitators of tradition to tradition in and of themselves.

This article explores the infrastructure of “Estonian by education” through a close reading of archives pertaining to the adventure of setting up and running supplemental schools in Cold War America. In an effort to ground the Estonian supplemental school experience as well as allude to its intellectual silhouette, reference will also be made to the pivotal Displaced Persons’ camps’ schools in Germany and the Estonian refugee teens who were instructed there. To provide a more nuanced context for

the portrayal of the interplay between ethnicity and adolescence in Cold War America, the topics of heritage education, public school reform and juvenile delinquency are recruited as backdrops.

Adolescence in Cold War America

The whole notion of adolescence being an inherently and inevitably traumatic personal experience was arguably a twentieth century invention due to changes in labour and production in industrialized nations. Granted, age groups and rhetoric regarding their social roles has a long intellectual, practical and legal history, but never before had there been wide-scale movements towards letting all children have a childhood instead of capitalizing on them as a work force. By giving young ones more education and free time they became divorced from everyday interaction with people outside of their age bracket except for in-service situations. Young people were in fact turned from producers to consumers. Having this new set of freedom and responsibility brought about a new set of risks and hazards, which in turn bled into the habit of perceiving adolescence as a perilous transitory period.¹ The ratio of American teenagers who attended high school has been steadily expanding – from less than one out of ten in 1900 to 62.3% of 17-year-olds graduating in 1956² and almost nine out of ten in the age group of 14-17 being enrolled in high school by 1960.³ This, along with various other social processes and product marketing, paved the way for a distinct youth culture that embraced novelties in the music business, performing arts and print media⁴ so much so, that in time it began to fuel innovation in these departments as well as establish new codes of conduct and social interaction.

One of the perceived downsides to this rise of awareness and agency on the part of young people was juvenile delinquency. It was interpreted as a sub-culture (or a cluster thereof),⁵ which came to be a feared umbrella term embracing a plethora of phenomena from organized crime in youth gangs to rather innocent deviations from what was considered the norm in clothing, hair styles and recreational activities. World War II certainly

¹ JOSEPH K. KETT: *Rites of Passage. Adolescence in America 1790 to the Present*, New York 1977, pp. 3-12, 143, 172, 215-272. LIZABETH COHEN: *A Consumer's Republic: The Politics of Mass Consumption in Postwar America*, New York 2004, pp. 112-165. ANDREA CAROSSO: *Cold War Narratives: American Culture in the 1950*, Bern 2013, pp. 15-58, 129-158.

² KETT, *Rites of Passage* (fn. 1), p. 254.

³ WILLIAM GRAEBNER: *Coming of Age in Buffalo. Youth and authority in the Postwar Era*, Philadelphia 1990, p. 14.

⁴ *Ibid.*, p. 5; CAROSSO, *Cold War Narratives* (fn. 1), pp. 129-190.

⁵ KIRSE GRANAT MAY: *Golden State, Golden Youth: The California Image in Popular Culture, 1955-1966*, Chapel Hill 2002, pp. 67-94; KETT, *Rites of Passage* (fn. 1), p. 254.

contributed to creating issues on this frontier. Even though the continental US itself did not suffer large-scale damage from war activities, the social climate the conflict created had an impact on family relations. As more men were missing from everyday family-life due to service, more women took up working as breadwinners and more young people found themselves unsupervised,⁶ giving way to accusations voiced over “losing [the war; M. M.-P.] on the home front”.⁷ Even though many families remained broken after the end of the war, teenage life in post-war America with all its vices and pitfalls was still exceptionally rich in providing ways of empowerment for young people when compared to other countries in the Western world at the time. In fact, Joseph F. Kett even has gone so far as to name leisure, affluence and education as the main components that distinguish the social position of youth in America since 1945.⁸

How do these changes reflect on the area of public education? As is with many large-scale structures, so too were the Cold War era reforms in the American public school system a far cry from notions such as clarity and completeness. On the contrary, the process of evaluating their legacy is ongoing and just as contested today as it ever was.⁹ Against the backdrop of the large-scale confrontation of capitalism *versus* communism, American educators and policy makers were struggling to strike a balance between training their young both for democracy and for war.¹⁰ The launch of the Soviet satellite *Sputnik* in 1957 led to many people calling the conjuncture a crisis. They believed that public schools were giving insufficient attention to science and related subjects that would facilitate the creation of a populace capable of keeping the country and its citizens safe. At the same time, there were those who feared that limiting the freedom offered by the curricula in favour of a more structured emphasis on certain areas, would infringe upon the very values that needed protection in the first place.¹¹ Interestingly, the debate was linked to the topic of juvenile delinquency. Soviet propaganda made certain that all information about their educational system and youth really seemed both positive and (therefore) threatening. At the same time, the American press was never shy about exposing any vices and shortcomings of American schools and young people. The corollary was that for the most gullible of minds, Soviet youth seemed to be personified by a zealous math whizz who also just happened to be a great

⁶ ANDREW HARTMAN: *Education and the Cold War. The Battle for the American School*, New York 2008, p. 56.

⁷ GRAEBNER, *Coming of Age* (fn. 3), p. 87.

⁸ KETT, *Rites of Passage* (fn. 1), p. 4.

⁹ In this article, only some of the more immediately relevant aspects will be touched upon that pertain to social engineering within the struggle of the American school. The criteria for relevance being the level of engagement or impact it had among the constituents of the American Estonian case study. This is why there are numerous significant reforms that will not be touched upon.

¹⁰ HARTMAN, *Education* (fn. 6), p. 178.

¹¹ *Ibid.*

pioneer with potential for growing capable of almost anything.¹² American youth, on the other hand, can be argued to have been perceived (by that very same exaggerated abstraction of the most gullible of minds) as a delinquent or potential delinquent from a street corner gang who was neither bright nor useful and lacked any impetus to rise above the low expectations that the wider society placed upon him.

Reality of course was not as clear-cut or extreme, but this line of reasoning is present in many utterances pertaining to the public school debate. One of the most evocative examples of this comes from Senator (and later Kennedy successor) Lyndon B. Johnson: “Soon, the Russians will be dropping bombs on us from space like kids dropping rocks onto cars from freeway overpasses,”¹³ thus capturing both the grand narrative of confrontation as well as that of delinquency in one sweeping dystopic statement. A far-reaching issue that transcends curriculum debates was the overall secularization of the public school system – yet another item that was highly contested by various conservative constituencies on the grounds that it was destroying what they knew to be the traditional family and American creed. This was one of the many reasons why home-schooling gained traction as a means of protest against governmental politics. Some of the other arguments voiced against public schools included (but were not limited to) accusing them of teaching children socialism, homosexuality and situational ethics. In mainstream Cold War America, all of the above were considered subversive.¹⁴

The Estonians picked up on these general concerns and started exhibiting growing distrust towards the American public school system. They found it to be not only lacking in terms of academic quality, but also perceived it as posing a threat to the mental and physical wellbeing of students. For example, the social experiment of busing children to schools not in the immediate vicinity of their home with a goal to desegregate and eliminate the effects of prior racial discrimination brought about a wave of protests.¹⁵ Albeit the origins of busing with this purpose can be dated back to a 1954 Supreme Court ruling, it did not become a major national issue until the 1970s. That is when the focus of mandatory busing went from Southern

¹² See for example “Life” magazine, March 1958. For this and other examples of the debate see HARTMAN, Education (fn. 6), pp. 55-202.

¹³ Quot. in *ibid.*, p. 176.

¹⁴ See for example JACKIE M. BLOUNT: From Isolation to Imagined Communities of LGBT School Workers: Activism in the 1970s, in: Schools as Imagined Communities: The Creation of Identity, Meaning, and Conflict in U.S. History, ed. by DEIRDRE COBB-ROBERTS, SHERMAN DORN, and BARBARA J. SHIRCLIFFE, New York 2006, pp. 109-124; MICHAEL J. DAVIS: Religion, Democracy and the Public Schools, in: Journal of Law and Religion 25 (2009), pp. 33-56; ROBERT J. CORBER: Homosexuality in Cold War America: Resistance and the Crisis of Masculinity, Durham 1997, pp. 21-54.

¹⁵ MATTHEW F. DELMOT: Why Busing Failed: Race, Media and the National Resistance to School Desegregation, Oakland 2016, pp. 23-53, *et passim*.

states with *de jure* segregation to Northern states with *de facto* segregation.¹⁶ Arguments against busing were numerous and sometimes unexpected from seeing it as a measure to silently eliminate black culture to something of a conspiracy to keep mothers and children apart in the event that nuclear war should suddenly begin.¹⁷

There was a decent amount of anger and resentment towards this project among the American Estonians as well. They opposed the notion of state dictated school affiliations that they perceived as unpredictable and thus unwelcome. Instead, they favoured autonomy with regard to raising and schooling their children. The vocabulary used for lamenting the negative consequences of busing even included the verb *küüditama* which was mainly used to refer to the tragedy of deportations from Estonia to Siberia organized and carried out by the Soviet occupational regime. Difficult learning and teaching conditions, confrontations between students, extensive policing, drug dealing and drug abuse were the main focal points in the anti-busing rhetoric among Estonians.¹⁸

During the Cold War, schools had become melting pots in their own right – or more poignantly – social pressure cookers, with races and classes “rubbing shoulders, exchanging notes, and sharing their lives and subcultures” more than ever before.¹⁹ Through both content and methodology, children and youth were increasingly provoked to think for themselves, see more than one side of a story and keep an open mind. Naturally this was a gradual and complex process with very diverse manifestations, but it did have at least one overarching result – even with all its controversies and flaws, the United States was slowly but surely becoming one of the countries most concerned with giving a voice to everyone who wanted it and catering to everyone who asked for it. For new immigrants, this new turn for greater inclusion and focus on minorities, however insignificant in numbers, meant a renewed sense of pride and accomplishment. In the Estonian case, this societal tendency was exceptionally well timed as it largely coincided with the second generation coming of age, thus contributing to the rationale that they should be brought up as Estonians.²⁰ By the time this came to pass, the network of Estonian Supplemental schools was already up and running, ready to cater to the diverse populace.

¹⁶ JUDITH BENTLEY: *Busing. The Continuing Controversy*, New York 1982, pp. 1, 14-17, 60.

¹⁷ *Ibid.*

¹⁸ See for example R. HUNT: *Mis saab Ühendriikide koolist?* [What will happen to the American school?], in: *Vaba Eesti Sõna*, 18 January 1979.

¹⁹ GRAEBNER, *Coming of Age* (fn. 3), p. 88.

²⁰ M. ANN WALKO: *Rejecting the Second Generation Hypothesis: Maintaining Estonian Ethnicity in Lakewood*, New Jersey, New York 1989, pp. 1, 33-37.

Establishing Estonian Supplemental Schools, Organizing Faculty and Finances

In the aftermath of the Second World War approximately one sixth of Estonian refugees had managed to make their way to the United States during the four years of major migration immediately following the Displaced Persons (DP) Act of 1948. This 12,000 person strong community made them the third largest new Estonian diaspora in the free world after Sweden and Canada. In the US, it was the East coast populace who were quickest in creating several schools already before the end of the DP-immigration in 1952 – the schools in Seabrook and Lakewood trace their history back to as early as 1949. Others soon followed suit.²¹

It was a common denominator for many schools to have a good working relationship with the (mostly Lutheran, but also other forms of Christian) church. Some schools were established within the congregation, some through collaboration between religious and secular leaders, others merely shared space with one another. It was generally considered important to have religious instruction as part and parcel of the curriculum.²² This seemingly natural and easy connection with the church stemmed from two overarching causes. First, organizing schools took a lot of energy, determination, time and material resources that members of the clergy were more likely to have access to and churches often became sponsors for the schools.²³ Second, it was generally considered important to bring up the new generation as Christians.²⁴ Furthermore, the combination of faith and language skills was believed to be empowering on a communal level as well – one of the

²¹ A geographically more detailed sequence of events as well as an explanation of the different forms embryonic supplemental schools could and did take can be found in my article about American Estonians' academic mobility. See MAARJA MERIVOO-PARRO: Claiming Ethnicity in Overlapping Diasporic Conditions: Estonian Americans and Academic Mobility During the Cold War, in: *Acta Historica Tallinnensia* 21 (2015), pp. 106-124.

²² However, if there was a separate Sunday school in the vicinity, the church was responsible for organizing and conducting that. Sometimes parents requested that it be tied in with the school, so that Sundays would remain free from educational activities. New Yorgi Eesti Haridusseltsi Täienduskooli õppenõukogu protokollid (3. Raamat) [The New York Estonian Educational Society Supplemental School Board meeting minutes (Book 3)], p. 2, in: Immigration History Research Center Archives, Minneapolis (IHRC), New Yorgi Eesti Haridusseltsi Eesti Kool (New York Estonian Educational Society) Records, Box 1.

²³ This is not to say that as individuals they were richer than the average immigrant was. Rather that since their mission was catering to the spiritual needs of their parishioners and often they did not need to take on full time jobs outside of their community-focused religious endeavor, but could in fact extend this mission to include aspects of supplemental Estonian education.

²⁴ Õppe- ja kasvatustöö alused Saksamaa täienduskoolois [The foundations of teaching and education in (Estonian) German supplemental schools], p. 25, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records.

goals of the Supplemental School was to give children the skills to speak with God using the Estonian language. Although everyday life in school, university and the job market was inevitably in English, ideally playtime, prayer and family life were to be experienced in Estonian. And indeed, according to the results of a youth survey published in 1960, 68% of boys and 72% of girls claimed to pray in Estonian.²⁵

These percentages would inevitably change, as did the composition of the faculty. At first, the teachers in supplemental schools were mostly professionals who had received their pedagogical preparation in independent Estonia and had taught there as well as in Displaced Person's camps in Germany. As years went by, things changed and it was professional teachers who had received their pedagogical education in exile, as well as parents and youth group leaders without formal pedagogical education who came to dominate the faculty.²⁶ Moreover, the Supplemental Schools recruited their alumni to teach what it is they had learned there to the new generation thus creating not only a community, but also a cycle of knowledge acquisition and distribution. For all intents and purposes, the definition of a teacher among the Estonians in America was very inclusive and applied to everyone who was in one way or another engaged with exerting knowledge and experience in a diaspora school.²⁷

Contemporaries noted²⁸ that the diaspora teachers were somewhat similar to those who made a difference during the national awakening at the end of the nineteenth century. In both cases, substantial personal zeal was

²⁵ All statistics presented here only reflect the trends for the Estonians in America who were not only eager to make an effort to maintain ethnicity but also able and willing to sacrifice money and time to have their kids educated at the supplemental schools. There were those who for logistical, financial, personal or other reasons were not able to get involved with supplemental schools as well as those who did not want to. It is very difficult to ascertain the exact number of these people and their ratio within the Estonian populace. There were educated guesses deeming them to comprise of approximately one thousand or slightly more persons with half of them involved with structured Estonian activities one way or another. *Väliseestlase Kalender/Vaba Eesti Sõna* 1960, New York 1960, p. 55; KERSTI LUHAÄÄR LINASK: *An Historical Study of Selected Estonian Supplementary Schools in the United States and Canada from 1950 to the Present*, PhD University of Connecticut 1978, p. 79.

²⁶ In the academic year 1968/69, only 30% of the faculty had a pedagogical education. GASTON RANDVEE: *Meie täienduskoolid USA-s* [Our Supplemental Schools in the US], p. 2, in: IHRC, *The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records*. Box 1, Folder 2. According to Luhaäär Linask's sample, in the academic year 1950/51 80% of the faculty had a teachers' certificate from Estonia, in the academic year 1975/76, that percentage was merely 29. Interestingly, the number of such teachers was the same for both years – 20. LUHAÄÄR LINASK, *Supplemental Schools* (fn. 25), p. 82.

²⁷ *Eesti Õpetajate Koondis USA-s Põhikiri*, in: IHRC, *The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records*, Box 1, Folder 6.

²⁸ See for example Johannes Ungerson in the bulletin *Õpperaamatute kirjastamisest* [Regarding the publication of textbooks], n. p. 1977, quot. in LUHAÄÄR LINASK, *Supplemental Schools* (fn. 25), p. 137.

required and exercised in similarly challenging conditions against all odds. Since supplemental schools were in a formative stage²⁹ and rather underdeveloped, the teachers often needed to explain the significance of an Estonian education to parents, and to convince them to have their children attend school as well as foster their efforts in mastering the Estonian language. The teachers were the ones who were ultimately responsible for creating the study-materials, writing the books and making sure that education happens even in the scarcity of space, commodities and resources.³⁰ All the while, they themselves had no choice but to donate their time and effort. The teachers' workload added to the strains of their day-job, other societal activities and family life,³¹ without yielding substantial economic rewards.

The underlying reason for this reality was that financial support only came from within the Estonian community. Some teachers received nothing in return for their services; others got small monetary gifts on holidays or a tiny compensation for each school day. In any case, none of the schools reimbursed its faculty enough for their activities so that they would cease to be volunteers.³² This is something that stunned renowned educational expert Herman Rajamaa on his tour of Estonian schools in the US.³³ Being a part of the Estonian diaspora in Sweden, Rajamaa was used to much more favourable terms of funding. Whereas the Nordic country offered money and benefits to their new immigrants, in America, people were left to enjoy freedom of association on their own account. This trained the volunteers to be resourceful in raising money³⁴ and depending on the situation, schools were able to switch back and forth between requesting tuition or not. Free education was generally considered a better fit for the Estonian spirit. Some opined that considering the significance of schools they ought to be more or less fully funded by organizations and churches, requiring only minor donations from the parents, effectively leaving them with the crucial tasks

²⁹ Some argue that to be one of their quintessential attributes. LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), p. 3.

³⁰ JOHANNES UNGERSON: Öpperaamatute probleem paguluses [The problem with textbooks in exile], in: Vaba Eesti Sõna, 9 September 1976; LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 3, 137.

³¹ OLEV PARLO: USA-s asuvate Eesti Täienduskoolide aruanne 1950/51 õ.-a. kohta, p. 4, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

³² LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 106-108.

³³ HERMAN RAJAMAA: Teine külastusreis USA ja Kanada eesti koolidesse. 1973, pp. 12-14, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 2, Folder 19.

³⁴ Schools raised funds with the help of local societies, associations and churches as well as through festivals, donations or foundations set up with that purpose in mind. In some instances, this proved to be enough to run the schools completely free of charge. In other cases, schools needed to raise extra funds through tuition, which was to be paid either per child or per family and was also generally quite modest.

of moral support and lending a helping hand at events and outings.³⁵ In both cases, the parents were turned from consumers to providers.

Another element that made the American Estonian supplemental school experience stand out was the long distances that both faculty and students needed to cover in order to reach school, stretching as far as a 360 mile round trip.³⁶ Curiously, in a time and place where busing was such a debated issue, this “caring” was not perceived as detrimental in any way, confirming the view that the busing controversy was more about destination than anything else. In other words, the Estonian school was like a light at the end of the tunnel and, as such, deserved to be reached at all cost for those who were serious about providing their children with an Estonian education. In this aspect, compared to other diasporas, including the Estonian community in Sweden, America prevails. In fact, it would have been inconceivable as a wide spread *modus operandi* for Estonian exile communities in Europe to be that mobile on a regular basis since they lacked the relative affluence and (quite literally) car-driven lifestyle so commonplace among many Estonians in America after the initial period of settling in. One might even go so far as to ascertain the notion of regular mobility as an inherently American Estonian characteristic. The relative scale of proximity and distance was arguably looser in the US than in any other country harbouring an Estonian exile community. Desiring to climb the socioeconomic ladder and reach new heights on a personal level was in some cases a push-factor leading entire families away from Estonian centres, yet the distance that would have brought about complete ethnic isolation, was much more extended in the US than anywhere else. A famous example of openness to what can be tagged individual nomadism brought on by the diasporic condition comes from the New York Educational Society’s Men’s Chorus. Reportedly the members covered enough miles combined whilst coming to rehearsal each week that, had circumstances been different, they could have met up in Tallinn, gotten on a bus together, driven to Berlin, rehearsed there and driven back.³⁷ That being said, there were also those for whom the distances did seem too great. In fact, difficulties reaching schools are often among the concerns listed by people who wish to help supplemental schools advance.³⁸

Another frequent cause for distress was the unsuitability of the spaces used for schoolwork. Many supplemental schools started out using private

³⁵ RANDVEE, Meie täienduskoolid (fn. 26), pp. 2-3.

³⁶ Andmed eesti koolide kohta USA-s 1975/76. õppeaastal [Data about Estonian Schools in the US], p. 1, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

³⁷ MAARJA MERIVOO-PARRO: New Yorgi Eesti Haridusselts ja pagulased [The New York Estonian Educational Society and Refugees], MA-Thesis, Tallinn University 2010, p. 41.

³⁸ Numerous instances can be found in IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records.

residences (e.g. Minneapolis), rooms in churches (e.g. Long Island), Young Men's Christian Associations (e.g. Willimantic) and Young Women's Christian Associations (e.g. Albany-Schenectady³⁹). Only some were able to move to an Estonian House⁴⁰ or similarly intended space (e.g. Baltimore). This last scenario might seem like a successful stress-free solution but in fact, few ethnically owned and operated spaces (e.g. the Estonian Houses in Baltimore and Lakewood) had suitable facilities with smaller separate classrooms and larger open halls for dancing or exercise. Most did not. For example in the Long Island school, several groups made use of the same large hall simultaneously.⁴¹ In addition, Estonian Houses had constant problems with furniture that was unsuitable for schooling children; there was also a deficit of blackboards and other supplies. Another problem with having the school at an Estonian House was that in addition to posing as an academic environment, the House was also home to other ethnic endeavours. Having unrelated activities take place during school hours disturbed the children's concentration and distracted the teachers.⁴²

With that in mind, not having an Estonian House nearby sometimes proved to be a blessing in disguise because teaching children and holding events at affordable rental spaces, such as YMCAs and YWCAs, International Institutes (which were specifically targeted for immigrants) as well as other similar establishments had its unexpected perks. Firstly, there is no denying that the venues were chosen with both financial and practical aspects in mind – meaning that contrary to when schooling took place in Estonian-owned spaces, there was no incentive to settle on unsuitable rooms. As paying customers, it was possible to choose and negotiate. Moreover, becoming members of these organizations such as the YWCA or International Institute in order to receive certain rights and discounts was instrumental in creating tangible and intangible bonds between the DPs and the wider society. This connects with perhaps one of the most significant dimensions of the supplemental school experience for the organizers – it was an immersion course into the realm of American voluntary associations and empowering enough to facilitate the desire for an umbrella-organization institutionally housing these grass-root initiatives. On par with creating schools and teaching children, efforts were made by the

³⁹ Albany-Schenectady Eesti Ühingu Protokoll Raamat 1954–1973 [The meeting minutes of the Estonian Association in Albany-Schenectady 1954–1973], p. 33, in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 1.

⁴⁰ Similarly to other ethnic groups, diaspora Estonians also felt the urge to communally acquire properties to call their own and use for societal activities. These buildings became known as Estonian Houses.

⁴¹ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 104–105.

⁴² USA-s asuvate Eesti Täienduskoolide aruanne 1950/51 õ.-a. kohta [Report on Estonian Supplemental Schools in the US during the school year 1950/1951], in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

supplemental school enthusiasts to create a system out of what could at the time loosely be described as an amorphous constellation of activities. In 1950 the *Eesti Koolitoimkond* – Estonian School Committee was formed which assumed leadership in its field and was considered important enough to have three members appointed through the Estonian American National Council.⁴³ It was rather active until the mid-1960s, but then faded away⁴⁴ and in 1970 resurfaced as the Coordinating Centre for Estonian Supplemental Schools,⁴⁵ thus becoming the organization one could turn to for help and guidance. They made excellent headway in collecting statistics about school attendance, suggesting procedures and also facilitating and strengthening the communal spirit of those involved in educational activities by providing them with a platform to speak their mind and network to implement change. The Centre coordinated meetings, training-days, and get-togethers for teachers, listened to their concerns and had colleagues share their expertise through oral and written presentations. Much of this conversation was fuelled by discussions around the essence of the education that Supplemental Schools were providing – the input and projected output of classes.⁴⁶

Goals, Curriculums, Study Aids

As might be expected, math or sciences were not among the core subjects in the Estonian Supplemental Schools. Rather, the focus was on “soft” topics that were culturally bound and enabled students to distinguish and emphasize Estonia, its language, history and identity. In essence, the supplemental schools were striving to convey the information that would surely be left untouched by American schools. This was not merely an idealistic endeavour, but also a practical one: even after years away from the homeland, many people were hopeful of returning and keen on making sure their children’s bright future in Estonia would not be compromised by spending their formative years in a foreign country.⁴⁷ The first curriculum

⁴³ The Estonian American National Council, Inc. is a non-profit organization with electable membership created in 1952 to represent American Estonians, support their cultural and political aims as well as raise awareness about Estonian and American Estonian issues among Congress and the US Administration. <http://www.estosite.org/about-eanc> (last access 14 January 2017).

⁴⁴ RANDVEE, *Meie täienduskoolid* (fn. 26), p. 3.

⁴⁵ Letter from the Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools to managers and patrons of Estonian schools, n.d., in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 6.

⁴⁶ A plethora of correspondence, meeting minutes, evaluation reports and other related documents can be found in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records.

⁴⁷ Letter by Märt Raud to Olev Parlo, 7 November 1952, in: IHRC, The Parlo, Olev Papers.

specifically targeting American Estonian supplemental schools was created in 1951. It outlined instruction of religion, Estonian language, literature, history, geography and singing. The latter was to provide a unifying repertoire for gatherings and has been self-evaluated as successful. When there was a possibility to teach arts and crafts, it was advised to focus on drawing and creating national patterns and ornaments.⁴⁸ The explanatory material on history was very intricately mapped out in this curriculum and considered too detailed in the context of supplemental education. In contrast, contemporaries felt like the explanations about what and how to teach the Estonian language and literature were too scant.⁴⁹

In 1964, Estonians in Sweden completed a new curriculum and tried to distribute it in North America. It reportedly paved the way for Canadian Estonians to develop their own curriculum, but was itself not eagerly adopted, used or even consulted.⁵⁰ In 1976, Estonians in Sweden created yet another Estonian language curriculum which was again something that people expressed the need for all over the diaspora, but alas ended up not serving its purpose either.⁵¹ All in all, it can be said that despite these efforts for planning to unify the educational experience of diaspora youth, eventually it was the availability of specific individual teachers that conditioned and determined what the school experience would be like. Classes and curriculum were easily altered from one academic year to the next,⁵² again confirming the pivotal role of the individuals who had assumed the role of educator. Just like the teacher's role bore resemblance to that in the times of yore, so too the way in which skills were taught brought to mind the olden days before and during independence. As Kersti Luhaäär Linask wrote in her 1978 doctoral thesis, there is a significant similarity between supplemental schools' activities and the teachings of Johannes Käis (1885–1950, one of the leaders of the school reform movement in pre-WWII

⁴⁸ Eesti Täienduskooli õppekavad [Curricula for the Estonian Supplemental Schools], in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 2, Folder 16.

⁴⁹ *Ibid.*, passim. See LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 82–93; Ülemaailmne Eesti Õpetajate Päev 1972: Ettekanded, läbirääkimised ja resolutsioonid [Global Estonian Teachers Day 1972: Presentations, discussions and resolutions], pp. 3–36, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 2, Folder 18.

⁵⁰ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 92–94.

⁵¹ As can be deduced by the lack of significant impact to the day-to-day running of the schools. See for example in: IHRC, New Yorgi Eesti Haridusseltsi Eesti Kool [New York Estonian Educational Society Estonian School], Albany-Schenectady Eesti Ühing [Albany-Schenectady Estonian Association], Los Angelese Eesti Täienduskool [Los Angeles Estonian Supplemental School].

⁵² See for example Albany-Schenectady Eesti Ühingu Protokolli Raamat 1954–1973 [The meeting minutes of the Estonian Association in Albany-Schenectady 1954–1973], pp. 85–107, in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 1.

Estonia) about *Üldõpetus* – an approach that was focused on teaching a theme or topic simultaneously through several subjects.⁵³

In Supplemental Schools the teaching of language, music, singing, history, culture, literature and poetry were often clustered together – choosing the material consciously with an integrative approach in mind made it possible to encompass many of these in one single session. It was also somewhat of a tradition to hold celebrations at schools and have the children perform for their parents and the wider community, thus giving the younger generation an outlet for showcasing their achievements. Moreover, school-based choirs, music and folkdance groups, gymnastics and sports teams gave youngsters the opportunity to be at large-scale Estonian events as active participants in their own right. Those experiences were expected to be beneficial for building their sense of accomplishment as Estonians. It also gave them a clearer vision of what it meant to be part of the global Estonian diaspora. In their own localities, the Estonian communities were relatively small and scattered, but when they all came together for important events, the experience was sometimes described as overwhelming.⁵⁴ It was during these occasions that the Estonian language gained prestige and momentum because kids realized that it really was not just the mother-tongue – jokingly sometimes referred to as the language that (only) one’s mother speaks – but a true *lingua franca* that facilitates communication with large groups of people living all over the world in different countries.⁵⁵ In fact, this expected variety of context and experience was one of the reasons behind the global thrust to consolidate curricula and develop commonly used study materials as part of an effort to minimize the threat of factions emerging among the young generation, born and raised in different countries and continents. It explains why the history curricula were detailed and debated to the point of redundancy, as was mentioned earlier. School activists recognized that a person’s knowledge of history often informs and sometimes determines their opinion on contemporary political issues and plays a huge role in shaping their personal view on the world.⁵⁶ After all, the supplemental schools were not just an educational alternative or a form of community engagement, but also a political project part and parcel of the ongoing *välisvõitlus* – the “outside battle” for re-establishing Estonia as an independent country. Thus, teaching history provided an opportunity for fine-tuning the students’ imagination about the homeland, its people, culture, friends and foes. Interestingly, in some schools young Estonians

⁵³ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 85.

⁵⁴ This has proven to be a spontaneously recurring topic in my oral history work among the American Estonians. See the speech by GASTON O. RÄNDVEE during the West Coast Estonian Days in Oakland, 1975, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records.

⁵⁵ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), pp. 85-87.

⁵⁶ Argumentation based on the bulk of documents to be found in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records.

were encouraged to read up on the “Communist Manifesto”, writings by Lenin and the Constitution of USSR,⁵⁷ whereas in others pupils were taught the narrative of imprisonment, murder, deportation, enslavement and the enemy destroying Estonianness⁵⁸ in more general terms.⁵⁹ In both cases, prescriptive literature on this subject was usually framed around the discourse of objectivity and “setting the record straight”.⁶⁰

That being said, what often happened was the passing of normative value judgments while being oblivious to the myths and prejudices that informed them. This goal of creating a belief in a one-sided absolute truth became more understandable when looking at the larger picture – one of the reasons for the schools to exist in the first place was to provide an alternative explanation to the education that the young people received and were taught by mainstream America. It is not unfathomable to argue that the supplemental schools did not search for dialogue, since they believed themselves to be creating one just by being there and providing children with their specific politically and culturally conditioned viewpoints on reality.

Some schools had separate libraries to do this; others shared theirs with larger organizations. In the 1973 report on his second tour of Estonian schools in the US and Canada, educational expert Herman Rajamaa was openly critical about what he perceived as a backlog in study materials. He found the readers to be inexcusably out of date and teachers unaware of newer developments or simply unconcerned about innovation in this area. He also expressed surprise over the scarcity of textbooks – kids from different families had to share and teachers borrowed theirs from the already undersupplied class.⁶¹ Since fresh textbooks were constantly in print in Soviet Estonia, some exile educators became curious about them and even advocated that they be used with a necessary amount of criticism and censorship in order to outplay the communist propaganda. And indeed, Soviet Estonian textbooks were reported to have been used at this time.⁶² However, there was also vehement antagonism to this path for two reasons. First, the obvious fear of communist propaganda and second the fact that these books never provided any positive recognition for the achievements of diaspora

⁵⁷ Baltimore'i Eesti Täienduskooli ajaloo töövihik [Baltimore Estonian Supplemental School History work-book], in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 3, Folder 24.

⁵⁸ Tänapäeva Eesti ja lähiajaloo õpetamise juhised [The Guide for Teaching Contemporary Estonian History], in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

⁵⁹ A tendency to reinforce the image of Estonia as a European and Nordic entity is also discernable, albeit sometimes it is advocated as a simple means of providing context for Estonian history not as a discourse-building device.

⁶⁰ EVALD RINK: Eesti ajaloo õpetamisest eesti koolides [Regarding teaching Estonian history at Estonian Schools], p. 1, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

⁶¹ RAJAMAA, Teine külastusreis (fn. 33), pp. 3-5.

⁶² LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), p. 101.

Estonians⁶³ in either culture or politics.⁶⁴ Three main arguments surfaced for protecting the freedom to use Soviet Estonian publications. To start with, there was the simple reality that these texts provided opportunities for enrichment because they were new. Others saw them as necessary aids in order to help keep up with the development of the Estonian language. Lastly, it was noted that since the vast majority of texts used at supplemental schools to teach about Estonia focused on the interwar period, there was a real threat that children would inherently come to the conclusion that Estonian history ended in 1944 even though that would be an erroneous assumption. Thus, it would make sense to give them evidence of the fact that Estonia is still a reality and by doing so perhaps even make the Soviet peril more tangible.⁶⁵ The easiest way to do all of that that would be via Soviet Estonian books.

As for the younger children who were only just learning to read, teachers in Toronto came up with a clever solution replicated in the United States as well. Since the small Estonian population was in any case not able to produce colourful children's books on their own devices, they instead bought English language books that had beautiful illustrations and then translated and pasted the new Estonian texts on top of the original lines. This effectively solved the issue as far as the youngest children were involved and, in fact, they became the most adamant readers of the whole student body. Apparently they enjoyed these "self-made" books as well as the relative ease of learning to read a phonetic language.⁶⁶ The teens, on the other hand, were increasingly drawn to publications that were not only in English, but considered counter-productive and clashing against the values perceived as inherent to Estonianness. Comic books, romance novels and crime fiction

⁶³ JOHANNES UNGERSON: *Õpperaamatute probleem* (fn. 30).

⁶⁴ It seems that literature from Soviet Estonia was less controversial than textbooks. There is evidence that it was openly read and discussed in schools and societies. LUHAÄÄR LINASK, *Supplemental Schools* (fn. 25), p. 101. Writings and artwork by students about their impressions of Soviet Estonian author Eno Raud's work, in: IHRC, *The Albany-Schenectady Eesti Ühing* (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 8. Audiomaterial of Walter Rand giving a lecture about his theories regarding estology, in: IHCR, *The Veedam, Voldemar Papers*, Box 1.

⁶⁵ Interestingly, this debate on what to teach about history proved to be an evergreen one lasting all the way up until the eve of the end of exile. The Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools held a meeting in Lakewood on August 18th 1990 and the new chairman is reported to have asserted that "Estonian history for Supplemental Schools ought to begin with the (National) Awakening and end with the occupation of the Estonian State during the Second World War," and summarize everything that happened before and after on just a few text book pages. See Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools meeting minutes, 18 August 1990, in: IHRC, *The Eesti Koollide Keskus* (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1; LUHAÄÄR LINASK, *Supplemental Schools* (fn. 25), p. 143.

⁶⁶ LUHAÄÄR, LINASK, *Supplemental Schools* (fn. 25), pp. 101-104.

comprised the core of what became known as inferior literature.⁶⁷ American parents were thought to have been in a better position to neutralize the detrimental effects stemming from these texts, whereas Estonian parents with poorer language skills were sometimes left in the dark about the contents of the books that their teenagers were reading. Moreover, since these type of issues had not been an everyday reality in interwar Estonia, the parents had little experience with how to deal with it,⁶⁸ which is why this hazy underbelly of the printing press was considered as a threat to the *Bildung* or *kasvatatus* (education) implemented at home and school.

In order to help parents navigate the stormy waters of raising children, several books were published in the diaspora. One of the more prominent ones in this category of prescriptive literature was Rajamaa's "Käsiraamat eesti koolide õpetajaile ja noortejuhtidele" (Handbook for Estonian school teachers and youth leaders), printed in 1973. In the book, Rajamaa elaborated on psychological issues and thus provided a significant contribution to literature in Estonian about the contemporary issue of how to raise children. There is no doubt that he saw himself as a mediator between this information produced and distributed in foreign languages and the Estonian parents who needed more knowledge about theory and methodology in order to be successful both at teaching their children to be a part of Estonian culture and informed on modern challenges. However, such aspirations underestimated the level of the audience's previous contact with prescriptive literature and overestimated their level of competence with the Estonian language. At least some American Estonian parents indicated that they had already found such information in English and upon comparison considered the latter easier to comprehend and hence more useful.⁶⁹ The complex topics and sophisticated language made it a difficult read. Hence, in a way, this was just one more book that was lost in translation and that did not communicate with its audience in the way that the author intended. Manoeuvring ethnicity and adolescence in the diaspora was a layered conundrum that challenged Estonian parents all over America. It was every bit as demanding on the children as well.

⁶⁷ JOHN SPRINGHALL: *Youth, Popular Culture and Moral Panics. Penny Gaffs to Gangsta-Rap, 1830–1997*, London 1998, p. 121–146.

⁶⁸ Tõsine oht [Grave danger], in: Meie Noored, 26 January 1955, in: IHRC, Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Schools) Records, Box 3, Folder 25.

⁶⁹ Correspondence between Leena Aare, Herman Rajamaa and Lilian Esop, in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 6.

Experiencing the Supplemental Schools

Usually the Estonian Supplemental School came in concert with extracurricular activities, such as scouts and guides, dance-classes and singing. Organizing all activities on one day meant that the kids would only have to come in once a week, or put in another way – the parents would only have to bring them in once a week. Also, since subsequent activities take up more time than separate ones, parents and chaperones were able to use that time for running errands or engaging in some recreation of their own. This was also at least in part the underlying reason behind allowing parents to drop off not only their school-aged children, but also toddlers and pre-schoolers.⁷⁰ As Luhaäär Linask wrote in 1978, the kids who came to school with their older sisters and brothers were allowed to stay and be acquainted with other kids and the Estonian space “while the parents were free to go shopping”.⁷¹ On occasion, the adults’ desire to have an enjoyable social experience gave them the willpower to resist bouts of laziness and opposition to supplemental education from their offspring. A New York mother reveals: “It didn’t matter whether my kids liked it or not – us moms were having a great time.”⁷² It was common knowledge that kids were not always eager to be a part of the Supplemental School. After surviving a long week at their American school, they would have preferred to sleep in, play with friends, read (some of that anathemized inferior literature in the form of) comic books and watch TV instead of engaging with more learning.⁷³ Since the active Estonian parents found themselves in a constant overloaded of tasks, the importance of this opportunity to relax and mingle under the auspices of school can hardly be overrated. It provided a chance to be among people with similar hopes, dreams, fears and obstacles. There is even evidence to suggest that on occasion this quasi support group for adults overshadowed the activities of the school itself. Director of the Albany-Schenectady School, Leena Aare confessed to her colleague Lilian Esop in Baltimore that she is “having the toughest time with moms who gather in the Estonian school as if for a café-night. Granted, there is no coffee involved, but the conversation flows for hours, children are running around on their own devices and precious time goes to waste.”⁷⁴ She also expressed her desire to find a way to shake them up and make them

⁷⁰ New Yorgi Eesti Haridusseltsi Täienduskooli õppenõukogu protokollid (2. raamat) [The New York Estonian Educational Society Supplemental School Board meeting minutes (Book 2)], p. 73 overleaf, in: IHRC, New Yorgi Eesti Haridusseltsi Eesti Kool (New York Estonian Educational Society) Records, Box 1.

⁷¹ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental schools (fn. 25), pp. 115.

⁷² MERIVOO-PARRO, New Yorgi Eesti Haridusselts (fn. 37). p. 76.

⁷³ See fn. 89. This has proven to be a spontaneously recurring topic in my oral history work among the American Estonians.

⁷⁴ LEENA AARE: Letter to Lilian Esop, 27 February 1977, in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 6.

realize that time could be spent much better, but feared disciplining the parents might incite them to simply stop bringing their kids to school.⁷⁵ Overall, the window of opportunity on me-time was not always counter-productive, but could be confusing because of the ever-changing roles people had on the spectrum of student-parent-volunteer-teacher.

Another aspect that set the Supplemental School experience aside from a regular one was the habit of administrators to divide the student body into two or three groups instead of having separate grades. A prosaic reason behind having fewer student-collectives to work with was the scarcity of space suitable for educational activities as has already been discussed. Nevertheless, even without such restrictions, there was usually not enough pupils and faculty to justify a traditional grade-based division. At first the groups were drawn up primarily using the age-principle, later language proficiency and knowledge of Estonia came to play a bigger role in assigning prospective pupils to these “development-groups”.⁷⁶ Thus, when local Estonian Hillar Paju’s American sweetheart Bonnie Riaz wanted to learn the Estonian language, she attended classes with toddlers at the Los Angeles Estonian Supplemental School.⁷⁷ In the Baltimore School, an American woman Lori Lutser, who was married to an Estonian man in Pennsylvania made a point of bringing their three kids across state lines to study at the supplemental school with them.⁷⁸

As years went on, the language competency among pupils demonstrated a decline to the point where schools were obliged to create separate groups for non-toddler non-speakers. In order to attract as many young minds as possible, bilingualism was avidly encouraged by faculty and other protagonists who were arguing in its favour and highlighting the benefits. Having two languages was equated with having two eyes and two ears – it enriches ones experience of the world.⁷⁹

On a principal level though, especially outside the school system, moods were far less favourable. The people voicing their negative opinions on bilingualism seemed to be equally annoyed and distraught by the threats of bilingualism in Estonia and in the United States. Whereas in the former, Russian was imposed by Soviet politics, in the case of latter, giving the English language precedence over Estonian seemed to be perceived as voluntary action. At times, a certain naivety is detectable in not recognizing the volume of work and effort it takes to resist linguistic assimilation. What many failed to realize was that in the case of American Estonians, bilingualism really was not about whether one ought to become fluent in

⁷⁵ Ibid.

⁷⁶ RANDVEE, Meie täienduskoolid USA-s (fn. 26), p. 1.

⁷⁷ Los Angelesest, in: Vaba Eesti Sõna, 27 June 1974.

⁷⁸ A.J.L.: Ka Ameeriklased õpivad Baltimore Eesti koolis [Americans also study at the Baltimore Estonian School], in: Vaba Eesti Sõna, 28 May 1970.

⁷⁹ Felix Oinas about bilingualism, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 5.

English and use it on an everyday basis, but whether or not the Estonian language was to receive the same privilege. Overall though it was obvious that the slim pickings on offer for those suffering under the diasporic condition meant that bilingualism was ultimately not perceived as a virtuous opportunity, but rather a lesser of many evils. The main goal was posterity. Sociologist Tõnu Parming even went so far as to do the math and suggest each American Estonian family have at least 6.67 offspring. He estimated that since Estonian immigrants have been extraordinarily successful in coming to terms with the American way of life and quickly climbing the socio-economic ladder, reaching the same heights with one generation as others have in several, mixed marriages will have a more sudden and overwhelming effect than what has usually been predicted for newcomers. This why he advocated a narrower focus on the Estonian language, radically restructuring all organizations to benefit the younger generation and incite them to get more involved. Since ethnic intermarriage was dwindling, he not only argued for all-Estonian families to have as many children as possible, but considered adoption from Finland or the Finnish diaspora in America to be a viable option for growing the populace.⁸⁰

Being inclusive towards Americanized Estonians as well as members of other nations and ethnicities was also propagated by the estology⁸¹ theoretician Walter Rand. He deplored the differentiation between exiles harbouring dissimilar language skills and/or cultural competence. Instead Rand promoted considering the intentions and interest exhibited by a person as the true indicator of their potential in furthering the Estonian cause. For him there was much to lose when a mixed couple and their offspring were pushed away from societal life and much to gain when they were drawn in. He even went so far as to assert that mixed marriage should be seen as an empowerment for the community since it brings with it fresh blood and otherwise unobtainable advocates for the Estonian cause, winning them over in a way.⁸² Having the aforementioned classes for non-speakers increased the accessibility of Estonian education. Indeed, there were students who had no Estonian heritage, just Estonian friends or loved-ones who sat side by side with young Estonians, learning to say things like *Isa, palun raha* and *Kus on sinu uus jalgratas?*⁸³ Albeit the number of people with

⁸⁰ TÕNU PARMING: Eestluse säilitamisest paguluses [Regarding the maintenance of Estonianness in exile], in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 3, Folder 23.

⁸¹ Estology (in Estonian: *estoloogia*) is a constellation of ideas regarding the implications of being Estonian, which Walter Rand tagged the philosophy of Estonianness (in Estonian: *eestluse filosoofia*). See WALTER RAND: Eestlus on looming [Estonianness is a creative venture], Tallinn 1994.

⁸² Audiomaterial of Walter Rand giving a lecture about his theories regarding estology, in: IHCR, The Veedam, Voldemar Papers, Box 1.

⁸³ Rough translation: Father, money please. Where is your new bicycle. See Eesti keelt mittevaldajate klass 1973/74. – 1977/78. õppeaastani Connecticuti Eesti Koolis [Connecticut Estonian School – class for students who don't speak Estonian,

a claim to Estonianness was thus constantly increasing, another somewhat surprising parallel with Soviet Estonia gained momentum in the context of this posterity debate. Value judgments about the growing presence of Soviet immigrants in Estonia and the volume of diaspora Estonians in the free world were both perceived as tragedies.⁸⁴

At times the pursuit of Estonianness in exile bears resemblance to a secular religion in which case the observances taking place at Estonian Houses can also be said to have been held in temples erected in the shared mentality with one purpose – to serve the national body. Despite vigorous efforts by the parents, community and the young ones themselves, many people who had gone through the extensive program of education and recreation – *kasvatus* and thus had all the tools and knew how to be an American Estonian and carry on the tradition and culture of their group chose not to and instead strayed from the establishment. Interestingly, others who had not been involved by their parents were looking for a way in after they had missed out on all the activities that were supposed to instil in them that very same need to connect which they had developed spontaneously on their own. Thus, it can be said that there was no one magic recipe for creating posterity. Naturally this made many people wonder whether it was in fact worthwhile to donate countless hours and hard earned dollars for a system that could only declare their goals, but never truly achieve them. In response to these concerns, a certain instrumentalism can be detected to have arisen – the tool of Estonian education and recreation took precedence over the task and populace at hand, as schools, organizations and events were somehow transformed from carriers and facilitators of traditions to traditions in and of themselves.

Thus, young generations were expected to fit the mould cut out for them decades before they were born. The reason behind this development was not inadequacy or laziness on the part of the older generation. If anything, they can be diagnosed with extreme stamina: in the face of a changing youth culture, the establishment was able to remain largely static and that in itself was an exercise in fortitude. Behind this somewhat irrational situation was the anxiety over validity. Change in any direction was feared to be a result of Americanization. There was a constant tension between the desire to innovate and the desire to maintain tradition. Given that the DP-generation, who had lived in Estonia was the one who set up the social reality of the Estonian refugee diaspora in America, what they chose to do and the way in which they chose to go about things, carried a great deal of authority. With this in mind, educator Aire Salmre exhorted the need to constantly critically rethink organized activities so that they “wouldn’t turn into a Pyrrhic victory where battles are won, but wars are lost. Estoniannes,

1973/74–1977/78], in: IHRC, The Albany-Schenectady Eesti Ühing (Estonian Association in Albany and Schenectady, New York) Records, Box 1, Folder 7.

⁸⁴ See for example ÜNGERSON, *Õpperaamatute probleem* (fn. 30).

just like any other culture, only perseveres if it has something valuable to offer to its environment.”⁸⁵ It stands to reason that in order to survive, even the most perfect establishments need to evolve and meet new challenges with new solutions. In rhetoric, the young generation was put on the pedestal as heirs to the culture and carriers of the diasporic condition from the very beginning. Indeed, that is what justified the allocation of social and material capital to their communal upbringing through societal activities, supplemental schools, camps and scholarships. In his analysis, Rajamaa admits that the challenges Estonian teachers in the US and Canada are constantly faced with, cannot even be conceived by those who never left Europe. Notwithstanding the obvious obstacles that might hinder success, he nevertheless doesn’t shy away from predicting that North America will remain the focal point of exile youth work because of the sheer portion of young people in the diaspora society.⁸⁶

All in all, it can be said that even with all their flaws and shortcomings, the Supplemental Schools also “have some accomplishments, among them the publication of several dozen books (texts and reading books) for young people, and most probably also some effect in instilling an awareness of being Estonian and of its worth to its students.”⁸⁷ A common narrative in student writings is that of the lazy kid who at the time was not able to appreciate his/her parents’ efforts in making her participate in the Estonian school only to realize years later how worthwhile the whole enterprise was.⁸⁸ Before that narrative could become lived reality, the narrative

⁸⁵ AIRE SALMRE: Eesti kool, keel ja noored, in: Vaba Eesti Sõna, 28 March 1974.

⁸⁶ RAJAMAA, Teine külastusreis (fn. 33), p. 14.

⁸⁷ LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), p. 3.

⁸⁸ Linda E. wrote: “Aeg möödus ja pühapäeval instinktiivselt läksid eesti kooli. Küll me punnisime vastu midagi hirmsat, aga see ei aidanud. Pistime pea kuuma vette, et tekiks palavik, mida ei olnud ja oigasime emale. Aga kui juba said peale selle haiseva söidu läbi Baltimore linna kooli, siis polnud asi enam nii hull. Kui pr. Esop luges meile jutte loomadest eesti metsades ja meie joonistasime ettekujutuse järgi. Ma arvan, et peaaegu kõige meeldivam tund oli vahetund, kus mängisime ja söime prahti nagu närimiskumm, Coca-Cola ja rasvaseid kartulilõike. Nagu kõigil on kord lõpp, nii on sündinud see viimane produkt – kõik nende pikkade aastate õppimine eesti kultuurist, mis annab mulle täielikult erineva tunde, et olen rikastatud teadmistega, mida keegi ei või röövida ja mina mitte kaotada.” [Time went on and on Sundays we instinctively went to the Estonian school. We tried so hard not to, but to no avail. We stuck our heads in hot water to forge a fever and moaned to mother. But when you got to school after that stinky drive through Baltimore, things weren’t so bad anymore. Mrs. Esop read us stories about animals in Estonian forests and we drew what was in our imagination. I think that my favorite part was recess when we played and ate garbage like chewing gum, Coca-Cola and greasy potato chips. As everything comes to an end, so has this all concluded in the final product – after all of these long years of learning about Estonian culture I feel special, as if I have been enriched with knowledge which nobody can rob me of and I can never lose]. See Baltimore Bülletään no. 91, September 1974. In addition to periodicals, such narratives can be found in the vast collection of scholarship applications to the Eesti Üliõpilaste Toetusfond USAs [Estonian Students Fund in the US], in: IHRC, Lellep, Jüri Papers.

logically proceeding it was embraced – the narrative of the lazy kid herself. Apparently, there were many dissenting views from the student body and nobody can blame the schools of censorship. On the contrary, children often expressed their distress and had their feelings conveyed to more than just their immediate surroundings – some were even published in periodicals. Furthermore, this was often done without much editing. There was apparently no shame about having an independent and, to an extent, Americanized student body who was not completely literate in Estonian. It was a shame not to have one at all. The mission was to be alert and aware of dangers as well as potential pitfalls, thus good solid and valid information was crucial.

This freedom of opinion and overall liberalism within students writings was not something that was simply tolerated, it seems to at least occasionally been a source of pride.

As was already stated, the age of enrolment varied from community to community – in some places only school-aged kids would attend, in others there were separate kindergarten-groups and yet elsewhere, children of different age groups were educated together. Thus, it only stands to reason that when it came to graduation, the same kind of autonomy was exercised. Some schools held elaborate ceremonies in recognition of the diligence of the students and thus provided them with an experience of a rite of passage so that they could feel the impetus to step up and engage with other activities in the wider ethno-societal life. Some schools did no such thing due to an effort to consciously refrain from giving youngsters any feeling of closure or completeness in order to keep them tightly knit to the school for years on end without an excuse or justification to stray away.⁸⁹ This seemingly infinite perpetuation set at least some of the supplemental schools apart⁹⁰ from their American counterparts.

⁸⁹ Supplemental schools tried to pave the path for young ones to be included in official observances of the Independence Day, Victory Day etc. as speakers. It was considered an honor and a privilege to have the opportunity to address the whole community on these somewhat sacred days. Many believed that this would increase social cohesion. Gaston O. Randvee emphasized the importance of this practice when addressing those gathered at the West Coast Estonian Days in Oakland (1975). He quotes an anonymous youngster stating that taking part in Estonian festivities is uplifting, singing the anthem is moving but listening to political speeches is unpleasant to support his opinion about the importance of engaging the young generation as performers. However, some young ones believed that this practice of using thematic tokens was actually limiting their input and placing them in a box instead of giving them wings. LUHAÄÄR LINASK, Supplemental Schools (fn. 25), p. 86; Speech by Gaston O. Randvee at the West Coast Estonian Days in Oakland, 1975, p. 2, in: IHRC, The Eesti Koolide Keskus (Coordinating Center for Estonian Supplemental Schools) Records, Box 1, Folder 1.

⁹⁰ Another characteristic that set the Estonian school aside from the American one was recess as a time when students could exercise their creativity and social skills through spontaneous unstructured activities and play as well as apparently eat chewing gum (see fn. 88).

*Private Ponderings in a Public School:
Exploring DP-Teens*

However, the Estonian community and the opportunities it presented did not constitute the only scene of ethnic reflection for second generation American Estonians. In fact, by chance their coming of age happened during a time where searching and finding rootedness in ethnicity was gaining momentum in the mainstream. While many American ethnics became to experience a revival of interest and activity on this front, Estonians – similarly to other post World War II arrivals – were able to gain from a continuation of this disposition.⁹¹

One *locus* of large-scale social engineering that influenced young people to acknowledge and explore their ethnic make-up was the very same public school system, which was touched upon in the beginning of this article. The Minnesota Historical Society houses an archive, which resembles a small time-capsule in this respect – a collection of essays written to convey a sort of ethnic self-portrait of a group of students at the Minneapolis Edison High School. These texts are not only a fascinating read, but also help make allusions as to where one might begin to contextualize the American Estonian experience in the wider palette of US diasporas.⁹²

University of Minnesota and Columbia University educated Birdella M. Ross was a teacher at the Minneapolis Edison High School for 35 years and became something of a legend with countless stories about her told and retold by former students. In the early sixties, she had her pupils tell their story by writing about their family history to explore their ethnicity and roots. These narratives were written by teenagers of European descent with Czechoslovakian, Danish, Estonian, French-Canadian, German, Irish, Italian, Norwegian, Polish, Russian, Swedish and Ukrainian ancestry. For the overwhelming majority, intercontinental migration was not something that the writers themselves had experienced. Young Gunnar Viljaste, representing Estonia, belongs to a minority that had. Perhaps this is why teacher has scribbled the words “You should have so much to tell!” on one of his papers. This remark might have been used as a provocation for Gunnar to elaborate more since his narratives tended to be scant.⁹³ His classmates, however, are candid and an interesting dichotomy arises in terms of how the young writers in Ms Birdella’s class understand and relate to the term “teenager”. When writing about their ancestor’s life, it seems that they were among other things required to address that certain age that they were in themselves – not a child anymore, not yet an adult. This

⁹¹ WALKO, Rejecting the Second Generation Hypothesis (fn. 20).

⁹² If not otherwise noted, all references and citations are from the collection: Family Histories, 1961, 1963, compiled by BIRDELLA M. ROSS, in: The Minnesota Historical Society Library.

⁹³ This could be attributable to his still evolving language skills, personal or student character.

could have been something that the teacher might have asked her pupils to involve as a separate section in order to give them the tools to relate and make a connection between themselves and those before them. However, as has been established, the post-war American teenage experience was rather unique in that it provided more freedom and entitlement at a massive scale than ever before. Thus, the writers who were in the midst of this experience, became aware that this was not a universal epoch in the lives of everybody and that in fact their own ancestors had led quite a different existence altogether.⁹⁴

As was already mentioned, the Estonian representative Gunnar was not the wordiest writer in the bunch, but he did occasionally share more than just the bare minimum. For instance, when writing about his mother's life during the fifteen years that he himself had been alive, he wasn't shy about voicing his opinion that "the lives of our family are more interesting than the lives of most other families". He goes on to describe life in German Displaced Person's camps with their food shortages, shared living space, winter cold and constant moving around. In connection to the latter he confesses that a certain negotiation between personal and collective memory has altered the way that he evaluates what happened. As a child he had considered moving interesting, but now found it must have been a difficult time for his parents who had to make do and keep their family going in tough conditions and without any help. Gunnar concludes his narrative by stating "People in Europe at this time had to make the most of anything that they had".

To get a better understanding of the generational fractions within the Estonian diaspora and begin to fathom who the active parents on the Supplemental school scene were, reference must be made to their own teenage experience. The coming of age in wartime and post-war Europe among

⁹⁴ Marilyn Anderson addressed her German and Irish roots and stumbled upon this discrepancy when writing about her mother, whose difficult adolescence was anything but what Marilyn knew to be the proper teenage experience (in her own words a rapid and all-consuming personal change with a high need for security). In order to sooth this conflict, she first gives information on what she has learned and seems to believe to be true about teen years and then yields the floor to her mother's difficult and perplexing past with the bridge-building words: "My mother reveals her teen-age years with a sigh." A seemingly opposite approach, but one that is actually carrying the same emotion can be found in Nadia Bryn's discussion of her Ukrainian mother's politically engaged and complicated coming of age. In order to escape the paradox that Marilyn had tried to rationalize, Nadia decides to reject the term teenager right from the start. She goes on to explain her own philosophy on the topic and concludes that as far as she is concerned, what some people call teenage years, for her is "just a time of youth without a name." She elaborates that researching her mother's past and writing the paper at hand was what made her initial distrust towards the term into the vehement dismissal that it is now: "You see, I cannot apply the word teenager to the life of my mother (...). It doesn't seem to fit. Another thing about this word is that it seems to imply that the person called a teen-ager is immature. My mother never was. She didn't have the time."

the Estonian Displaced Persons in the US governed zone of Germany was rather different from that in the continental US as far as life-style, specific activities and manifestations were involved. In Europe, the war had an even more destructive effect on everyday life and family stability. Even the “lucky” DP-kids, who had both parents with them, were forced to share a cramped living space with dozens of other people and either rely on the camp management for sustenance and see their parents self-esteem whither or hardly see them at all, when they did find work. There were also many orphans and children separated from their parents as well as those who had fought in the war ahead of their time. Even though then and there juvenile delinquency was not the umbrella term used, there were many youngsters who presented major problems for camp schools – from simple issues of disregard towards discipline to acts of petty crime and even murder. Initial lenience regarding habits of smoking or alcohol abuse gradually hardened to a lower level of tolerance for any transgressions, meaning those who would not change their ways, were indeed thrown out of school. There were also rare cases where parents discouraged their children from attending schools in camp for different reasons varying from logistical problems to the conviction that new countries of residence would not value education, but expect refugees to commit to manual labour.⁹⁵

As for the ones who did attend camp schools during the DP-years, they were often able to benefit from highly qualified instruction and, by one report, even had a stronger sense of being Estonian than the people who only went to school in Estonia. This was attributed to the fact that the totality of societal, educational and everyday life centred on the lived reality of being a refugee. Thus, it is no wonder that camp-school graduation essays often contained strong ethnic manifestations.⁹⁶ The original writings are unobtainable, but bits and pieces can be found in the print media. In 1949 educator Olev Parlo took up the task of summarizing, analysing and thankfully also quoting essays dealing with individual and collective national identity written by Estonian students in US-governed Geislingen, Baden-Württemberg.⁹⁷

The segments Parlo has chosen to quote are worded in a way that can be said to be personal and general at the same time. Words such as Estonia, Estonian and Estonianism almost seem to be too raw for this type of narrative and more often than not, they are replaced by constructs that can be interpreted as euphemisms. For instance, in lieu of “Estonian language”, students write “mother tongue”, instead of “Estonians”, they jot down

⁹⁵ USA-ala Eestlaste Keskesinduse Haridusosakonna tegevuse aruanne [Report on the Educational Activities among the Estonians in the American zone], 1.3.1948–30.4.1949, pp. 6-7, in: IHRC, The Parlo, Olev Papers.

⁹⁶ Ibid.

⁹⁷ OLEV PARLO: Noored võitluses vaba Eesti idee eest [Youth in Battle For the Idea of Free Estonia], in: Eesti Post, 29 April 1949, and 6 May 1949.

“compatriots”, in place of “Estonia” there is “homeland”.⁹⁸ Some essays expose great disillusionment with life on a personal, social and political level. One writer laments the absolute lack of justice in international affairs; another confesses to having been reshaped by the atrocities of war; a third one decries young women who marry foreigners and let their children grow up without learning their real mother tongue. Parlo seconds all of these motions in their variety. When elaborating on the issue of intermarriage, Parlo explains that the underlying reason for this is the fact that it is extremely challenging for an exile community to raise young ones in a way that would make them naturally inclined to seek romantic love that harmonizes well with love for the homeland and all that it entails.⁹⁹

For one young woman, all the love in the world was not enough to make her confident that her generation would not be the last one to “carry the spirit of the Kalevs”. She raises the question whether children, who are born and raised without any tangible contact with the homeland, could even be expected to share the exact same sense of nationality as those who have that experience: “for the ones who are born Estonian without seeing the meadows and forests, without hearing how the cuckoo calls in Mary’s Land, cannot bring their children up in the same spirit as us who have drunk it in with mother’s milk”.¹⁰⁰ She is not alone in her reflections. In fact, Parlo recognizes that many address it, but at least according to his estimation, in a more positive and constructive way. A poetic dialogue emerges when Jyri Kork makes his point about perseverance: “even the seven hundred year night of slavery could not break our people. We must plant into the very soul of our descendants the indelible calling of the breathing earth of Nordic springtime and white summer nights”.¹⁰¹ According to Parlo, all who express concern on this subject also emphasize the power of language – school instruction, literature and journalism in Estonia are perceived both a means and an end in the maintenance of national identity. One youngster even goes so far as to define written language as a territory shared by the increasingly global exile diaspora.¹⁰²

⁹⁸ One should be careful with drawing conclusions since Parlo’s role in picking, choosing and possibly editing the quotes in this set of articles is a given and thus these texts lack the handwritten immediacy that could be found in the scholarship applications. That being said, the information they provide is still quite trustworthy mainly because of two reasons. Firstly, Parlo was very engaged with young people during this difficult time and can be thought to have quite a good know-how in both dealing with them and having insight into the way that they viewed the world. Secondly, the set of articles was published in an Estonian-language newspaper read by the local Estonian DP-population. There was no reason not to give as truthful of an image as possible as the aim was to be informed and alert about young people and indeed, Parlo walks the reader through several touchy subjects.

⁹⁹ PARLO, *Noored võitluses* (fn. 97).

¹⁰⁰ *Ibid.*

¹⁰¹ *Ibid.*

¹⁰² *Ibid.*

There are instances where graduates explicitly deal with the implications of being members of their generation. However, at least in the quotes Parlo has chosen to share there is no talk of the condition of being a teenager or anything that could be labelled as very personal in that sense. Albeit from a very formal point of view, not everything they write always seems undisputable and by no means can it be said that these young people are hesitant to declare and profess. In one way or another, most of their rhetoric is somehow connected with a concern for posterity. When listing the challenges and dissecting them, many bridge the gap between perceived reality and hopes for the future with pledges on both a collective and an individual level. With respect to the present and future, Parlo has chosen to share the youngster's combatant rhetoric about being in a sort of a holy war with a mountain of responsibility towards their nation in terms of creating a set of leaders in all realms to carry on the core values of Estonian culture. That culture is perceived as not only the goal but also the weapon in the struggle to achieve the goal, and exile becomes a sort of a probationary period, especially in the face of global remigration and further displacement.

As far as the DP-youths overall political mores and beliefs go, Parlo believes them to have collectively made a case for individualism. According to him, the graduates sense that they perceive the role of the state and society to be a guard dog against mass culture that potentially infringes on individual culture. This somewhat vague and confusing statement could perhaps be one occasion where Parlo goes out on a limb with his conclusions and ceases the opportunity to ground his own moral values in a twisted *argumentum ad verecundiam*. However, as was shown earlier, there is no denying that a deep-seated passion for Estonian education in the Displaced Persons' camps transformed into a passion for Estonian supplemental education in the United States and elsewhere in free world.

Conclusion

Creating and sustaining the Estonian supplemental school scene in the US served many purposes. It created a cycle of knowledge acquisition and distribution wherein people moved around on the spectrum of student-parent-volunteer-teacher. These categories were not mutually exclusive, depending on the situation, one person could be both a consumer and a provider. Organizing supplemental schools was an empowering education in and of itself because it provided the impetus and means for gaining first-hand knowledge and experience within the vibrant scene of American voluntary associations.

In post-war America, various social movements, subtle tendencies and not so subtle ruptures had been paving the way for a more inclusive mentality,

which was oriented at exploring culture outside and beyond the thus far prevalent WASP¹⁰³ persuasion. The negotiations on this front are ever-green, but there is no denying that what started as a cabinet of curiosities filled with little tokens of ethnicity slowly but surely gained momentum so much so that in 1972, it made its way into legislation with Congress passing the Ethnic Heritage Studies Act. According to the bill, it sought to recognize America as a multi-ethnic society and provide the heterogeneous populace with the means to express their cultural identities.¹⁰⁴ One of the measures delineated by the act was to support the creation of educational resources for helping teachers tap into the variety of culture and heritage in their classrooms and using it in their teaching.¹⁰⁵ The Estonians for one welcomed the chance to build a platform for themselves and their cause while capturing the hearts and minds of young people. They prepared publications¹⁰⁶ and gave speeches¹⁰⁷ specifically for that purpose, thus in a way extending the mission of the supplemental schools far beyond their default subjects – the young Estonians.

In connection with this, it is important to mention that although there is very little information about voting habits among the Estonian refugee-diaspora, the community members are generally thought to have tended to respond well to Republican anti-communist rhetoric and can be said to have chosen their political affiliations more based on issues of foreign than domestic policy. However, in the case of bringing the multi-ethnic American experience in to the limelight, it was the liberal populace and

¹⁰³ “White Anglo-Saxon Protestant.”

¹⁰⁴ H.R. 994 – 93rd Congress: Ethnic Heritage Studies Act. See the URL <https://www.govtrack.us/congress/bills/93/hr994> (last access 5 October 2016).

¹⁰⁵ BENTLEY, Busing (fn. 16), p. 64.

¹⁰⁶ In 1979 a curriculum guidebook was published with the title “Using Estonian/American Based Culture Models for Multicultural Studies. An Innovative Approach to Studying the Multi-cultural, Multi-ethnic Experience” – 174 pages edited by Enn Kõiva and supported by the United States Office of Education, Ethnic Heritage Branch. In it, detailed historical narratives and numerous visual aids strove to convey general cultural comprehension of Estonia, while case studies of Connecticut Estonians and exercises in multicultural connection were utilized to give a more personal and global vista, respectively. The chronology concluding the book is a reflection of these aspirations. It lists large-scale events alongside smaller ones: occupations, purges, deportations, collectivization and exile stand next to such items as “1950 – Connecticut Estonian Society Founded in Willimantic”. Curiously, the authors saw it fitting to draw elaborate analogies between Estonian and Native-Americans history, thus by default excluding themselves from white guilt connected to colonization and slavery. On a similar vein, the curriculum’s prospective outcomes were declared as a list with twelve items, only three of which can be said to be more about universal skill than Esto-specific knowledge. Unfortunately there is no viable information regarding the extent to which this curriculum was used in public schools. See *Using Estonian/American Based Culture Models for Multicultural Studies. An Innovative Approach To Studying the Multi-cultural, Multi-ethnic Experience*, ed. by ENN O. KOIVA, Andover 1979.

¹⁰⁷ MERIVOO-PARRO, *New Yorgi Eesti Haridusselts* (fn. 37), pp. 66-67.

politicians, who paved the way for the social need for self-expressions such as the Estonian ethnic experience curriculum. Thus, it can be argued that the two most important examples of American leadership for the Estonian refugee diaspora came from opposing camps of the political spectrum.

Overall, it can be said that the Estonians' struggle for recognition and activism on the supplemental school front was met with a social climate of support and understanding, at least on a superficial level. The Scylla and Charybdis making the winds of change favourable in this context were the Cold War, which kept the US on a more or less rigid anti-communist stance in par with Estonian refugees; and on the other hand, the growing concern and debate over education and delinquency. The former harmonized well with the political motivation behind supplemental schools – *välisvõitlus*, or the battle for Estonia's independence. The latter fuelled adults' engagement with and interest in providing and supervising educational and recreational activities for young people. Unlike public school faculties, the teachers at the supplemental schools did not need to deal with juvenile delinquency because of two overarching causes. First off, the parents and community were very proactive and involved with the younger generations. The Estonian kids' free time included supplemental school, camps and communal events, which when combined left less opportunity for idleness. The other, perhaps equally important reason was that since there was no legal requirement for kids to attend the supplemental school, there was also no obligation to make space for everyone. The youngsters who either because of their adamant adherence to a subculture or other personal reasons were not considered suitable for the Estonian establishment, simply did not attend.¹⁰⁸

As part of their efforts to secure the maintenance and development of the Estonian nation and culture in exile, intramural youth work was given the utmost importance. The long distances and scarce network of supplemental schools brought about the emergence of individual nomadism, where families would regularly migrate for a chance to give their children an Estonian education. In addition to supplemental schools, also communal events, camps and religious endeavours were part of the system designed to attract new generations who had little or no exposure to Estonia-proper and instruct them in learning enough to sport a subjectively valid imagination of their own Estonian ethnicity. In the long run, it was hoped this would persuade them to eat, pray and love within the ambiance of Estonianness. All in all, the landscape of Estonian supplemental education in Cold War America can be interpreted as representing both an Estonian

¹⁰⁸ Further investigation into young Estonians in America who are left unaccounted for within the context of the supplemental schools would undoubtedly yield fascinating results and help locate the mental borderline at which the mechanism of othering comes to place which converts a youth into a rebel.

response to what was going on in the world and an American one to what was going on within the boundaries of the US society.

ZUSAMMENFASSUNG

*Estonian by Education: Estnische Exilschulen
in den USA während des Kalten Krieges*

Dieser Artikel untersucht die Infrastruktur des estnischen Exilschulwesens in den Vereinigten Staaten von Amerika während des Kalten Krieges mit Hilfe von Archivmaterialien, die sich mit dem Abenteuer des *Estonian by education* sowie dem Aufbau und der Erhaltung solcher Schulen beschäftigen. Um dem Kern dieser Erfahrung mit dem ergänzenden Schulsystem auf die Spur zu kommen, wird auch kurz auf die wichtigen Schulen in den Lagern der *Displaced Persons* in den westdeutschen Besatzungszonen und einige der dort unterrichteten Jugendlichen eingegangen. Um einen nuancierteren Kontext für das Portrait des Zusammenhangs zwischen Ethnizität und Jugend in den USA während des Kalten Krieges zu erarbeiten, werden auch die Themen der Kulturerbe-Pädagogik (*heritage education*), der Reform der öffentlichen Schulen und der Jugendkriminalität erörtert.

Die estnischen Exilschulen in den USA zu gründen und zu unterhalten hatte viele Gründe. Durch diese Schulen wurde ein Zirkel des Wissenserwerbs und der -verbreitung geschaffen, in dem sich Menschen als Schüler, Eltern, Freiwillige und Lehrer begegneten, wobei diese Kategorien fließend und situationsbedingt waren, man konnte sowohl Konsument als auch Anbieter sein. Die Organisation der Schulen war ein Lernprozess eigener Art, denn er vermittelte aus erster Hand Wissen über und Erfahrung in der lebendigen Szene des amerikanischen Vereinswesens. Insgesamt kann man sagen, dass die Anstrengungen der Esten, um für ihre Aktivitäten im Bereich des eigenen Schulwesens Anerkennung zu erfahren, auf ein grundsätzlich unterstützendes und verständnisvolles Klima trafen, zumindest auf einer oberflächlichen Ebene. Hier ist auf der einen Seite der Kalte Krieg zu nennen, der die USA auf einem mehr oder weniger strikt antikommunistischen Kurs hielt, was den estnischen Flüchtlingen durchaus entgegenkam; auf der anderen Seite debattierte eine besorgte US-Gesellschaft in der Nachkriegszeit intensiv über den Zusammenhang von mangelnder Bildung und Jugendkriminalität. Während der erste Aspekt gut mit der politischen Motivation hinter den estnischen Schulen – der „äußere Kampf“ (*välisvõitlus*) für die Unabhängigkeit Estlands –, in Einklang zu bringen war, ließ der zweite das Engagement der Erwachsenen für und

deren Interesse an zielgerichteten Erziehungs- und Erholungsaktivitäten für Jugendliche nur wachsen.

Als Teil der Bemühungen um die Bewahrung der estnischen Nation und deren kultureller Weiterentwicklung im Exil war die interne Jugendarbeit von größter Bedeutung. Die großen Distanzen Nordamerikas und das dünne Netzwerk an schulischen Einrichtungen führten zu einem individuellen Nomadentum, wenn Familien regelmäßig (meist an den Wochenenden) weite Strecken überwandten, um ihren Kindern eine estnisch grundierte Zusatzausbildung zu ermöglichen. Neben diesen schulischen Einrichtungen organisierten die Exilgemeinden ein umfängliches System von Angeboten, das aus lokalen Veranstaltungen, Jugendlagern und religiösen Initiativen bestand, um jüngere Generationen, die Estland kaum oder gar nicht kennengelernt hatten, insoweit zu instruieren, dass sie genug lernten, um sich eine eigene, individuell gültige Vorstellung vor ihrer estnischen Ethnizität zu machen. Auf lange Sicht, so die Hoffnung, würden die Jugendlichen auf diese Weise zu überzeugen sein, im Ambiente des Estentums zu essen, zu beten und zu lieben.

Insgesamt repräsentierte die estnische Exilschullandschaft in den USA während des Kalten Krieges sowohl eine estnische Antwort auf das, was in der Welt vor sich ging, als auch eine amerikanische Antwort auf das, was innerhalb der US-Gesellschaft passierte. Beide Welten kamen auf diese Weise zusammen.

Der litauische Spielfilm „Tadas Blinda. Der Anfang“ und 1863 als Erinnerungsort in Litauen

VON DARIUS STALIŪNAS

Durch einen Beschluss des *Seimas* (Parlaments) der Republik Litauen wurde 2013 zum Jahr des Aufstands von 1863 erklärt. In Ausführung dieses Beschlusses verabschiedete die litauische Regierung ein Maßnahmenpaket, das u.a. wissenschaftliche Konferenzen, Zeichenwettbewerbe für Kinder, Ausstellungen in Museen und Bibliotheken, feierliche Gedenkveranstaltungen, spezielle Fernsehsendungen, die Herausgabe einer Briefmarke und einer Gedenkmünze sowie die Instandsetzung der den Aufständischen gewidmeten Denkmäler und der Gräber vorsah.¹ All diese Maßnahmen wurden 2013 erfolgreich umgesetzt. Außerdem erschienen in der Presse zahlreiche Beiträge zum 150. Jubiläum des Aufstandes. Beinahe alle wichtigen Tageszeitungen und Online-Portale veröffentlichten in der ersten Hälfte des Jahres Artikel oder Interviews mit Historikern, in denen der Ablauf des Aufstandes, seine Bedeutung für die Geschichte Litauens im 19. Jahrhundert und deren Funktion im kollektiven Gedächtnis kurz erläutert wurden. Ein Teil der Aktionen ging auf gesellschaftliche Initiativen zurück. So sammelt die Vereinigung „Verein des 2. November“ (*Lapkričio 2-osios draugija*) Informationen zu den verbliebenen Grabstätten der Aufständischen und versucht diese nach Möglichkeit instand zu setzen. Der Aufstand von 1863 ist damit für die politische und kulturelle Elite Litauens zweifellos zu einem Erinnerungsort des Landes (bzw. der Litauer) geworden und damit zu einem historischen Ereignis, für dessen Verewigung staatliche Gelder zur Verfügung gestellt werden können und sollten.²

Als Illustration für diese These könnte auch der litauische Spielfilm „Tadas Blinda. Der Anfang“ (*Tadas Blinda. Pradžia*)³ dienen, der im September 2011 in den litauischen Kinos Premiere feierte und großen kommerziellen Erfolg verzeichnete. Mehr als 300 000 Zuschauer wollten ihn sehen – eine für Litauen, ein Land mit weniger als drei Millionen Einwohnern,

¹ Siehe den Beschluss der Regierung der Republik Litauen vom 10.10.2012, einsehbar unter dem URL: <http://www.litlex.lt/scripts/sarasas2.dll?Tekstas=1&Id=163282> (letzter Zugriff 18.2.2017).

² Dieser Artikel behandelt den Aufstand von 1863 als Erinnerungsort der Litauer. Das Verhältnis der polnischen Minderheit in Litauen zu diesem historischen Ereignis könnte Objekt einer weiteren Untersuchung sein.

³ Regisseur des Films DONATAS ULVYDAS, Produzent ŽILVINAS NAUJOKAS.

sehr eindrucksvolle Zahl. Tadas Blinda lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, war in der Žemaitija als Räuber bekannt und kam 1877 ums Leben, als die Bauern des kleinen Städtchens Luokė Lynchjustiz an ihm verübten. Bereits in literarischen Werken des frühen 20. Jahrhunderts kam es jedoch zu einem Wandel: Tadas Blinda wurde zum Prototypen des „sozialen Banditen“ (Eric Hobsbawm) – zum Kämpfer für das Wohl der litauischen Bauern und gegen die Willkür der Polnisch sprechenden Kleinadligen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts passte dieses Bild eines Kämpfers für soziale Gerechtigkeit wie angegossen zur Sowjetideologie. Zudem wurde Blindas Kampf nun auch mit dem Aufstand von 1863 verbunden – im 1957 erschienenen Roman „Die Aufständischen“ (*Sukilėliai*) von Vincas Mykolaitis-Putinas erschien Blinda bereits als einer der Initiatoren des Aufstandes. Auch im Roman „Tadas Blinda“ von Rimantas Šavelis von 1987 taucht 1863 als Motiv auf⁴ – Blinda ist nicht nur „sozialer Bandit“, sondern auch Aufständischer.⁵ Schließlich ist Tadas Blinda auch im Film von 2011 als einer der Initiatoren des Aufstandes dargestellt. Diese Verbindung des „sozialen Banditen“ mit den Ereignissen von 1863 zeigt nicht zuletzt, dass die Autoren des Films den Aufstand für einen genügend zentralen Erinnerungsort der Litauer hielten, um damit die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ihre Produktion zu lenken.

Von einer ähnlichen Logik ließen sich auch die Auftraggeber einer TV-Werbekampagne für die Biermarke „Tauras“ in Litauen zu Anfang des 21. Jahrhunderts leiten. Die Werbung zeigt, wie sich Bauern, unter ihnen auch ein Priester, erheben, als russische Soldaten ihnen das Bier wegnehmen. Nach Ansicht der Auftraggeber und Autoren war der Aufstand von 1863 offensichtlich bereits zu einem selbständigen litauischen Erinnerungsort geworden, der jedoch (noch?) nicht als allzu heilig galt, da er sich für Bierwerbung instrumentalisieren, d.h. dekontextualisieren ließ. Ganz im Gegensatz dazu hätte man eine vergleichbare Kampagne nicht mit den Freiwilligen der Freiheitskriege von 1918 bis 1920 oder den antisowjetischen Partisanen starten können,⁶ da dies von der Öffentlichkeit wohl als Profanierung betrachtet worden wäre.

⁴ RIMANTAS ŠAVELIS: Tadas Binda, Vilnius 1987. Der Roman stellt die Umarbeitung des Drehbuchs eines 1973 gedrehten Films dar. Im Roman kam das Motiv des Aufstandes von 1863 hinzu, das im Film nicht vorkam.

⁵ RIMA PRASPALIAUSKIENĖ: Nerekalingi ir pavojingi: XVIII a. pabaigos – XIX a. pirmosios pusės elgetos, valkatos ir plėšikai Lietuvoje [Unnötig und gefährlich: Bettler, Landstreicher und Räuber in Litauen im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts], Vilnius 2000, S. 126-134; TOMAS BALKELIS: Tado Blindos mitas [Der Mythos Tadas Blinda], in: Kultūrologija, Bd. 17: Istorinės realybės ir mitai nacionalinėse kultūrose: dabarties vizija, Vilnius 2009, S. 77-93.

⁶ Die Auftraggeber der Werbekampagne erklärten, dass sie das Motiv deshalb gewählt hätten, weil das Jahr 1863 am nächsten beim Gründungsdatum der Brauerei Tauras liege. So könne aufgezeigt werden, dass dieses Bier über eine langjährige Tradition verfüge. E-Mail der Managerin für das Markenzeichen Tauras vom 19.9.2005.

Die Beschlüsse der litauischen Behörden und die Teilnahme verschiedener Kultur- und Wissenschaftsorganisationen an den Veranstaltungen zum Aufstand von 1863 im Laufe des Jahres 2013 sowie auch der erwähnte Spielfilm, die Bierwerbung und einzelne Initiativen von Enthusiasten sind in der Tat ein unmissverständlicher Indikator dafür, dass der Aufstand zu einem wichtigen Erinnerungsort der Litauer geworden ist. Dies bedeutet aber keinesfalls, dass eine vereinheitlichte Sicht dieses historischen Ereignisses existiert. Die Gedenkveranstaltungen von 2013 werden vielleicht später einmal einer Analyse unterzogen werden; in diesem Beitrag sollen die Interpretation des Aufstands im erwähnten Film und deren Verhältnis zum Bild dieses Ereignisses, das in früheren Epochen gültig war, näher unter die Lupe genommen werden.

Der Spielfilm „Tadas Blinda. Der Anfang“ erzählt von einem Bauern aus einem Dorf in der Žemaitija, für den die Lage des Volkes von großer Wichtigkeit ist. Daher besteht das Hauptziel von Blinda und seinen Gesinnungsgenossen darin, für die Gewährleistung des sozialen und wirtschaftlichen Wohlergehens der Bauern zu sorgen. Der Film erzählt, wie erstere den Aufstand anzetteln, ohne dessen Ziele wirklich klar durchdacht zu haben; vielmehr wollen sie wohl eher die zarische Obrigkeit provozieren. Allerdings schworen die Aufständischen, nicht nur für ihre Familie, die Freiheit und das Land zu kämpfen, sondern auch für die Žemaitija.⁷ Dieses Motiv des Kampfes für die Žemaitija soll zeigen, dass die Bauern schon politisch dachten, dass es ihnen somit auch um die politische Freiheit ging. Der Kampf für die Žemaitija sollte hier nicht im Sinne des Wunsches nach Schaffung eines eigenen Staates Žemaitija verstanden werden. Offenbar ist die Žemaitija hier die kleinere „ideologische Heimat“, die zur größeren „ideologischen Heimat“ (Litauen) gehört. Diese Interpretation lässt sich auch mit Hilfe des bereits erwähnten Romans vom Šavelis untermauern, in dem die Aufständischen vom „Litauen des Vytautas“ träumen. Auch das ist hier nicht wörtlich gemeint, es geht nicht um den Wunsch der Wiederherstellung des Großfürstentums Litauen „von Meer zu Meer“ (d.h. von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer), sondern vielmehr als Metapher für einen eigenständigen und mächtigen Staat.

Auf jeden Fall ist offensichtlich, dass die Aufständischen unter der Führung von Blinda nicht für eine Wiederherstellung der *Rzeczpospolita*, der Republik Beider Nationen (Polens) kämpfen, denn zu ihren Feinden zählen nicht nur die zarische Obrigkeit, sondern auch die polnischen Gutsherren.⁸ Immerhin wird ein einzelner Gutsherr namens Gruinius im Film

⁷ Der geografische Begriff Žemaitija kann unterschiedlich verstanden werden: einerseits als nordwestlicher Teil Litauens, der zu Zeiten des Großfürstentums Autonomie besaß, andererseits jedoch auch im engeren Sinne als Region, in der žemaitische Mundarten gesprochen werden.

⁸ Die sozialen Rollen spielen in der Tat bei den gegenseitigen Stereotypen der Litauer und Polen eine große Rolle, wobei die Litauer meist mit den Bauern, die Polen mit dem Adel gleichgesetzt werden. So hielten noch kürzlich die Fans des Fußballklubs

zumindest ansatzweise als positiver Held dargestellt: Er fordert Blinda nicht nur zu gemeinsamem Handeln und zur Vertreibung des russischen Heeres auf, sondern erweist sich auch als litauischer Patriot, der Litauen klar von Polen zu trennen weiß.⁹ All diese Akzente – der bäuerliche Charakter des Aufstandes, die litauische Identität eines Teils der Adligen und der Kampf um die Freiheit Litauens – sind meines Erachtens nicht zufällig gewählt, sie sind kein Produkt der Einbildungskraft der Filmautoren, sondern verkörpern in der historischen Selbstwahrnehmung der Litauer fest verankerte Vergangenheitsbilder, die auch in früheren Epochen anzutreffen sind.

Der vorliegende Beitrag sieht sich in der Tradition der Erforschung des kollektiven Gedächtnisses, wie sie in den letzten beiden Jahrzehnten vor allem von Jan Assmann popularisiert wurde. Diese Forschungstradition beruht auf der Aktualisierung der Theorie der sozialen Erinnerungsrahmen des französischen Soziologen Maurice Halbwachs aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die besagt, dass die Erinnerung des Individuums durch in der Gesellschaft existierende „soziale Rahmen“ bedingt wird. Für das kollektive Gedächtnis schlug Assmann eine Aufteilung in ein kommunikatives und ein kulturelles Gedächtnis vor. Ersteres umfasst die „lebendige“ Vergangenheit, ist die unmittelbar erlebte, einige Generationen umfassende Vergangenheitsinterpretation, die noch über keine institutionalisierten Formen verfügt; dagegen ist das kulturelle Gedächtnis losgelöst vom Alltag, institutionalisiert und für gewöhnlich für die Konstruktion der kollektiven Identität instrumentalisiert. Die Bedeutungen, die die Vergangenheit der Gemeinschaft aktualisieren, sowie die Praktiken zur Stützung dieser Bedeutungen nannte Assmann Erinnerungskultur – diese beschreibt im weitesten Sinn das Verhältnis der Gemeinschaft zur Vergangenheit. Hier ist anzufügen, dass die Erinnerungskultur nicht selten die Geschichtspolitik beeinflusst – das zielgerichtete Streben der herrschenden politischen Kräfte, die eine oder andere Interpretation der Vergangenheit zu verankern. Aus dem kollektiven Gedächtnis stechen klare historische Bilder heraus, oder, um mit Pierre Nora zu sprechen, die Erinnerungsorte – Symbole, mit deren Hilfe die kollektive Identität konstruiert wird. Der Begriff „Ort“ wird hier metaphorisch verwendet, denn als Ort können unter anderem ein historisches Ereignis, eine Person, ein

Lech Posen bei einem Spiel gegen einen litauischen Verein 2013 ein Plakat mit der Aufschrift „Litauischer Rüpel, knie hin vor dem polnischen Herrn“ hoch. Siehe die Meldung des litauischen Nachrichtenportals 15min.lt vom 9.8.2013, einsehbar unter dem URL: <http://www.15min.lt/sportas/naujiena/futbolas/del-poznanes-futbolo-klubo-lech-sirgaliu-plakato-lietuviu-chame-klaupkis-pries-lenku-pona-gali-buti-uzdarytas-miesto-stadionas-24-360096> (letzter Zugriff 18.2.2017).

⁹ Anders im Roman von ŠAVELIS, Tadas Binda (wie Anm. 4), in dem sämtliche Gutsbesitzer als Feinde der Bauern und Verbündete der zarischen Obrigkeit dargestellt werden.

geografischer Ort, eine mythische Person oder ein kulturelles Phänomen (z.B. die Sprache) gelten.¹⁰

Der Bauernaufstand

Interessanterweise wurde das hier diskutierte historische Ereignis von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der Sowjetära 1940 in der dominierenden litauischen historischen Meistererzählung als etwas Fremdes betrachtet, das mit der eigentlichen Geschichte der ethnischen Litauer kaum Verbindungen aufwies. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand: Das historische Narrativ der Litauer bildete sich im 19. Jahrhundert als integraler Bestandteil des in Entstehung begriffenen nationallitauischen Diskurses heraus. Zur wichtigsten Aufgabe der ethnokulturellen Aktivität wurde die Abgrenzung gegenüber allem Polnischen. In den litauischen Texten des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde daher der Aufstand meist als Angelegenheit der Polen und der polnischsprachigen litauischen Adligen behandelt. Somit gab es keinen Grund, sich daran zu erinnern. Deshalb wurde der Aufstand als „Polnischer Aufstand“ bezeichnet, der nichts mit den Litauern zu tun hatte. Zudem wurden die Jahre der beiden Aufstände von 1863 und von 1830/31 als „Polenzeit“ betrachtet.

Allerdings gab es auch in der Zwischenkriegszeit Ausnahmen, d.h. Versuche, den Aufstand von 1863 als eigenen, (bäuerlichen) litauischen zu verstehen. Der linke litauische Historiker Augustinas Janulaitis veröffentlichte einige Texte, in denen er eine „Rehabilitierung“ des Aufstands versuchte. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass „von allen Teilen Litauens allein das ethnografische Litauen dem Aufruf zum Aufstand“ gefolgt und dass letzterer deshalb in ethnischer und sprachlicher Hinsicht in Litauen ein litauischer gewesen sei: „Die Anführer waren einfache Menschen, entstammten dem Volk – Bauern, Pfarrer, einige niedere Adlige; das Kommando litauisch, die Befehle, der Schriftverkehr in litauischer Sprache (...). Bauern kämpften und verteidigten ihre Angelegenheiten.“¹¹ Diese Interpretation wurde später von zahlreichen Publizisten übernommen.¹²

¹⁰ MAURICE HALBWACHS: *On Collective Memory*, Chicago 1992; JAN ASSMANN: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 2007; PIERRE NORA: *Between Memory and History: Les Lieux de Mémoire*, in: *Representations* 26 (1989), S. 7-24.

¹¹ AUGUSTINAS JANULAITIS: 1863–1864 m. sukilimas Lietuvoje [Der Aufstand von 1863/64 in Litauen], in: *Mūsų žinynas. Karo mokslo ir istorijos žurnalas*, Bd. 1, Kaunas 1921, S. 9-50, hier S. 9.

¹² A. DILYS: 1863–1864 metų sukilimas Lietuvoje [Der Aufstand von 1863/64 in Litauen], in: *Lietuva*, 19.7.1924, Nr. 161, S. 3-4.

Noch mehr „verbäuerlicht“ wurde der Aufstand von 1863 in der Sowjetzeit. In den Arbeiten sowjetlitauischer Historiker aus den 1950er Jahren war der Aufstand „eine Bewegung nicht der Herren von der Szlachta, nicht der Katholiken-Kleriker, sondern eine riesige Volksbewegung, deren treibende Kraft die Bauern und deren Ideologen und Anführer revolutionäre Demokraten waren“.¹³ Die Aufständischen hätten für soziale und wirtschaftliche Reformen gekämpft. Der Aufstand wurde in die so genannte revolutionäre Krise eingegliedert, die zu jener Zeit das Russländische Reich erschüttert habe. Somit wurde der Aufstand an erster Stelle mit der russischen, nicht mit der polnischen Geschichte verbunden. Um den bäuerlichen Charakter des Aufstandes hervorzuheben, wurde er häufig als „Bauernaufstand“ bezeichnet. Des Öfteren nannte man die entsprechenden Ereignisse auch den „Aufstand von 1861–1863“. Diese Ausdehnung des Zeitrahmens war erforderlich, damit eine direkte Verbindung zur Abschaffung der Leibeigenschaft im Russländischen Reich von 1861 hergestellt werden konnte: Die Bauern, so die Theorie, waren mit den Bedingungen dieser Reform unzufrieden und erhoben sich daher. Der Aufstand stand selbstverständlich unter der Leitung von „Revolutionären“. Am meisten spielten die Historiker die Verdienste von Konstantinas Kalinauskas (Kastus Kalinowski, Wincenty Konstanty Kalinowski), Zigmantas Sierakauskas (Zygmunt Sierakowski) und Antanas Mackevičius hoch. Ideologisch am riskantesten war dabei die Erhebung von Pfarrer Mackevičius in den litauischen Pantheon, doch fand man eine einfache Lösung: Mackevičius sei nur deshalb Priester geworden, weil dies „das Mittel war, näher am Volk zu sein und dieses gegen die Zarenherrschaft und die Gutsherren aufzustacheln, zum Aufstand zu rufen“.¹⁴

Man bemühte sich, den antirussischen Charakter des Aufstandes zu verneinen. Zu jener Zeit war es nicht opportun darüber zu schreiben, dass die Aufständischen gegen die russische Obrigkeit an sich kämpften. Gemäß den sowjetlitauischen Historikern, an vorderster Front der Direktor des Historischen Instituts in Vilnius, Juozas Žiugžda, kämpften die Bauern

¹³ JUOZAS ŽIUGŽDA: 1863–1864 m. sukilimo šimtmečiui (1963) [Zum hundertjährigen Jubiläum des Aufstandes von 1863/64], in: Manuskriptabteilung der Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften (*Lietuvos mokslų akademijos Vrublevskių bibliotekos Rankraščių skyrius*), Bestand 275, Akte 314, Bl. 4; VALENTINAS BOČKARIOVAS: Redakcijos žodis [Ein Wort der Redaktion], in: LEONAS BIČKAUSKAS-GENTVILA: 1863 metų sukilimas Lietuvoje [Der Aufstand von 1863 in Litauen], Vilnius 1958, S. 6.

¹⁴ JUOZAS ŽIUGŽDA: Antanas Mackevičius – Lietuvos valstiečių vadovas kovoje prieš carizmą ir dvarininkus [Antanas Mackevičius – Anführer der litauischen Bauern im Kampf gegen Zarismus und Gutsherren], Vilnius 1951, S. 41; DERS.: Antanas Mackevičius – valstiečių vadovas kovoje prieš carizmą ir dvarininkus [Antanas Mackevičius – Anführer der Bauern im Kampf gegen Zarismus und Gutsherren], in: Komunistas 1951, Nr. 1, S. 27–38; Nr. 2, S. 29–40; PRANAS JUOZAPAVIČIUS: Valstiečių sukilimo vadovas Antanas Mackevičius [Der Anführer des Bauernaufstandes Antanas Mackevičius], in: Kauno tiesa, 21.1.1959, Nr. 18; RITA STRAZDŪNAITĖ: Sukilėlių vadas [Der Anführer der Aufständischen], in: Komjaunimo tiesa, 28.12.1963.

vor allem gegen die „Gutsherren“, den „Zarismus“ oder die „Zarenherrschaft“. Obwohl Žiugžda die polnisch-nationale Befreiungsbewegung und deren Einfluss auf den Aufstand in Litauen nicht völlig ignorierte, hob er hervor, dass die Anführer des „Bauernaufstandes in Litauen“ gegen den künftigen Anschluss Litauens an Polen kämpften und sogar „die Ansicht von notwendigen Verbindungen zu Russland verteidigten“. ¹⁵ Nach der Ansicht Žiugždas und seiner Gesinnungsgenossen hätte der Aufstand nicht „fortschrittlich“ sein können, wenn die Aufständischen die Lösung von Russland angestrebt hätten, da in diesem Fall die These vom progressiven Charakter des Anschlusses Litauens an Russland am Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr haltbar gewesen wäre. Deshalb bemühte sich Žiugžda, laut eigenen seiner Kollegen, um die Hervorhebung der Distanz zu Polen: „Das war ein Bauernaufstand und in Litauen völlig separat von demjenigen in Polen – sein Anführer war Antanas Mackevičius“. ¹⁶

Somit bildete sich in den 1950er Jahren ein gewisser offizieller Interpretationskanon des Aufstandes von 1863/64 in Litauen heraus. Dieser lautete, dass der Aufstand ein Bauernaufstand gewesen sei, 1861 begonnen habe und nicht als Bestandteil des Aufstandes in Polen zu verstehen sei, dass die revolutionären Anführer des Aufstandes eng mit den russischen revolutionären Demokraten zusammengearbeitet und die Aufständischen für soziale und wirtschaftliche Reformen und die Rechte der litauischen Sprache gekämpft hätten. Ihre Feinde seien die Gutsherren, der „Zarismus“ und die „Zarenherrschaft“ gewesen. Dieses Konzept wurde auch anlässlich der Veranstaltungen zum hundertjährigen Jubiläum des Aufstandes 1963 vermittelt. ¹⁷

In dieser Interpretation sind mehrere, für den sowjetischen Kanon der Geschichte des russischen Marxismus typische Elemente deutlich zu erkennen: Das Ideologem der Völkerfreundschaft, das besagte, dass alles, was im Laufe der Geschichte die Litauer mit den Russen verband, fortschrittlich war, sowie die starke Hervorhebung der Rolle der „fortschrittlichen“ Sozialklassen (in diesem Fall der Bauern). Zugleich wollte Žiugžda mit dieser Interpretation zumindest teilweise auch wesentliche Züge der traditionellen (ethnozentrischen) historischen Meistererzählung der Litauer aufgreifen: die Darstellung der Rolle der Bauern als die eigentlichen Bewahrer der litauischen Identität und als Hauptsubjekt der litauischen Geschichte. Dieser, wenn man so sagen darf, Flirt mit der litauisch-nationalistischen Ideologie war erforderlich, weil ein radikaler Umbau des kulturellen Bewusstseins unmöglich war – man musste sich an die existierenden nationalen

¹⁵ ŽIUGŽDA, Antanas Mackevičius (wie Anm. 14), S. 19.

¹⁶ GEDIMINAS ZEMLIKAS: Prisimenime Juoza Jurginį [Wir erinnern an Juozas Jurginis], in: Mokslo Lietuva 1999, Nr. 6, einsehbar unter dem URL: <http://mokslo-litua.lt/mokslo-lietuva/1998-2000/186/jurginis2.htm> (letzter Zugriff 20.2.2017).

¹⁷ DARIUS STALIŪNAS: Savas ar svetimas paveldas? 1863–1864 m. sukilimas kaip lietuvių atminties vieta [Unser eigenes oder fremdes Erbe? Der Aufstand von 1863–1864 als litauischer Erinnerungsort], Vilnius 2008, S. 91f.

Bilder anpassen und diese so modifizieren, dass sie mehr oder weniger dem gemeinsamen sowjetischen Geschichtskanon entsprachen. Doch war diese auch nur teilweise Anpassung an den litauischen Nationalismus mit Gefahren verbunden – die Gesellschaft konnte solch nationalkommunistische Geschichtsbilder anders interpretieren, als es die Sowjetideologen vorsahen. Die Lage in Bezug auf den Aufstand von 1863 war jedoch etwas anders. Die in Opposition zum Sowjetregime stehenden Gesellschaftsgruppen konnten den Aufstand von 1863 leicht zu einem antisowjetischen und antirussischen Symbol erklären, da die Verbindung zwischen Zaren- und Sowjetherrschaft leicht herzustellen war. Dieser Gefahr war sich auch die sowjetische Obrigkeit sehr wohl bewusst, weshalb der Aufstand zwar als sowjetlitauischer Erinnerungsort verankert wurde, nicht aber zum Kern derartiger „Orte“ gehörte.

Eine ausgezeichnete Illustration für die Kompliziertheit der Situation ist die Oper „Die Aufständischen“ (*Sukilėliai*) vom Ende der 1950er Jahre. Die Musik stammte vom damals noch jungen Komponisten Julius Juzeliūnas, für das Libretto zeichnete anfangs Aldona Liobytė allein verantwortlich, später wurde sie von Vincas Mykolaitis-Putinas unterstützt, auf dessen gleichnamigen Roman¹⁸ von 1957 die Oper basierte. Mykolaitis-Putinas' Roman entsprach der damaligen offiziellen Konzeption des Aufstands, indem er ihn als Bauernbewegung darstellte, die sich vor allem gegen die Gutsherren richtete. Die Bauern erheben sich unter der Führung von Intellektuellen, die ihrerseits von den russischen revolutionären Demokraten beeinflusst waren. Trotz dieser vorherrschenden Konzeption schimmert an einzelnen Stellen des Romans, wie Literaturkritiker beobachteten, der Gedanke durch, dass es zwischen Bauern und Gutsherren nicht nur Trennendes gab, sondern auch Verbindendes: „sich vom Russischen Reich zu lösen“¹⁹. Die Obrigkeit der Litauischen SSR beurteilte dieses Werk jedoch positiv, und bereits für den ersten Teil erhielt Mykolaitis-Putinas den Staatspreis. Somit sollten eigentlich einer Inszenierung der Oper keine ideologischen Hindernisse mehr im Weg stehen. Dennoch beschloss die Sowjetobrigkeit nach längeren Diskussionen, die Inszenierung dieser Oper aufgrund „ideologischer Mängel“ zu untersagen: Die Führung der litauischen KP störte Mackevičius' Figur im Libretto, Parteifunktionäre vermissten zudem die Darstellung der „Völkerfreundschaft“ und beanstandeten die zu deutliche Hervorhebung der repressiven Mittel

¹⁸ VINCAS MYKOLAITIS-PUTINAS: *Sukilėliai. Kovų dėl žemės ir laisvės vaizdai 1861–1864* [Die Aufständischen. Bilder der Kämpfe um Boden und Freiheit 1861–1864], Teil 1: *Gana to jungo* [Schluss mit diesem Joch], Vilnius 1957.

¹⁹ Hier zit. n. der Ausgabe VINCAS MYKOLAITIS PUTINAS: *Raštai* [Gesammelte Werke], Bd. 6: *Sukilėliai. Kovų dėl žemės ir laisvės vaizdai 1861–1864*, Teil 1: *Gana to jungo*, Vilnius 1959, S. 520.

des Zarismus und, *horribile dictu*, die Identifizierung des Zarismus mit dem russischen Volk.²⁰

Die Tatsache, dass im postsowjetischen Litauen die Interpretation des Aufstandes von 1863 als Bauernbewegung eine Renaissance erlebte, sollte dabei jedoch nicht mit der (Nach-)Wirkung der sowjetischen Historiografie verbunden werden. Diese Darstellung des Aufstandes blieb in der postsowjetischen Gesellschaft deshalb lebendig, weil dieser als Bauernaufstand am einfachsten zu einem litauischen zu machen ist.

Der „eigene“ Adel

Die lange Zeit in der litauischen Historiografie zur Problematik des 19. Jahrhunderts dominierende ethnozentrische Interpretation betrachtete den litauischen Adel als polnisch – und somit als nicht der Rede wert. In den letzten 25 Jahren fanden in dieser Hinsicht größere Veränderungen statt. Litauische Historiker richteten ihr Augenmerk auf den Umstand, dass die kulturelle Polonisierung des Adels nicht unbedingt auch die Selbstidentifikation mit der im Entstehen begriffenen modernen polnischen Nation bedeutete und dass außerdem ein Großteil der Adligen in der Žemaitija sogar kaum von der kulturellen bzw. linguistischen Polonisierung betroffen war. Eine gründliche Untersuchung ergab sogar, dass um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein von Polen separates Programm der litauischen historischen Quellen heranreifte, welches das deutliche Streben nach der Trennung der „eigenen“ Geschichte von der polnischen bezeugte.²¹ Deshalb erlangte das Bild vom doppelten ethnischen Selbstverständnis des Adels große Beliebtheit: Die Identifikation sowohl mit der größeren Einheit – der Makronation, die den ganzen polnisch sprechenden Adel Polen-Litauens umfasste –, als auch mit dem ihr subordinierten ebenso historisch entstandenen litauischen Volk. Auf diese Weise wurde der litauische Adel des 19. Jahrhunderts, der in seiner Mehrheit bereits polnisch sprach, zum „eigenen“. Diese Lage wurde von einem der Herausgeber der Serie „Studien zur Geschichte der Wiedergeburt Litauens“ (*Lietuvų Atgimimo istorijos studijos*) in die folgenden Worte gefasst:

²⁰ Protokoll der Erörterung von J. Juzeliūnas' Oper „Sukilėliai“ (Libretto: Mykolaitis) vom 27.2.1957 im Staatlichen Opern- und Ballettheater, in: Archiv für Literatur und Kunst Litauens (*Lietuvos literatūros ir meno archyvas*, künftig LLMA), Bestand 21, Findbuch 1, Akte 109, Bl. 63-70; *Literatūra ir menas*, 18.1.1958, Nr. 3; Beschluss Nr. 2 des Kollegiums des Kulturministeriums der LSSR vom 5.2.1958, in: LLMA, 342/1/584, Bl. 11f.; Protokoll der Vorstandssitzung der Komponistenvereinigung der LSSR, 1.2.1960, in: LLMA, 21/1/237, Bl. 22-26.

²¹ REDA GRIŠKAITĖ: Simono Daukanto ir Teodoro Narbuto epistolinis dialogas, *laiškai Teodorui Narbutui*. Epistolinis dialogas [Der Dialog von Simonas Daukantas und Teodor Narbut, Briefe an Teodor Narbut. Ein epistolarer Dialog], Vilnius 1996, S. 11-170.

„Der Historiker der älteren Generation bedauert, dass Narbutt, Syrokomla oder Mickiewicz²² polnisch schrieben und weist sie aufgrund dieses ethnolinguistischen Kriteriums zurück, während dies für uns so ist, ein Faktum, das im Prinzip an der Art des zu untersuchenden Problems nichts ändert“.²³

Diese Art der „Rehabilitation“ ist keine völlig neue Erscheinung in der litauischen Historiografie, doch wuchs sie sich in den letzten Jahrzehnten zu einer deutlichen Tendenz aus, während derartige Interpretationen zuvor eher die Ausnahme gebildet hatten. So räumte auch der bereits erwähnte Augustinas Janulaitis Ende der 1930er Jahre ein, dass die litauische Sprache erst in modernen Zeiten zum Kennzeichen des Litauertums geworden sei und dass linguistische Kriterien deshalb nicht auf die ältere Vergangenheit im Sinne der Zuordnung der einen oder anderen Persönlichkeit zum einen oder anderen Volk anwendbar sei:

„Im historischen Litauen bildeten trotz allem die Litauer das vorherrschende Element, obwohl nicht alle immer Litauisch sprachen, um es mit den Worten eines Liedes zu sagen, drückten sie ihre Liebe zu Litauen mit dem litauischen Herz, nicht unbedingt mit der litauischen Sprache aus. Ist das heutige Litauen der Nachfolger des alten und das ist es, so muss diese Tatsache in Betracht gezogen werden“.²⁴

Diese Wahrnehmung des litauischen Adels erlaubt es auch, den Aufstand als eigenen Erinnerungsort zu betrachten, ohne ihn in einen Bauernaufstand gegen die Gutsherren und den Zarismus zu verwandeln und darin nach litauischen politischen Ideen zu suchen.

Der Aufstand von 1863 als Symbol des Kampfes für die Freiheit Litauens

Politische historische Ereignisse wie der Aufstand von 1863 konnten nur dann zu wichtigen Erinnerungsorten der Litauer werden, wenn sie sich auf irgendeine Weise mit der Idee des unabhängigen Litauen verbinden ließen. Zu Beginn der 1920er Jahre lieferte Augustinas Janulaitis, gestützt auf die Worte des Pfarrers Antanas Mackevičius, eines der Anführer des

²² Gemeint sind der Historiker Teodor Narbutt sowie die Dichter Władysław Syrokomla-Kondratowicz und Adam Mickiewicz, polnisch schreibende Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

²³ Tautos istorinio tapatumo beiėskant [Auf der Suche nach der historischen Volksidentität], in: Kultūros barai 1995, Nr. 2, S. 2-7, hier S. 5.

²⁴ AUGUSTINAS JANULAITIS: Lietuvai reikalinga objektinga istorija. Apie „Lietuvos istoriją“ [Litauen braucht eine objektive Geschichte. Zur „Geschichte Litauens“], in: Lietuvos žinios, 23.1.1937, Nr. 18, S. 3. Im gegenteiligen Fall, so Janulaitis, hätten die Litauer eine Geschichte wie ihre Nachbarn (die Letten und Esten): „Wohin ein solch nationales Geschichtsverständnis führt, sehen wir an unseren Nachbarn; sie schreiben erst die Prähistorie, dann springen sie zum 19./20. Jahrhundert. Das Volk hatte nach ihnen für 600–700 Jahre keine Geschichte, lebte nicht...“.

Aufstands, denn auch die Erklärung, warum die Litauer sich gemeinsam mit den Polen erhoben – allein nämlich sei Litauen zu schwach gewesen, um seine sozialen Probleme zu lösen.²⁵ Hiermit wird faktisch impliziert, dass die Idee eines unabhängigen (modernen) Litauen existierte und allein objektive Umstände, nämlich die Schwäche dieses Litauens, die Umsetzung dieser Idee verhinderten. Manchmal wurde im Litauen der Zwischenkriegszeit sogar behauptet, dass die Fraktion der Roten im Aufstand bereit gewesen sei, alle Beziehungen zu den Polen abzubrechen.²⁶ Für einen Teil der litauischen Publizisten der Zwischenkriegszeit stand außer Zweifel, dass die Aufständischen für die „Unabhängigkeit Litauens“, für „einen selbständigen litauischen Staat“²⁷ oder für die „Freiheit des Vaterlandes“²⁸ kämpften. 1933 wurde in der Zeitung „Karys“ (Der Krieger) behauptet, dass Konstantinas Kalinauskas, ein weiterer Anführer des Aufstandes in Litauen, „ein unabhängiges Litauen wollte, das seine Angelegenheiten separat von Polen verwaltete. Genau in diese Richtung lenkte er den ganzen Aufstand: die Freiheit Litauens zu erkämpfen und es von Polen abzutrennen“.²⁹

Wenn die Aufständischen von 1863/64 somit also für die Unabhängigkeit ihres Landes gekämpft hatten, so mussten sie entsprechend geehrt werden. Deshalb wurde der Aufstand in die Kette der Freiheitskämpfe der Litauer eingegliedert, wobei besonders die Verbindung zwischen dem Aufstand und den Kämpfen um die Unabhängigkeit Litauens von 1918 bis 1920 hervorgehoben wurde, aber auch, indem die Aufständischen mit den „Kriegern des alten Litauen“ (den größten litauischen Fürsten) verbunden wurden.³⁰ Zu dieser Tendenz der Glorifizierung der Aufständischen trug auch Janulaitis bei:

„Das Litauen von Gediminas, Kęstutis, Vytautas, der Radvilas (Radziwills) und anderer ist auch nicht dasselbe wie heute, dennoch ist das heutige Litauen nicht gewillt, sie anderen zu überlassen, wie es sich auch von den Kämpfern von 1863/64 nicht lossagen kann“.³¹

²⁵ JANULAITIS, 1863–1864 m. sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 11), S. 24.

²⁶ „Kalinauskas ging immer und überall in Richtung litauische Unabhängigkeit, wollte nicht, dass Litauen sich mit den Polen zusammentut“: AUGUSTINAS JANULAITIS: 1863 metų sukilimo veikėjai Lietuvoje. I. Kastantinas Kalinauskas [Die Akteure des Aufstandes von 1863. I. Konstantinas Kalinauskas], in: Švietimo darbas 1921, Nr. 1–2, S. 17–68, hier S. 50; DILYS, 1863–1864 metų sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 12).

²⁷ DILYS, 1863–1864 metų sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 12).

²⁸ A. V. [?]: 1863 m. sukilimas Lietuvoje [Der Aufstand von 1863 in Litauen], in: Karys 1938, Nr. 52, S. 1515–1518, hier S. 1518.

²⁹ Vs. [?]: 1863 metų sukilimo sukaktis [Das Jubiläum des Aufstandes von 1863], in: Karys 1933, Nr. 23, S. 467–478.

³⁰ DILYS, 1863–1864 metų sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 12); A. V. [?], 1863 m. sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 28), S. 1518; ALEKSANDRAS RUŽANCOVAS: Kautynės prieš 75 m. [Die Schlachten vor 75 Jahren], in: Trimitas 1938, Nr. 51–52, S. 1230.

³¹ AUGUSTINAS JANULAITIS: Žuvusiems 1863–64 m. paminklas Šiauliuose [Das Denkmal für die 1863/64 Gefallenen in Šiauliai], in: Lietuvos aidas, 26.7.1935, Nr. 169, S. 7.

Pfarrer Mackevičius wurde zum ersten „Freiwilligenkämpfer des litauischen Volkes“ erklärt.³² In der Presse wurde gar vorgeschlagen, einen Gedenktag zur Erinnerung an den Aufstand auszurufen, nämlich den 1. Oktober – den Tag, an dem „die Russen den Aufstand in Litauen endgültig niederschlugen“.³³ Der Vorschlag, nicht etwa den Anfang des Aufstandes oder irgendeine der gewonnenen oder verlorenen Schlachten zu feiern, hängt offenbar mit dem Wunsch zusammen, sich gegen die Polen abzugrenzen. Denn hätte man den Ausbruch des Aufstandes zum Gedenktag erklärt, so hätte dieser zusammen (oder zumindest gleichzeitig) mit den Polen begangen werden müssen, weshalb der „polnischen“ Interpretation des Aufstandes nur schwer zu entkommen gewesen wäre.

Zwei in der Zwischenkriegszeit in Šiauliai und in Šventybrastis errichtete Denkmäler erfüllten eine Doppelfunktion: Sie erinnerten sowohl an den Aufstand von 1863 als auch an die Kämpfe der Litauer um ihre Unabhängigkeit von 1918 bis 1920. Dies deutet ebenfalls darauf hin, dass der Aufstand von 1863 als eine der Etappen des Kampfes um die Unabhängigkeit des modernen Litauen aufgefasst wurde.

Die Hervorhebung der politischen Unabhängigkeit als Ziel der Aufständischen verstärkte sich nach dem Zweiten Weltkrieg noch unter den Emigranten, denn für die in den Westen geflohenen Litauer waren nicht mehr die Polen bzw. der Staat Polen, sondern die Russen bzw. Russland/die Sowjetunion der Hauptfeind. Bereits 1946 fand in Regensburg im Flüchtlingslager eine feierliche Gedenkzeremonie für den Aufstand statt, an dem Litauer, Belarussen und Polen teilnahmen und Vorträge hielten.³⁴ Später wurde das Gedenken des Aufstands politisch aktualisiert: Die Nachkriegspartisanen, die gegen die Sowjetherrschaft kämpften, wurden mit den Aufständischen identifiziert; zudem zog man Parallelen hinsichtlich der Passivität der westlichen Staaten sowohl während des Aufstandes von 1863/64 als auch im 20. Jahrhundert nach dem Verlust der litauischen Unabhängigkeit. In vergleichbarer Manier wurde die Sowjetunion als Nachfolgerin des zarischen Russlands dargestellt.³⁵

³² A. V. [?]: 1863 metų sukilimas Lietuvoje [Der Aufstand von 1863 in Litauen], in: Kardas 1938, Nr. 24, S. 582-587, hier S. 586; Z. [?]: Sukilimo vadas kun. A. Mackevičius [Pfarrer A. Mackevičius, Anführer des Aufstandes], in: Karys 1938, Nr. 52, S. 1518-1519, hier S. 1519. Janulaitis präsentierte zugegebenermaßen ein nuancierteres Bild von Pfarrer Mackevičius – in seiner Skizze hatten auch Erzählungen über dessen Strenge und sogar Grausamkeit sowie seine Beziehung zu einer Verehrerin Platz: AUGUSTINAS JANULAITIS: 1863 metų sukilimo veikėjai Lietuvoje. III. Kunigas Antanas Mackevičius, sukilėlių vadas 1863 m. [Der Aufstand von 1863 in Litauen. III. Priester Antanas Mackevičius als Führer der Aufständischen in 1863], in: Švietimo darbas 1921, Nr. 3-4, S. 30-40.

³³ DILYS, 1863–1864 metų sukilimas Lietuvoje (wie Anm. 12).

³⁴ J. RUGIS: Kas nepamiršta ir po šimto metų. 1863 m. sukilimo akcentai, detalės ir analogijos [Was auch nach hundert Jahren nicht vergessen ist. Akzente, Details und Analogien des Aufstandes von 1863], in: Draugas, 6.4.1963.

³⁵ DERS., JUOZAS VAIŠNORA: 1863 m. sukilimas ir dvasiškija [Der Aufstand von 1863 und die Geistlichkeit], in: Aidai 1975, Nr. 7, S. 318-324, Nr. 8, S. 357-361.

Zur „Rückführung“ des Aufstandes ins litauische historische Narrativ trug auch der Wunsch bei zu zeigen, dass die Idee eines unabhängigen litauischen Staates im Lauf der Geschichte nie verschwunden sei – weder im zarischen Russland des 19. Jahrhunderts noch in der Sowjetunion des 20. Jahrhunderts.³⁶ Um die Kontinuität dieser Idee zu beweisen, musste auch die Rolle des litauischen Adels anders beurteilt werden. Deshalb propagierten die exillitauischen Historiker, erst Vanda Daugirdaitė-Sruogienė³⁷, später Konstantinas Rudaminas Jurgėla³⁸ die Vorstellung, dass der litauische Adel sich trotz seiner linguistischen oder kulturellen Polonisierung im 19. Jahrhundert als Bürger Litauens, nicht Polens betrachtet habe, und 1863/64 ein Teil der Aufständischen für ein unabhängiges oder zumindest autonomes Litauen gekämpft habe.

In der späten Sowjetzeit wurde auch in Kreisen der litauischen Opposition zum Regime das Jahr 1863 zu einem eigenen Erinnerungsort. So erklärte die „Litauische Freiheitsliga“ (*Lietuvos laisvės lyga*), die vermutlich radikalste Oppositionsorganisation, in einem Brief an den Generalsekretär der KPdSU, Michail Gorbačev, dass sie am 16. Februar 1987, dem Unabhängigkeitstag Litauens, Blumen auch an solchen Orten niederlegen werde, „wo die Aufständischen von 1830/31 und 1861–63 eingekerkert, erschossen oder gehängt wurden“.³⁹

Wir sehen also, dass seit der Zwischenkriegszeit bald mit mehr, bald mit weniger Elan angestrebt wurde, den Aufstand von 1863 in den angeblich viele Jahrhunderte währenden Freiheitskampf der Litauer zu integrieren.

* * *

In diesem Aufsatz wurde versucht zu zeigen, dass der Aufstand von 1863 für die politische und kulturelle Elite Litauens zweifellos in den letzten Jahren zu einem Erinnerungsort des Landes geworden ist. Der litauische Spielfilm „Tadas Blinda. Der Anfang“ von 2011 kann als Illustration für diese These dienen. Die wichtigsten Akzente dieses Spielfilms – der bäuerliche Charakter des Aufstands, die litauische Identität eines Teils der Adligen und der Kampf um die Freiheit Litauens – wurden nicht zufällig gewählt, sondern verkörpern in der historischen Selbstwahrnehmung der

³⁶ VANDA SRUOGIENĖ: Esminiu Lietuvos istorijos klausimu. Atsakymas V. Trumpai [Zu einer wesentlichen Frage der litauischen Geschichte. Eine Antwort an V. Trumpai], in: *Metmenys* 17 (1969), S. 174–181, hier S. 181.

³⁷ Ebenda, S. 174–181.

³⁸ KOSTAS JURGĖLA: Lietuvos sukilimas 1862–1864 metais [Der litauische Aufstand in den Jahren 1862–1864], Boston 1970.

³⁹ ARYDAS JOCKUS: Antanas Terleckas apie Vasario 16-ąją, iškraipomą istoriją ir dabarties pavojus Lietuvos valstybingumui [Antanas Terleckas über den 16. Februar, Geschichtsklitterung und die gegenwärtigen Gefahren für die Staatlichkeit Litauens], in: *XXI amžius* 2003, Nr. 13, einsehbar unter dem URL: http://www.xxiamzius.lt/archyvas/xxiamzius/20030214/laikzmon_03.html (letzter Zugriff 18.2.2017).

Litauer fest verankerte Vergangenheitsbilder, die auch in früheren Epochen anzutreffen sind.

Die ersten Versuche, diesen Aufstand als einen Kampf der litauischen Bauern zu interpretieren, gehen bereits auf die Zwischenkriegszeit zurück, obwohl er damals im Allgemeinen als „Polenzeit“ und damit als polnische Aktion verstanden wurde. Noch mehr „verbäuerlicht“ als in der Zwischenkriegszeit wurde der Aufstand von 1863 unter der Sowjetherrschaft. Zugleich bemühten sich die sowjetlitauischen Historiker aber darum, den antirussischen Charakter des Aufstandes zu verneinen. Diese Darstellung des Aufstandes blieb auch in der postsowjetischen Gesellschaft lebendig, weil dieser als Bauernaufstand am einfachsten zu einem litauischen zu machen war. Nicht zufällig wurde auch in dem Spielfilm von 2011 ein einzelner Gutsherr als positiver Held dargestellt, was eine deutliche Tendenz der litauischen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnten widerspiegelt. In den letzten 25 Jahren haben litauische Historiker gezeigt, dass die kulturelle Polonisierung des Adels nicht unbedingt auch eine Selbstidentifikation mit der im Entstehen begriffenen modernen polnischen Nation bedeutete. Letztendlich wurde der Aufstand aber schon in der Zwischenkriegszeit in die Kette der Freiheitskämpfe der Litauer eingegliedert, was im Spielfilm sich im Motiv des Kampfes um die Žemaitija wiederfinden lässt, die hier als kleinere „ideologische Heimat“ zu verstehen ist, die zur größeren „ideologischen Heimat“, also Litauen gehört.

Einige der von mir diskutierten Interpretationen des Aufstandes provozierten ernsthafte Kritik von Seiten der Wissenschaft, sowohl wegen des offensichtlich ideologisch motivierten Strebens, die Ereignisse von 1863 zum Bauernaufstand gegen die Gutsherren und den Zarismus zu erklären, als auch wegen des Bestrebens, im Programm der Aufständischen die Idee eines unabhängigen Staates auszumachen.⁴⁰ Mit großer Wahrscheinlichkeit prägen jedoch nicht die akademischen Texte, sondern andere Projektionen der Vergangenheitsbilder das Massenbewusstsein. Hierzu zählen fraglos auch Spielfilme.

⁴⁰ Siehe die Rezension von STEFAN KIENIEWICZ zu dem Werk von ANATOLIJ F. SMIRNOV: *Revolucionnye svjazi narodov Rossii i Pol'sy 30–60 gody XIX veka* [Revolutionäre Verbindungen zwischen den Völkern Russlands und Polens, 1830er bis 1860er Jahre], Moskau 1962, in: *Kwartalnik historyczny* 1962, H. 4, S. 971-973; vgl. *Istorijos instituto bendradarbių M. Jučo, V. Merkio, R. Jaso pastabos dėl drg. Gentvilos-Bičkauskos darbo „1863 m. sukilimas Lietuvoje“* [Anmerkungen der Mitarbeiter des Litauischen Historischen Instituts M. Jučas, V. Merkys, R. Jاسas in Bezug auf Genosse Gentvila-Bičkauskas' Arbeit „1863 m. sukilimas Lietuvoje“], in: *Wissenschaftliches Archiv der Litauischen Akademie der Wissenschaften (Lietuvos mokslų akademijos Mokslo archyvas)*, Bestand 16, Findbuch 1, Akte 121, Bl. 16-24; EGIDIJUS ALEKSANDRAVIČIUS: *1863 m. sukilimas ir lietuvių nacionalinio judėjimo programa* [Der Aufstand von 1863 und das Programm der litauischen Nationalbewegung], in: *DERS., XIX amžiaus profiliai*, Vilnius 1993, S. 93-103; *DERS., AN-TANAS KULAKAUSKAS: 1863-ieji: sukilimas ir lietuvių politiniai tikslai* [1863: Der Aufstand und die politischen Ziele der Litauer], in: *Carų valdžioje. XIX amžiaus Lietuva*, Vilnius 1996, S. 150-153.

SUMMARY

The Lithuanian film Tadas Blinda. Pradžia [Tadas Blinda. The Beginning] and the 1863 Uprising as a place of memory in Lithuania

This text analyses how the fictional film *Tadas Blinda. Pradžia* (Tadas Blinda. The Beginning, 2011) reflects certain interpretations of the 1863 Uprising that have existed in Lithuanian society and in historians' works from the start of the 20th century. In the film, attention is primarily given to the following plot lines: the nature of the peasant uprising; the identity of some of the Lithuanian nobility; and, the struggle for Lithuania's freedom. This article states that the first attempts to transform the events of 1863 into a peasant uprising were actually made in the interwar years; however, it was Soviet Lithuanian historians who established a more thorough basis for this kind of interpretation. During the Soviet years, the events of 1863 were transformed into a peasant uprising against manor lords and tsarism, which masked the anti-Russian nature of the uprising. Yet, at the same time, this interpretation must have at least partly coincided with certain fundamental, traditional (ethnocentric) characteristics of the Lithuanian historical narrative: the elevation of peasants as the true preservers of Lithuanian identity and the main subjects of Lithuanian history.

The fact that the interpretation of the events of 1863, which suggests that it was actually a peasant movement, has been revived in this film in post-Soviet Lithuania should not be directly associated with the influence of Soviet historiography. This kind of image of the uprising has remained alive in post-Soviet society because the simplest way of making the uprising a "Lithuanian" one has been to turn the peasantry into the main instigators. Not all of the manor lords portrayed in the film are Lithuanian enemies because there is even a Lithuanian patriot among them, which reflects a trend that has existed in Lithuanian historiography in the last few decades highlighting that even in the 19th century, despite speaking Polish, some of the Lithuanian nobility did consider themselves as Lithuanians. Ultimately, the film extends the tradition that arose in the interwar years, which incorporated the 1863 Uprising into the centuries-long struggle of Lithuanians for freedom.

Revolutionierung der Museen, Musealisierung der Revolution: Inszenierung der Geschichte im Revolutionsmuseum der Litauischen SSR

VON EKATERINA MAKHOTINA

Einleitung

Unmittelbar nach der Eingliederung Litauens in die Sowjetunion als Litauische Sozialistische Sowjetrepublik (LSSR) wurde im August 1940 das Revolutionsmuseum der Republik gegründet. Zunächst unter dem Namen „Museum des Volkskampfes“¹ ins Leben gerufen, wurde es 1948 als „Historisch-Revolutionäres Museum der LSSR“ neu gegründet und später in „Revolutionsmuseum der LSSR“ umbenannt.² Fast vier Jahrzehnte bis zu seiner Auflösung, die zeitgleich mit dem litauischen „Blutsonntag“³ am 13. Januar 1991 erfolgte, war es die Institution, welche die Inszenierung der litauischen Geschichte auf der republikanischen Ebene vorgab und kontrollierte. Gegründet auf der Grundlage eines Befehls des Ministerrates der UdSSR vom 28. Juli 1948, blieb das Revolutionsmuseum die gesamte Zeit seiner Existenz unter der geschichtspolitischen Leitung Moskaus, genauer – des Zentralen Museums der Revolution der UdSSR.⁴

¹ Information bezüglich der Entwicklung des Revolutionsmuseums (1981), in: Archiv des Litauischen Nationalmuseums (*Lietuvos Nacionalinio Muziejaus Archyvas*, Vilnius, künftig LNMA), Bestand RM (Revolutionsmuseum), Findbuch 1, Akte 745, Bl. 11.

² Aktual'nye problemy sovetskogo muzejevedenija [Aktuelle Probleme der sowjetischen Museologie], hrsg. von L. I. АРАПОВА, Moskau 1987, S. 111.

³ Der 13. Januar 1991, als die KGB-Spezialeinheit „Alpha“ den Vilniuser Fernsehturm stürmte und 14 Litauer dabei umkamen, ist als „Blutsonntag“ in das kollektive Gedächtnis eingegangen.

⁴ Das Revolutionsmuseum in Moskau entwickelte die Richtlinien für die Arbeit der historisch-revolutionären Museen in den Sowjetrepubliken und koordinierte sie. Siehe Aktual'nye problemy (wie Anm. 2), S. 114. Noch steht eine umfassende Studie zum Zentralen Revolutionsmuseum in Moskau aus. Für ein Werk aus der Sowjetzeit siehe PAVEL I. BEREZOV: Muzej Revoljucii [Das Museum der Revolution], Moskau 1955.

Die Geschichte des Moskauer Museums führt zurück in das Jahr 1922, als der Aufbau der Museen für die führenden Revolutionäre und die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ begann. Im November 1922 wurde eine temporäre Ausstellung zu Ehren des fünften Jahrestages der „Großen Sozialistischen Revolution“ unter dem Titel „Das Rote Moskau“ eröffnet. Im Juli 1923 wurde die Ausstellung in das auf Dauer angelegte Historisch-Revolutionäre Museum der Stadt Moskau umgewandelt.⁵ Auf dieser Grundlage wurde im Mai 1924 das erste Revolutionsmuseum in Moskau gegründet, das den offiziellen Namen „Staatliches Museum der Revolution der UdSSR“ (*Gosudarstvennyj Muzej Revoljucii Sojuza SSR*) trug. Ein erstes Konzept sah das Sammeln von Materialien zur Geschichte der revolutionären Bewegung in Russland beginnend mit den Baueraufständen des 17. Jahrhunderts vor. Nach der Unterbrechung der Arbeit während des Zweiten Weltkrieges griff das Museum nach 1947 die Themen der Oktoberrevolution und der Geschichte des Kampfes zur Festigung der Sowjetmacht wieder auf.⁶ Es ist bezeichnend, dass das Kriegsgeschehen der Jahre 1941 bis 1945 bis in die 1950er Jahre hinein im Revolutionsmuseum nicht thematisiert wurde: Hier zeigt sich wieder einmal, wie gering die Bedeutung der Kriegserinnerung für die stalinsche Geschichtspolitik war.⁷

In den 1960er Jahren entwickelte sich das Zentrale Revolutionsmuseum in Moskau zur wichtigsten Instanz der Zensur und Kontrolle von Ausstellungen unionsweit: Der wissenschaftliche Rat des Museums kontrollierte und bestätigte die thematischen Ausstellungspläne zusammen mit dem jeweiligen republikanischen *Glavlit*,⁸ dem Institut für Parteigeschichte,⁹

⁵ Das ehemalige Revolutionsmuseum an der *Tverskaja* 21 trägt seit 1998 den Namen „Staatliches Museum der Zeitgeschichte Russlands“, zugleich hat es einige Elemente der sowjetischen Präsentation beibehalten.

⁶ BEREZOV, *Muzej Revoljucii* (wie Anm. 4), S. 12. Bis in die 1950er Jahre hinein wurde der „Große Vaterländische Krieg“ im Revolutionsmuseum nicht thematisiert; dessen Exposition schloss mit dem Sieg der Bolschewiki im Bürgerkrieg. In den letzten Ausstellungsräumen wurden Geschenke an die UdSSR und an Stalin aus aller Welt präsentiert (ebenda).

⁷ Zur Eindämmung der offiziellen Kriegserinnerung unter Stalin siehe vor allem NINA TUMARKIN: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the World War II in Russia*, New York 1994; DIES.: *The Great Patriotic War as Myth and Memory*, in: *European Review* 11 (2003), S. 595-611, hier S. 597. Zugleich kann von einem totalen Verbot der sozialen Praktiken „von unten“ keine Rede sein, siehe hierzu MISCHA GABOWITSCH: *Pamjatnik i prazdnik. Ėtnografija dnja pobedy* [Denkmal und Feiertag. Eine Ethnografie des Tages des Sieges], in: *Neprikosnovennyj Zapas* 2015, Nr. 3 (101), einsehbar unter dem URL: <http://www.nlobooks.ru/node/6370> (letzter Zugriff 5.4.2017).

⁸ *Glavlit* (*Glavnoe upravlenie po delam literatury i izdatel'stv*) – Hauptverwaltung der Angelegenheiten der Literatur und des Verlagswesens.

⁹ Das Institut für Parteigeschichte beim ZK der KPL, eine Zweigstelle des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU in Moskau, wurde 1946 gegründet. Es erforschte die revolutionäre Vergangenheit Litauens und veröffentlichte klassische Werke des Marxismus-Leninismus auf Litauisch. Das Institut gab auch den „Abriss der Geschichte der KP Litauens“ heraus, der als Grundlage für die

der republikanischen Filiale der Akademie der Wissenschaften und dem Kulturministerium.¹⁰ Geprüft wurde, ob die geplanten Ausstellungen tatsächlich die sowjetische Kultur – „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“ – abbildeten und sich keine ideologischen Fehler erlaubten wie z.B. die Idealisierung des „bourgeois Nationalismus“.

Zugleich fungierte das Revolutionsmuseum in Vilnius (wie seine Schwestereinrichtungen in den übrigen Republiken) selbst als tonangebende, koordinierende und letztlich zensierende Instanz in Hinsicht auf alle anderen Museen der jeweiligen Republik. Seit 1979 mussten alle thematischen Ausstellungspläne vom wissenschaftlichen Rat des Museums bewilligt werden. So bekam auch die Vilniuser Einrichtung eine wichtige Beratungs- und Steuerungsfunktion innerhalb der Ausstellungspraxis und einen prominenten Platz im Museumsnetzwerk der LSSR.

Der Marxismus-Leninismus und der Historische Materialismus bildeten eine stabile ideologische Grundlage der Museumsarbeit und der Ausstellungs-konzeptionen während der gesamten sowjetischen Zeit.¹¹ Diese Lehre deutete die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ und den Weg der Völker zum Sozialismus als Höhepunkte des historischen Prozesses. Noch im Jahr 1987 formulierte das Staatliche Historische Museum in Moskau als Ziel seiner Ausstellungsarbeit: „Durch die festgelegte Anordnung der Museumsexponate sollen die Gesetze des historischen Materialismus proklamiert werden“.¹²

Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass das litauische Revolutionsmuseum bereits im Sommer 1940 eröffnet wurde, stellt sich die interessante Frage nach Themen der litauischen Geschichte, die sich für die „ideologisch richtige“ Präsentation eigneten. Was war der sozialistische Inhalt der Ausstellungen – und wie sollte die nationale Form gewahrt werden? Wie wurde das „Nationale“ verstanden? Was zeichnete die Präsentationsstrategie des Revolutionsmuseums aus? Im Folgenden wird das Museum zunächst in den Kontext der Kulturpolitik seiner Entstehungszeit eingeordnet. In einem zweiten Schritt wird die Dauerausstellung als Geschichtsdiskurs dekonstruiert und analysiert. Abschließend zeigt der Aufsatz die Diskussion um die „Revolution“ in der Zeit der „Wiedergeburt“ (*Atgimimas*) Ende der 1980er Jahre und fasst die narrativen Elemente der Geschichtspräsentation zusammen.

sowjetlitauische Geschichtsschreibung diente. Lietuvos Komunistų partijos istorijos apybraiža [Abriss der Geschichte der KP Litauens], hrsg. von ROMAS ŠARMAITIS u.a., 3 Bde., Vilnius 1972-1979.

¹⁰ Das Museum wurde bis 1945 vom Komitee für Kultur und Aufklärung kontrolliert, ab 1954 von der Hauptverwaltung in Angelegenheiten der Kultur- und Bildungseinrichtungen (Abteilung für Museen).

¹¹ Zu den Grundzügen der sowjetischen Museumspolitik siehe EKATERINA MAKHOTINA: Erinnerungen an den Krieg – Krieg der Erinnerungen. Litauen und der Zweite Weltkrieg, Göttingen 2017, S. 124-131.

¹² Problemy ekspozicionnoj i fondovoj raboty [Probleme der Ausstellungsarbeit und der Arbeit mit den Beständen], hrsg. von NINA A. AŠARINA, Moskau 1987, S. 18.

Die Erforschung des Revolutionsmuseums, der wichtigsten geschichtspolitischen Institution der LSSR, wird allerdings durch die komplizierte Quellenlage erschwert. Nachdem Litauen seine staatliche Unabhängigkeit wiedererlangt hatte, gingen die Bestände des Revolutionsmuseums samt seiner Dokumentation in die Archivbestände des Litauischen Nationalmuseums über. Sie blieben dort allerdings nur fragmentarisch erhalten. Die innere Struktur der Ausstellung in der Sowjetzeit lässt sich anhand des Museumsführers „Lietuvos TSR revoliucijos muziejus“ (Vilnius 1986) und der wenigen erhalten gebliebenen Schemata und Karten rekonstruieren. Diese werden heute im Archiv des Nationalmuseums Litauens (*Lietuvos Nacionalinio Muziejaus Archyvas*) aufbewahrt. Über die Bestände des Spezialarchivs – des ehemaligen Parteiarchivs – lässt sich die Organisationsgeschichte des Museums rekonstruieren.¹³ Hier sind vor allem die Sitzungsprotokolle der primären Parteiorganisation¹⁴ zu nennen: Durch die Parteiorganisation nahm das ZK der Kommunistischen Partei Litauens (KPL) Einfluss auf die Personalpolitik und die Ausstellungstätigkeit der Museen.

Von Kaunas nach Vilnius – die Entstehung des Revolutionsmuseums

Das Vytautas-der-Große-Kriegsmuseum (*Vytauto Didžiojo karo muziejus*), das während der Zwischenkriegszeit eine Art Nationalmuseum darstellte,¹⁵ wurde bereits während der so gedeuteten „sozialistischen Revolution“ vom 15. Juni bis zum 3. August 1940 grundlegenden Veränderungen unterworfen. Es wurde umbenannt und trug nun den Titel „Museum der Kriegsgeschichte“ (*Karo muziejus*). Von den Wänden verschwanden Porträts und Zitate von Antanas Smetona, und die Plastik des Namensgebers Vytautas im Zentrum der Halle wurde durch eine Stalin-Büste ausgetauscht.¹⁶ Traditionelle Kunstwerke, die nun als „national-bourgeois“ galten, wurden durch Porträts von Iosif Stalin, Vjačeslav Molotov, Vladimir Lenin und Justas Paleckis, dem neuen Staatsoberhaupt, ersetzt; hinzu kamen Exponate,

¹³ Litauisches Sonderarchiv (*Lietuvos Ypatingasis Archyvas*, Vilnius, künftig LYA). Hier sind vor allem interessant die Bestände des ZK der KPL (Bestand 1771) und des Instituts für Parteigeschichte beim ZK der KPL (Bestand 3377).

¹⁴ LYA, 4631 (Bestand der Primären Parteiorganisation des Revolutionsmuseums).

¹⁵ Siehe dazu VEJAS G. LIULEVICIUS: Building Nationalism: Monuments, Museums, and the Politics of War Memory in Interwar Lithuania, in: Über den Weltkrieg hinaus: Kriegserfahrungen in Ostmitteleuropa 1914–1921, hrsg. von JOACHIM TAUBER, Lüneburg 2008 (Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte, 22), S. 230–247.

¹⁶ Zur Umwandlung des Kaunasser Museums siehe ROMUALDAS SAMAVIČIUS: Muziejų likimai sovietų ir nacių okupacijos metais (1940–1944) [Die Entwicklung der Museen in den Jahren der sowjetischen und nationalsozialistischen Okkupation 1940–1944], in: Darbai 1996, Nr. 1, S. 42–48.

welche die „sowjetisch-litauische Freundschaft“ symbolisieren sollten. Ins Zentrum der Ausstellung sollte die „Rückkehr“ von Vilnius nach Litauen gestellt werden – ein Motiv, das in der kommunistischen Propaganda der Anfangsjahre den bedeutendsten Platz einnahm. Die Mitglieder der kommunistischen Führung der LSSR statteten dem Museum im Herbst 1940 häufig Besuche ab, um die Ausstellung zu kontrollieren. So bestanden die Vertreter der Regierung auf der sofortigen Beseitigung der Figurenplastiken für Könige und Fürsten sowie der Büsten von litauischen Generälen und führenden Befehlshabern des Militärs der Zwischenkriegszeit.¹⁷

Kurz nach der Proklamation der LSSR wurde in Kaunas das „Museum des Volkskampfes“ (*Liaudies kovų muziejus*) gegründet, zu Beginn des Jahres 1941 trug es allerdings schon den Titel „Revolutionsmuseum“ (*Revoliucijos Muziejus*). Eine seiner ersten Ausstellungen widmete sich der Stachanov-Bewegung (Oktober 1940). Wie die Zeitung „Vilniaus balsas“ (Vilniuser Stimme) im Juni 1941 schrieb, bekam das Museum nun die Aufgabe, in der „Gesellschaft Liebe zur Sowjetmacht zu entwickeln und diese zu erziehen, die große Heimat der Werktätigen zu verteidigen.“¹⁸ Die „Stimme“ rief die litauischen Werktätigen dazu auf, Exponate „revolutionären Inhalts“ zu sammeln.

Doch bevor das Museum die geplante Sammlung der Exponate „revolutionären Inhalts“ beginnen konnte, wurde seine Arbeit durch den Angriff der deutschen Truppen auf die Sowjetunion unterbrochen. Während der NS-Besatzung blieb es ein wichtiges Instrument der Propaganda, nun der nationalsozialistischen, in deren Dienst es als „Museum des Roten Terrors“ (*Raudonojo Teroro Muziejus*) fungierte.¹⁹

Bereits 1944, kurz nach Abzug der deutschen Truppen, sollte das Museum seine Arbeit fortsetzen. Die Grundlage dafür war die Anordnung des Rats der Volkskommissare der LSSR „Zur Wiederherstellung der Museen der LSSR“ vom 9. November 1944.²⁰ Ursprünglich waren zwei Revolutionsmuseen geplant: Das bestehende in Kaunas sollte ausgeweitet und ein neues im „wiedergewonnenen“ Vilnius errichtet werden. Doch es kam schließlich lediglich zur Gründung des Museums in Vilnius, wurde doch das ehemalige Kriegs- bzw. Revolutionsmuseum in Kaunas zum „Staatlichen Historischen Museum der LSSR“ (*Valstybinis istorijos muziejus*) umgewandelt.

Das Revolutionsmuseum begann seine Arbeit im Oktober 1948 auf der eher bescheidenen Fläche von 172 m² und öffnete bereits 1949 seine Türen mit der ersten Ausstellung unter dem bezeichnenden Titel „Der Kampf des litauischen Volkes für die Sowjetmacht“. Es folgten eine Wanderausstellung über „Die Bauern Sowjetlitauens auf dem Weg zum Sozialismus“

¹⁷ Ebenda, S. 42.

¹⁸ Vilniaus balsas, 6.6.1941, in: Litauisches Zentrales Staatsarchiv (*Lietuvos Centrinis Valstybinis Archyvas*), Bestand R422, Findbuch 1, Akte 15, Bl. 196.

¹⁹ Zum Museum des Roten Terrors siehe MAKHOTINA, Erinnerungen (wie Anm. 11), S. 136-139.

²⁰ Information (wie Anm. 1).

und eine Exposition der Geschenke aus den „fortschrittlichen“ Ländern zum zehnjährigen Jubiläum der LSSR (1940–1950); zudem wurden kleinere Ausstellungen wie „Fünf Jahre seit der Befreiung von Vilnius“ und „70 Jahre seit der Geburt Stalins“ vorbereitet.²¹

Während die inhaltlichen Eckpunkte des stalinistischen Narrativs klar waren, standen die Museumsmacher vor einer Herausforderung eher praktischer Art: Es fehlte an Exponaten, die vom „Kampf der Werktätigen“ zeugten, denn die bescheidenen Bestände des Vorgängermuseums waren während der NS-Zeit zerstört worden. 1940/41 hatten als „Raumfüller“ Replikat der Standardwerke des Sozialismus gedient, angefertigt vom Künstlerkollektiv des berühmten Grekov-Studios,²² wie z.B. „Stalin und Vorošilov im Kreml“ (Alexander Gerasimov) oder „Die Ankunft Lenins im April 1917 in Petrograd“ (Vladimir Serov), die als Geschenke des Moskauer Museums der Roten Armee und Flotte überreicht worden waren.

Da in Litauen selbst nur wenige Exponate mit sozialistischem Hintergrund zu finden waren, musste das Museum unionsweit recherchieren, um potentielle Ausstellungsstücke aus Archiven, Museen und Bibliotheken zu bestellen. Der Museumsdirektor Leopoldas Rešeliauskas bat sämtliche Museen der Sowjetunion aufgrund der „bescheidenen Ausstattung“²³ seiner Vilniuser Einrichtung um Dubletten zur revolutionären Bewegung und zum Krieg. So ersuchte er 1950 auch den Leiter des Archivs des Innenministeriums der LSSR, Salymov, dem Museum „Folterwerkzeuge“ des Smetona-Regimes zu übergeben: „die Gummischläger, Handschellen und ähnliche Gegenstände, die für das Museum von Bedeutung sind“.²⁴ Diese Handschellen sollten das tragische Schicksal der politischen Häftlinge in der Zwischenkriegszeit symbolisieren und die Brutalität der Sicherheitsorgane bezeugen, zudem sollten sie das Motiv des kommunistischen Märtyrertums unter Smetona anklingen lassen. Ähnlich argumentierte Rešeliauskas zehn Jahre später in einem Brief an den stellvertretenden Innenminister der LSSR, Gocev, den er um die Überlassung

²¹ Jahresbericht der Primären Parteiorganisation des Revolutionsmuseums 1949, in: LYA, 4631/1/1, Bl. 83.

²² Zum Grekov-Studio siehe Letopis' ratnoj slavy. Studija voennyh chudožnikov imeni M. B. Grekova [Die Chronik des Kriegsruhms. Die Werkstatt der Kriegsmaler namens M. B. Grekov], hrsg. von DMITRIJ A. BELJUKIN, Moskau 2005; ALEXANDER SYTOV: The Grekov Studio of War Artists: From Its Inception to the Present Day, in: Tretyakov Gallery Magazine 2015, Nr. 2, einsehbar unter dem URL: <http://www.tretyakovgallerymagazine.com/articles/2-2015-47/grekov-studio-war-artists> (letzter Zugriff 6.2.2017).

²³ Brief von Rešeliauskas an Salymov, 28.1.1950, in: LNMA, RM/1/26, Bl. 22. Auch in den 1960er und 1980er Jahren gab es Anfragen an die Museen der RSFSR aus dem Vilniuser Museum. Briefwechsel mit dem Kulturministerium der UdSSR, den Museen der Bruderrepubliken und der LSSR, Bibliotheken usw., 1960, in: LNMA, RM/1/167, Bl. 148-160, 147; Briefwechsel zwischen dem Kulturministerium der UdSSR, den Museen der Bruderrepubliken und der LSSR, 1980, in: LNMA, RM/1/706, Bl. 1.

²⁴ Brief von Rešeliauskas (wie Anm. 23).

einer Winchester bat zwecks „der Darstellung der Waffen, mit denen die amerikanischen Imperialisten 1919 die bourgeoisen Konterrevolutionäre Litauens belieferten“.²⁵ Als Exponate fungierten gar die Trauerfahnen und -bänder, die nach dem Tod Stalins im März 1953 in Vilnius gezeigt worden waren, sowie die Blumenkränze, die man damals am Denkmal des Diktators auf dem Bahnhofsplatz niedergelegt hatte.²⁶

Neben dem Archiv der litauischen Staatssicherheitsabteilung der Zwischenkriegszeit, in dem sich Materialien zur Untergrundtätigkeit der KPL befanden, war das liquidierte Jüdische Museum eine wichtige Quelle für das Revolutionsmuseum. Dieses am 26. Juli 1944 von den Überlebenden des Vilniuser Ghettos und jüdischen Partisanen gegründete Museum war das erste und einzige seiner Art in der UdSSR der Nachkriegszeit. Es war zunächst in der Privatwohnung des jüdischen Widerstandskämpfers Schmerl Kaczerginski und später im ehemaligen Ghetto-Gefängnis in der *Strašuno gatvė* eingerichtet worden und sammelte jüdische Kulturgüter, die aus den reichen Beständen des Jüdischen Wissenschaftlichen Instituts (*Yidisher visnshaftlekher institut*, YIVO) gerettet werden konnten, sowie Dokumente und Exponate zur Vernichtung der litauischen Juden. Hier recherchierte z.B. der Schriftsteller Il'ja G. Erenburg Materialien für sein „Schwarzbuch“.²⁷ Auf Anordnung des Ministerrats der LSSR wurde das Museum jedoch 1949 geschlossen. Offiziell wurde diese Liquidierung zwar als „Reorganisation“²⁸ bezeichnet – aus dem jüdischen Museum sollte ein Landeskundemuseum werden. Seine Bestände wurden auf andere litauische Museen und Archive verteilt: Die landeskundlichen Materialien wurden dem genannten neuen Landeskundemuseum überlassen, die Archivmaterialien gingen an das Staatsarchiv der LSSR; Exponate, denen „revolutionäre“ Bedeutung zugeschrieben werden konnte sowie das Beweismaterial über die Gräueltaten der NS-Besatzung, das von der Außerordentlichen Staatlichen Kommission (ČGK)²⁹ gesammelt worden war, gingen an das Revolutionsmuseum. Mascha Rolnikaitė, eine bekannte Chronistin des Vilniuser Ghettos, erinnerte sich in ihrer Autobiografie an die Einladung

²⁵ Brief von Rešeliauskas an Gocev, 10.5.1960, in: LNMA, RM/1/167, Bl. 148.

²⁶ LNMA, RM/1/59, Bl. 73 und 75.

²⁷ Auf Deutsch erschienen als WASSILIJ GROSSMANN, ILJA EHRENBURG: Das Schwarzbuch. Der Genozid an den sowjetischen Juden, Reinbek bei Hamburg 1994.

²⁸ Vgl. VILMA GRADINSKAJTE [VILMA GRADINSKAITE]: Šešt' istorij: evrejskie muzei v Litve [Sechs Geschichten: Jüdische Museen in Litauen], in: Caitschrift, Bd. 6, Minsk und Vilnius 2011, S. 103-119, hier S. 118.

²⁹ Der vollständige Titel auf Deutsch lautet: „Außerordentliche Staatliche Kommission für die Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Eindringlinge und ihrer Komplizen und des Schadens, den sie den Bürgern, Kolchosen, öffentlichen Organisationen, staatlichen Betrieben und Einrichtungen der UdSSR zugefügt haben“. International bekannt wurde die Kommission durch ihre Berichte für die Nürnberger Prozesse, die das Kernstück der sowjetischen Anklage bildeten. Im Folgenden wird für die Außerordentliche Staatliche Kommission die im Russischen übliche Abkürzung ČGK verwendet.

ins Revolutionsmuseum, um die übriggebliebenen Mappen des liquidierten Jüdischen Museums zu prüfen und für einen Karteikartenkatalog zu inventarisieren.³⁰

„Aktive“ Nutzung, d.h. Präsentation in der Ausstellung des Revolutionsmuseums erfuhren davon Zeugnisse und Exponate zur jüdischen Partisanenbewegung gegen die Deutschen, allerdings „verloren“ die Untergrundkämpfer in der neuen musealen Inszenierung ihre jüdische Identität. In der sowjetischen Ideologie war es wichtig, den Widerstand der Partisanen gegen die deutschen Besatzer als historischen Kampf des litauischen Volks gegen den „Drang nach Osten“ und somit als national-litauischen Widerstand zu zeigen. Weder die jüdischen Opfer der deutschen Besatzung noch die jüdischen Widerstandskämpfer wurden thematisiert.³¹

1950 wurden Ausstellungen zu den folgenden Themen zusammengestellt: „Vincas Mickevičius-Kapsukas – Gründer und Anführer der litauischen Kommunistischen Partei“ sowie „Lenins ‚Iskra‘ in Litauen“. Zudem gab es noch eine temporäre Ausstellung zu dem Thema „Wachstum der litauischen Industrie“. Das Revolutionsmuseum zeichnete sich dadurch aus, das Sowjetische äußerst schnell zu musealisieren: 1951 eröffnete es noch drei weitere Ausstellungen „Die stalinsche Verfassung – die demokratischste in der Welt“, „Die Untergrundpresse in Litauen 1919–1940“ und „M. I. Kalinin“.³² So verband sich die Glorifizierung des Moskauer Kommunismus mit der Glorifizierung der „eigenen Kommunisten“.

Im Jahr 1952 erhielten die konzipierten Ausstellungen folgende Anordnung innerhalb des Museums:

- Lenins „Iskra“ in Litauen 1901–1903
- Kampf des litauischen Volkes für die Sowjetmacht (1918–1940)
- Die Sowjetmacht in Litauen 1940–1941
- Der Kampf der 16. Litauischen Division der Sowjetarmee 1941–1945
- Die Partisanenbewegung in Litauen und der Große Vaterländische Krieg 1941–1944
- Die Befreiung der LSSR von den Hitlerschen Okkupanten 1944–1945

³⁰ MASCHA ROLNIKAITE [ROLNIKAITĖ]: I vse èto pravda [Und all das ist die Wahrheit], St. Petersburg 2007, S. 392. – Siehe auch das Vorwort von MARIANNA BUTENSCHÖN, in: MASCHA ROLNIKAITE: Ich muss erzählen. Mein Tagebuch 1941–1945, Berlin 2002, S. 7–31, hier S. 26 (Anm. d. Red.).

³¹ Zum Umgang mit jüdischer Kultur und zur Tabuisierung der Opferidentität in der Litauischen SSR siehe ZVI GITELMAN: Politics and Historiography of the Holocaust in the Soviet Union, in: Bitter Legacy. Confronting the Holocaust in the USSR, hrsg. von DEMS., Bloomington 1997, S. 14–42; speziell zu den litauischen Juden EKATERINA MAKHOTINA: The Holocaust and Jewish History in Lithuanian Museums and Memorials after 1990, in: Yad Vashem Studies 44 (2016), S. 207–246.

³² Jahresbericht der Primären Parteiorganisation des Revolutionsmuseums 1951, in: LYA, 4631/2/1, Bl. 31–43.

- Vincas Mickevičius-Kapsukas: Sein Leben und seine revolutionäre Tätigkeit 1880–1935.³³

Zudem wurden im gleichen Jahr zwei Wanderausstellungen vorbereitet: „Feliks Dzeržinskij's Leben und seine revolutionäre Tätigkeit“ sowie „Der Kampf des Kommunistischen Litauens“.³⁴ Diese Gliederung der Ausstellung blieb bis in das Jahr 1960 erhalten, als in einem neu errichteten Museumsgebäude eine neue Dauerausstellung eröffnet wurde.

Das Museum engagierte sich zunehmend als Vermittlungs- und Organisationsinstanz für Zeitzeugentreffen von Revolutions- und Kriegshelden und übernahm mit der Zeit die Leitung aller Gedenksausstellungen zu bekannten „Revolutionären“. Diese Praxis lag in der Tradition, die sich bereits in den 1920er und 1930er Jahren in der UdSSR entwickelt hatte: Durch solche Treffen mit den Revolutionären der ersten Stunde bzw. mit ehemaligen Polithäftlingen festigte die Macht ihre Legitimität.³⁵

Der kulturpolitische Kontext

Es ist kein Zufall, dass die allererste Ausstellung des Revolutionsmuseums dem Kampf für die Sowjetmacht gewidmet war. Für die litauischen Kommunisten war dieser Kampf keine Vergangenheit, sondern aktuelles Geschehen: Bereits fünf Jahre tobte in der Litauischen SSR der „Krieg nach dem Krieg“ – der Widerstandskampf der litauischen Partisanen gegen die Sowjetmacht.³⁶ 1948/49 versuchten die Sowjets der Bewegung durch massenhafte Deportationen von Bauern in Spezialsiedlungen in Sibirien ihre ländliche Basis zu entziehen. 1949 befand sich der Widerstand bereits in seiner dritten und letzten Phase. Während die litauische kommunistische Führung in der Bekämpfung des Widerstands militärisch erfolgreich war, wurde der ideologische Kampf bei weitem nicht gewonnen. Hier sollte die litauische Intelligenz, als „Arbeiter“ an der ideologischen Front, eine wichtige Rolle übernehmen.

³³ Informationsbrief des Revolutionsmuseums an die Museumsabteilung der Hauptverwaltung über Anliegen der Kultur- und Bildungsinstitutionen beim Kulturministerium der LSSR, 17.11.1953, in: LNMA, RM/1/59, Bl. 182.

³⁴ Ebenda.

³⁵ Der Begründer dieser Tradition in der Sowjetunion war Feliks Dzeržinskij. Siehe Vsesojuznoe obščestvo politkatoržan i syl'nošoselencev. Obrazovanie, razvitie, likvidacija. 1921–1935 [Die Allunionsgesellschaft der politischen Häftlinge und Verbannten. Gründung, Entwicklung, Liquidierung. 1921–1935], hrsg. von JAROSLAV V. LEONT'EV und MARC JUNGE, Moskau 2004.

³⁶ Siehe dazu The Anti-Soviet Resistance in the Baltic States, hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS, Vilnius 1999; MINDAUGAS POCIUS: Kita mėnulio pusė: Lietuvos partizanų kova su kolaboravimu 1944–1953. [Die andere Hälfte des Mondes: Der Krieg litauischer Partisanen mit den Kollaborateuren 1944–1953], Vilnius 2009.

Wie Violeta Davoliūtė gezeigt hat, wurden litauische Intellektuelle speziell auf ihre „patriotischen Gefühle“ für Vilnius angesprochen³⁷ – die zurückgekehrte litauische Hauptstadt war gewissermaßen ein „trojanisches Pferd“ im kulturellen Sowjetisierungsprozess. Das Motiv der Gediminas-Burg, mit dem während der gesamten Zwischenkriegszeit für die Zugehörigkeit der Stadt zu Litauen geworben wurde,³⁸ fand wieder eine starke Verbreitung. Dieses Symbol, das als Gründungsmythos der Stadt Vilnius fungiert – hier soll Fürst Gediminas von ihrer Gründung geträumt haben –, findet eine Vervielfältigung auf den Titelseiten der Zeitungen, Stadtführer, in der Literatur und sogar als Kulisse für die auch von der Sowjetmacht weiter organisierten litauischen Liederfeste.

Während die Funktionäre aus Moskau kein Vertrauen zur so genannten „bourgeois“ litauischen Intelligenz hatten, überall „zufällige Kader“ sahen und diese vollständig aus dem gesellschaftlichen Leben verbannen wollten, verteidigte die Spitze der KPL, vor allem der Parteichef Antanas Sniečkus und der Ministerratsvorsitzende Mečislovas Gedvilas, die Idee der „Umerziehung“ der „alten“ Intelligenz. Als Gegenleistung musste diese die Bedeutung der Freundschaft mit dem „großen russischen Volk“ hervorheben und die „reaktionäre Rolle des Christentums und Katholizismus demaskieren“.³⁹ Die konkrete Politik der litauischen Staatsführung gegenüber den Kulturschaffenden war jedoch weder konsistent noch kohärent und bewegte sich zwischen Repression und Kooptation.

Bei der Formulierung der „neuen Kultur“ wurde die russische Kultur als besonders beispielhaft dargestellt. Diese galt als „ideenreich, tief menschlich, künstlerisch reichhaltig“. Besonders hervorgehoben wurden Schriftsteller wie Aleksandr Gercen, Maksim Gor’kij und Vladimir Majakovskij.⁴⁰

In diesem Sinne bezeichnend war die Kritik am Literaturmuseum, das bereits 1940 als „Aleksandr-Puškin-Museum“ in Vilnius eröffnet worden war und mehrmals den Prüfungen von *Glavlit* nicht standgehalten hatte.⁴¹ In der Abteilung der Exposition zur Literatur der „feudalen“ Epoche sollte

³⁷ VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania: Memory and Modernity in the Wake of War*, London und New York 2013, hier vor allem Kapitel 3.

³⁸ DANGIRAS MAČIULIS und DARIUS STALIŪNAS: *Lithuanian Nationalism and the Vilnius Question, 1883–1940*, Marburg 2015 (Studien zu Ostmitteleuropaforschung, 32).

³⁹ *Lietuva 1940–1990: Okupuotos Lietuvos istorija* [Litauen 1940–1990. Geschichte des besetzten Litauen], hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS, Vilnius 2005, S. 364. Zur „Pflege“ der alten Intelligenz auch in offiziellen Grundlagewerken zur Geschichte der Litauischen SSR siehe *Istorija Litovskoj SSR. S drevnejšich vremen do našich dnei* [Geschichte der Litauischen SSR. Von den ältesten Zeiten bis heute], hrsg. von BRONIUS VAITKEVIČIUS u.a. Vilnius 1978, S. 512: „Gleichzeitig trat die Parteiführung gegen einen Pauschalverdacht gegenüber der alten Intelligenzija und gegen ein misstrauisches Verhältnis zum Kulturerbe ein“.

⁴⁰ *Lietuva 1940–1990* (wie Anm. 39), S. 365.

⁴¹ Kontrollnotiz des Vorsitzenden der Abt. Literatur der Behörde in Sachen Kunst und Kultur, Zimkus, an Sniečkus (1953), in: LYA, 1771/138/1, Bl. 40–45.

das litauische Vytis-Wappen, der Ritter zu Pferd, beseitigt werden, zudem sei es „nicht notwendig“, das litauische Statut (auf Latein) auszustellen. Viel wichtiger wäre es, den ersten Buchdrucker Osteuropas Francyszak Skaryna zu präsentieren. Bei der Darstellung der ersten Bücher auf Litauisch sollte zudem gezeigt werden, welchen Klasseninteressen diese gedient hätten. Ferner sollte verdeutlicht werden, wie die litauischen Literaten gegen die Leibeigenschaft aufgetreten seien. Hier kollidierte die Ideologie der Ausstellungsmacher mit der Realität ihrer materiellen Bestände, denn nur mit großer Not reichte es für ein einziges Schaufenster. Als problematisch wurde zudem die Darstellung von Adam Mickiewicz eingeordnet: Seine Schriften, in denen er die Litauer besingt, sollten entfernt werden, dafür musste die Tafel mit Material über Puškin ergänzt werden, um die historische russisch-litauische Freundschaft und den Einfluss des Poeten auf die Entwicklung der litauischen Literatur zu verdeutlichen. Wichtig sei es zudem zu zeigen, wie Mickiewicz gegen den Zarismus und für die Völkerfreundschaft eingetreten sei. Dies sollte die These unterstreichen, dass das Streben der Litauer nach Freiheit seit dem Dekabristen-Aufstand 1825 von der russischen revolutionären Bewegung verinnerlicht worden sei. Die Literatur der „bourgeoisien Zeit“ sollte mit der notwendigen kritischen Beurteilung gezeigt werden. Ausstellen, um zu kritisieren – ein in sowjetischen Museen bereits gängiges Mittel –, sollte als Prinzip nun auch in der LSSR angewendet werden. Hier waren indes eher noch traditionelle Praktiken des Ausstellens verbreitet, die sich auf Erkenntnisgewinn oder Heroisierung richteten.

Der Aufbau der neuen „sowjetischen“ Kultur lief parallel zur Vernichtung der Kulturdenkmäler aus der Zeit der Nationalbewegung und der Zwischenkriegszeit. Die massenhafte Zerstörung der „bourgeoisien“ und religiösen Denkmäler begann 1948. Im Jahr 1950 wurden die Heiligenfiguren vom Dach der Vilniuser Kathedrale entfernt, 1952 die Kreuze am Hügel der Drei Kreuze gesprengt; mehrere Hunderte Denkmäler wurden zerstört.⁴² Die Kirchen wurden geschlossen – in einer wurde ein Atheismus-Museum gegründet, in anderen Lagerhäuser eingerichtet. Die Bibliotheken wurden von „bourgeoisier“ Literatur gesäubert.

Die Hervorhebung der russischen Kultur als Vorbild einer „fortschrittlichen“ Kultur auf der einen Seite und die Verdrängung der Erinnerungsorte für die litauische Nationalbewegung auf der anderen Seite waren somit Elemente des „sozialistischen Inhalts“ der neuen litauischen Kultur.

Was ihre „nationale Form“ angeht, so wurde die litauische nationale Kultur auf die folkloristische, altertümliche Symbolik reduziert. Die litauische Kultur sollte von jeglicher nationaler Semantik gereinigt werden und schlicht als bäuerliche Volkstradition an die Oberfläche treten. Das „Nationale“ in der Kultur bestand also in der Form und Ästhetik der litauischen

⁴² Zu den zerstörten Denkmalen siehe Nukentėjė paminklai [Verletzte Denkmäler], hrsg. von MARIJA SKIRMANTIENĖ und JONAS VARNAUSKAS, Vilnius 1994.

Folklore des bäuerlichen Alltags und nicht in den Ideen und Schriften der nationalen Bewegung oder den Traditionen der katholischen Kirche. Staatliche Förderung erhielten bereits unter Stalin folkloristische Aktionen wie die Liederfeste⁴³ oder die Musealisierung von „Bauernhütten“ in allen Landeskundemuseen.⁴⁴

Diese Synthese zwischen dem Sowjetischen und dem Folkloristisch-Litauischen wurde bereits bei den ersten Massenveranstaltungen deutlich. Am 13. Juli 1945 fand anlässlich des ersten Jahrestages der „Befreiung von Vilnius von der deutschen Besatzung“ das erste Straßenfest statt, auf dem sowohl russische als auch litauische Lieder erklangen.⁴⁵ Die Presse illustrierte das Fest mit Bildern von singenden Litauern in „Nationalkostümen“ – als solche wurden die Folkloretrachten bezeichnet.⁴⁶

Durch die litauischen Liederfeste, die seit dem 21. Juli 1946 regelmäßig abgehalten wurden, stellte sich die kommunistische Macht als Impulsgeber der „Blüte“ der nationalen Kultur und ihr eigentlicher Förderer dar.⁴⁷ Dies blieb auch in der nachstalinistischen Zeit so.

Ein „Rundgang“ durch die ehemalige Dauerausstellung des Revolutionsmuseums

Die Dauerausstellung, die im Folgenden analysiert wird,⁴⁸ wurde zum Jahr 1960 konzipiert. Sie bestand aus den folgenden thematischen Abschnitten:

- Die revolutionäre Bewegung der Werktätigen Litauens Ende des 19. Jahrhunderts bis 1917
- Die Große Sozialistische Oktoberrevolution und die Etablierung der Sowjetmacht in Litauen 1918–1919

⁴³ Zu den Liederfesten siehe ODETA MIKŠTAITĖ: Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 192–214.

⁴⁴ Die Suche nach den ländlichen, vormodernen Identitätswurzeln bedingte die Popularität der „Graswurzel“-Bewegung und erlaubte zu einem gewissen Grad die Distanzierung von der sowjetischen Ideologie. Um dieser Tendenz die kritische Kraft zu nehmen, wurde die Förderung der Dorfkultur auch zum staatlichen Anliegen. Demnach sollten die Heimatkunde und die Dorfarchitektur verstärkt geschützt und gefördert werden. Die „Gesellschaft für litauische Landeskunde“, die 1961 gegründet und 1965 in „Gesellschaft für Denkmalschutz und Landeskunde der LSSR“ umbenannt wurde, sollte Wissen zur Lokalgeschichte vermitteln, zur Denkmalpflege animieren und Lokalkundemuseen in Forschung und Ausstellungsarbeit unterstützen. Siehe DAVOLIŪTĖ, The Making and Breaking (wie Anm. 37), S. 143.

⁴⁵ Ebenda, S. 68.

⁴⁶ Ebenda.

⁴⁷ So z.B. bei JUSTAS PALECKIS: Das Sowjetische Litauen, Berlin 1948, S. 57.

⁴⁸ Hier und in Folgenden wird die Ausstellung anhand der Museumsbrochure Lietuvos TSR Revoliucijos Muziejus [Das Museum der Revolution der Litauischen SSR], Vilnius 1986, nachgezeichnet sowie anhand des Protokolls der Prüfungskommission der Ausstellung 1982, in: LNMA, RM/1/792.

- Der Kampf der Werktätigen um die Wiederherstellung der Sowjetmacht in Litauen 1940–1941
- Die Wiederherstellung der Sowjetmacht und der Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in Litauen 1940/41
- Sowjetlitauen und der Große Vaterländische Krieg 1941–1945.⁴⁹

Der erste Ausstellungsraum behandelte die Entstehung und Entwicklung des revolutionären Gedankenguts in Litauen und die Rezeption marxistischer Ideen. Große Aufmerksamkeit wurde dem Besuch Vladimir Lenins in Vilnius 1895 und der Revolution von 1905 zuteil. Auch Themen wie die Bauernaufstände und die illegale sozialistische Presseproduktion wie z.B. „Darbininkų žodis“ (Das Wort der Werktätigen) erhielten einen prominenten Platz.⁵⁰

Im zweiten Ausstellungsraum, der den Kampf für die Sowjetmacht in den Jahren 1917 bis 1919 behandelte, wurden Dokumente wie etwa Publikationen des Zentralbüros der litauischen Sektion der RKP(b) und des Kommissariats für die Angelegenheiten Litauens beim Volkskommissariat für Nationalitätenfragen der RSFSR ausgestellt sowie Manifeste und Erlasse der Provisorischen Arbeiter- und Bauernregierung Litauens, die erste Ausgabe der litauischen Zeitung „Tiesa“ (Die Wahrheit) vom 12. April 1917 oder lokale Anordnungen der Sowjets.

Der Kampf für die Sowjetmacht von 1919 bis 1940 wurde im dritten Saal mit Hilfe von Untergrundliteratur dargestellt: Plakate, Flugblätter, Broschüren, illegale Zeitungen, die von der KPL im Exil oder im Untergrund herausgegeben wurden, Briefe, Fahnen oder persönliche Gegenstände der Untergrundkämpfer. Kunstwerke wie „Der Streik in Kaunas 1936“ oder „Vier Kommunisten 1926“ sollten die „führende Rolle der KP Litauens im Kampf für die Konsolidierung der Volksmassen im Kampf gegen die Diktatur der Bourgeoisie“ darstellen, mit dem krönenden Abschluss der Flucht Antanas Smetonas aus Litauen im Jahr 1940.⁵¹

Im vierten Raum, der sich mit dem sozialistischen Wandel in den Jahren 1940/41 beschäftigte, wurden auf knappen Raum Deklarationen des „Volksparlaments“ und der Verfassung der LSSR ausgestellt.

Der fünfte Raum zum „Großen Vaterländischen Krieg“ sollte den Kampf des litauischen Volkes gegen die deutschen Besatzer darstellen. Zunächst einmal ist bezeichnend, dass Opfer des deutschen Vernichtungskriegs im Osten „litauisiert“ werden. Pirčiupis, das litauische Dorf, das von Deutschen im Juni 1944 verbrannt wurde, steht symbolisch für das Leid der ganzen litauischen Nation und die Gräueltaten der Besatzer. Die Gestaltung des thematischen Abschnitts zum „bestialischen Verhalten der Faschisten“ war höchst affektiv und vermischte verschiedene Opfergruppen – neben

⁴⁹ Siehe den Brief des Direktors des Revolutionsmuseums Rešeliauskas an die Primäre Parteiorganisation, 27.10.1960, in: LNMA, RM/1/167, Bl. 328.

⁵⁰ Lietuvos TSR revoliucijos muziejus (wie Anm. 48), unpag.

⁵¹ Ebenda.

Kleiderresten der Opfer in Pirčiupis wurden Uniformen von KZ-Inhaftierten ausgestellt. Weder sowjetische Kriegsgefangene noch Juden fanden Erwähnung. Litauer wurden jedoch nicht nur als Opfer gezeigt, sondern auch als Helden präsentiert – im Kontext der angeblich breiten Beteiligung der Bevölkerung am Widerstandskampf der Partisanen. Die 16. Litauische Division der Roten Armee wurde als Stolz des litauischen Volkes inszeniert: Deren Soldaten sollten als „Vorbild für Generationen“ dienen. Ihr Weg durch den Krieg wurde mit Exponaten aus dem Privatbesitz der Veteranen wie auch durch Dokumente der Kriegsereignisse belegt – Flugblätter, die Zeitung „Tevyne šaukia!“ (Die Heimat ruft!) oder Beispiele für die Arbeit der politischen Abteilung.

Die Ausstellung zum Krieg hatte nicht nur den Charakter eines Ortes der Aufklärung, sondern auch den eines Ortes des (allsowjetischen) Gedenkens. Das Zentrum des Ausstellungsraums wurde als Stätte der Andacht konzipiert: Urnen, in Form einer Fackel aufgestellt, gefüllt mit „Heiliger Erde“ von den wichtigsten Schauplätzen des Krieges – aus Moskau, Stalingrad und Kursk.

In den 1970er Jahren kam zu den bereits genannten Ausstellungsthemen ein sechstes hinzu – die Nachkriegszeit. Hier sollten der Wiederaufbau der Volkswirtschaft, der Aufbau des Sozialismus, die Errungenschaften der Werktätigen der LSSR in den Jahren des entwickelten Sozialismus und die Ergebnisse der Fünfjahrespläne dargestellt werden.⁵²

Das Museum orientierte sich am Kalender der staatlichen Feierlichkeiten und eröffnete oder erneuerte seine Ausstellungen zu historischen Jahrestagen. Als 1974 das Jubiläum zum Ende des Krieges in Litauen gefeiert wurde, bereitete das Museum eine Ausstellung mit dem Titel „Die Sowjetarmee – die Befreierin!“ vor.⁵³ Als 1978 der 60. Jahrestag der KPL zelebriert wurde, setzten sich die Museumsmitarbeiter das ambitionierte Ziel, in einer Dauerausstellung „[a]lles in der litauischen Gegenwart und Geschichte mit den Erfolgen des Kommunismus zu verbinden und die Jugend im Geiste des Internationalismus zu erziehen.“⁵⁴ Die politischen Anlässe folgten dicht aufeinander: Neben den unionsweiten Festen beging das Museum auch seine „eigenen“ feierwürdigen Daten, wie die Etablierung der Sowjetmacht in Litauen (16. Dezember), die „Wiederherstellung“ der Sowjetmacht in Litauen (3. August) und die „Befreiung von Vilnius vom Faschismus“ (13. Juli, Tag des Einmarsches der Roten Armee in Vilnius).

Im Jahr 1980 wurde das 40. Jubiläum der Wiederherstellung der Sowjetmacht in Litauen groß inszeniert. Aus diesem Anlass erhielt das Revolutionarium ein neues Gebäude, welches am 12. Juli 1980 eingeweiht wurde. Nun befand es sich in einem modernistischen Bau am Neris-Ufer

⁵² JUOZAS KASPERAVIČIUS: *Muzei Litovskoj SSR* [Die Museen der Litauischen SSR], Vilnius 1977, S. 5ff.

⁵³ TAMARA ŠUMNAJA: *Istoričeskie i kraevedčeskie muzei SSSR* [Die historischen und landeskundlichen Museen der UdSSR], Moskau 1988, S. 450ff.

⁵⁴ Jahresbericht der Primären Parteiorganisation 1978, in: LYA, 4631/5/16 (unpag.).

(*Studentų gatvė* 8, heute *Konstitucijos Prospektas*). Ein Artikel zur Eröffnung des neuen Museums in der „Sovetskaja Litva“ (Sowjetlitauen) zeigt dessen ideologisch-politische Bedeutung deutlich auf: Die Eröffnungszeremonie knüpfte an die Gedenkveranstaltung zu Ehren des Jubiläums der Befreiung von Vilnius von der deutschen Besatzung an⁵⁵ und begann mit der Niederlegung von Blumenkränzen am Lenin-Denkmal. An der Eröffnung selbst nahm die gesamte parteipolitische Spitze teil. Der Erste Sekretär der KPL Petras Griškevičius hielt eine Rede und eröffnete offiziell das Museum mit dem feierlichen Durchtrennen des Bandes.

„Mit großer Liebe und Sorgfalt bewahren wir alles, was den Kampf unseres Volkes für die Errichtung der Sowjetmacht zeigt. Dies ist unsere sakrale Verpflichtung vor jenen, die den Weg zum heutigen Tag gebahnt haben, und vor den kommenden Generationen. Für sie wie auch für uns sind die Reliquien des Kampfes des Volkes, seines Ruhms in Arbeit und Kampf, die große Schule der Erziehung zur kommunistischen Überzeugung, zu den edlen Gefühlen des proletarischen Internationalismus und des sowjetischen Patriotismus“.⁵⁶

Im Jahr 1981 befanden sich im Fundus des Museums etwa 118 000 Einheiten an gegenständlichem, fotografischem und schriftlichem Material.⁵⁷ Der Gesamtumfang der Ausstellung betrug etwa 3 000 Quadratmeter, verteilt auf 12 Säle, in denen etwa 3 000 Exponate untergebracht waren. Die Ausstellung wurde deutlich ausgeweitet und hatte nun neue thematische Abschnitte erhalten, die vor allem verschiedene Aspekte aus der Geschichte der KPdSU und der KPL präsentierten.

Filialen des Museums

Als erste Zweigstelle des Revolutionsmuseums entstand 1957 das Memorialhaus von Feliks Dzeržinskij (eig. poln. Feliks Dzierżyński). Es befand sich in einem im 19. Jahrhundert erbauten Wohnhaus, das ehemals der Großmutter Dzeržinskij gehört hatte.⁵⁸ Das Museum thematisierte seine Schul- und Studienjahre in Vilnius und beleuchtete die Anfänge seiner revolutionären Aktivitäten unter den Arbeitern Litauens. Das Museum hatte ca. 10 000 Besucher jährlich.⁵⁹

Im Jahr 1960 wurden weitere Zweigstellen des Revolutionsmuseums gegründet: das Museum des faschistischen Terrors in Paneriai und das

⁵⁵ Otkrytie muzeja revolucii [Die Eröffnung des Museums der Revolution], in: *Sovetskaja Litva*, 12.7.1980.

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ Hier und im Folgenden stammen die Angaben aus dem Ausstellungsplan des Jahres 1980, in: LNMA, RM/1/745.

⁵⁸ Feliks Dzeržinskij bewohnte das Haus (damals *Paupio gt.* 26) vom 6.9.1895 bis zum 9.6.1896. ŠUMNAJA, *Istoričeskie i kraevedčeskie muzei* (wie Anm. 53), S. 451.

⁵⁹ Ebenda.

Museum in Pirčiupis für die Opfer des Faschismus. Von 1941 bis 1944 wurden in Paneriai, einem Waldstück nahe Vilnius, etwa 100 000 Menschen ermordet – etwa 70 000 von ihnen waren Juden. In der sowjetischen Zeit war das Museum in Paneriai mit 54 m² Ausstellungsfläche die kleinste aller Filialen des Revolutionsmuseums. Das Revolutionsmuseum beeinflusste hier nicht nur die Ausgestaltung der Gedenkstätte, sondern prägte auch das Gelände des Gedenkareals: 1966 bereitete es die Informationstafeln für Paneriai vor. Die Inschriften erläuterten Opfergruppen und die Zahl der Erschossenen: „sowjetische Bürger“, „mehr als 10 000 sowjetische Kriegsgefangene“, „Kranke, Alte, Kinder“ u.a.⁶⁰

In der standardisierten Hierarchie der Opfer standen die Kommunisten als sowjetische Aktivisten ganz oben, es folgten die sowjetischen Kriegsgefangenen und dann litauische Partisanen und Bürger, unter denen auch viele jüdischer Abstammung gewesen seien, wie es im Museum in Paneriai immerhin hieß.⁶¹ Die Besatzungszeit wurde als Erfahrung der Germanisierung und der Zerstörung der litauischen nationalen Kultur dargestellt.

Zwar wurde das Judentum der Opfer nicht verschwiegen,⁶² doch ging es primär um deren kommunistische Identität. Die Exponate, die nach der Schließung des Jüdischen Museums in den Fundus des Revolutionsmuseums gelangten, fanden in Paneriai ihren Platz. Die Politik der Ausgrenzung der Juden wurde durch Exponate wie Ghetto-Ausweise oder gelbe Sterne präsentiert: „Gelbe Davidsterne, die Juden tragen mussten“, lauteten die Erklärungsetiketten.⁶³ Die physische Gewalt an den Juden wurde durch Abbildungen der Wandgraffiti aus dem Ghetto-Gefängnis – „Morgen werden wir nach Ponary [lit. Paneriai; K.M.] gebracht“ – sowie Bildern von Erschießungsaktionen vor den Ghettotoren dargestellt. Das Thema des Kulturlebens im Ghetto fand auch einen Platz: Mit den Exponaten aus dem Jüdischen Museum, wie z.B. Werbeplakaten für die Konzerte, Vorlesungen und Literaturabende, wurde ein Aspekt betont, der für die jüdische Erinnerung bis heute von Bedeutung ist. Eine große Rolle spielte auch der Untergrundkampf der Insassen des Ghettos in Vilnius. Yitzhak

⁶⁰ Darbo ataskaita [Jahresbericht], o.D. 1966, in: Dokumentenbestand des Archivs des Jüdischen Museums (*Valstybinis Vilniaus Gaono žydy muziejus (P)*, Vilnius, künftig VŽMP), Bestand 4743, Akte 7, Bl. 6f.

⁶¹ Auch in den Texten der Museumsführungen war die Reihenfolge der Opfer der NS-Gewalt gleich. Bei der Aufzählung der in Paneriai erschossenen Menschen sah diese folgendermaßen aus: „sowjetische Kriegsgefangene, sowjetische Parteiaktivisten, Kulturschaffende, Menschen jüdischer Nationalität, ausländische Bürger“. Rekomendacijos moksleivių ekskursijai maršrutu: Paneriai-Pirčiupiai-Vilnius, skirtos Tarybinės liaudies žygdarbiui Didžiajame Tėvynės kare atminti [Empfehlungen für Schüler-Exkursionen entlang der Strecke: Paneriai-Pirčiupiai-Vilnius, zur Erinnerung an die Heldentaten des sowjetischen Volkes im Großen Vaterländischen Krieg], Vilnius 1986, S. 8.

⁶² In der Sowjetzeit gab es Informationsfaltblätter zum Museum in Paneriai auf Polnisch, Englisch, Deutsch und auch auf Jiddisch.

⁶³ Siehe den Ausstellungsplan aus dem Jahr 1969, in: VŽMP, 4744, Bl. 1-20.

Vittenberg und Sonia Madeisker, beide jüdische Widerstandskämpfer, wurden als Kommunisten und Anführer des Volkskampfes der Werktätigen gegen die „hitlerschen Okkupanten“ dargestellt. So zeigte das Museum neben der Ereignisgeschichte der deutschen Besetzung Litauens und den Ergebnissen der ČGK auch den „heroischen Kampf“ in der Untergrundorganisation der KPL von November 1942 bis Ende 1944.

Die Gedenkstätte Pirčiupis, deren Errichtung 1959 auf höchster Ebene angeordnet wurde und die 1963 die höchste Auszeichnung der Sowjetunion – den Lenin-Preis für das Denkmal „Mutter von Pirčiupis“ – bekam, sollte sich nicht nur auf ethnisch litauische Opfer der deutschen Besetzung fokussieren, sondern auch den heroischen sowjetischen Partisanenkampf darstellen und die „Wiedergeburt des Dorfes“ sowie das Weiterleben von Pirčiupis als Erfolgsgeschichte der KPL erzählen.⁶⁴ Es war die Gedenkstätte Pirčiupis, die von der Parteispitze als Plattform für den ideologischen Kampf gegen den „Westen“ genutzt wurde. Die thematischen Ausstellungen in diesem Museum reagierten auf die Veränderungen und Wandlungen im Diskurs und regulierten danach ihre thematischen Akzente: In den 1960er Jahren stellten die Ausstellungen das anti-westdeutsche Bild heraus, in den 1970er Jahren betonten sie das anti-imperialistische, anti-amerikanische und anti-kapitalistische, in den 1980er stand das Selbstbild der Sowjetunion als globaler „Friedensgarant“ und als Verfechter der Völkerfreundschaft im Vordergrund.

Als weitere Zweigstelle entstand 1968 in Vilnius das Memorialmuseum zum ersten Parteitag des ZK der KPL(b) in Anbindung an das 50. Jubiläum der KPL. Das Tagungszimmer wurde authentisch nach den historischen Vorgaben rekonstruiert. Im Nachbarzimmer befanden sich Materialien, die von der Revolution 1918/19 in Litauen zeugten und über die Tätigkeit der provisorischen Arbeiter- und Bauerregierung aufklärten.⁶⁵ Heute ist dieses Museum übrigens als „Grünes Haus“ bekannt: 1991 öffnete hier das wieder ins Leben gerufene Jüdische Museum Litauens seine Türen.

Schließlich wurde im Jahr 1974 das Museum der Partisanenstützpunkte des Südlichen Gebietskomitees der KPL im Untergrund eröffnet.⁶⁶ Hier wurde der Partisanenkampf in neun extra wiederhergestellten Unterständen ausgestellt. Der Schwerpunkt lag auf der Präsentation des Partisanenalltags – es gab ein Waschhaus, eine medizinische Nothilfe-Station und eine Bäckerei. Bestimmte Themen wurden hier hervorgehoben: der Kampf gegen die deutschen Besatzer, die KPL als Führungskraft im Partisanenkampf – hier wurde vor allem die Rolle von Antanas Sniečkus betont, der am 26. November 1942 den litauischen Zweig der Partisanenbewegung in

⁶⁴ Ausführlicher zu Pirčiupis MAKHOTINA, *Erinnerungen* (wie Anm. 11), S. 153–171.

⁶⁵ KASPERAVIČIUS, *Muzei Litovskoj SSR* (wie Anm. 52), S. 7.

⁶⁶ *Information* (wie Anm. 1), Bl. 12; ŠUMNAJA, *Istoričeskie i kraevedčeskie muzei* (wie Anm. 53), S. 451.

Moskau gegründet hatte – sowie die internationale Partisanenfreundschaft der Nachkriegszeit.⁶⁷

Die Besucherzahlen unterschieden sich von Museum zu Museum teilweise stark. So zählte das Revolutionsmuseum 1980 39 000 Besucher, das Museum des Ersten Parteitags 24 000, das Dzeržinskij-Haus 15 000, Pirčiupis 72 000 und die Partisanenstützpunkte 28 000. Die geringsten Besucherzahlen hatte das Museum in Paneriai – lediglich 9 000.⁶⁸ Die Zahlendifferenzen erklären sich somit nicht mit der Entfernung der Gedenkstätten von der Stadt, sondern hatten vielmehr mit der jeweiligen wechselnden politischen Aktualität des musealen Themas zu tun. In der offiziellen Erinnerungshierarchie standen die national-litauischen Opfer (und Helden) ganz oben, die jüdischen dagegen ganz unten.⁶⁹

Das Revolutionsmuseum mit seinen Zweigstellen diente als zentraler Austragungsort aller Rituale, die darauf zielten, Loyalität gegenüber dem Staat zu bekunden: Im Dzeržinskij-Museum wurden die neuen Milizen vereidigt, im Revolutionsmuseum und im Museum des ersten Parteitages der KPL fand die Aufnahme in die Pionierorganisation statt.⁷⁰ Außerdem wurden hier Parteibücher und Komsomol-Ausweise überreicht, fanden Treffen mit Zeitzeugen der Revolutionen von 1918 und 1940 sowie mit Stoßarbeitern und „Innovatoren“ statt.⁷¹ Das Museum war auch für die Bildungsarbeit der Stadt verantwortlich, denn es organisierte Veranstaltungen in Werken und Fabriken, Abendschulen in Kolchosen sowie auch Veranstaltungen für andere Städte und Dörfer.

Die Partisanenbewegung als Prototyp der Völkerfreundschaft: Erfahrungsaustausch

In den 1970er Jahren stieg die Bedeutung der Kriegserinnerung für die sowjetische Propaganda unionsweit merklich an. Auch in der LSSR versprachen sich die Ideologen eine Stärkung des Sowjetpatriotismus⁷² durch

⁶⁷ Ebenda, S. 452.

⁶⁸ Frida Zimaniene an den Direktor des Revolutionsmuseums, 3.3.1981, in: LNMA, RM/1/745, Bl. 14.

⁶⁹ Auch das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen war kein Thema der Erinnerungspolitik während der Sowjetzeit. Das einzige Museum, das sich deren Schicksal widmete, war die 1964 eröffnete Gedenkstätte zum Zwangsarbeitslager Dimitravas, eine Filiale des Landeskundemuseums der Stadt Kretinga.

⁷⁰ Versammlungsprotokoll, 27.4.1967, in: LYA, 4631/5/16, Bl. 3.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Die offizielle Definition für den Sowjetpatriotismus lautete: „Ein Patriotismus des neuen, höchsten Typus, dessen Grundlage nicht rassenbezogene oder nationalistische Vorurteile bilden, sondern eine tiefe Treue gegenüber der sowjetischen Heimat. Im sowjetischen Patriotismus kommen die nationalen Traditionen der Völker und die gemeinsamen Interessen der Werktätigen der UdSSR zusammen. Der Sowjetische Patriotismus schließt die Nationen zusammen. Er verbindet sich organisch mit dem proletarischen Internationalismus, mit der brüderlichen Solidarität

den Hinweis auf den „Volkscharakter“ des Großen Vaterländischen Krieges. Diesen „Volkscharakter“ meinte man an kaum einem anderen Thema so gut zeigen zu können wie am Thema der sowjetischen Partisanen. Die Museen in der Belarussischen SSR und der RSFSR, die sich dieses Themas annahmen, arbeiteten häufig mit dem litauischen Revolutionsmuseum zusammen und griffen auf dessen Erfahrungen zurück: 1976 wurde die Ausstellung „Die Partisanenbewegung in Litauen“ für das „Museum des Partisanenruhms“ (*Muzej Partizanskoj Slavjy*) im Gebiet Kalinin (heute im Dorf Požnja in der *Tverskaja oblast'*) vorbereitet. Das Museum in Ušači im Gebiet Vicebsk in der Belarussischen SSR bat 1980 für die Entwicklung seiner Ausstellung das litauische Museum um Materialien, welche die Kampfbrüderschaft der belarussischen und litauischen Partisanen wieder spiegeln.⁷³ Gleichwohl beschränkte sich die Hilfe oft auf den Austausch von Bildern der wichtigsten Staatsfunktionäre und Kriegsteilnehmer – so erhielt Ušači Fotografien der ehemaligen Partisanenführer Sniečkus, Motiejus Šumauskas und Genrikas Zimanas.⁷⁴

Auch bei der Präsentation anderer Themen der sowjetischen Geschichte beabsichtigten die ukrainischen und belarussischen Museen, auf die Erfahrung des Revolutionsmuseums in Vilnius zurückzugreifen. Dieses war bereit, die Museen anderer Republiken z.B. bei der musealen Darstellung des „freiwilligen Beitritts Litauens in die UdSSR“ und „der leitenden Rolle der Kommunistischen Partei im Kampf für die Etablierung der Sowjetmacht in der Republik“ zu unterstützen.⁷⁵

In den 1980er Jahren ist zudem eine verstärkte Zentralisierung der musealen Politik beobachtbar. Das Revolutionsmuseum in Vilnius fungierte kaum noch als eigenständiges Instrument der litauischen Kulturpolitik. Analysiert man die Museumsarbeit, so ist zunehmend die Wirkung zentrifugaler Kräfte bemerkbar: Auf Direktiven von oben sollte sowohl die Ausstellungs- als auch die ideologische Bildungsarbeit vereinheitlicht und standardisiert werden. Das ZK der KPdSU schuf eine neue Institution, welche die Planung und Kontrolle über die neuen Ausstellungen im Verlauf des 11. Fünfjahrplans übernahm: den Rat des Zentralen Revolutionsmuseums zur Koordination der wissenschaftlichen Arbeit der Museen auf dem Gebiet der Geschichte der sowjetischen Gesellschaft.⁷⁶ Dieser bekam die Aufgabe übertragen, die Ausstellungsarbeit wie auch weitere Formen

der Werktätigen der ganzen Welt“. *Ėncyklopedičeskij slovar'* [Enzyklopädisches Wörterbuch], Bd. 3, Moskau 1955, S. 248.

⁷³ Brief von N. N. Kirpič an das Revolutionsmuseum, 12.12.1980, in: LNMA, RM/1/745, Bl. 35.

⁷⁴ Ebenda.

⁷⁵ Brief des Museums des „Großen Vaterländischen Krieges“ in Kiev an das Revolutionsmuseum in Vilnius, 28.12.1979, in: LNMA RM/1/706, Bl. 11.

⁷⁶ Die grundsätzliche Richtung der Tätigkeit der historisch-revolutionären, historischen und landeskundlichen Museen der UdSSR für den 11. Fünfjahresplan, in: LNMA, RM/1/745, Bl. 47-51.

der Propagandatätigkeit der lokalen Revolutionsmuseen durch die zentrale Moskauer Institution zu bündeln.

Der Rat, dessen Vorsitzender der Direktor des Zentralen Revolutionsmuseums in Moskau Fedor Krotov war, setzte sich die Ausarbeitung der Grundlinien für die wissenschaftliche Arbeit der historisch-revolutionären, historischen und landeskundlichen Museen zur Aufgabe. Von nun an lautete die Vorgabe, besondere Aufmerksamkeit auf die Periode des entwickelten Sozialismus zu legen.⁷⁷

Das Zentrale Revolutionsmuseum in Moskau organisierte gemeinsam mit den Museen in den Sowjetrepubliken eine Reihe von Aktivitäten. Dazu gehörte u.a. die Konferenz „Aktuelle Probleme der internationalen und patriotischen Erziehung der Werktätigen mit musealen Mitteln“ vom 18. bis 22. Februar 1985 in Moskau.⁷⁸ Die Museen in den Republiken wurden aufgefordert, Vorträge zu Themen der „Völkerfreundschaft“ zu übernehmen. Eines der praktischen Ziele der Treffen der Museumsmitarbeiter während der Moskauer Konferenz war die Aktualisierung der musealen Darstellung des Krieges durch die Präsentation der KPdSU als Initiatorin des Sieges des Sowjetvolkes im Krieg.

1985, im Vorfeld der Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag des Sieges im „Großen Vaterländischen Krieg“, scheint die Vermittlung des sowjetischen Patriotismus für Moskau an Bedeutung gewonnen zu haben. In diesem Jahr gab es eine besondere Dichte an koordinierenden Maßnahmen. Das zentrale Museum der Revolution der UdSSR in Moskau setzte die „aktuellen Probleme der internationalen Erziehung der Werktätigen durch museale Mittel“ auf die Tagesordnung. Ziel war die Darstellung der KPdSU als Organisatorin und Inspiratorin des Sieges des Sowjetvolkes im Krieg 1941–1945. Die Kommunistische Partei sollte nun eindeutig als „Vater des Sieges“ in die Geschichte eingehen. Nicht von ungefähr wurden in diesem Zusammenhang die Kriegsbiografien der Ersten Parteisekretäre der KPL – Antanas Sniečkus und Petras Griškevičius – hervorgehoben.

Zum Mai 1985 sollten in den Republiksmuseen standardisierte Ausstellungen konzipiert werden. Sie alle trugen den Namen „Der Große Sieg“ und jede wurde von dem jeweils verantwortlichen Mitarbeiter im wissenschaftlichen Institut des Zentralen Museums der Revolution geleitet und kontrolliert.⁷⁹ Ein Blick in das Protokoll der Kontrollkommission der Ausstellung zum Krieg im litauischen Revolutionsmuseum gibt einen Einblick in die thematischen Veränderungen und in die neuen Akzente, die der

⁷⁷ Ebenda, Bl. 49.

⁷⁸ Brief von Krotov an Tamašauskas (Revolutionsmuseum), 24.9.1984 in: LNMA, RM/1/895, Bl. 50. Zu den Themenvorschlägen für die Teilnahme an der Konferenz zählten z.B. „Die Rolle der Ausstellungen über den Großen Vaterländischen Krieg in der Desavouierung der aktuellen Fälskationen der Geschichte“ oder „Politisch-erzieherische Arbeit mit den Massen zu den Fragen des proletarischen Internationalismus“.

⁷⁹ Brief von Krotov (wie Anm. 78), Bl. 51.

Diskurs erfahren hatte: Solche Akzentverschiebungen fanden sich z.B. im Motiv der Völkerfreundschaft,⁸⁰ und tatsächlich neu war die Thematisierung der Hilfe, die Litauen in der Nachkriegszeit für den Wiederaufbau seiner Wirtschaft von den Bruderrepubliken erhalten hatte.

*„Sie glaubten an die Revolution“: die letzte
Ausstellung des Revolutionsmuseums*

Anhand des Briefwechsels zwischen dem Kulturministerium der LSSR und dem der UdSSR lässt sich die Loslösung der Sowjetrepublik vom Zentrum deutlich ablesen. In der Kommunikation änderte sich der Ton: Die Briefe aus Vilnius waren nun in einem distanzierten, sachlichen und nicht mehr gefälligen Ton verfasst.⁸¹

Das Revolutionsmuseum blieb jedoch eine konservative Institution, Eigeninitiative zeigten die Museumsmitarbeiter kaum. Die Aktualisierung seiner Dauerausstellung ging vom Zentralen Museum der Revolution in Moskau aus, weshalb sie als Initiative „von oben“ gesehen werden muss. Im September 1988 wurde ein beratendes Seminar für die Mitarbeiter der historisch-revolutionären Museen nach Leningrad einberufen, zu der alle Direktoren der republikanischen Revolutionsmuseen geladen waren.⁸² Im Einladungsschreiben an Konstantinas Gaurylius, den Direktor der litauischen Einrichtung, wurde darauf hingewiesen, dass man ein besonderes Augenmerk auf die Frage der „weißen Flecken“⁸³ in der Geschichte legen sollte.

Die Direktiven aus dem Zentrum und die Versuche der Museumsleitung, die Ausstellung zu reformieren ohne sie ganz abzubauen, konnten jedoch nicht realisiert werden: Die Welle von historischen Enthüllungen, die Abschaffung der Zensur und die Dominanz des Themas der stalinischen Repressionen und ihrer Opfer erfassten die Gesellschaft und machten

⁸⁰ Über den „Beitrag zur international-proletarischen Erziehung“ berichtet Anfang 1985 das Kulturministerium der LSSR an das Kulturministerium der UdSSR. Siehe den Bericht, 10.1.1985, in: Archiv für Literatur und Kunst Litauens (*Lietuvos literatūros ir meno archyvas*, Vilnius, künftig LLMA), 342/1/3622, Bl. 164-166. In den 1980er Jahren stand das Selbstbild als globaler Friedensgarant und als Verfechter der Völkerfreundschaft im Mittelpunkt der Propaganda der UdSSR.

⁸¹ Brief von Dainius Trinkunas an das Kulturministerium der UdSSR, o.D. (1989), in: LLMA, 342/1/3906, Bl. 1-5.

⁸² Brief an Gaurilius (Moskauer Revolutionsmuseum), 17.5.1988, in: LNMA, RM/1/1000, Bl. 1.

⁸³ Die „weißen Flecken“ wurden als Schlagwort aus einer Rede Gorbačevs vom Februar 1987 bekannt – damit meinte er die tabuisierten oder nicht bekannten Kapitel der sowjetischen Geschichte. Siehe Ubeždennost' – opora perestrojki. Vystuplenie na vstreče v ZK KPSS s rukovoditeljami sredstv massovoj informacii i propagandy [Überzeugung – die Grundlage der Perestroika. Auftritt auf dem Treffen mit den Vertretern der Massenmedien im ZK der KPdSU], in: MICHAÏL S. GORBAČEV: Izbrannye reči, Bd. 4, Moskau 1987, S. 373f.

jegliche Form einer positiven Präsentation der sowjetischen Geschichte unmöglich.

In der litauischen Gesellschaft gerieten das Revolutionsmuseum, seine Führung und Ausstellungskonzeption spätestens seit dem Herbst 1988 spürbar ins Zentrum der Kritik. Im Juli 1989 ironisierte die Wochenzeitung „Gimtasis kraštas“ (Das heimische Land): „Wo kann man heute das marxistische Phänomen sehen, dass die Beherrschten nicht wollen und die Herrschenden nicht können? Nur im Revolutionsmuseum!“⁸⁴

Die Einträge im Gästebuch geben Auskunft über die Nicht-Übereinstimmung der Wahrnehmung der Vergangenheit in der Gesellschaft und der Präsentation im Museum. „Spürt die Museumsführung etwa nicht selbst die Veränderungen in der Gesellschaft?“, „Es wäre wünschenswert, wenn das Museum die Ausstellung nach dem Prinzip der historischen Wahrheit umbaute“.⁸⁵ Man müsse die „weißen Flecken“ der Geschichte liquidieren, lautete die vage Antwort des Museumsdirektors.⁸⁶ Offenbar wurde hier der berühmte Satz von Gorbachev zu einem Manifest der verunsicherten Museumsmacher, die zunächst eine abwartende Haltung einnahmen. Die Liquidierung der „weißen Flecken“ erfolgte schließlich durch die Integration einiger neuer Fragmente in die alte Ausstellung: In den Abschnitt „Klassenkampf“ wurde eine Informationstafel über die Deportationen von 32 000 Familien (etwa 120 000 Menschen) in den Jahren 1941 bis 1952 eingefügt. Im Folgenden jedoch blieb die Erzählung im gewohnten Duktus der sowjetischen Fortschrittsgeschichte – ein Sieg folgte auf den anderen. Die Einseitigkeit und ideologische Ausrichtung des Museums machte die Museumsleitung zum Gegenstand der Kritik seitens der litauischen Volksfront *Sąjūdis*, die die grundlegende Veränderung der Ausrichtung des Museums forderte.

Die Museumsführung wählte jedoch den Weg, Neues in temporären Ausstellungen zu präsentieren, statt die Dauerausstellung grundlegend zu ändern. Es lag in diesem Fall allerdings aber wohl nicht an fehlenden finanziellen Mitteln, denn im Kriegsmuseum in Kaunas wurde die alte „sowjetische“ Ausstellung doch recht schnell, noch während der Perestroika, in den Tagen kurz vor dem „Baltischen Weg“ im August 1989 abgebaut. Das Revolutionsmuseum eröffnete stattdessen die beiden temporären Ausstellungen: „Litauen – das sind wir“ (*Lietuva tai mes*) und „Sie glaubten an die Revolution“ (*Jie tikėjo revoliucija*). Beide Ausstellungen wurden nur schlecht besucht, da das Ansehen des Museums bereits gelitten hatte. Die letzte Ausstellung, die dem alten, konservativen Diskurs folgte, war 1989 Justas Paleckis gewidmet.

⁸⁴ Revoliucijos muziejus šaukiasi revoliucijos [Das Revolutionsmuseum ruft auf zur Revolution], in: *Gimtasis kraštas*, 20.-26.7.1989, S. 1-2.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Ebenda.

Am 18. April 1989 wurde in Litauen die Litauische Museumsmitarbeiter-Gesellschaft (*Lietuvos muziejininko visuomenė*) gegründet, die sich den Fragen der Umgestaltung des Revolutionsmuseums annahm, indem Empfehlungen für das Kultusministerium verfasst wurden: Die Dauer Ausstellung sollte zum 1. September als eine „nicht der historischen Wahrheit entsprechende“ beseitigt und eine besondere Kompetenzgruppe zur Beratung über das künftige Schicksal des Museumsfundus gebildet werden – die sogenannte Liquidationskommission (*likvidacinė komisija*). Man berief sich dabei auf eine Vorschrift der litauischen Regierung vom 13. Januar 1991.⁸⁷ Romanas Senapėdis, 1988 Mitarbeiter der Abteilung für Museumsangelegenheiten beim Litauischen Kulturministerium, unterstützte in einem Gespräch 2010 die Auffassung von der „Fremdheit“ der ausgestellten Geschichte in sowjetischen Museen:

„Wichtig ist, dass diese Museen eine fremde Ideologie zeigten, sie waren uns fremd. Als wir die sowjetischen Ausstellungen abgebaut hatten, haben wir stattdessen das gezeigt, was aus der Geschichte gestrichen worden war, und die Gesellschaft war gerührt von dieser Geschichte.“⁸⁸

Am Tag seiner offiziellen „Liquidierung“, dem 13. Januar 1991, wurde in den Räumlichkeiten des Revolutionsmuseums das Litauische Staatsmuseum (*Lietuvos valstybės muziejus*) mit dem erklärten Ziel gegründet, die Geschichte der litauischen Staatlichkeit zu erforschen, Materialien dazu zu sammeln und auszustellen sowie Wissen zu vermitteln. Hier sollte von nun an die „Entwicklung der historischen Ideen, des nationalen Bewusstseins der litauischen Bürger, die Fragen der Okkupation Litauens und des nationalen Genozids, das Schicksal der Häftlinge und der Verbannten sowie Widerstandsthemen“⁸⁹ behandelt werden.

Die Bestände des Revolutionsmuseums sollten an das Archiv des Staatsmuseums übergeben werden. Doch das Staatsmuseum wurde letztlich nicht eröffnet – die Archivbestände des Litauischen Revolutionsmuseums gingen an unterschiedliche Museen, vor allem an das Litauische Nationalmuseum und einige Exponate auch an das wiedergegründete Jüdische Museum.⁹⁰ Das Museum erhielt auch viele Briefe von Kriegsveteranen und Veteranen

⁸⁷ Nutarimas, Nr. 30. Del LTSR Revoliucijos muziejaus likvidavimo ir Lietuvos Valstybinio muziejaus įkūrimo [Anordnung Nr. 30. Zur Liquidierung des Revolutionsmuseums der LSSR und zur Gründung des Staatlichen Museums], in: LNMA, RM/1/1078a, Bl. 1-4.

⁸⁸ Gespräch mit Senapėdis, 20.10.2010. Auch Nastazija Keršytė, Museologin und Dozentin an der Universität Vilnius, äußerte sich ähnlich: „Alles Sowjetische ging weg – es war einfach gegen unsere Überzeugungen“. Gespräch mit Keršytė, 7.4.2010 in Vilnius.

⁸⁹ Lietuvos valstybės muziejaus nuostatai [Vorschriften zum Litauischen Staatsmuseum], 1991, in: LNMA, RM/1/1078, S. 1-4.

⁹⁰ Heute befindet sich im modernistischen Gebäude des ehemaligen Revolutionsmuseums die Litauische Nationalgalerie mit ihren Kunstaussstellungen.

der Arbeit, mit der Bitte, ihre persönlichen Gegenstände wie Medaillen und Reliquien zurückzugeben.⁹¹

Zusammenfassung

Am Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre wurde ähnlich wie in allen sowjetischen Museen auch im litauischen Revolutionsmuseum keine nationale Geschichte erzählt, sondern die Geschichte des Klassenkampfes der Werktätigen gegen ihre „Unterdrücker“. Als Gründungsmythos sollte die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ dienen, wobei man somit auch für Litauen versuchte, deren „Gesetzesmäßigkeit“ als unumgänglichen Schritt beim Übergang zur nächsten historischen Formation nachzuweisen. Jegliche Pluralität der Darstellung, jegliche regionale Spezifik der Ereignisgeschichte und auch die nationalen Traditionen des Umgangs mit der Erfahrung des Leids gingen somit verloren. Gleichzeitig wählte die Ideologie bestimmte Elemente aus der litauischen Geschichte aus, um die Erzählung in einer „nationalen“ Form zu halten. Zentral war dabei das Motiv des „eigenen“ Ursprungs des Kommunismus, um die Sowjetmacht als eine einheimische, keineswegs fremde oder gar fremdnationale politische Macht darzustellen. Die Betonung der heroischen Schicksale der kommunistischen litauischen Untergrundkämpfer sollte Narrativen entgegenwirken, die die Sowjetmacht als Okkupationsmacht beschrieben. Diese waren in den Exil-Gemeinschaften im Westen (und auch, wenn auch inoffiziell, in Litauen) verbreitet. Der revolutionäre Kampf für die „Wiederherstellung“ der Sowjetmacht in Litauen wurde sehr emotionalisierend dargestellt, die Besucher sollten Wut auf die Smetona-Führung und Empathie für die kommunistischen Märtyrer empfinden. Diese auf Affekte zielende Präsentationsstrategie zeichnete im Übrigen alle sowjetischen Museen aus.⁹²

Vor allem in der Nachkriegszeit, in der Zeit des Stalinismus, war die Bekämpfung der als „bourgeois“ abgestempelten Elemente der Kultur besonders stark ausgeprägt. Die „nationale Form“ der litauischen Kultur wurde auf die Symbolik des altertümlichen, bäuerlichen Alltags reduziert. Eines der wichtigsten Motive war die Völkerfreundschaft: In der Zeit des Stalinismus sollte vor allem das „russische Volk“ als *primus inter pares* wahrgenommen werden, und die russische Kultur einen Vorbildcharakter tragen.

⁹¹ So erinnerte sich Romanas Senapėdis im Gespräch (wie Anm. 88).

⁹² Es sei hier nur angedeutet, dass eine auf Evidenzsicherung und Emotionen abzielende Praxis auch in den ersten westeuropäischen KZ-Gedenkstätten ein verbreiteter Zugang war, um die Geschichte des historischen Ortes zu erzählen. Siehe VOLKHARD KNIGGE: Gedenkstätten und Museen, in: Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, hrsg. von DEMS. und NORBERT FREI, Bonn 2005, S. 398-409, hier S. 403f.

Das Narrativ in Bezug auf den „Großen Vaterländischen Krieg“ war dasselbe wie in der gesamten Sowjetunion – es kam lediglich zu Akzentverschiebungen. So wurde in der Litauischen SSR der Aspekt der deutschen Brutalität und das Leid der Litauer unter der Besatzung zentral behandelt. Die Litauer wurden heroisiert und erschienen als überzeugte Widerstandskämpfer, Schulter an Schulter mit den Belarussen, Russen u.a. Neben der Oktoberrevolution sollte die Befreiung durch die Sowjetarmee 1944 die Funktion eines Gründungsmythos für die sowjetlitauische Gesellschaft einnehmen. Die Augenzeugenschaft nicht-jüdischer Litauer bei der Massenvernichtung der Juden sowie deren Mitverantwortung und Mithilfe während der deutschen Besatzung wurden ausgeklammert. Dieses Erbe der sowjetlitauischen Erinnerungspolitik wirkte auf die öffentlichen Debatten über die Kollaboration nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit – und tut es bis heute.⁹³

Die Musealisierung der Geschichte ging „von oben“ aus, zugleich waren die Museumsmacher litauische Historiker, in Leitungspositionen waren sie Mitglieder der KPL. Eine zentrale Rolle spielte hier das ZK der Partei, das durch das Institut für Parteigeschichte die Formulierung des Diskurses und seine Etablierung in musealer Form kontrollierte.

Das Litauische Revolutionsmuseum kann als ideologisches Instrument gesehen werden, nicht also als ein Museum, dessen Ausstellung auf den Ergebnissen der historischen Forschung beruht. Davon zeugt z.B. der schwierige Prozess der Sammlung von Exponaten „revolutionären Inhalts“. In den Augen der Museumsmacher sollte sich diese Institution zu einer Stätte des sozialistischen Ruhms und des patriotischen Stolzes entwickeln – die emotionalisierende Präsentationsstrategie und die folkloristische Form der sozialen Praktiken sollte diese Vermittlung unterstützen. Das Angebot der sowjetischen Ideologie konnte sich jedoch nicht in der litauischen Erinnerungskultur verfestigen. Zu sehr wich das sowjetische Narrativ von der erlebten Vergangenheit bzw. vom biografischen Gedächtnis der Zeitzeugengeneration ab. Dadurch war es nach der Unabhängigkeit 1991 so leicht, die Kriegserinnerungskultur so rasant zu „ent-eignen“ und sich die Gegenerinnerung als offizielles politisches Gedächtnis anzueignen. Das Revolutionsmuseum der LSSR, das unter allen Museen der Republik die stärkste ideologische Dichte aufwies, da es die Gründungsmythen des Sowjetstaates anpries und am deutlichsten die nationale litauische Geschichte und Kultur ignorierte, musste als ideologisches Importprodukt als erstes seine Arbeit einstellen.

⁹³ Siehe EKATERINA MAKHOTINA: We, They and Ours. On the Holocaust Debate in Lithuania, in: Cultures of History Forum, einsehbar unter dem URL: <http://www.cultures-of-history.uni-jena.de/debates/lithuania/we-they-and-ours-on-the-holocaust-debate-in-lithuania/> (letzter Zugriff 6.4.2017).

SUMMARY

*Revolutionising a Museum,
Musealisation of the Revolution:
Staging History in the Museum of the
Revolution of Soviet Lithuania*

The Museum of the Revolution, founded in Lithuania in 1940, shortly after the violent incorporation of the Baltic republic in the USSR, was the most important instrument of the history of politics in the Lithuanian SSR. The work of this museum was supervised by the Central Museum of the Revolution in Moscow. However, apart from the canonised history of the USSR, there was also a locally specific way of integrating Lithuanian history into the official Marxist scheme. The paper deals with the narratives, presented in the Museum of the Revolution in Vilnius. It argues, that the museum's staff attempted to show Lithuanian history as being "national in form, socialist in content". For this reason, the fates of Lithuanian communists during the Revolution, under the conditions of the "bourgeois" years of the Smetona-regime, and during Second World War were strongly emphasised. In presenting the story of the Second World War, the most important task was to stress German brutality against the ethnic Lithuanians (whereas the tragic fate of the Jewish population during the German occupation was minimised) and the heroism of Lithuanians in the struggle against fascism.

The paper traces the establishment of the Museum of the Revolution in the context of the cultural politics of the first soviet years. It follows the way that the exhibitions changed during the 1960s and discusses in particular the period of "late socialism", where the propagandistic topic of the "friendship of the peoples" of the USSR became the most important aspect of the items presented to the public. The paper also sheds some light on the establishment of the branches of the central Vilnius museum in other places of historical significance. In the end, the paper analyses the deconstruction of the Museum of the Revolution in the late 1980s during perestroika when it proved to be hopelessly out of date with society's interest in debating the "white spots" of Soviet and Lithuanian history.

MITTEILUNGEN

Dreitausend Jahre Schafe in Estland

VON EVE RANNAMÄE

Das Schaf (*Ovis aries*) ist zweifelsohne eines der bekanntesten und auch wichtigsten Nutztiere, das dem Menschen Fleisch, Milch und vor allem Wolle liefert. Neben dem Rind, der Ziege, dem Schwein und dem Huhn gehört das Schaf zu den fünf meistverbreiteten Herdentieren in der Welt.¹ Das Schaf wurde vor etwa 11 000–10 500 Jahren im Nahen Osten aus dem asiatischen Mufflon (*Ovis orientalis*) domestiziert. An verschiedenen Orten in Europa verbreitete sich das Schaf vor 10 500–4 000 Jahren,² und am Ende des späten Neolithikums (ca. 2900–1800 v. Chr.) bzw. vor 4 900–4 700 Jahren dürfte es auch in Estland angekommen sein.³ Auf der Grundlage des archäologischen Fundmaterials muss der Beginn einer dauerhaften Viehzucht jedoch auf eine um etwa zweitausend Jahre spätere Zeit – auf die späte Bronzezeit (850–500 v. Chr.) – verschoben werden.⁴ Ungeachtet dessen, dass das Quellenmaterial einige Lücken aufweist, hat es den Anschein, dass seither auf estnischem Gebiet durchgehend Schafzucht betrieben wurde. Allerdings hat diese an der Landwirtschaft im heutigen Estland nur einen ziemlich bescheidenen Anteil: Im Vergleich zu beinahe 250 000 Rindern werden nach Angaben zum Jahresbeginn 2017 in Estland etwas

¹ FAO: The Second Report on the State of the World's Animal Genetic Resources for Food and Agriculture, hrsg. von BEATE SCHERF und DAFYDD PILLING, Rom 2015, S. 28.

² MELINDA A. ZEDER: Domestication and Early Agriculture in the Mediterranean Basin: Origins, Diffusion, and Impact, in: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 105 (2008), S. 11597–11604, hier S. 11598; MICHAEL L. RYDER: Sheep and Man, London 1983, S. 29; JULIET CLUTTON-BROCK: Animals as Domesticates, East Lansing 2012, S. 35f.; AULI BLÄUER, JUHA KANTANEN: Transition from Hunting to Animal Husbandry in Southern, Western and Eastern Finland: New Dated Osteological Evidence, in: Journal of Archaeological Science 40 (2013), S. 1646–1666.

³ LEMBI LÕUGAS, AIVAR KRIISKA, LIINA MALDRE: New Dates for the Late Neolithic Corded Ware Culture Burials and Early Animal Husbandry in the East Baltic Region, in: Archaeofauna 16 (2007), S. 21–31.

⁴ Ebenda.

mehr als 80 000 Schafe gehalten.⁵ Außer den einheimischen estnischen dunkelköpfigen und weißköpfigen Schafen gibt es auch ein paar Dutzend eingeführte Rassen. Vor kurzer Zeit wurden die offiziell anerkannten estnischen Rassen noch um das Landschaf von Kihnu ergänzt, das eine aborigene Population vertritt.

Von der früheren Geschichte der Schafzucht in Estland vor dem Beginn der Züchtung wissen wir wenig. Zur Beurteilung der Kontinuität der Schafzucht und ihrer Rolle in Estland sowie zur Beantwortung der Fragen, inwieweit sich das Erbgut der einstigen Populationen in den heutigen Landschaften erhalten hat und wie sich die genetische Vielfalt der Schafe an den geografisch-historischen Kontext Nordeuropas angepasst hat (bzw. anpasst), habe ich in meiner Dissertation⁶ interdisziplinäre zooarchäologische und genetische Methoden angewandt. Diese Methoden und die auf ihrer Grundlage erzielten Forschungsergebnisse vorzustellen, ist das Ziel des vorliegenden Beitrags.

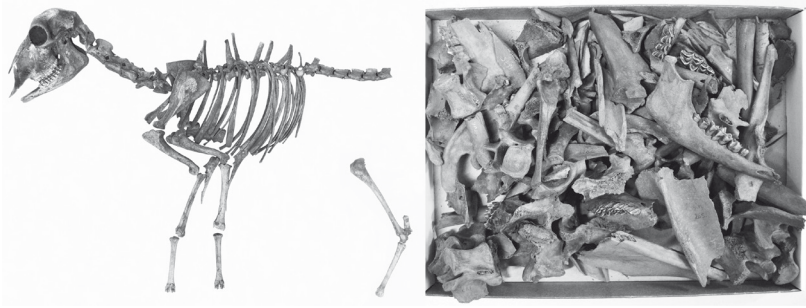
* * *

Das wichtigste und umfangreichste Quellenmaterial, dem die Zooarchäologen Informationen entnehmen, ist osteologisch – die Knochen und Zähne. Wenngleich dies in der Regel das häufigste Fundmaterial ist, können sich auch andere Überreste eines lebenden Organismus erhalten haben, wie z.B. die Haut, das Fell oder Exkreme. Außer der Bestimmung der Art und des Körperteils liefern die Knochen auch Hinweise zum Schlachalter sowie zu der Größe, dem Gesundheitszustand und dem Geschlecht des Tieres. Mithilfe einer Analyse dieser Daten kann beurteilt werden, zu welchem Zweck Vieh gehalten wurde, welches Fleisch bevorzugt wurde oder welches die Viehhaltungs- und Umweltbedingungen gewesen sind. In methodischer Hinsicht kann die Zooarchäologie in sehr unterschiedlicher Weise aufgefasst werden – sie kann etwa morphologisch (beruhend auf der äußeren Gestalt/Form der Knochen, Zähne und anderer tierischer Funde), biomolekular (Erforschung verschiedener Moleküle, z.B. Proteine, Fette und die DNA) oder ethnologisch (die Rolle der Tiere in der Kultur) sein. Es wird jedoch immer das gleiche Ziel verfolgt: Die Biologie und Ökologie der Tiere soll in Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft und deren Vergangenheit untersucht werden.

Auch die frühere Schafzucht in Estland wurde vor allem auf der Grundlage alter Knochen untersucht (Abb. 1). In den bisherigen Abhandlungen

⁵ Amt für landwirtschaftliche Register und Informationen (*Põllumajanduse Registrite ja Informatsiooni Amet*), einsehbar unter dem URL: <http://neptuun.pria.ee/loomreg/LoomadeArvud> (letzter Zugriff 31.1.2017).

⁶ EVE RANNAMÄE: Development of Sheep Populations in Estonia as Indicated by Archaeofaunal Evidence and Ancient Mitochondrial DNA Lineages from the Bronze Age to the Modern Period, Tartu 2016 (Dissertationes Archaeologiae Universitatis Tartuensis, 6).



– **Abb. 1.** Archäologische Schafsknochen. Ein nahezu komplettes Skelett wie dieses, das in einem mittelalterlichen Abfallkasten in Viljandi gefunden wurde (VM 10536), ist in aller Regel ein sehr seltener Fund (links). Gewöhnlich ist das zooarchäologische Material in geringerem oder größerem Maße fragmentiert (rechts). Fotos der Autorin.

wurden die Schafe in dieser Hinsicht meistens zusammen mit anderen Herdentieren wie Rindern, Ziegen und Schweinen betrachtet. Der Vergleich mit anderen Arten ist wichtig, weil nur dadurch der Anteil der Schafzucht zu einer bestimmten Zeit abgeschätzt werden kann. Im estnischen archäologischen Fundmaterial stehen die Schafsknochen zahlenmäßig an zweiter Stelle nach den Rinder- und vor den Schweineknochen. Es sollte jedoch berücksichtigt werden, dass dabei gewöhnlich auch die Ziegen zu den Schafen gezählt wurden, weil es sehr schwer fällt, diese beiden Arten auf der Grundlage der Knochen voneinander zu unterscheiden. Im Hinblick auf diejenigen Schafs- und Ziegenknochen, bei denen die Art genau bestimmt ist, haben die Schafe in aller Regel das Übergewicht, woraus man schlussfolgern kann, dass Schafzucht in größerem Umfang betrieben wurde als Ziegenhaltung. Dies wird auch durch die späteren frühneuzeitlichen Quellen unterstützt, welche die Ziegenhaltung als einen weniger verbreiteten Zweig der Viehzucht beschreiben.⁷

Noch mehr Informationen können den Knochen entnommen werden, wenn man von der morphologischen Ebene zur molekularen Ebene übergeht und die genetischen Informationen auswertet, die im Genom bzw. im Chromosomensatz enthalten sind. Das Genom besteht aus der Desoxyribonukleinsäure bzw. der DNA. In jeder Zelle des Organismus gibt es zwei Arten von DNA: die im Zellkern befindliche Kern-DNA und die in den Mitochondrien befindliche mitochondriale DNA, von der es in einer Zelle gewöhnlich Tausende von Kopien gibt. Während die Kern-DNA von beiden Elternteilen stammt, so wird die in den Mitochondrien befindliche DNA nur entlang der mütterlichen Linie vererbt. Zufällige Mutationen, natürliche Auslese und die Züchtung haben die im Genom enthaltenen „Texte“ oft überschrieben, wodurch dort früher enthaltene Informationen

⁷ Eesti talurahva ajalugu [Geschichte der estnischen Bauernschaft], Bd. 1, hrsg. von JUHAN KAHK und ENN TARVEL, Tallinn 1992, S. 344.

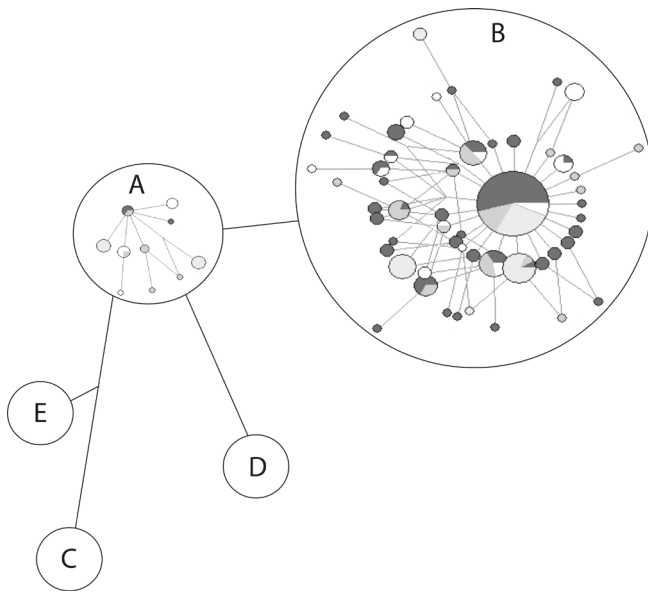
gelöscht wurden. Untersucht man aber die im archäologischen Fundmaterial enthaltene DNA, so erhält man Zugang auch zu diesen frühen Informationen. Die alte DNA kann aus verschiedenen Geweben, hauptsächlich aus Knochen, Zähnen, dem Fell und der Haut isoliert werden. Hieraus gewonnene Informationen weisen zwar keine so gute Qualität auf wie die von einem lebenden Organismus stammenden, da mit dem Tod des Tieres die Degradierung der DNA einsetzt. Dies bedeutet, dass sich die DNA auch in archäologischen Knochenfunden nur in Fragmenten oder überhaupt nicht erhalten hat. Um dem erhaltenen Material möglichst viele Informationen zu entnehmen, wird zunächst die mitochondriale DNA untersucht, die in einer Zelle, wie gesagt, in viel größerem Maße enthalten ist als die Kern-DNA, sodass die Wahrscheinlichkeit, sie aus toten Geweben isolieren zu können, höher ist. Auch wenn die Untersuchung der mütterlichen Linien nur ein unvollständiges Bild von der Entwicklung der Populationen liefert (die Rolle der väterlichen Linien kann so nicht berücksichtigt werden), so können langfristige demografische Prozesse sowie die Änderungen der genetischen Vielfalt der jeweiligen Population im Laufe der Zeit durchaus bewertet werden.

Sowohl gegenwärtige als auch aus der Vergangenheit stammende Schafe auf europäischem Boden gehören zum größten Teil zu einer großen mütterlichen Linie, einer sogenannten Haplogruppe (B). Die andere größere Linie (A) herrscht in Asien vor, während sie sich in Europa nur in einem Zehntel der Tiere findet. Darüber hinaus sind in der Welt noch drei kleinere Linien bekannt (C, D und E), die in Südwestasien und auf der iberischen Halbinsel vorkommen.⁸ Sowohl die heutigen wie die historischen estnischen Schafe werden überwiegend der Haplogruppe B zugeordnet, nur wenige gehören zur Gruppe A.⁹ Zu jeder Haplogruppe gehört wiederum eine Reihe von Haplotypen bzw. von unikalen genetischen Sequenzen, die in verschiedenen Individuen auftreten können. Dies bedeutet, dass die Haplotypen, die einer bestimmten Haplogruppe angehören, solchen Individuen zugeordnet werden, die in geringerem oder größerem Maße miteinander verwandt sind (Abb. 2).

Es wird angenommen, dass sich die umfangreiche genetische Vielfalt der Schafe, von der der Umstand zeugt, dass es eine Fülle von Haplotypen und Haplogruppen gibt, bereits in der Zeit der Domestizierung der Schafe im Nahen Osten herausgebildet hat, da sie aus verschiedenen

⁸ JENNIFER R. S. MEADOWS, IBRAHIM CEMAL, ORHAN KARACA u.a.: Five Ovine Mitochondrial Lineages Identified from Sheep Breeds of the Near East, in: *Genetics* 175 (2007), S. 1371-1379.

⁹ EVE RANNAMÄE, LEMBI LÕUGAS, MARIANNA NIEMI u.a.: Maternal and Paternal Genetic Diversity of Ancient Sheep in Estonia from the Bronze Age to the Post-Medieval Period, and Comparison with Other Regions in Eurasia, in: *Animal Genetics* 47 (2016), S. 208-218, hier Abb. 3; EVE RANNAMÄE, LEMBI LÕUGAS, CAMILLA F. SPELLER u.a.: Three Thousand Years of Continuity in the Maternal Lineages of Ancient Sheep in Estonia, in: *PLoS ONE* 11 (2016), e0163676, Abb. 3.



– **Abb. 2.** Ein vereinfachtes Schema der Haplogruppen und -typen. Die Schafe der Welt werden in fünf große mütterliche Linien bzw. Haplogruppen (A–E) eingeteilt. Im Schema sind zwei Haplogruppen (A und B) detaillierter aufgeführt, da sie in den estnischen Schafen vorkommen – B ist die weiter verbreitete Gruppe. In jeder Haplogruppe hat sich aus Haplotypen ein Netzwerk herausgebildet, das die gegenseitigen Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Tiere, die dorthin gehören, aufzeigt. Die Landschaften von Kibnu haben gemeinsame Haplotypen mit den vorzeitlichen Schafen sowohl Estlands als auch der benachbarten Gebiete. Quelle: MEADOWS u.a., *Five Ovine* (wie Anm. 8), Abb. 1; RANNAMÄE u.a., *Maternal and Paternal* (wie Anm. 9), Abb. 3; DIES. u.a.: *Three Thousand Years* (wie Anm. 9), Abb. 3.

Mufflon-Populationen mehrmals domestiziert werden konnten.¹⁰ In der Zeit, als sich Schafherden zusammen mit Menschen über Eurasien ausbreiteten, nahm die Vielfalt ab: Je weiter weg von den Zentren der Domestizierung, desto geringer wurde die genetische Vielfalt.¹¹ Ein ähnlicher Trend zeigt sich auch im Hinblick auf die Schafpopulationen in Nordeuropa, darunter auch Estland.¹² Die Vielfalt dürfte bereits bei den allerersten

¹⁰ ZEDER, *Domestication* (wie Anm. 2), S. 11598.

¹¹ Siehe z.B. MICHAEL W. BRUFORD, SAFFRON J. TOWNSEND: *Mitochondrial DNA Diversity in Modern Sheep: Implications for Domestication*, in: *Documenting Domestication: New Genetic and Archaeological Paradigms*, hrsg. von MELINDA A. ZEDER u.a., Berkeley 2006, S. 307-317, hier S. 314.

¹² MIKA TAPIO, MIKHAIL OZEROV, ILMA TAPIO u.a.: *Microsatellite Based Genetic Diversity and Population Structure of Domestic Sheep in Northern Eurasia*, in: *BMC Genetics* 11 (2010), Abb. 4; RANNAMÄE u.a., *Maternal and Paternal* (wie Anm. 9), Tabelle 2, Abb. 4.

Tieren, die etwa 6 000 Jahre nach der ursprünglichen Domestizierung auf estnischem Gebiet anlangten, geringer gewesen sein. Um dies festzustellen, müssen die aus dem Neolithikum stammenden Knochenfragmente genauer untersucht werden. Ebenfalls nicht genau bekannt ist, auf welchem Weg (aus dem Süden oder Osten) die Schafe herbeigeschafft wurden, obgleich bisher der südliche Einfluss angenommen wurde.¹³ Die Migrationswellen, die von dem Domestizierungsgebiet ausgingen, setzten sich auch noch Jahrtausende später fort. Während die erste, nach der Domestizierung erfolgte größere Migrationswelle, die sich über Europa ausbreitete, sozusagen primitive Fleisch- und Milchschafe umfasste, brachten die nächsten Migrationswellen bereits die Schafstypen mit, die den Grund für die meisten heutigen Rassen legten.¹⁴ In den Randgebieten Europas erhielten sich zunächst jedoch die primitiven Typen, die als kleine Populationen bis zum heutigen Tag vertreten sind. Dazu zählen z.B. die Mufflons auf den Mittelmeerinseln, die Nachkommen der einstigen domestizierten Schafe, sowie die Landschaften in Großbritannien und in Nordeuropa.¹⁵

* * *

In meiner zooarchäologischen Studie habe ich das Hauptgewicht auf das Material aus der späten Eisenzeit und dem Mittelalter gelegt, darunter auf den Übergang von der Vorzeit zum Mittelalter im 13. Jahrhundert. Dafür habe ich eine Analyse der Knochenkomplexe, die in den Jahren 1987 bis 2012 in den Ordensburgten Fellin und Karkus freigelegt wurden, vorgenommen. Das Felliner Material stammte aus der Siedlung der Wikingerzeit (vom 10.–11. Jahrhundert) bis zum 17. Jahrhundert, das Material aus Karkus aus der Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis ebenfalls zum 17. Jahrhundert. Auf der Grundlage des osteologischen Materials konnte beurteilt werden, wie die Tiere als Nahrungsmittel und Nebenprodukte verwendet wurden, wobei die Territorien mit unterschiedlichem sozialem Hintergrund – eine vorzeitliche Siedlung, eine Burg und eine Stadt – in den Fokus genommen wurden. Bei der Bestimmung und Analyse der

¹³ LÖUGAS u.a., *New Dates* (wie Anm. 3), Abb. 1; vgl. BRUFORD, TOWNSEND, *Mitochondrial DNA Diversity* (wie Anm. 11), S. 315; MIIKA TAPIO: *Origin and Maintenance of Genetic Diversity in Northern European Sheep*, in: *Acta Universitatis Ouluensis, A Scientiae Rerum Naturalium* 473, Oulu 2016, S. 36; MIIKA TAPIO, NURBIY MARZANOV, MIKHAIL OZEROV u.a.: *Sheep Mitochondrial DNA Variation in European, Caucasian, and Central Asian Areas*, in: *Molecular Biology and Evolution* 23 (2006), S. 1776–1783, hier S. 1781.

¹⁴ BERNARDO CHESSA, FILIPE PEREIRA, FREDERICK ARNAUD u.a.: *Revealing the History of Sheep Domestication Using Retrovirus Integrations*, in: *Science* 324 (2009), S. 532–536.

¹⁵ Ebenda, S. 535; HAMID R. REZAEI, SAEID NADERI, IOANA C. CHINTAUAN-MARQUIER u.a.: *Evolution and Taxonomy of the Wild Species of the Genus *Ovis* (Mammalia, Artiodactyla, Bovidae)*, in: *Molecular Phylogenetics and Evolution* 54 (2010), S. 315–326, hier S. 324f.

Knochenkomplexe dienten als Grundlage eine Verteilung nach Arten und Anatomie sowie die Spuren der Verarbeitung des Fleischkörpers. Die Herdentiere wie Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, deren Knochenreste zahlenmäßig am stärksten vertreten waren, konnten gründlicher untersucht werden, wobei ihre Altersstruktur und die morphologischen Kennzeichen der Knochen sowie die Widerristhöhe und der Gesundheitszustand der Tiere eingeschätzt wurden.

Sicherlich lieferte das Knochenmaterial keine einfachen und eindeutigen Antworten. Die Komplexe waren von unterschiedlicher Größe, unterschiedlich freigelegt und aufgenommen, unterschiedlich aufbewahrt und bestimmt. Dennoch bestätigte das Fundmaterial, dass der Schafzucht im estnischen Gebiet in der Vorzeit und im Mittelalter eine große Bedeutung zukam.¹⁶ Aus dem Knochenmaterial ging eindeutig hervor, dass die Schafe in erster Linie wegen ihres Fleisches und wegen der Wolle gezüchtet wurden, was durch die anatomische Verteilung der Knochenkomplexe samt Schnitt- und Zerstückelungsspuren (Schlacht- und Lebensmittelabfälle) sowie durch die Altersstruktur bestätigt wird: Die Knochen der Jungtiere stammten von Tieren, die zur Fleischgewinnung gezüchtet wurden, während die Knochen älterer Tiere zu denjenigen gehörten, die vor dem Verzehr als Wollschafe gehalten worden waren.¹⁷

Ein reichhaltiger Konsum von Lammfleisch kann als Privileg der oberen sozialen Schicht angesehen werden. Das Material aus der Ordensburg Karkus vom Ende des 13. Jahrhunderts besteht zum größten Teil aus Lamm- und Ferkelknochen, was zusammen mit anderem Fundmaterial darauf hinweist, dass in der Burg Festmahle gefeiert wurden.¹⁸ Das Material von Karkus spricht nicht nur vom Verzehr von Jungtierfleisch, sondern zeugt auch davon, dass man häufig auf die Jagd ging und Geflügelfleisch und Vogeleier aß. Aus der mittelalterlichen Stadt Fellin liegen Knochenfunde von Jungtieren und vom Wild in einer beträchtlich geringeren Zahl vor.¹⁹ Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen der Vorzeit und dem Mittelalter kommt gerade im Anteil der wilden Tiere zum Ausdruck. Wenngleich

¹⁶ Siehe INNA PÖLTSAM: Söömine ja joomine keskaegses Tallinnas [Essen und Trinken im mittelalterlichen Reval], in: Vana Tallinn IX (XIII), hrsg. von RAIMO PULLAT, Tallinn 1999, S. 9-124, hier S. 32 und Anmerkungen.

¹⁷ Vgl. ARVI HAAK, EVE RANNAMÄE, HEIDI LUIK, LIINA MALDRE: Worked and Unworked Bone from the Viljandi Castle of the Livonian Order (13th-16th Centuries), in: Lietuvos Archeologija 38, hrsg. von LAURYNAS KURILA, Vilnius 2012, S. 295-338, hier S. 304.

¹⁸ HEIKI VALK, EVE RANNAMÄE, ALEXANDER D. BROWN u.a.: Thirteenth Century Cultural Deposits at the Castle of the Teutonic Order in Karksi, in: Archaeological Fieldwork in Estonia / Arheoloogilised välitööd Eestis 2012 (2013), S. 73-92, hier S. 80ff.

¹⁹ EVE RANNAMÄE, LEMBI LÕUGAS: Animal Exploitation in Karksi and Viljandi (Estonia) in the Late Iron Age and Medieval Period, in: The Ecology of Crusading, Colonisation and Religious Conversion in the Medieval Eastern Baltic: Terra Sacra II, hrsg. von ALEKSANDER G. PLUSKOWSKI (in Bearbeitung).

auch in der vorzeitlichen Siedlung Fellin zur späten Eisenzeit (1050–1200 n. Chr.) der größte Anteil an Tieren auf Herdentiere entfiel und Wild nur einen Bruchteil davon ausmachte, war im Vergleich zum Mittelalter die Anzahl der dort verbrauchten wilden Tiere und Vögel sowie die Variabilität der Arten größer. Zu dieser Liste gehören auch der Hase, das Reh, der Europäische Bison, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, der Otter und das Wiesel. Außerdem liegen im Vergleich zum Mittelalter viel mehr Belege vom Elch und vom Biber vor. Vom 13. Jahrhundert an verändert sich das Bild. Neben wenigen Elchen, Bibern, Rehen, Braunbären und Luchsen unter den in Fellin gefundenen Materialien sticht nur der Hase durch eine große Anzahl von Funden heraus. Der Verzehr von Nutztieren verblieb auf demselben Niveau. Ein Großteil des Fleisches gewann man von Rindern, Schafen/Ziegen und Schweinen.²⁰ Auf der Grundlage einer großen Anzahl von Knochen lässt sich feststellen, dass der Anteil der Rinderzucht auf Kosten der Schaf- und Schweinezucht zunahm. Ob dies auf den zunehmenden Getreideanbau und die dadurch bedingte Nachfrage nach Mist und Pflugtieren oder aber auf die Zunahme der Milchproduktion zurückzuführen ist, kann an dieser Stelle offenbleiben.²¹ Auch Schafe konnten zur Milchgewinnung gezüchtet werden: Im mittelalterlichen Europa war die Schafsmilch ein hoch geschätztes Produkt.²² Über Estland liegen diesbezügliche Informationen jedoch nicht vor. Immerhin ist vom Ende des 18. Jahrhunderts bekannt, dass die Bauern Schafsmilch nicht sonderlich schätzten.²³ Schriftliche Quellen sprechen über den Verbrauch von Schaffleisch,²⁴ doch sind diese Mitteilungen noch nicht auf Grundlage des zooarchäologischen Materials analysiert worden. Dies gilt auch für die Verwendung von Schafmist, worauf historische Quellen hinweisen.²⁵ Sichere Beweise gibt es für die Verwendung von Schafspelz sowie von Schafshörnern und -knochen. Gefunden wurden Knochen mit solchen Schnittspuren, die dafür charakteristisch sind, wenn einem Tier der Balg abgezogen wird; Rohlinge von Gegenständen aus Horn und Knochen sowie

²⁰ HAAK u.a., Worked and Unworked Bone (wie Anm. 17), S. 297-310; EVE RANNAMÄE, HEIKI VALK: Some Spatial and Temporal Aspects of Animal Utilisation in Viljandi, Medieval Livonia, in: *Archaeologia Baltica* 20, hrsg. von ALEKSANDER PLUSKOWSKI u.a., Klaipėda 2013, S. 47-58; RANNAMÄE, LÕUGAS: Animal Exploitation (wie Anm. 19), Tabelle 2.

²¹ Siehe Eesti talurahva ajalugu (wie Anm. 7), S. 343.

²² Siehe z.B. RYDER, Sheep and Man (wie Anm. 2), S. 275, 354, 389.

²³ WILHELM C. FRIEBE: Physisch-ökonomische und statistische Bemerkungen von Lief- und Ebstland oder von den beiden Statthalterschaften Riga und Reval, Riga 1794, S. 159.

²⁴ Siehe ALIISE MOORA: Eesti talurahva vanem toit II: Joogid, leib ja leivakõrvane [Die ältere Nahrung der estnischen Bauernschaft II: die Getränke, das Brot und andere Lebensmittel], Tallinn 1991, S. 218-245; PÕLTSAM, Söömine ja joomine (wie Anm. 16), S. 32.

²⁵ Eesti talurahva ajalugu (wie Anm. 7), S. 151f.

verschiedene Gegenstände (Querpfeifen aus Knochen).²⁶ Wahrscheinlich wurden die Gehirne von Schafen und anderen Herdentieren bei der Gerberei gebraucht. Davon zeugen die Schädelfragmente von Rindern, Schafen und Ziegen, die sich in dem aus dem 13./14. Jahrhundert stammenden Knochenkomplex befanden, der am Ort der einstigen Ordensburg Fellin gefunden wurden.²⁷ Es ist zu beachten, dass die obenstehenden Ausführungen in erster Linie den städtischen Verbrauch beschreiben. Auf ländliche Gebiete (inklusive des städtischen Hinterlands) wurde in den genannten Untersuchungen nicht eingegangen.

Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die genetische Vielfalt der mütterlichen Linien in Estland sowohl in der späten Eisenzeit als auch im Mittelalter recht ähnlich war und zu Beginn des 13. Jahrhunderts keine wesentliche Unterbrechung oder Veränderung erfolgte. Dennoch zeigt die genetische Analyse, dass sich die Zahl der Schafe in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vergrößerte.²⁸ Ob und inwieweit diese Zunahme durch die Tiere, die von den im Mittelalter zugewanderten Menschen mitgebracht worden waren, beeinflusst worden ist, kann nicht endgültig beurteilt werden. In den Randgebieten Nordeuropas kam der Schafzucht im Vergleich zur Rinderzucht keine so große wirtschaftliche Bedeutung zu, und somit dürfte auch die Rolle des Handels bei der Herausbildung der einheimischen Schafherden unerheblich gewesen sein. Im westlichen Europa wurde ein reger Handel mit Wolle betrieben,²⁹ aber aus dem mittelalterlichen Livland liegen für den Wollhandel keine Beweise vor. Wohl aber wurden aus Westeuropa Textilien in die est- und livländischen Städte importiert, während auf dem Lande nach wie vor die örtliche Wolle gebraucht wurde.³⁰

Mit lebenden Tieren wurde in Est- und Livland vermutlich recht wenig gehandelt. Importierte lebende Tiere wurden eher als Luxusgut angesehen.³¹ In Anbetracht dessen, dass die Landstraßen zwischen den Hansestädten Westeuropas und des Baltikums zum Warentransport nicht

²⁶ Siehe MADLI ORAS: Luust vilepillid Eesti arheoloogilises leiumaterjalis. Bakkalaureusetöö [Knöcherne Querpfeifen im archäologischen Fundmaterial Estlands. Bakkalaureusarbeit], Tartu 2015, <http://www.arheo.ut.ee/thesis-list/?pg=6> (letzter Zugriff 31.1.2017).

²⁷ HAAK u.a., Worked and Unworked Bone (wie Anm. 17), S. 297-310.

²⁸ RANNAMÄE u.a., Three Thousand Years (wie Anm. 9), Tabelle 1.

²⁹ RYDER, Sheep and Man (wie Anm. 2), S. 72, 75, 137, 158; SÁNDOR BÖKÖNYI: History of Domestic Mammals in Central and Eastern Europe, Budapest 1988, S. 189.

³⁰ RIINA RAMMO: Tekstiilileiud Tartu keskaegsetest jäätmekastidest: tehnoloogia, kaubandus ja tarbimine / Textile Finds from Medieval Cesspits in Tartu: Technology, Trade and Consumption, Tartu 2015 (Dissertationes Archaeologiae Universitatis Tartuensis, 4), S. 64, 70.

³¹ MAURICE F. HURLEY: Archaeological Evidence for Trade in Cork from the 12th to the 17th Centuries, in: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum II: Der Handel / Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck, hrsg. von MANFRED GLÄSER, Lübeck 1999, S. 13-24, hier S. 17.

geeignet waren, wurden die Seewege bevorzugt,³² ein groß angelegter Transport von lebenden Tieren auf dem Seeweg scheint aber unwahrscheinlich und wird auch durch die schriftlichen Quellen nicht bestätigt. Es ist zwar möglich, dass mit Herdentieren Handel betrieben wurde,³³ doch dann nur mit einzelnen männlichen Tieren, deren Einfluss auf die lokale genetische Vielfalt nur gering war und in den mütterlichen Linien, die zur Untersuchung zur Verfügung standen, nicht erkennbar ist. Somit lässt sich feststellen, dass auch im Mittelalter die örtliche Bauernwirtschaft die Grundlage der Viehzucht bildete.³⁴

Eine größere Anzahl von Mitteilungen über importierte Herdentiere liegt aus der frühen Neuzeit vor: So etwa wurden in den 1670er Jahren auf das Gut Wiems in Harrien „englische“ Schafe gebracht.³⁵ Aus der gleichen Zeit gibt es einzelne Dokumente über die örtliche Schafzucht – über den Austausch von Herdentieren zwischen den Inseln und dem nördlichen oder östlichen Festland mit dem Zweck, diese als Fleisch zu verbrauchen oder Gutsherden aufzustocken.³⁶ Am Ende des 18. Jahrhunderts wurden auf einigen Gütern die ersten Versuche unternommen, die einheimische Herde durch spanische Rassen zu veredeln.³⁷ In dieser Zeit erschien auch ein umfangreiches landwirtschaftliches Werk von Wilhelm Christian Friebe (1761–1811) (siehe Anm. 23), worin dieser die einheimischen Schafe den deutschen Schafen gegenüberstellt sowie die Umweltbedingungen für die Schafhaltung in Est- und Livland beschreibt. Als Beginn der Schafzuchtung wird das Jahr 1824 angesehen, als man auf vielen finanzkräftigen Gütern des Gouvernements Estland die einheimischen Schafe mit

³² FRIEDRICH BRUNS, HUGO WECZERKA: Hansische Handelsstraßen, Teil 2: Textband, Köln, Graz und Wien 1967 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N.F., 13.2), S. 597, 706f.

³³ Z.B. HOVIRAG LANCIONI, PIERA DI LORENZO, SIMONE CECOBELLI u.a.: Phylogenetic Relationships of Three Italian Merino-Derived Sheep Breeds Evaluated through a Complete Mitogenome Analysis, in: PLoS ONE 8 (2013), e73712; MARIANNA NIEMI, AULI BLÄUER, TERHI ISO-TOURU u.a.: Mitochondrial DNA and Y-chromosomal Diversity in Ancient Populations of Domestic Sheep (*Ovis aries*) in Finland: Comparison with Contemporary Sheep Breeds, in: Genetics Selection Evolution 45 (2013), doi: 10.1186/1297-9686-45-2.

³⁴ Siehe ALEKSANDER PLUSKOWSKI, HEIKI VALK: Conquest and Europeanisation: the Archaeology of the Crusades in Livonia, Prussia and Lithuania, in: The Crusader World, hrsg. von ADRIAN J. BOAS, London und New York 2016, S. 568-592, hier S. 570f.; ALEKSANDER PLUSKOWSKI, ALEXANDER BROWN, ROWENA BANERJEA u.a.: From the Convent to the Commandery: The Pivotal Role of the Environment in Defining the Medieval Baltic Ordensland, in: Das Leben im Ordenshaus. Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, hrsg. von JUHAN KREEM (in Bearbeitung).

³⁵ ARNOLD SOOM: Der Herrenhof in Estland im 17. Jahrhundert, Lund 1954, S. 131.

³⁶ Mündliche Mitteilung von Enn Küng (März 2016); vgl. Eesti talurahva ajalugu (wie Anm. 7), S. 395.

³⁷ FRIEBE, Physisch-ökonomische und statistische Bemerkungen (wie Anm. 23), S. 300; KRISTJAN JAAMA: Eesti tumedapealine lambatõug [Die estnische dunkelköpfige Schafsrasse], Tallinn 1959, S. 16.

Feinwoll- und Fleischschafen zu kreuzen begann – zuerst mit Merinos und danach mit den Tieren der Shropshire- und Cheviot-Rassen, wobei die Kreuzung der beiden Letzteren mit einheimischen Schafen letztendlich zur Herausbildung der estnischen dunkelköpfigen und weißköpfigen Rasse führte.³⁸ Auf Bauernhöfen setzte die Veredelung natürlich später ein und wurde in beträchtlich geringerem Umfang betrieben.³⁹

Die Züchtung war unter den gegebenen Umständen gar nicht einfach. Hungersnöte und Viehseuchen wirkten sich auf die Feinwollschafe, die sich an die lokalen Bedingungen nicht anpassten, besonders verheerend aus.⁴⁰ Ungeachtet dessen, dass zahlreiche Herdentiere verendeten, erholten sich die Populationen recht schnell.⁴¹ Dies wird auch durch das osteologische Material bestätigt. Tierknochen aus der frühen Neuzeit und der Neuzeit zu analysieren, fällt schon deswegen schwer, weil das Material aufgrund von Kriegen und der Bautätigkeit vernichtet oder vermischt wurde. Es zeigt sich jedoch auch, dass die Archäologen an einer so späten Periode weniger interessiert sind. Es hat jedoch den Anschein, dass der allgemeine Charakter des Knochenmaterials dem des Mittelalters recht ähnlich ist. So ähnelt auch das Material aus den Burgen Fellin und Karkus aus dem 16./17. Jahrhundert in proportionaler Hinsicht demjenigen aus dem Mittelalter, auch wenn der Anteil der Rinderknochen auf Kosten der Schafe/Ziegen und Schweine etwas angestiegen ist.⁴² Dass die Schafzucht weiterbetrieben wurde, beweisen auch die Ergebnisse einer genetischen Analyse, die weder eine Unterbrechung der mütterlichen Linien noch ein Rückgang der genetischen Vielfalt zeigte. Es sollte jedoch berücksichtigt werden, dass von den Hungersnöten des 19. Jahrhunderts nur ein Teil der Bauernschaft betroffen war⁴³ und dass das in der Abhandlung herangezogene städtische Quellenmaterial weder die wirtschaftliche Lage der Bauern widerspiegelt noch auf das ganze estnische Gebiet bezogen werden kann.

Der Beginn des 20. Jahrhunderts war für die Schäferei vorteilhaft: Im Jahre 1922 zählte man in Estland 745 000 Schafe, und im Jahre 1928 wurde der Estnische Schafzuchtverband (*Eesti Lambakasvatajate Selts*)

³⁸ JAAMA, Eesti tumedapealine lambatõug (wie Anm. 37), S. 16, 19, 24; PEEP PIIRSAALU: Lambakasvatus I [Schafzucht I], Tartu 2012, S. 17ff.

³⁹ M. PORGA: Lambakasvatus. Konspekt [Schafzucht. Konspekt], Tallinn 1979, S. 7f.; JAAMA, Eesti tumedapealine lambatõug (wie Anm. 37), S. 17.

⁴⁰ Eesti talurahva ajalugu (wie Anm. 7), S. 348, 369, 376f.

⁴¹ MEINHARD KARELSON: Lehekülgi Eesti põllumajanduse ja talurahva minevikust [Aufzeichnungen über die Vergangenheit der estnischen Landwirtschaft und Bauernschaft], Tallinn 1981, S. 11, 14; vgl. Võitlus näljaga. 19. sajandi näljahädad Eesti külas. Dokumentide kogumik [Der Kampf gegen den Hunger. Die Hungersnöte des 19. Jahrhunderts im estnischen Dorf], hrsg. von KERSTI LUST, Tartu 2015 (Ex Fontibus Archivi Historici Estoniae, 4), S. 151f.

⁴² RANNAMÄE, LÕUGAS: Animal Exploitation (wie Anm. 19), Abb. 2.

⁴³ Võitlus näljaga (wie Anm. 41), S. 9.

gegründet.⁴⁴ Auch wenn man die Widerstandsfähigkeit der einheimischen Schafe damals hoch schätzte, wurde jedoch empfohlen, sie mit importierten Rassen zu kreuzen, um eine höhere Produktivität zu erzielen.⁴⁵ Infolge des Zweiten Weltkriegs war die Zahl der Schafe bis zum Jahr 1945 auf 243 000 Exemplare zurückgegangen.⁴⁶ Die Bedeutung der Schafzucht nahm in der sowjetischen Zeit weiter ab und erreichte ihren Tiefstand im Jahre 1999, als es nur noch 28 000 Tiere gab.⁴⁷ In Anbetracht dessen, dass die Rassen, die mehr Fleisch und Wolle lieferten (darunter die estnischen dunkel- und weißköpfigen Schafe), schnell an Popularität gewannen, wurde angenommen, dass das einheimische Landschaf infolge der Vermischung mit modernen Rassen ausgestorben sei, doch wurde in den 1990er Jahren entdeckt, dass es sich in den estnischen Randgebieten noch erhalten haben dürfte. Auf Anregung der Estnischen Naturstiftung (*Eestimaa Looduse Fond*) und mit Unterstützung der UNESCO wurden 2006 sieben Expeditionen veranstaltet, in deren Verlauf man Proben von beinahe fünfzig Bauernhöfen oder Haushalten entnahm, über die man wusste, dass es dort eventuell noch Landschaften geben könnte.⁴⁸ Mithilfe einer genetischen Analyse wurde festgestellt, dass das Landschaf tatsächlich erhalten geblieben ist. In Anlehnung an die Population, die hauptsächlich von der Insel Kihnu auf das Festland gebracht worden war, begann ein Prozess der Regeneration der Landschaft, und zu Beginn des Jahres 2016 wurde das Landschaf von Kihnu (siehe die Abb. im vorderen Umschlag) offiziell als Rasse anerkannt. Das Landschaf von Kihnu ähnelt hinsichtlich seiner Eigenschaften den primitiven Schafen Nordeuropas. Es zeichnet sich durch eine gute Fruchtbarkeit und eine stark ausgeprägte mütterliche Sorge aus, es ist zudem widerstandsfähig gegen Krankheiten und erträgt auch schwere Umweltbedingungen.⁴⁹ Im Vergleich zu den vorzeitlichen Populationen von der Bronzezeit bis zur Neuzeit ist die genetische Vielfalt der Schafe von Kihnu jedoch geringer.⁵⁰ Das gleiche Schicksal teilen auch

⁴⁴ PIIRSALU, Lambakasvatus (wie Anm. 38), S. 9; DERS., HILLAR KALDA: Development of Estonian Breeds of Sheep and Goats, in: *Animal Breeding in Estonia*, hrsg. von OLEV SAVELI, Tartu 2004, S. 36–38, hier S. 36.

⁴⁵ Vgl. OTILIE KALLIT: Lambakasvatusesit [Über die Schafzucht], Tallinn 1924, S. 6; JAAMA, Eesti tumedapealine lambatõug (wie Anm. 37), S. 24–30.

⁴⁶ KRISTJAN JAAMA: Lambakasvatus [Schafzucht], Tartu 1946, S. 4; PORGA, Lambakasvatus (wie Anm. 39), S. 8.

⁴⁷ PIIRSALU, Lambakasvatus (wie Anm. 38), S. 9.

⁴⁸ URMAS SAARMA: Eesti ja Euroopa põlislammaste lugu kahe teadusuuringu valguses [Die Geschichte der estnischen und europäischen einheimischen Schafe vor dem Hintergrund zweier wissenschaftlicher Abhandlungen], in: *Eesti Loodus* 2009, Nr. 10, S. 509–513.

⁴⁹ Kihnu maalamba aretusprogramm 2015–2020. Jõudluskontrolli läbiviimise ja geneetilise hindamise kord [Das Züchtungsprogramm des Landschaftes von Kihnu 2015–2020. Ordnung der Durchführung der Leistungsprüfung und der Zuchtwertschätzung], Tõhela 2015, S. 4. Siehe den URL: <http://www.vet.agri.ee/static/artiklid/308.KMKS%20aretusprogramm.pdf> (letzter Zugriff 31.1.2017).

⁵⁰ RANNAMÄE u.a., *Three Thousand Years* (wie Anm. 9), Tabelle 1-2.

die anderen alteingesessenen Rassen Nordeuropas.⁵¹ Diese sogenannten primitiven Rassen unterscheiden sich in genetischer Hinsicht von den modernen Rassen, weshalb sie bei der Züchtung hoch geschätzt werden.⁵²

Welches ist aber die eigentliche Verbindung des Landschaftes von Kihnu mit den vorzeitlichen Schafpopulationen? Gemeinsame Züge zeigen sich bereits am Äußeren: In den Abhandlungen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts werden einheimische Schafe als „Bauerschafe mit starker rauher schwarzer Wolle“ beschrieben.⁵³ Aus dem 19. und 20. Jahrhundert liegen längere Beschreibungen vor: Die Landschaften sind klein und widerstandsfähig, fruchtbar, mit ungleichmäßiger schwarz- und weißbunter Wolle, mit einem ziemlich kurzen Schwanz, und die Widder haben oft Hörner.⁵⁴ Die geschilderten Eigenschaften der Wolle – zweischichtig, mit einer ungleichmäßigen halbdicken Faser – weisen Ähnlichkeiten sowohl mit gefundenen archäologischen Textilien als auch mit der Wolle der Landschaften von Kihnu auf.⁵⁵ Auch im Hinblick auf die Größe der Schafe können Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart gezogen werden. Die Berechnungen der Widerristhöhen, die auf der Grundlage der archäologischen Knochen angestellt wurden, zeigen, dass die Schafe 50–69 cm hoch waren,⁵⁶ während die Widerristhöhe der Landschaften von Kihnu durchschnittlich 55–60 cm beträgt.⁵⁷ Darüber hinaus ging aus der Studie hervor, dass archäologische Schaffunde in genetischer Hinsicht sowohl mit den vorzeitlichen Funden im Osten, Süden und Norden als auch mit den heutigen Landschaften von Kihnu verbunden sind.⁵⁸ Die untersuchten Schafe von Kihnu gehören zum Teil zu den gleichen Haplotypen bzw. mütterlichen Linien wie die vorzeitlichen Individuen, was diese Linien in die Zeit bis vor 3 000 Jahren versetzt.⁵⁹ Eine solch lange Kontinuität ist bei den mütterlichen Linien ein Ergebnis, das zu erwarten war, denn in

⁵¹ MIIKA TAPIO, ILMA TAPIO, ZIEDONIS GRISLIS u.a.: Native Breeds Demonstrate High Contributions to the Molecular Variation in Northern European Sheep, in: *Molecular Ecology* 14 (2005), S. 3951-3963; ILMA TAPIO, MIIKA TAPIO, ZIEDONIS GRISLIS u.a.: Unfolding of Population Structure in Baltic Sheep Breeds Using Microsatellite Analysis, in: *Heredity* 94 (2005), S. 448-456, hier S. 455.

⁵² SAARMA, Eesti ja Euroopa (wie Anm. 48), S. 16; TAPIO u.a., Native Breeds Demonstrate (wie Anm. 51).

⁵³ FRIEBE, Physisch-ökonomische und statistische Bemerkungen (wie Anm. 23), S. 158, 298.

⁵⁴ JAAMA, Eesti tumedapealine lambatõug (wie Anm. 37), S. 19.

⁵⁵ RAMMO, Tekstiilileid (wie Anm. 30), S. 59ff.

⁵⁶ Siehe z.B. LEMBI LÕUGAS: Subfossil Vertebrate Fauna of Asva Site, Saaremaa: Mammals, in: *Stilus: Eesti Arheoloogiaseltsi teated* 5 (1994), S. 71-93, hier S. 79; LIINA MALDRE: Faunal Remains from the Settlement Site of Pada, in: *Estonian Journal of Archaeology* 11 (2007), S. 59-79, hier S. 70; RANNAMÄE, LÕUGAS, Animal Exploitation (wie Anm. 19), Abb. 6.

⁵⁷ Kihnu maalamba aretusprogramm (wie Anm. 49), S. 9.

⁵⁸ RANNAMÄE u.a., Three Thousand Years (wie Anm. 9), Tabelle 2, S. 4.

⁵⁹ RANNAMÄE u.a., Maternal and Paternal (wie Anm. 9), S. 214ff.; DIES. u.a., Three Thousand Years (wie Anm. 9), Abb. 4.

aller Regel bilden weibliche Tiere, die zur Reproduktion gebraucht werden, den Großteil einer Herde.

Die bisherige Forschungsarbeit hat indes mehr Fragen aufgeworfen als eindeutige Antworten gegeben. Nach wie vor ungeklärt ist die Herkunft der einheimischen estnischen Schafe: Kann es sich bei ihnen um Nachkommen der ersten Schafe sozusagen primitiven Typs handeln? Aus welcher Richtung kamen die ersten Schafe in das heutige Estland? Wie wurden sie (wenn überhaupt) durch nachfolgende Migrationswellen beeinflusst? Einen wie großen Einfluss konnten die Tiere, die sich aus den östlichen Steppengebieten nach Westen bewegt hatten, ausüben? Ist die genetische Vielfalt der Populationen in der Wikingerzeit und im Mittelalter durch den Warenaustausch geprägt worden? Wenn ja, wie weit ging dieser Einfluss? Die Beantwortung dieser Fragen bedarf einer gründlichen weiteren Erforschung sowohl auf dem Gebiet der Zooarchäologie als auch auf dem der Genetik. Doch wissen wir nun, dass vorzeitliche Schafpopulationen mit den heutigen Landschaften von Kihnu verbunden sind, was die Behauptung zulässt, dass die Schafzucht auf estnischem Gebiet seit der Bronzezeit durchgehend betrieben worden ist.

Die Amtsbücher im Archiv der Rigaer Schwarzenhäupter

VON MATTHIAS THUMSER

Den Anstoß gab der Ältermann Bertold Dickman. Der Vorsteher der Rigaer Schwarzenhäupter ermöglichte seiner Gesellschaft im Jahr 1441 eine zukunftsweisende Neugestaltung ihres Schreibbetriebes. Wohl aus eigenen Mitteln stiftete er eine Lade, in der künftig die wichtigsten Schriftstücke aufbewahrt werden sollten. Dies war allen voran der Schragen, das wichtige Statutenwerk der Schwarzenhäupter in einer eigens hierfür angefertigten Kopie, die mit einer Kette versehen und angeschmiedet wurde, hinzu kamen die Urkunden und Bände, ein neuangelegtes Buch für die Abrechnungen der Kämmerer und außerdem die silbernen Becher.¹ Das Archiv der Schwarzenhäupter war damit, wenn auch in rudimentärer Gestalt, ins Leben gerufen.

Die Kompanie der Rigaer Schwarzenhäupter wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts gegründet, ist aber auf ältere Traditionen zurückzuführen, die in engem Zusammenhang mit der Großen Gilde, der Vereinigung der Rigaer Kaufleute, standen.² Kurz nach 1330 ließ der Rat der Stadt am

Der Beitrag beruht zu großen Teilen auf einem Vortrag, den ich am 30.10.2008 in Ústí nad Labem an der Univerzita Jan Evangelista Purkyně auf der Tagung „Stand und Perspektiven der Erschließung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Stadtbücher“ gehalten habe, und einer daraus hervorgegangenen tschechischen Publikation: Úřední knihy v archivu řízkých Schwarzenhäupterů („Černohlavců“), in: Stav a perspektivy zpřístupňování středověkých a raně novověkých městských knih, hrsg. von MICHAELA HRUBÁ, LUDMILA SULITKOVÁ und VILÉM ZÁBRANSKÝ, Ústí nad Labem 2010 (Ústecký sborník historický, Supplementum, 1), S. 275-290. – Ich danke den Mitgliedern der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga, die mir im August 2008 eine Woche lang großzügig Zugang zu ihrem Archiv gewährt haben.

¹ Archiv der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga (Bremen, künftig ACSHR), Nr. 5, S. 3: *Item soe gaeff Bertoldt Dickman den Swartenhoveden eyne laden. Dar sollen sie yn leggen ere redelicheyt unde ere breve unde ere rekenschop, ere sulvern beker, unde mit der laden in die kysten sluten. Ok soe gaff Bertoldt Dickman dit rekensbock [Nr. 5] to der selschop behuff, dat kostede vi ffr. Riig.* [Das Folgende von anderer Hand:] *Ok let Bertolt Dikman de reddelicheit umme scriven unde lete se bynden unde myt ener keden in de laden smeden. Unde desse ii scrifte kosteden ix fr. Dar eret he de selschop mede umme bystandes willen der selschop.* Siehe jeweils das Verzeichnis der Bände des ACSHR im Anhang.

² Zur Geschichte der Rigaer Schwarzenhäupter vgl. grundlegend und anhand der Quellen erarbeitet HERBERT SPLIET: Geschichte des rigischen Neuen Hauses, des später sogenannten König Artus Hofes, des heutigen Schwarzhäupterhauses zu Riga, Riga 1934; auch DERS.: Die Schwarzhäupter in ihrem Verhältnis zur deutschen kolonialen Ständegeschichte in Livland, in: Zeitschrift für Ostforschung 3 (1954), S. 233-247; mit überzeugenden Überlegungen zur Entstehungsgeschichte FRIEDRICH

Markt ein sogenanntes Neues Haus bauen, wo von nun an Versammlungen der Bürgerschaft unter Einschluss der Großen Gilde stattfanden. In diesem Gebäude konstituierte sich 1354 eine Kauffleutekompanie. Sie gab sich einen Schragen und nahm sowohl Mitglieder der Großen Gilde als auch Handelsgäste auf. Aus ihr heraus entwickelte sich ungefähr 50 Jahre später eine Gesellschaft, die 1413 zum ersten Mal mit der Bezeichnung *swarten hovede* bezeugt ist.³ Drei Jahre darauf erhielten die Schwarzhäupter unter Mitwirkung der Großen Gilde ihren ersten eigenen Schragen. Die Zusammensetzung der Mitglieder war ausgesprochen heterogen und fluktuierte stark. Es fanden sich vornehmlich unverheiratete Kaufgesellen zusammen, zumeist junge, noch nicht etablierte Leute. So vereinigte die Kompanie zwei Personenkreise ganz unterschiedlicher Herkunft, zum einen Rigaer Kaufmannsöhne, die noch nicht selbständig Handel trieben, und zum anderen Auswärtige aus deutschen, preußischen und livländischen Städten. In der Anfangszeit zählte die Kompanie wohl um die 100 Mitglieder.⁴ Ihr Kreis war trotz aller Uneinheitlichkeit exklusiv, denn zugelassen waren allein Kaufgesellen, außerdem Goldschmiede und Schiffsleute. Den Vorsitz hatte ein jährlich zu wählender Ältermann, dem zwei Beisitzer, zwei Schaffer sowie mehrere Kämmerer zur Seite standen.⁵ Die Bezeichnung

BENNINGHOVEN: Rigas Entstehung und der frühhansische Kaufmann, Hamburg 1961 (Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien, 3), S. 93-97. Vgl. weiterhin ERIK THOMSON: Die Compagnie der Schwarzhäupter zu Riga und ihr Silberschatz, Lüneburg 1974 (Schriftenreihe Nordost-Archiv, 6), S. 5-24; THOMAS BRÜCK: Zu den Beziehungen der Korporationen der Schwarzhäupter in den Städten Riga, Reval und Dorpat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Reval. Handel und Wandel vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von NORBERT ANGERMANN und WILHELM LENZ, Lüneburg 1997 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 8), S. 183-198; DERS.: Bemerkungen zur Kaufmannschaft Rigas in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Schwarzhäupter zwischen 1413 und 1424, in: „kopet uns werk by tyden“. Beiträge zur hansischen und preußischen Geschichte. Walter Stark zum 75. Geburtstag, hrsg. von NILS JÖRN, DETLEF KATTINGER und HORST WERNICKE, Schwerin 1999, S. 113-130. Vgl. im Überblick Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 1621 (THOMAS BRÜCK); HANS-ALBRECHT KOCH: Rigische Geschichte im Spiegel der Compagnie der Schwarzen Häupter, in: Der Silberschatz der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga. Katalog zu den Ausstellungen in Bremen, Roselius-Haus, 23. März – 1. Juni 1997, Bielefeld, Kunstgewerbesammlung der Stadt Bielefeld / Stiftung Huelsmann, 21. Juni – 28. September 1997, hrsg. von MARIA ANCYKOWSKI, Bremen 1997, S. 8-27.

³ ACSHR, Nr. 64, fol. 2r. – Nicht zu berücksichtigen sind hier die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts belegten sogenannten Stallbrüder, bestehend aus Dienstleuten des livländischen Deutschordenszweiges und der livländischen Prälaten, die sich ebenfalls als Schwarze Häupter bezeichneten; vgl. SPLIT, Geschichte (wie Anm. 2), S. 2-5. Gleiches gilt für Vereinigungen in den wendischen Städten, die dort entsprechend benannt wurden; vgl. BRÜCK, Zu den Beziehungen (wie Anm. 2), S. 185-189.

⁴ Zahlenangaben bei BRÜCK, Bemerkungen (wie Anm. 2), S. 113ff., auf der Basis von ACSHR, Nr. 64 u. 3. Verzeichnis der Mitglieder 1413-1424 ebenda, S. 122-128.

⁵ Liste der Älterleute und Vorstandsmitglieder für 1413-1656 bei SPLIT, Geschichte (wie Anm. 2), S. 355-373; für 1658-1831 bei GOTTHARD TIELEMANN: Geschichte der Schwarzen-Häupter in Riga, nebst einer Beschreibung des Arthurhofes und

als Schwarzenhäupter steht möglicherweise in Zusammenhang mit dem heiligen Mauritius, dem sagenhaften, vielfach dunkelhäutig dargestellten Anführer der Thebäischen Legion, der neben dem heiligen Georg und der Jungfrau Maria als Schutzpatron verehrt wurde. Ob ihn das Wappen der Kompanie mit dem charakteristischen Mohrenkopf darstellt, ist allerdings nicht sicher.⁶ Derartige kaufmännische Kompanien von Schwarzenhäuptern sind eine livländische Besonderheit. Sie existierten auch in Reval und Dorpat, wo eine entsprechende Entwicklung bis hin zur Führung des Wappens zu beobachten ist.⁷ In Riga wurde das Neue Haus, das spätere Schwarzenhäupterhaus, bald zum vornehmlichen Versammlungsort der Kompanie, den sie allerdings noch längere Zeit mit der Großen Gilde zu teilen hatte. Heute gehört es, nach vielfachen Um- und Ausbauten, der völligen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und der Wiederherstellung in alter Pracht in den 1990er Jahren, zu den markantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Integrierendes Moment der Kompanie waren die regelmäßig im Neuen Haus abgehaltenen Trunke, besonders jene im Rahmen der Fastnachtsfeste. Große Bedeutung hatten auch Schützenfeste, Maigrafenfeste, Tanzveranstaltungen und Turniere. Der memoriale Aspekt scheint hinter diesen sehr weltlichen Ereignissen eher zurückgetreten zu sein. Gleichwohl stifteten die Rigaer Schwarzenhäupter zwei Vikarien, 1421 oder früher eine in der Franziskanerkirche Sankt Katharinen und 1487 eine bei Sankt Petri, nur wenige Meter vom Neuen Haus entfernt.⁸ Mit der bereits im 15. Jahrhundert begonnenen Sammlung eines wertvollen Silberschatzes erlangte die Tätigkeit der Schwarzenhäupter ihre vielleicht größte Nachwirkung. Erhalten sind durchweg neuzeitliche Kunstwerke, die sich, wie auch die älteren Teile des Archivs, nach der Auflösung der Gesellschaft 1939 und der erneuten Gründung als Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga 1981 heute wieder in ihrem Besitz befinden.

Auf welche Weise die Schwarzenhäupter in der Frühzeit ihres Bestehens ihre nicht sehr zahlreichen Dokumente aufbewahrten, ist unbekannt.⁹ Wohl kaum existierte eine geregelte Registratur. Erst die Lade

seiner Denkwürdigkeiten, nach handschriftlichen Nachrichten dargestellt, Riga 1831, S. 23-30; für 1832-1970 im Nachdruck Amsterdam 1970, S. 31-34.

⁶ Vgl. ANU MÄND: Black Soldier – Patron Saint: St Maurice and the Livonian Merchants, in: ICO Iconographisk Post. Nordisk tidskrift för bildtolkning – Nordic Review of Iconography 1 (2014), S. 56-75. Sie widerlegt ebenda, S. 70f., mit überzeugenden Argumenten die von SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 60-64, und DEMS., Schwarzhäupter (wie Anm. 2), S. 245ff., begründete Ansicht, wonach der Name auf die schwarzen Kopfbedeckungen von livländischen „Kriegsknechten“ einschließlich der Stallbrüder zurückzuführen sei.

⁷ Vgl. hier nur SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 8-14.

⁸ Vgl. ANU MÄND, ANNELI RANDLA: Sacred Space and Corporate Identity: The Black Heads' Chapels in the Mendicant Churches of Tallinn and Riga, in: Baltic Journal of Art History (2012), Autumn, S. 3-80, hier besonders S. 53ff., 61ff., 72f.

⁹ Zur Geschichte des Schwarzenhäupterarchivs vgl. CONSTANTIN METTIG: Das Archiv der Schwarzen Häupter in Riga, in: Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga 1908, Riga 1909, S. 305-314; SPLIET, Geschichte (wie Anm.

Bertold Dickmans scheint mehr Ordnung in die Archivierung des immer weiter anwachsenden Schriftguts gebracht zu haben. Es bekam bald seinen Platz in mehrmals wechselnden Räumen des Neuen Hauses, lange Zeit in Kästen, später in einem eigenen Schrank. Im Jahr 1810 erfuhr das Archiv eine teilweise Neuordnung, als die losen Materialien in 63 Konvoluten zusammengefasst wurden. Wichtiger noch war eine Revision um die Mitte des 19. Jahrhunderts. 1849 erhielten fast alle Amtsbücher neue, einheitlich gestaltete Einbände mit dem Mauritiuswappen auf der Mitte des Vorderdeckels. Constantin Mettig führte von 1902 bis 1905 eine weitere Neuordnung durch. Noch mehrmals wechselte das Archiv im Schwarzenhäupterhaus den Platz, dann bedeutete die Umsiedlung der deutschen Bevölkerungsgruppe aus Lettland das vorläufige Ende seiner Eigenständigkeit. 1940 verließ es aufgrund der Verhandlungen der deutschlettischen Kulturgüterkommission fast zur Gänze Riga und ging einige Zeit später in die Sammelstelle für baltendeutsches Kulturgut in Posen ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben die umfangreichen jüngeren Materialien zunächst in Polen und wurden 1958 in das Historische Staatsarchiv Lettlands gebracht, wo sie heute als Fonds 4922 unter dem Titel „Rigaer Schwarzenhäuptergesellschaft“ (*Rīgas Melngalvju sabiedrība*) firmieren. Die älteren Stücke hingegen, und hier vor allem der Großteil der wertvollen Amtsbücher, gelangten über diverse deutsche Archivlager im Jahr 1952 ins Herder-Institut nach Marburg und wurden als Depositum dem Hessischen Staatsarchiv übergeben. Als das Institut 1973 seinen Neubau am Schloss bezog, konnte es die Materialien selbst übernehmen.¹⁰ 1989 vereinbarte die mittlerweile neugegründete Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga mit dem Herder-Institut einen Vertrag, der die vollständige Übergabe der in Marburg liegenden Archivalien zum Inhalt hat. Bis 2006 war ihr Transfer nach Bremen, wo die Compagnie ihren Sitz hat, abgeschlossen. Dort haben sie im Schütting, dem repräsentativen Gebäude der Handelskammer am Markt, ihren Platz gefunden. In Marburg sind Reproduktionen verblieben, die in die Dokumentensammlung des Herder-Instituts eingereiht wurden.¹¹ Vor kurzem wurden die beiden Bestände in Bremen und Riga vom Marburger Herder-Institut in Kooperation mit

2), S. IX; CSABA JÁNOS KENÉZ, PETER WÖRSTER: Archivbestände zur Geschichte Est-, Liv- und Kurlands in der Dokumentensammlung des Herder-Instituts, Marburg 2000 (Sammlungen des Herder-Instituts zur Ostmitteleuropa-Forschung, 9), S. 53-55; ANTRA FLACHE: Das Archiv der Rigaer Schwarzenhäupterkompanie. Der mittelniederdeutsche Schreibgebrauch und der Wandel der Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert, in: Städtisches Leben im Baltikum zur Zeit der Hanse. Zwölf Beiträge zum 12. Baltischen Seminar, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 2003 (Baltische Seminare, 10), S. 211-229, hier S. 213-216; VALDA KVASKOVA: Rīgas Melngalvju biedrības arhīvs agrāk un šodien [Das Archiv der Kompanie der Schwarzenhäupter in Riga früher und heute], in: Latvijas Arhīvi 2006, Nr. 3, S. 7-44 (mit deutscher Zusammenfassung).

¹⁰ Vgl. auch KENÉZ, WÖRSTER, Archivbestände (wie Anm. 9), S. 14-17.

¹¹ DSHI 120, Schwarzhäupter Riga.

dem Historischen Staatsarchiv Lettlands virtuell zusammengeführt und Digitalisate sämtlicher Stücke online zugänglich gemacht.¹²

Das lange Zeit gültige Signatursystem wird erstmals in mehreren Listen erkennbar, die zwischen 1792 und 1795 entstanden sind. Die Bände Nr. 1-34 wurden 1851 in der von nun an verbindlichen Form von Anton Buchholtz verzeichnet. 1936 erweiterte Herta von Ramm-Helsing die Liste und führte die Zählung bis Nr. 89 fort.¹³ Ungefähr ein Drittel der 89 alten Einheiten gilt heute als verloren. Für die nach Riga ins Lettische Historische Staatsarchiv gebrachten Archivalien wurde in der Nachkriegszeit eine völlig neue Nummerierung innerhalb des Fonds 4922 geschaffen.¹⁴ Lediglich die im Archiv der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga in Bremen aufbewahrten Amtsbücher haben – durchaus sinnvoll – ihre alten Signaturen behalten. Dort befinden sich die Bände Nr. 1-17, 21, 29, 41-42 und 64.¹⁵

Im weiteren Verlauf dieses Beitrags sollen die älteren Amtsbücher aus dem Bremer Archiv erstmals im Zusammenhang einer hilfswissenschaftlichen Betrachtung unterzogen werden. Der Blick wird sich dabei auf die Zeit von 1413 bis ungefähr 1582 richten, das heißt vom Beginn der Eintragungen im ältesten Amtsbuch bis hin zum Übergang Rigas an Polen. Damit werden 14 der 22 in Bremen aufbewahrten Bände erfasst. Vorab muss freilich eingeräumt werden, dass die Beschreibungen im Rahmen eines kurzen Beitrags nur vorläufig sein können. Es handelt sich um eine erste Bestandsaufnahme und keineswegs um erschöpfende kodikologische Analysen. Dennoch erscheint es lohnend, einen Einblick in diese außergewöhnlich reiche Sammlung zu bieten, die zwar mehrfach unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewertet wurde, aber noch nie um ihrer selbst willen Beachtung gefunden hat.

¹² Portale Hereditas Baltica und Raduraksti: http://www.herder-institut.de/dshi/Hereditas_Baltica_Raduraksti/index.htm (letzter Zugriff 24.7.2016).

¹³ Inventare im Druck: METTIG, Archiv (wie Anm. 9), S. 310-314; SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. X-XIII; ANTRA KĀRKLĪTE [verh. FLACHE]: Untersuchungen zur mittelniederdeutschen Sprache der Rigischen Schwarzen Häupter Archivalien (15. Jh.), Magisterarbeit, Universität Lettlands, (Riga) 1994, S. 13-23 (Kopie des Inventars im ACSHR).

¹⁴ Zu den heute in Riga aufbewahrten Archivalien vgl. KVASKOVA, Rīgas Melngalvju biedrības arhīvs (wie Anm. 9), S. 17-38.

¹⁵ Hinzu kommt das sogenannte Goldene Buch der Schwarzenhäupter, das 1721 angelegt wurde (ohne Signatur). Es bleibt in diesem Beitrag unberücksichtigt, ebenso wie zwei Bände mit Abschriften von Dokumenten der älteren Zeit (Nr. 2, 13), die wohl in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden sind. – Der Urkundenbestand des ACSHR umfasst nur 19 Stücke und ist weit weniger bedeutend als die Amtsbücher; verzeichnet bei KĀRKLĪTE, Untersuchungen (wie Anm. 13), S. 32f. Edition zweier Urkunden von 1449 und 1456 (Nr. 18, 1) als älteste Zeugnisse einer Maria-Magdalenen-Gilde in Riga: C[ONSTANTIN] METTIG: Zwei Urkunden aus dem Archiv der Schwarzen Häupter in Riga, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1902, Riga 1903, S. 153-155.

Ausgangspunkt sei ein dünner, unscheinbarer Band, welcher der frühesten Zeit der Kompanie angehört (Nr. 64). Das Archival in Schmalfolio hat noch seinen originalen, flexiblen Koperteinband aus Pergament mit den typischen auf Lederstreifen liegenden Heftfäden am Buchrücken und einem überbreiten, eingeklappten Rückendeckel. Es soll hier als Rechenschaftsbuch bezeichnet werden. Die insgesamt sehr uneinheitlichen, durchweg gleichzeitig geführten Einträge von zahlreichen Händen setzen mit dem Jahr 1413 ein und reichen kontinuierlich bis 1443. Auf 39 beschriebenen Blättern finden sich vornehmlich die jährlichen Berichte, welche die Rechnungsleute dem Ältermann und dem Kämmerer zu liefern hatten. Sie sind zunächst sehr ausführlich gehalten und mit vielen Einzelposten versehen. Im Verlauf der 1420er Jahre werden sie pauschaler und damit weitaus kürzer. Seit 1432 erscheinen nur noch die führenden Personen der Kompanie, der Ältermann, die beiden Beisitzer und die beiden Schaffer. Stattdessen werden nun regelmäßig Inventarlisten zum Besitz der Kompanie gegeben. Zwischendurch finden sich mehrfach ausführliche Listen derjenigen Brüder, die an den Fastnachtstrunken teilgenommen hatten. Einige weitere Nachrichten kommen noch hinzu. Sämtliche Einträge in dem Band sind durchgestrichen. Er kann als ein Mischbuch bezeichnet werden, denn es wurden nicht nur die finanziellen Transaktionen mehr oder weniger umfassend festgehalten, sondern auch andere für die Schwarzenhäupter wichtige Gegenstände. Die Geschichte der Kompanie lässt sich auf diese Weise in Ansätzen nachvollziehen, ebenso wie der sich stetig wandelnde Wille, bestimmte Bereiche ihres Wirkens für die Zukunft festzuhalten.

Nahezu gleichzeitig wurde ein zweites Amtsbuch angelegt, das Buch der Schaffer (Nr. 4). Im Jahr 1417 scheint es über der Besetzung dieses Amtes, dem die Versorgung der Kompanie mit Bier und Lebensmitteln sowie die Organisation der Fastnachtstrunke oblag,¹⁶ zu Auseinandersetzungen mit der Großen Gilde gekommen zu sein. Man einigte sich darauf, künftig einen der beiden Schaffer aus der Großen Gilde, den anderen aus den Schwarzenhäuptern zu wählen.¹⁷ Die Regelung zeigt, welche enge Verbindungen zwischen den beiden Vereinigungen auch noch nach der Gründung der Schwarzenhäupter bestanden. Dass sie von Dauer war, ist allerdings eher unwahrscheinlich. Der Oktavband, von dem nur ein gutes Drittel auf 26 Blättern beschrieben ist, führt bis 1440 fortlaufend unter Nennung der Namen die Ausgaben der Schaffer an, wie sie den Kämmerern, wohl jenen der Schwarzenhäupter, zur Rechenschaft vorlegt wurden.

¹⁶ Vgl. SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 93.

¹⁷ ACSHR, Nr. 4, fol. 1r, einleitende Bemerkung: *Nach den jaren unses hern Jesu Christi .m. cccc in deme xvii jare darna des sondaghes vor sunte Gallen daghe [10.10.1417], so syn de Swarthen Hovede des eyns gheworden umme eyndracht willen der brodere des Grothen Ghildestovens unde der zelschap der Swarthen Hovede, also dat men schal kezen tho iiii weken schaffer den wynter over, eynen van den broderen uthe deme Ghildestoven unde eynen van der zelschap der Swarthen Hovede.*

Das Schafferbuch kann demnach in mancher Hinsicht als eine Ergänzung des Rechenschaftsbuchs verstanden werden. Ähnlich wie in diesem, jedoch bereits 1420, werden auch im Schafferbuch die Nachrichten ganz pauschal. Die einzelnen Abrechnungsposten fallen weg, man beschränkte sich auf die Namen der Schaffer und den Geldbetrag, den sie bei Abschluss ihrer Tätigkeit den Kämmerern überantworteten. Die Anlage mutiert hierdurch geradezu von einem Rechnungsbuch zu einer Amtsreihe. Der Band wurde gleichzeitig geführt und weist aus diesem Grund eine Vielzahl von Händen auf. Dennoch ist seine Anlage, abgesehen von dem Bruch von 1420, recht einheitlich und zeugt von einer straff geregelten Amtsführung der Schaffer.

Auch im Buch der Schützengilde, das ebenfalls der ältesten Zeit angehört (Nr. 3), manifestiert sich die enge Verbindung zwischen den Schwarzenhäuptern und der Großen Gilde. Die Schützengilde, die gemeinsame Schießübungen und anschließende Trunke veranstaltete, setzte sich aus Mitgliedern beider Vereinigungen zusammen und hatte eine eigene Führungsmannschaft mit einem Ältermann, zunächst einem, dann zwei Besitzern, einem Schützenkönig sowie zwei Schaffern.¹⁸ Eingang gibt der Band Zeugnis von der Gründung im Jahr 1416. Hierfür taten sich Älterleute und Brüder der Großen Gilde und der Schwarzenhäupter zusammen und bezogen auch Bürgermeister und Rat von Riga mit ein.¹⁹ Das Amtsbuch im Folioformat zerfällt in zwei Teile, die auf Anhieb kaum zu unterscheiden sind. Die Einträge bis zum Jahr 1445 stellen eine Kopie dar, die von einer einzigen Hand wohl in einem Zug auf 50 Seiten in einer sauberen, kanzleimäßigen Schrift angefertigt wurde. Mutmaßlich handelt es sich um die Abschrift von heute verlorenen Materialien, eines älteren Bandes oder eher noch von losen Zetteln, die gleichzeitig geführt worden waren und nun auf diese Weise eine Revision erfuhren. Die Einträge für die einzelnen Jahre sind nicht nur hinsichtlich der Schrift, sondern auch inhaltlich weitgehend homogen. Auf die Nennung der Führungspersonen der Gilde folgen meist umfangreiche zweispaltige Listen mit den Teilnehmern an den Trunken der Schützen,²⁰ sodann in den ersten Jahren noch einige weitere Bemerkungen. Bei der Anlage des Schützenbuchs scheint geplant gewesen zu sein, die Eintragungen fortzuführen, denn nach einer Unterbrechung von vier Jahren, in denen die Dokumentation wohl ausgesetzt hatte, folgt der Bericht für 1449 von der gleichen Hand. Aufgrund dessen lässt sich

¹⁸ Vgl. SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 249–253. Zur personellen Zusammensetzung in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts vgl. C[ONSTANTIN] METTIG: Das Schützengildenbuch der Schwarzen Häupter, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1885, Riga 1886, S. 105–108; BRÜCK, Bemerkungen (wie Anm. 2), S. 114f.

¹⁹ ACSHR, Nr. 3, S. 1, einleitende Bemerkung: *In den jaren unses hern dusent veirhundert unde xvi jare des sundages vor Palme [5.4.1416] so syn wy ens geworden, alzo de olderlude ute deme Grotten Gildestoven unde de van den Swartten Hoveden unde de gemeynen broders an beyden siden, med den, de hiir nu [... gegenwer]dich syn unde noch nakomen moghen etc.*

²⁰ Für 1421 und 1438 existieren keine Listen; ebenda, S. 8, 39.

der Schreiber identifizieren, der sich eingangs in seiner Funktion als einer der beiden Schaffer mit seinem Namen, Engelbrecht Gunter, nennt.²¹ Im Anschluss daran lösen sich zahlreiche Hände ab. Der Band wurde auf 58 Seiten gleichzeitig, vor allem gegen Ende mit diversen Unterbrechungen, bis zum Jahr 1555 weitergeführt. Doch wechselt das Anlageschema schon bald nach dem Neuansatz. Nur kurze Zeit wurden die Einträge in der hergebrachten Weise fortgesetzt. Bereits 1452 reduzierte man sie erheblich, indem die Personenlisten aufgegeben wurden.²² Nicht ganz klar ist, wie das Schützenbuch in das Schwarzenhäupterarchiv gelangte. Wahrscheinlich nahm die Kompanie generell den Schreibbetrieb der Schützengilde wahr.

So könnte die Neufassung der Aufzeichnungen für die Schützengilde mit jener durchgreifenden Umgestaltung der Schriftführung bei der Kompanie in Verbindung stehen, die 1441 unter Beteiligung des Ältermanns Bertold Dickman initiiert wurde. Auf sein maßgebliches Betreiben hin legte man nun ein eigenes Kämmererbuch an, mit dessen Hilfe das Rechnungswesen weitgehend neu organisiert wurde. Das Schafferbuch scheint dadurch obsolet geworden zu sein und fand nach 1440 keine Fortsetzung. Auch das Rechenschaftsbuch verlor damals wohl seine Bestimmung und wurde mit dem Jahr 1443 eingestellt. Bereits 1441 hatte Bertold den weiterhin gültigen Schragen von 1416 abschreiben, binden und mit einer eisernen Kette versehen lassen.²³ Die gleiche Form der Sicherung erhielt wenig später eine Handschrift, die der Führung der Schwarzenhäupter anscheinend besonders wichtig war (Nr. 6).²⁴ Es handelt sich um eine niederdeutsche Fassung der Rechtssumme des Dominikanerbruders Berthold, ein alphabetisch angeordnetes kirchenrechtliches Werk aus dem 14. Jahrhundert, das in einer Vielzahl von Handschriften und Drucken breite Rezeption erfuhr. Das Exemplar der Schwarzenhäupter enthält einen Vermerk seines anonymen Schreibers über den Abschluss der Arbeit im Jahr 1443. Von der Forschung wurde die Handschrift bislang nicht berücksichtigt.²⁵

Am 26. März 1441 eröffneten der Ältermann Bertold Dickman und die beiden Besitzer mit Einverständnis der drei Kämmerer und der ganzen Gesellschaft der Schwarzenhäupter das neue *rekensboeck*, dies zum

²¹ Ebenda, S. 51.

²² Ebenda, S. 59.

²³ Dazu siehe weiter unten.

²⁴ Der ursprüngliche Einband wurde im 19. Jahrhundert durch einen modernen Einband ersetzt, auf den das Mauritiuswappen geprägt ist. Lediglich die mittelalterliche Kette ist noch erhalten.

²⁵ ACSHR, Nr. 6, S. 362, Datierung der Handschrift im Kolophon am Ende des Bandes: *Explicit summa Iobannis su[b] expensis anno domini m^occc^oxlⁱⁱ post festum Purificacionis Marie [2.2.1443] etc.* Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels ist eine Expertise von Hermann von Bruiningk aus dem Jahr 1903 eingeklebt, der das Werk identifiziert hat. Die ‚Rechtssumme‘ Bruder Bertholds. Eine deutsche abecedarische Bearbeitung der „Summa Confessorum“ des Johannes von Freiburg. Synoptische Edition der Fassungen B, A und C, 4 Bde., hrsg. von GEORG STEER u.a., Tübingen 1987 (Texte und Textgeschichte, 11-14).

Gedächtnis, zur Beständigkeit und zur Bewahrung der Güter und Kleinodien.²⁶ Die Kämmerer bekleideten nach dem Ältermann das wohl wichtigste Amt der Kompanie. Sie hatten für die Haushaltsführung im Neuen Haus, die Aufbewahrung der Wertsachen und vor allem für die Finanzführung zu sorgen.²⁷ Der dickleibige, 350 beschriebene Seiten umfassende Folioband, das erste Buch des ältesten Kämmerers (Nr. 5), führt bis zum Jahr 1523 minutiös in zahllosen Posten die Ausgaben und Einnahmen der Kompanie auf. Am Beginn sind in einer sauberen, kanzleimäßigen Schrift zwei Texte von übergeordneter Bedeutung eingetragen, zunächst Anweisungen für die drei Kämmerer,²⁸ sodann in 25 Punkten ein Verzeichnis der Wertsachen.²⁹ Im Anschluss wurden auf dem Rest der ersten Lage für die Jahre 1443 bis 1516 diverse Spenden namentlich genannter Mitglieder dokumentiert.³⁰ Danach beginnen die regelmäßigen Abrechnungen. Berichtszeitraum war stets ein Jahr. In einem einführenden Absatz werden die Namen des ältesten Kämmerers, des Ältermanns und teilweise auch der Beisitzer genannt. Darunter folgen, nach Ausgaben und Einnahmen getrennt, die verschiedenen Rechnungsposten mit den Geldbeträgen. Am Ende steht die Unterschrift des ältesten Kämmerers. Nach wenigen Jahren scheint sich durchgesetzt zu haben, dass die Verantwortlichen die Einträge selbst besorgten. Mit einem zweiten, nun sogar 806 gezählte Seiten starken Kämmererbuch, das in entsprechender Weise geführt wurde, erfolgte die Fortsetzung der Eintragungen von 1528 bis 1604 (Nr. 10). Die Einträge für die Zwischenzeit stehen merkwürdigerweise an ganz anderer Stelle. Sie finden sich in einem Sammelband mit sehr verschiedenartigen Materialien zur Kämmererei, der heute in Riga im Historischen Staatsarchiv Lettlands aufbewahrt wird.³¹ Weitere Abrechnungen aus der Zeit zwischen 1530 und 1567 enthält ein als Denkelbuch bezeichneter Band (Nr. 11).

Einen eigenständigen Tätigkeitsbereich der Kompanie bedeutete die 1487 gegründete Schwarzenhäuptervikarie in der Rigaer Pfarrkirche Sankt Petri. Dort im südlichen Seitenschiff hatte die Gesellschaft zusammen mit deutschen Kaufleuten aus Polozk einen Altar errichten lassen, der mit dem Patronatsrecht verbunden war.³² Zu den Aktivitäten in der Petrikirche sind drei Bände überliefert, die nebeneinander geführt wurden. Da die Kompanie nach der Auflösung der Vikarie im Zuge der Reformation ein Gestühl

²⁶ ACSHR, Nr. 5, S. 1, einleitende Bemerkung: (...) *umb vordechtnisse willen unde umb wisser bestendicheit willen unde umb bewaringe willen der guder unde des cleyndes der selschop der Swarttenhovede to der Rüghe.*

²⁷ Vgl. SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 92f.

²⁸ ACSHR, Nr. 5, S. 1ff.

²⁹ Ebenda, S. 4-7. Überschrift: *Vortmer dit naegesch[even] klennode hort to den Swarttenhoveden, unde se hebben id getuget, [das Folgende von anderer Hand:] unde ys nu oltomale yegenwardyck.*

³⁰ Ebenda, S. 8-16.

³¹ Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 4922, Findbuch 2, Akte 124, Bl. 51-71.

³² Vgl. SPLIET, Geschichte (wie Anm. 2), S. 124-127.

in der Kirche behielt, rissen die Aufzeichnungen nicht ab. In allen drei Büchern sind die Einträge vielfach miteinander verschränkt, eine chronologische Ordnung wird nur passagenweise erkennbar. Die Bearbeitung der Bände ist, bei allem Interesse, das sie beanspruchen dürfen, schwierig. Das erste Buch für Sankt Petri enthält 254 Seiten im Quartformat (Nr. 8).³³ Vorangestellt ist ein zeitgenössisches alphabetisches Register, das der Erschließung dienen sollte. Der Band bietet vermischte, sehr verschiedenartige Materialien zur Vikarie, auf deren Inhalt in diesem Zusammenhang nicht weiter eingegangen werden kann. Angelegt wurde er wohl 1494 von einer recht nachlässigen Hand A.³⁴ Der Schreiber begann seine Arbeit mit einer Kirchenordnung aus dem Jahr 1487.³⁵ Im weiteren Verlauf trug er an verschiedenen Stellen ältere Materialien zusammen. Seit 1494 wurde der Band von mehreren Händen weitergeführt, über große Strecken gleichzeitig, teils aber auch zusammenhängend von einer Hand B mit einer weitaus sorgfältigeren Schrift.³⁶ Danach erscheinen auch spätere Einträge, die aber immer wieder von älteren, abgefasst vornehmlich von Hand A, unterbrochen werden. Die jüngste Nachricht datiert von 1567.³⁷ Das zweite Buch für Sankt Petri hat mit annähernd 300 Blättern im Folioformat einen weitaus größeren Umfang, ist aber über weite Strecken hin leer geblieben (Nr. 7).³⁸ Wieder steht am Beginn ein alphabetisches Register. Der Band wurde von der Hand B, die bereits im ersten Buch vielfach anzutreffen ist, begründet. Wohl 1524 trug der Schreiber zunächst Nachrichten zur Geschichte der Vikarie, beginnend mit ihrer Stiftung 1481, zusammen und legte sie in einem Zug nieder. Im Anschluss wurde die Arbeit von anderen Händen bis 1530 fortgeführt. Hier brechen die Aufzeichnungen dieses ersten, acht Blätter umfassenden Teils ab, es folgen lediglich noch kurze Bemerkungen von 1568 und 1571.³⁹ Aus den Jahren dazwischen existieren nur relativ wenige Einträge;⁴⁰ die Arbeit an dem Band ruhte weitgehend. Erst für die Zeit von 1568 bis 1586 gibt es wieder fortlaufende, gleichzeitig geführte Eintragungen von verschiedenen Händen. Vor allem wurden nun die Rentenzahlungen, wie sie an verschiedenen Terminen im Jahr fällig waren, festgehalten.⁴¹ Sie zu dokumentieren war sicher die primäre Intention beim Neuanfang.⁴² Bemerkenswert ist, dass diese Passagen offensichtlich unmittelbar an die

³³ ACSHR, Nr. 8, Titelblatt: *Item dyt bock hort to der wyckerriggen der Swartten Hoveden yn sunte Peters kerken to Riighe, belegen an der suddden syde.*

³⁴ Ebenda, S. 89 ist deutlich zu erkennen, wie Hand A um diese Zeit abgelöst wurde.

³⁵ Ebenda, S. 43.

³⁶ Erstmals ebenda, S. 60f.

³⁷ Ebenda, S. 238.

³⁸ ACSHR, Nr. 7, Titelblatt (wohl nach Nr. 8 gestaltet): *Dit bock hort to der Swarten Hoveden viccarye in Rygha et cetera, [das Folgende von anderer Hand:] unde de hyrtho gezeven hebben, stan am .ccl. 250 blade.*

³⁹ Ebenda, fol. 1r-8r.

⁴⁰ Ebenda, fol. 164-175, 250-252.

⁴¹ Erstmals ebenda, fol. 19v-25v.

⁴² Dies drückt auch die Ergänzung im Titel des Bandes aus; oben Anm. 38.

letzten Einträge des ersten Buches anschließen. Das dritte Buch für Sankt Petri ist ein Quartband von recht stattlichem Umfang (Nr. 12). Allerdings wurden lediglich am Anfang sieben Blätter beschrieben, alles andere blieb leer. Der Band hält im wesentlichen jährliche Zahlungen für die Zeit von 1542 bis 1568 fest. Er war also zu ebenjener Zeit in Verwendung, als das zweite Buch nur sporadisch herangezogen wurde.

In mancher Hinsicht eine Fortführung des Schützenbuchs mit seinen zahlreichen Personenlisten stellen zwei Aktenbände im Schmalfolioformat dar, die zusammen von 1480 bis 1585 reichen (Nr. 41-42). In einen modernen Einband, der sich von jenen der eigentlichen Amtsbücher unterscheidet, ist jeweils eine Vielzahl von Personenlisten eingeklebt. Sie enthalten die Teilnehmer an den Trunken, und zwar nicht nur der Schwarzenhäupter, sondern in großer Zahl auch der Schützen. Auch hier zeigt sich die enge Verbindung der Schützengilde zur Registratur der Schwarzenhäupter.

Wie die Personenlisten sind auch zwei zeitgenössisch überlieferte Statutenwerke nicht als Amtsbücher im engeren Sinne anzusehen. Von besonderem Wert war für die Kompanie ihr ältester Schragen aus dem Jahr 1416, der auf Betreiben des Ältermanns Bertold Dickman 1441 kopiert wurde (Nr. 1).⁴³ Der Band enthält 18 Pergamentblätter in Oktav, von denen 13 in einer nicht sehr ansprechenden Textualis beschrieben sind. Die Initialen sind durchgängig rot ausgestaltet. Auf die Verso-Seite des ersten Blattes, dem Beginn des Schragentextes gegenüber, ist das Wappen der Schwarzenhäupter mit dem Mohrenkopf in bunten Farben, freilich recht ungenau, gemalt. Der mit Leder überzogene Einband, den der Ältermann hatte anfertigen lassen, ist in wesentlichen Teilen noch erhalten. Er weist einfache Streicheisenlinien auf, die Kette ist unten am hinteren Buchdeckel angebracht, eine Schließe war vorhanden, ist aber abgerissen. Wohl zusammen mit den anderen Bänden des Schwarzenhäupterarchivs wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch der Schragen restauriert, wobei er das übliche Mauritiuswappen auf dem Vorderdeckel erhielt. Das andere Statutenwerk, eine von 1510 stammende Fastnachtsordnung, ist original in einem Quartband von 112 Seiten überliefert (Nr. 9).⁴⁴ Detailliert werden darin für die letzte Woche vor der Fastenzeit die Feierlichkeiten der Kompanie mit ihren Trunken, Tänzen und Spielen geregelt. Als Schreiber gibt sich am Ende ein Mann namens Berndt Koedyk zu erkennen. Er pflegte eine gleichmäßige, saubere, wenn auch keineswegs kalligrafische Schrift.⁴⁵

⁴³ Schragen der Gilden und Aemter der Stadt Riga bis 1621, hrsg. von WILHELM STIEDA und CONSTANTIN METTIG, Riga 1896, S. 549-554, Nr. 110; ebenda, S. 549 Beschreibung des Bandes. Er wird heute zusammen mit dem Silberschatz der Compagnie im Ludwig Roselius Museum in Bremen ausgestellt.

⁴⁴ Schragen (wie Anm. 43), S. 579-623, Nr. 113.

⁴⁵ ACSHR, Nr. 9, S. 7, Überschrift: *Dyt is de ordenynge unde dat regyment van den vastelavende der Swarten Hovede to Rygha upt nyghe hveß etc.* Ebenda, S. 108 abschließender Vermerk unter dem Namen des Schreibers: *Anno xvi x is dyt de ordenynge gewest up den Swarten Hoveden in den vastelavenden druncken.*

Die Beschreibung der älteren Amtsbücher im Archiv der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga soll an dieser Stelle ihr Ende haben. Auch wenn es sich nur um einen ersten Versuch handeln kann, der vieles offenlässt, sollte doch deutlich geworden sein, dass es sich um einen außergewöhnlich reichen und vielseitigen Bestand handelt. Was aber hat nun mit diesen Bänden zu geschehen? Wie kann sich ihre wissenschaftliche Erschließung gestalten? Dies sind Fragen, die sich angesichts von Amtsbuchbeständen mit ihren schier endlosen Kostenaufstellungen und Personenlisten, oft genug auch noch schwer lesbar, immer wieder stellen. Für den Außenstehenden, ja selbst für den Fachmann ist die Attraktivität derartiger Quellen gemeinhin nicht besonders groß. Die Wissenschaft wendet sich allzu oft ab.

Die Bände der Rigaer Schwarzenhäupter sind fast durchweg unediert. Im Druck greifbar sind bislang ausschließlich der älteste Schragen von 1416 und die Fastnachtsordnung von 1510, die Wilhelm Stieda und Constantin Mettig in ihre Ausgabe der Rigaer Schragen aufgenommen haben.⁴⁶ Der Bestand zeigt einmal mehr, dass Amtsbücher weder zur Gänze ediert werden können noch müssen. Sie entwickeln sich seit dem 15. Jahrhundert zu Massenquellen, die sich dieser Art der Erschließung entziehen. Ein Projekt, das sich die vollständige Edition der in diesem Beitrag vorgestellten Bände zur Aufgabe machen wollte, wäre überdimensioniert, finanziell kaum zu verwirklichen und würde auch die Verhältnismäßigkeit hinsichtlich anderer Amtsbuchbestände ignorieren. Zudem wird es der Wissenschaft leicht gemacht, da die Bremer Schwarzenhäupterbücher zusammen mit den anderen Archivalien der Gesellschaft seit kurzem online in Digitalisaten zugänglich sind. Völlig sollte bei ihrer Erforschung aber auch wieder nicht auf Editionen verzichtet werden. So bieten sich hierfür ausgewählte Texte aus bestimmten Bänden an, etwa bislang nicht publizierte Statuten und Besitzinventare oder auch die historischen Nachrichten zur Vikarie bei Sankt Petri. Eine Amtsbuchedition muss nicht grundsätzlich ganze Bände in Angriff nehmen, oft genügen aussagekräftige Auszüge. Hingegen können gleichförmige Massendaten wie Personenlisten und Kostenaufstellungen unter Umständen unberücksichtigt bleiben oder aber durch Datenbanken zugänglich gemacht werden. Wichtig ist eine sinnvolle Selektion. Ausgewählte, für wirklich wichtig erkannte Amtsbücher sollten allerdings vollständig und kritisch ediert werden. Hierfür wendet sich die Mediävistik gerne und keineswegs zu Unrecht den ältesten überlieferten Bänden zu. In diesem Sinne stellt das Rechenschaftsbuch aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Nr. 64) ein geeignetes Objekt dar. Der relativ kleine Band ist amtsbuchkundlich hochinteressant. Er zeigt die Schriftführung der Kompanie in ihrer Genese und ist zudem, was den Ehrgeiz des Herausgebers noch zu steigern vermag, ausgesprochen inhomogen in seiner Anlage. Bei ihm könnte das Vorhaben einer kritischen Edition ansetzen.

⁴⁶ Wie oben Anm. 43 und 44.

Im Gegensatz zur Edition steht die Auswertung der Amtsbücher keineswegs am Anfang, denn sie wurden zumindest teilweise von Herbert Splet für seine grundlegende Monografie zur Geschichte der Kompanie aus dem Jahr 1934 herangezogen.⁴⁷ Indem er ihnen, wie auch vielen anderen Quellenzeugnissen, die ihm wichtig erscheinenden Informationen entnahm, schuf er sich die Materialbasis, anhand derer er sein Thema in fast schon klassischer Weise behandeln konnte. Es ging ihm um die historische Entwicklung der Gesellschaft, um Wirtschaftsführung, Ämter und innere Verwaltung sowie, besonders ausführlich, um das Neue Haus und die Feierlichkeiten. Die große Aussagekraft der Amtsbücher wird in Splets Werk an vielen Stellen erkennbar. Einige Studien aus jüngerer Zeit kommen hinzu.

Darüber hinaus sollten aber noch weitere interpretatorische Ansätze möglich sein, die nicht allein auf die wahrlich überreichen Einzeldaten zugreifen und sie wie Mosaiksteine zu einem Bild zusammenfügen, sondern sich individuell bestimmten Bänden zuwenden, um sie jeweils um ihrer selbst willen zu betrachten. Fast zwangsläufig rücken unter dieser Prämisse Fragen von Schriftlichkeit und Dokumentation in den Vordergrund. Es geht um die spezifische Art der Verschriftlichung, mit deren Hilfe eine Institution ihre Geschäfte regelte und dabei das Gewicht auf bestimmte Gesichtspunkte legte. Dieser Ansatz ist keineswegs neu, er wurde in der Vergangenheit verschiedentlich verfolgt. Der Münsteraner Historiker Hagen Keller und seine Schule haben in dieser Hinsicht bei ihrer Beschäftigung mit den oberitalienischen Stadtkommunen methodische Pionierarbeit geleistet. Die Amtsbücher der Rigaer Schwarzenhäupter wurden aber noch nie unter diesen Vorgaben untersucht.

Einige Überlegungen, mit welchen Fragestellungen die Bände der Rigaer Schwarzenhäupter in diesem Sinne angegangen werden können, sollen abschließend vorgestellt werden. Ausgangspunkt bei der Beschäftigung mit der Schriftlichkeit einer Institution hat ihre Verwaltungsorganisation zu sein. Splet hat hierzu nur einige wenige, recht oberflächliche Ausführungen gegeben,⁴⁸ die Amtsbücher halten aber weitaus umfassendere, detailliertere Informationen bereit. Die Art und Weise, wie die Anlage und Führung der Bände realisiert, wie hierbei die Kompetenzen verteilt wurden, ist gut erkennbar. Unter Einsatz paläografischer Methoden sind die zahlreichen Hände zu scheiden, um den Einsatz von Schreibern, wenn sie auch meist nicht namhaft zu machen sind, aufzuzeigen. Zu bestimmen sind die Orte, an denen die Schriftführung der Kompanie realisiert wurde, vornehmlich wohl im Umfeld der Kämmerer, daneben aber in der früheren Zeit auch der Schaffer. Zu fragen ist nach der Registraturbildung und Archivierung, die seit 1441 wenigstens ansatzweise ausgebildet gewesen sein müssen; ansonsten wären heute nicht so zahlreiche Materialien erhalten.

⁴⁷ SPLIT, Geschichte (wie Anm. 2).

⁴⁸ Ebenda, S. 92-96.

Bei einer inhaltlichen Analyse wird sich das Streben nach Besitzstandswahrung als wesentlicher Beweggrund bei der Führung bestimmter Bände erweisen. Es war für die Gesellschaft existentiell, ihre Güter zu erhalten und zu vermehren. Die ungezählten Abrechnungsposten vor allem in den Kämmererbüchern mit ihrem besonderen Anlageschema geben hiervon Zeugnis. Weiterhin kann sich die Schriftlichkeit der Schwarzenhäupter als Ausdruck ihrer Identität erweisen. Hierauf deuten vor allem die Personenlisten, die über Jahrzehnte hin die Teilnehmer an den Trunken auführen. Indem sich die Mitglieder der Gesellschaft besonders im Rechenschafts- und im Schützengildenbuch so zahlreich nannten, stellten sie ihr Zusammengehörigkeitsgefühl unter Beweis, gleichzeitig aber auch ihren Bedeutungsanspruch. Erkennbar wird ein berufsständisches Bewusstsein, das die so inhomogene Gruppe von unverheirateten, zumeist wohl jungen Kaufgesellen verschiedenster Herkunft einte. Entsprechendes gilt für die lückenlose Auflistung der Führungsmannschaft mit dem Ältermann an der Spitze. Die Kompanie legitimierte sich auf diese Weise durch eine geschlossene Amtsreihe, die bis zu den Ursprüngen zurückreicht. Integrative Funktion hatten gewiss auch die verschiedenen, teilweise sehr umfangreichen statutarischen Regelungen. Besonders wichtig war den Schwarzenhäuptern ihr ältester Schragen von 1416, wie die Jahrzehnte später mit einigem Aufwand angefertigte Kopie zeigt. Ähnliches gilt für jüngere Statuten, die zum Teil bislang völlig unbekannt geblieben sind. Einige der Amtsbücher spiegeln die rituellen Ausdrucksformen der Gesellschaft wider, den Kult um die Kleinodien, die Durchführung der Feste und vor allem die für die Mitglieder so bedeutenden Fastnachtsereignisse mit ihren Trunken.⁴⁹ Nicht zuletzt tritt in den Büchern für Sankt Petri das Bemühen der Mitglieder um ihr Andenken nach dem Tod zutage. Sie bieten darüber hinaus einen hervorragenden, exemplarischen Einblick in das Niederkirchenwesen. Die Existenzbedingungen einer geistlichen Institution, die möglicherweise nicht einmal allzu reich ausgestattet war, werden darin bis ins Detail erkennbar.

Diese wenigen thesenartigen Bemerkungen sollen hier genügen. Die Beschäftigung mit dem Archiv der Schwarzenhäupter verspricht wesentliche Erkenntnisse, wenn sich der Blick auf bestimmte Bände richtet und diese in ihrer Individualität erkannt werden. Aufgaben hält der heute in Bremen aufbewahrte Teil des Rigaer Schwarzenhäupterarchivs mit seinem reichen, aussagekräftigen Amtsbuchbestand genug bereit.

⁴⁹ Zu den Fastnachtsfesten hat sich bereits SPLIET, *Geschichte* (wie Anm. 2), S. 255-280, vornehmlich anhand der Fastnachtsordnung von 1510 ausführlich geäußert. Unter Heranziehung der hier beschriebenen Amtsbücher umfassend behandelt wurde dieser Themenkreis in jüngerer Zeit von ANU MÄND: *Urban Carnival: Festive Culture in the Hanseatic Cities of the Eastern Baltic, 1350-1550*, Turnhout 2005 (*Medieval Texts and Cultures of Northern Europe*, 8).

ANHANG

Verzeichnis der Bände. *Bremen (Schütting), Archiv der Compagnie der Schwarzen Häupter aus Riga (ACSHR).*

- Nr. 1: Ältester Schragen (1416, kopiert 1441)
- Nr. 2: Abschriften (angelegt 17. Jh.)
- Nr. 3: Buch der Schützengilde (1416–1555, angelegt 1449)
- Nr. 4: Buch der Schaffer (1417–1440)
- Nr. 5: Erstes Buch des ältesten Kämmerers (1441–1523)
- Nr. 6: Rechtssumme Bruder Bertholds (14. Jh., kopiert 1443)
- Nr. 7: Zweites Buch für St. Petri (1481–1586, angelegt 1524)
- Nr. 8: Erstes Buch für St. Petri (1487–1567, angelegt 1494)
- Nr. 9: Fastnachtsordnung (1510)
- Nr. 10: Zweites Buch des ältesten Kämmerers (1528–1604)
- Nr. 11: Denkelbuch (1530–1567)
- Nr. 12: Drittes Buch für St. Petri (1542–1568)
- Nr. 13: Abschriften (angelegt 17. Jh.)
- Nr. 14: Notizen des Ältermanns David Schröder (1654–1670)
- Nr. 15: Hauptbuch (1586–1633)
- Nr. 16: Älterleutebuch (1603–1634)
- Nr. 17: Drittes Buch des ältesten Kämmerers (1605–1621)
- Nr. 21: Verzeichnis der Älterleute (1658–1682)
- Nr. 29: Notizen (1651–1673)
- Nr. 41: Listen der Teilnehmer an den Trunken (1480–1572)
- Nr. 42: Listen der Teilnehmer an den Trunken (1573–1585)
- Nr. 64: Rechenschaftsbuch (1413–1443)

Der älteste Katalog der Revaler Olaibibliothek? Ein rätselhafter Fund

VON MARTIN KLÖKER

Kyra Robert zum 100. Geburtstag

Während meiner Arbeiten am Osnabrücker Projekt zum Gelegenheits-schrifttum stieß ich im Juli/August 1997 in der Tallinner Akademischen Bibliothek auf jenes Buch, das hier vorgestellt werden soll. Beim Öffnen des älteren Schutzumschlags, der eine mit der Schreibmaschine erstellte Beschriftung „Catalogus librorum bibliothecae D. Olai. /Revaliae, 1803/.“¹ enthielt,¹ kam ein handschriftliches Buch ohne Einband zum Vorschein. War nach der Umschlagbeschriftung ein Buch von 1803 zu erwarten, so zeigte sich hier nun aber ein Band, der ohne Titelblatt gleich mit einer Auflistung von lateinischen Büchern begann und ganz sicher nicht aus dem Jahr 1803 stammte, sondern der Handschrift nach eher dem 16. oder 17. Jahrhundert angehörte. War also ein falsches Buch in den Umschlag gesteckt worden? Nein, eine Aufschrift auf der ersten Seite bestätigte den Umschlagtitel. In der bekannten Handschrift von Kyra Robert stand hier mit Bleistift: „Catalogus librorum bibliothecae D[ivi]. Olai 1803.“ (Abb. 1). Doch niemand konnte genauere Auskunft erteilen. Kyra Robert war gerade gestorben, ihr reicher Erfahrungsschatz, der sicherlich manches Rätsel gelöst hätte, stand nicht mehr zur Verfügung. Das Rätsel blieb ungelöst, und ich konnte es damals nicht weiter verfolgen. So wurde der Katalog zu seinen Artgenossen in den Wertschrank gelegt und musste auf weitere Untersuchungen warten.

Obwohl es mir in der Zwischenzeit leider noch immer nicht möglich war, mich in gebotener Ausführlichkeit mit diesem Katalog zu befassen, hat mich die Feier zum 100. Geburtstag Kyra Roberts bewogen, diesen Schatz der Akademischen Bibliothek gewissermaßen als ein Erbe Kyra Roberts zumindest grundlegend vorzustellen und mit den noch unbeantworteten Fragen in die bibliotheksgeschichtliche Forschung einzuführen. Wie gern hätte ich ihr dies präsentiert und wie gespannt wäre ich auf ihre

Überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 16.9.2016 in Tallinn auf einer Festveranstaltung zu Ehren von Kyra Robert gehalten wurde.

¹ Außerdem noch die Signatur XIV-191 und die Inventarnummer 24094. Übersetzung: „Katalog der Bücher der Bibliothek des hl. Olai“.

Antworten! Wir stehen mit unseren Forschungen in vieler Hinsicht auf ihren Schultern. Sie hat manche Basis gelegt, hat begonnen, wo wir nun also weiter arbeiten.²

Beschreibung des Buches

Die Diskrepanz zwischen dem Titel des vorliegenden Buches und dem Buch selbst ist in erster Linie auf die Jahreszahl bzw. auf das Alter des Buches zu beziehen. Denn dass es sich um einen Katalog oder ein Verzeichnis von Büchern handelt, ist offensichtlich. Spuren von Provenienzen oder Zuschreibungen sind nicht zu finden. Einband und Titelblatt, die solche üblicherweise enthalten, sind nicht vorhanden, und auch im Inneren des Bandes gibt es keine näheren Aufschlüsse hierzu. Insofern ist auch die Zuordnung zur Olaibibliothek am Gegenstand selbst nicht eindeutig ausgewiesen.

Immerhin ist der vorhandene Buchblock noch gebunden, so dass im Rücken ein bedrucktes Papier sichtbar ist, das sonst durch den Einband verdeckt würde. Dieses Textfragment wurde als Makulatur verwendet, um den Rücken bei der Bindung zu unterfüttern. Es handelt sich um einen älteren Druck, vermutlich wohl dem 19. Jahrhundert entstammend. Doch darin ist kein Hinweis auf die Jahreszahl 1803 als Zeitpunkt für die Bindung des Bandes zu sehen, denn der Druck des kleinen Papierstücks verweist doch eher auf eine spätere Zeit, um die Mitte des 19. Jahrhunderts oder später. Anhand des noch zu entziffernden Textes könnte möglicherweise auch dieses Rätsel noch gelöst werden. Bisher ist es mir jedoch nicht gelungen, die Herkunft des bedruckten Papierstreifens genau zu identifizieren.³

Dadurch ließe sich allerdings lediglich der Zeitpunkt der Bindung etwas näher bestimmen, was im Hinblick auf das gebundene Material, also den Inhalt des Buches, wenig aussagt. Festzuhalten bleibt immerhin, dass diese Bindung erst im 19. Jahrhundert erfolgt sein kann, also deutlich später als das handschriftliche Verzeichnis selbst. Dabei wurde der Buchblock beschnitten, so dass manchmal etwas Textverlust an den Rändern zu beklagen ist. Ob es eine vorherige Bindung gab, die lediglich erneuert wurde, ist letztlich nicht zu beantworten, erscheint jedoch zweifelhaft. Denn es gibt keine Spuren, die auf eine ältere Bindung hindeuten. Im Gegenteil ist am Beginn zu sehen, dass die Unterlegung des Steges vom achten Blatt (zur Befestigung des Einbandes) über der Schrift liegt. Das Papier wurde auf manchen Blättern ganz eng in dem Falz beschrieben. Folglich ist davon

² Über Kyra Robert und ihre Arbeiten vgl. MARTIN KLÖKER: Alte Bücher und Bibliotheken in Tallinn/Reval. Zum Tode der estnischen Bibliothekarin und Forscherin Kyra Robert (25.7.1916–8.7.1997), in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1999 (1998), S. 166–169.

³ Das Papier ist bereits sehr brüchig und daher schlecht zu entziffern. Zu sehen sind sechs Zeilen Text in zwei Spalten, davon die rechte am rechten Rand mit Textverlust.

auszugehen, dass den Beschreibern lose Bogen vorlagen. Das Format ist unzweifelhaft Quart, wobei durch den Beschnitt nach der Bindung ein zuvor noch vorhandener Papierrand entfernt wurde.

Heute liegt nun ein Buchblock von insgesamt 273 Blättern vor, von denen allerdings durch das Überspringen von zwei leeren Blättern⁴ nur 271 gezählt sind. Die handschriftliche Zählung jeweils unten rechts auf der Vorderseite dürfte wieder von Kyra Robert stammen. Die Reihenfolge der Blätter ist ganz unstrittig und beim Binden zweifellos richtig erfolgt. Auf fast allen Seiten gibt es von sauberen Linien gezogene Spalten, die meistens einen Titel tragen: Es beginnt mit *Libri latini in Folio*, also lateinischen Büchern im Folio-Format, des Buchstabens A, wandert durch bis Z, geht dann in gleicher Weise über zum Format Quart, dann Oktav und schließlich zu ‚parvomodo‘, den kleineren Formaten.⁵ Am Ende folgen ohne irgendeinen Spaltentitel Musikalien, Lieder- und Gesangbücher, wieder von A bis Z. In dieser Abteilung handelt es sich jedoch keineswegs nur um lateinische Titel.⁶

Auf einem damals noch beiliegenden Zettel, der jetzt nicht mehr vorhanden ist, hatte Kyra Robert anscheinend ihre Auszählung des Verzeichnisses notiert: 227 Bücher in Folio, 472 in Quart, 1 249 in Oktav und 74 in Parvomodo plus 225 Musikalien, ergibt zusammen 2 247. Zu sehen war außerdem, dass auf dem Zettel der Gegensatz zur Zahl 2 732 angemerkt wurde. Diese Zahl stammt aus der Literatur, nämlich von Johann Ernst Wehrmann, der in seinem Artikel „Oeffentliche Bibliotheken in Reval“ aus dem Jahr 1834⁷ einen Katalog der Olaibibliothek von 1803 erwähnt. Diesem Katalog zufolge gehörten der Bibliothek 2 732 Werke an. Es ist also eindeutig, dass Robert das vorliegende Verzeichnis als eben jenen Katalog des Jah-

⁴ Auf das beschriebene Blatt 27 folgt das leere Blatt 27a, auf das leere Blatt 95 folgt das beschriebene Blatt 95a.

⁵ Auf Bl. 56r und 68r übriges Verschreibung „Libri latini in Fol: D. bzw. I.“ (müsste „... in 4To ...“ sein!).

⁶ Laut Mitteilung von Anu Schaper (Berlin/Tallinn) handelt es sich bei den Musikalien um eine überaus wertvolle, weil sehr umfangreiche Überlieferung von Titelmateriale aus dieser Zeit, die zahllose, bisher nicht anderweitig für Reval nachgewiesene Musikalien aufweist. Einige wenige seien in den späteren Verzeichnissen enthalten. Insofern bietet sich hier auch der Musikwissenschaft eine hervorragende Quelle für weitere Analysen an.

⁷ JOHANN ERNST WEHRMANN: Oeffentliche Bibliotheken in Reval, in: *Dorpater Jahrbücher für Litteratur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands* 2 (1834), S. 78-80. Vgl. auch Z.: Die Kirche des heil. Olaus in Reval, in: *Das Inland* 1 (1836), Sp. 449-457, 465-471, hier Sp. 456: handschriftliche Notiz des Oberkirchen-Vorstehers der St. Olaikirche, Ratsherrn Joachim Koch von 1768: „Die Olai-Bibliothek, die jetzt noch aus 2000 Bänden besteht, hat durch öftere Feuerschäden einen beträchtlichen Verlust erlitten; seit dem Jahre 1666 hat sie kein Geld zur Anschaffung mehrerer Bücher erhalten.“ Diese Angaben auch bei: Etwas über die St. Olai-Kirche in Reval, die durch einen Blitzstrahl in der Nacht vom 15. zum 16. Juny 1820 zerstört wurde. Zusammengetragen von HEINRICH WILHELM JOACHIM RICKERS, Reval 1820, S. 29. Ebenda, S. 14f., der Bericht über den Brand von 1625, ohne Hinweis auf die Bibliothek.

res 1803 zu identifizieren versuchte. Deshalb also auch die Aufschrift auf der ersten Seite in ihrer Handschrift. Aber dass es hierbei Probleme gab, hat sie offensichtlich auch bemerkt. Ob es irgendeinen anderen Grund für diese Identifizierung gab, ist leider nicht bekannt. Wie damals die Leiterin der Baltica-Abteilung in der Akademischen Bibliothek, Tiiu Reimo, mitteilte, ist dieses Verzeichnis im handschriftlichen Inventar-Buch im Jahre 1985 von Kyra Robert eingetragen worden. Aber auch dort gibt es keine weiteren Informationen. Übrigens liegt damit auch der Hintergrund für die Angabe von Wehrmann noch gänzlich im Dunkeln. Ist der ihm noch vorliegende Katalog von 1803 verloren? Oder hat Wehrmann sich – in der Jahreszahl oder in der Zählung – geirrt?

In dem vorliegenden Bücherverzeichnis war die Ausfüllung der Spalten wohl so gedacht, dass die linke Linie die Abgrenzung zur Falz (bei rechten/ungeraden Seiten) bzw. zum Papierrand (bei linken/geraden Seiten) darstellen sollte, dann folgte rechts das Hauptfeld mit dem wechselnden *Libri latini*-Titel, in dem der jeweilige Buchtitel notiert wurde, dann wiederum rechts in drei Spalten Geldangaben in schwarzer Tinte, schließlich drei Spalten mit Zeichen in roter Tinte. Bei den ersten drei Spalten handelt es sich um Gulden (fl.), Groschen (G) und Pfennige (d₃), dann folgen in rot Mark (M), Schilling (ß) und wieder Pfennige (d₃). Aus der Angabe von Preisen ist zu schlussfolgern, dass es sich bei diesem Verzeichnis um einen Katalog der Neuerwerbungen, also der gekauften Bücher, handeln muss. Dabei geben die ersten drei Spalten das zum Beispiel in Polen und Sachsen verbreitete Geldsystem mit deren Einheiten wieder; die roten Spalten hingegen enthalten die in Reval üblichen Geldeinheiten.⁸ Sollte hier möglicherweise umgerechnet werden, damit man leichter den Wert am Ort beschreiben kann? Wurde ein Buch in Reval gekauft, hätte man hier direkt eintragen können. Allem Anschein nach wurde in diesen Spalten jedoch nie etwas eingetragen, es sei denn in Zweckentfremdung. Daraus wäre zu folgern, dass sämtliche Bücher importiert wurden und keine Bestände am Ort beziehungsweise mit örtlicher Währung gekauft wurden. In dieser Richtung könnten also noch weitere Aufschlüsse über den Buchhandel in Reval zu erwarten sein.

An die beabsichtigte Ordnung der Spalten hat sich der erste Schreiber konsequent gehalten, wie beispielsweise auf Blatt 3 recto leicht zu erkennen ist. Vermutlich hat er selbst die Linien gezogen und damit das Verzeichnis angelegt. Seine Nachfolger sind dieser Vorgabe allerdings nicht mehr komplett gefolgt, sondern haben ihre Angaben eigenwillig eingefügt. So ist etwa zu sehen, dass die erste Spalte, die ja eigentlich ohne Eintrag sein sollte, mit dem Vornamen des Buchautors besetzt ist, während Preise im Hauptfeld notiert wurden. Und auch die letzte Spalte ganz rechts wurde

⁸ Für Unterstützung bei der Entschlüsselung der Geldeinheiten und weiterführende Informationen danke ich Ivar Leimus (Tallinn).

benutzt, wofür ist jedoch unklar, weil der Text eben beim Beschnitt verstümmelt wurde.

Verschiedene Handschriften

Damit ist allerdings bereits ein zentraler Punkt berührt: Es gibt unterschiedliche Handschriften, und zwar mindestens drei, die folglich verschiedenen Schreibern zugeordnet werden können. Und es gibt eine chronologische Reihenfolge der Schreiber, die aus der Abfolge der Einträge resultiert.

Die letzte und auffälligste Handschrift stammt vermutlich von niemand anderem als von Heinrich Bröcker, dem bekannten Bibliothekar der Olaibibliothek, dem wir die beiden wichtigsten und ältesten erhaltenen Verzeichnisse (1658/1659) verdanken.⁹ Der aus Reval stammende Bröcker wurde 1658 hauptamtlicher Bibliothekar der Olaibibliothek und starb in diesem Amt 1667. Seine Handschrift ist sehr charakteristisch, und ein Vergleich von diesen Einträgen mit jenen in Bröckers bekanntem Olaikatalog zeigt durchaus Ähnlichkeiten, wenn auch keine völlige Übereinstimmung.

Die Einträge von ihm sind hier ausschließlich in der Folio- und in der Quart-Abteilung zu finden, enthalten dann jedoch nachweislich auch Titel in anderen Formaten und führen – soweit den sporadisch beigegebenen Jahreszahlen zu entnehmen ist – weit überwiegend Titel des frühen 17. Jahrhunderts auf, den spätesten aus dem Jahr 1644.¹⁰ So zeigt sich immerhin eine gewisse zeitliche Nähe zum Schreiber, wenn wir davon ausgehen, dass Bröcker diese Einträge in den Jahren 1658 bis 1667 vorgenommen hat. Rätselhaft ist allerdings, dass Bröcker auch in seinem bekannten Verzeichnis von 1658 Neuerwerbungen ausdrücklich einschloss. So heißt es dort auf Blatt 10 recto: „Verzeichnüs derer Bücher, *so theils erkaufft*, theils von mildreichen Hertenzen, sent Ao 1658 zur wieder=aufgerichteten Bibliothec,

⁹ [HEINRICH BRÖCKER:] Verzeichnüs derer Bücher, so von der alten Revalschen Bibliothec, sent Ao. 1552. überblieben, und jetzo in S. Olai Kirche, anoch vorhanden sind (1658). Handschrift, in: Akademische Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*, künftig TLÜAR), Sign. V-2901. Es spricht manches dafür, wie Tiit Reimo dargelegt hat, dass dieses Verzeichnis nicht vor 1664 begonnen wurde. Vgl. TIIT REIMO: Book Collection of the ‚Old Tallinn Library‘ (alte Revalsche Bibliothec), in: Books and Libraries in the Baltic Sea Region from the 16th to the 18th Century / Bücher und Bibliotheken im Ostseeraum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. von LEA KÕIV und TIIT REIMO, Tallinn 2006, S. 37-47, hier S. 40. Freywillige Zusteuer oder Verzeichnüs milder Gaben, die zur wieder-aufgerichteten Revalschen Bibliothec, von Christlichen Hertenzen, zur Befoderung Göttlicher Ehren, Der Christlichen Kirchen und Schulen Aufnehmung, Gemeinen Bestes Wachstum und Denen Nachkommenen zu sonderbahren Nutzen, verehret und eingenommen von HEINRICH BRÖCKER, Rev. Liv. jm Jahr Nach Christi Geburt 1659. Handschrift, in: TLÜAR, Sign. V-2900.

¹⁰ Auf Bl. 62v: JOHANN GERHARDS Postilla Salomonea, 1644, leider ohne Angabe des Druckorts, der aber wohl Lübeck war. Eine solche Ausgabe im VD17 unter den Nummern 75:647525S, 75:647529X (Teil 1), 75:647539D (Teil 2).

zu S. Olai, verehret, und schon eingeliefert sind.“¹¹ Unterschied man vielleicht die ‚normalen‘ Käufe aus einem bestimmten Etat von denen, die jetzt zur ‚Wiedererrichtung‘ getätigt wurden? Seine Einträge setzen zum Teil ältere Einträge fort,¹² so dass vermutet werden könnte, dass Bröcker noch Bücher einzutragen hatte, die schon vor Beginn seiner Tätigkeit gekauft worden waren. Die große Menge der Einträge von ihm insgesamt dürfte jedoch gegen diese These sprechen.

Nach Bröcker hat dem ersten Anschein nach niemand mehr dieses Verzeichnis weitergeführt. Jedenfalls gibt es keine Einträge mit späteren Jahreszahlen.¹³ Dafür gäbe es eine recht einfache Erklärung. Der nach Bröckers Tod 1668 eingestellte Bibliothekar Jacobus Felssberg (Petrus Montanus) legte ein neues Verzeichnis an, in dem sowohl der Bestand als auch die fortlaufenden Erwerbungen eingetragen wurden.¹⁴ Allerdings setzt die Liste der Neuerwerbungen hier erst 1673 ein. So bleibt die Frage, ob Felssberg zunächst nicht doch noch das alte Verzeichnis weitergeführt hat. Oder hat er beim Beginn seines neuen Verzeichnisses zuerst noch Bestand und Neuerwerbungen vermischt – wie es der Titel ja nahelegt – und ist erst später dazu übergegangen, die neu angeschafften Bücher eigens aufzulisten? Das wäre jedenfalls im Einzelnen zu prüfen.

Die Handschrift eines Bearbeiters, der auf jeden Fall in der Chronologie vor Bröcker steht, ist auf Blatt 105 recto zu sehen. Er schreibt sehr sauber und ordentlich, nutzt den Raum relativ großzügig und hält die Spalten ein. Charakteristisch ist auch, dass die Punkte zur horizontalen Linienführung sauber und ordentlich auch vertikale Linien bilden. Dieser Schreiber ist auf verhältnismäßig vielen Seiten zu finden, auch die Musikalien am Ende des Buches dürften von ihm eingetragen worden sein. Die in seiner Handschrift verzeichneten Titel stammen nach Stichproben aus dem späten 16. und frühen 17. Jahrhundert. Mehr oder weniger eindeutige Titelaufschreibungen und damit Erscheinungsjahre konnte ich bis in die 1610er oder 1620er Jahre ausmachen.¹⁵ Der Schreiber muss die Einträge also nach oder in dieser Zeit, wohl eindeutig im ersten oder zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts getätigt haben.

¹¹ Vgl. oben Anm. 9 (Hervorhebung von M.K.).

¹² So werden etwa Bl. 62r Bände von JOHANN GERHARDS Loci Theologici zunächst vom ersten Schreiber eingetragen; dann ergänzt der dritte Schreiber (Bröcker?) die Bände 8 und 9.

¹³ Leider enthält die Abteilung der Musikalien keine einzige Jahreszahl. Beim Schreiber dieser Titel handelt es sich vermutlich um den zweiten in der Chronologie, möglicherweise jedoch auch um einen weiteren, also vierten, der dann allerdings nie Jahreszahlen eingetragen hätte und vielleicht nach Bröcker käme.

¹⁴ [JACOBUS FELSSBERG:] Verzeichniß derer Bücher, welche Anno 1668 in der Revalschen Bibliothec befunden worden, und seit der Zeit darzu kommen sind. 2°: 171 S., 5 Bl., in: TLÜAR, Sign. V-2941, Inv. Nr. 48101.

¹⁵ Ein Eintrag mit der Jahreszahl 1629 auf Bl. 14v dürfte wohl diesem zweiten Schreiber zuzuordnen sein.

Noch vor diesem Schreiber ist der erste anzusetzen, der das Verzeichnis anlegte und die ersten Einträge vornahm. Er schreibt sehr sauber, etwas gedrängt und engezeilig, die Punkte zum Füllen der Linien aber sind vertikal nicht ausgerichtet. Die Spalten werden von ihm selbstverständlich eingehalten. Anhand der Abfolge der Einträge im Verzeichnis ist eindeutig zu erkennen, dass dieser Schreiber in der zeitlichen Reihenfolge als erster anzusehen ist. In der Regel ist diese Handschrift die erste auf der Seite, so eben auch am Beginn des Buches. Analysiert man diese ersten Einträge zu Folio Buchstabe A, dann ist die zeitliche Zuordnung wieder relativ eindeutig auf den Anfang des 17. Jahrhunderts gerichtet. Die Titel stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der letzte identifizierbare an dieser Stelle von 1601.¹⁶ Auf den anderen Seiten sind anhand sporadischer Angaben von Erscheinungsjahren Einträge bis mindestens zum Jahr 1610 zu entdecken.¹⁷ So bestätigt sich der Eindruck, dass der erste Schreiber das Verzeichnis zu Beginn des 17. Jahrhunderts angelegt und begonnen haben muss.

Einordnung in die Revaler Bibliotheksgeschichte

Damit drängt sich der Zusammenhang mit der Neuordnung von Schul- und Kirchenwesen 1603/1606 geradezu auf. Das Verzeichnis zeugt von einer ganz geordneten Bücheranschaffung, wofür ja auch in der Summe beträchtliche Mittel eingesetzt wurden. Zudem legt der Titel *Libri latini* nahe, dass es parallel mindestens ein Verzeichnis für deutsche Bücher gab. Von einem solchen aber fehlen leider jegliche Nachweise. Doch wie passt dieses Verzeichnis in die Geschichte der Olaibibliothek?

In der Kirchenordnung von 1606¹⁸ ist im 17. Kapitel, „Von der Liberey vnnnd Vorrath an Büchern“, das Kyra Robert auch als „Revals älteste

¹⁶ Auf Bl. 3r ist eine offensichtliche Verschreibung zu entdecken: Beim Eintrag „Büntingij Chronologia lat. 1. Tomus“ folgt eine Angabe „698“, dann der Erscheinungsort „Magdeb.“. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach hierbei jedoch um eine Ausgabe der *Chronologia hoc est omnium temporum et annorum series ex sacris Bibliis ... collecta...* (Erstausgabe Zerbst 1591) von HEINRICH BÜNTING (1545–1606). Denn es folgt in der Liste dessen *Itinerarium sacrae scripturae* (Erstausgabe Helmstedt 1581), das nachweislich auch 1598 in Magdeburg erschienen ist. So müsste wohl „598“ gemeint gewesen sein. Auf derselben Seite ein Eintrag von Bröckers Hand: „Sebast. Barradij ... opera fol. 1647“ oder 1617? Beide Erscheinungsjahre sind bisher im VD17 (unter der URL www.VD17.de) nicht nachweisbar.

¹⁷ Der Eintrag 1610 auf Bl. 5r. Den Eintrag auf Bl. 14v mit der Jahreszahl 1629 würde ich dem zweiten Schreiber zuordnen, während unmittelbar darüber der erste Schreiber noch mit Jahreszahl 1606 zu sehen ist.

¹⁸ Diese Kirchenordnung wurde bisher auf das Jahr 1608 datiert. Nach Auskunft von Lea Köiv, die sich intensiv mit der Ordnung befasst hat und eine Edition plant, ist anhand der Besprechungen im Rat jedoch wohl das Jahr 1606 für die Einführung anzusetzen. Freilich hat es eine förmliche Einführung nie gegeben, aber mit dem

Bibliotheksverordnung“ bezeichnet hat,¹⁹ genau dieser systematische Ansatz zum Neuaufbau sichtbar, nachdem eine Zeit der Vernachlässigung und des Niedergangs zu beklagen war. Bei den Pfarrkirchen (St. Olai und St. Nikolai) gab es einen ‚Büchervorrat‘, der jedoch größtenteils zerstreut war, so dass zu überlegen sei, wie die Bücher wieder beschafft werden könnten. In den folgenden Anweisungen zur Pflege des Bestandes „in beiden Kirchen“ heißt es dann, dass ein Inventar der vorhandenen und der hinzukommenden Bücher anzulegen ist, auch sollen Vorsteher bzw. „Bibliothekarii“ (ein Ratsherr, der Pastor und ein Gemeindemitglied) bestimmt werden, die jährlich zwei Mal eine Revision vornehmen. Wer Bücher ausleiht, soll seinen Namen bis zur Rückgabe angeben; zwei Mal im Jahr muss er die Bücher vorlegen und auf ihren Zustand überprüfen lassen. Besondere Beachtung ist neben der Bibel, die in allen Hauptsprachen vorhanden sein soll, Luthers Schriften zu schenken, damit diese nicht abhandenkommen. Schließlich solle das Konkordienbuch an jeder Kirche vorhanden sein.²⁰

Es liegt also nahe, diese programmatische Neuordnung der Revaler Bibliotheken zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Ursache für die Anlegung des vorliegenden Katalogs zu sehen. Aber ist es sicher, dass hier ein Verzeichnis der Olaibibliothek vorliegt? Dazu müsste nach Möglichkeit eine Identifikation der Schreiber über genauere Schriftanalysen erfolgen,

Jahr 1606 endet die kritische Besprechung der Ordnung zwischen dem Konsistorium und dem Rat. Ich danke Lea Kõiv (Stadtarchiv Tallinn) für diese Informationen.

¹⁹ KYRA ROBERT: Ühest huvitavast kultuuriloolisest dokumendist (Tallinna raamatukogumäarus XVII sajandist) [Zusammenfassung: Über ein interessantes kulturgeschichtliches Dokument (Revaler Bibliotheksverordnung aus dem 17. Jahrhundert)], in: DIES.: Raamatutel on oma saatus. Kirjutisi aastaist 1969–1990, Tallinn 1991, S. 76–82 und 159–160, hier S. 160.

²⁰ Kirchenordnung von 1606/1608, in: Stadtarchiv Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte Aa115, Bl. 42v–43v, unterzeichnet von Paulus Khuen, Franciscus Illyricus, Henricus Vestringius, Georgus Mollerus, Arend von Husen, Georgius Feindt, Johannes Olai. Eine Abschrift des Kapitels hat Heinrich Bröcker in Freywillige Zusteuer oder Verzeichnüß milder Gaben (wie Anm. 9) Bl. 6r eingefügt. Vgl. ROBERT, Ühest huvitavast (wie Anm. 19), wo der geringfügig abweichende Text von Bröckers Abschrift auf S. 78f. abgedruckt ist. Der Text in der Kirchenordnung lautet: „Will man aber den nachrest in beiden Kirchen erhalten, so verordene man, das gutte alte, das man die Vbrigen Bücher, vnd so künfftig müchten gezeugett oder darzue gegeben werden, Inuentire vnnd seyen bey einer oder beiden Kirchen ein Person des Raths, der Pastor seiner Kirchen, [*Randbemerkung*: und einer auß der gemeine oder die vorsteher der kirchen] welche Zum wenigsten des Jhars Zwey mahl, nach Ostern vnnd Michaelis nach den büchern sehen, Ob sie auch schaden leiden, oder die Zahl Voll. Wer aber dauon bücher leihet, der soll seinen Namen genentenn Bibliothecarijs geben, donec restituantur, Sollen sie auch des Jhars Zwey mal wider einstellen, wenn sie besehen werden. Vor allen Dingen soll man D. Martini Lutheri Opera nicht laßen von den händden khommen. [43v] Denn weillen darinnen ein rechter Christlicher Geist vnnd eiffer Zue finden, soll man sie nechst der Bibell (welche man in den hauptsprachen auch billich hier verwahren wirtt) für die besten halten. Librum Concordia soltte man auch billich bey Jeder Kirchen halten, vmb der Jungen lehrer vnnd Zuehorer willen.“

vielleicht sind auch noch weitere Schreiber zu entdecken. Wer sind diese? Handelt es sich um die erwähnten verordneten ‚Bibliothekare‘: den Ratsherren, den Pastor, ein Gemeindemitglied? Der ersten Vermutung nach kommen hier die als Buchbinder und als Küster der Olaikirche auch für die Bibliothek tätigen Adam Weiß und Joachim Weiß in Frage. Doch ein Handschriftenvergleich deutet bisher eher nicht darauf, dass sie in diesem Katalog Eintragungen vorgenommen haben. Insofern wäre der Kreis der möglichen Schreiber weiter abzuschreiten: die an St. Olai tätigen Küster, Kirchenvorsteher und Prediger, die Lehrer der Stadtschule – und vielleicht auch die an der St. Nikolai Kirche tätigen Personen. Denn eine Entstehung dort ist, wenn auch unwahrscheinlich, immerhin nicht ausgeschlossen.

Zur weiteren Untersuchung und Bewertung des Katalogs gehört aber auch eine systematische Analyse und Identifikation der einzelnen enthaltenen Titel, um eine inhaltliche Erschließung vornehmen zu können. Vorausgesetzt es handelt sich wirklich um eine systematische Erwerbung von Büchern für die Olaibibliothek, stände hiermit eine hervorragende Quelle zur Wissensgeschichte Revals bereit, um thematische Schwerpunkte und spezielle Interessen im Reval jener Zeit ausmachen zu können.²¹ Da das Verzeichnis alphabetisch nach Verfasser oder Titelstichwort sowie in Formate aufgeteilt angelegt wurde, ist erst durch eine genauere Bestimmung der Titel auch eine fachspezifische Gliederung des Bestandes sichtbar zu machen. Der Katalog liefert in diesem Zusammenhang übrigens keinerlei Hinweise auf eine – möglicherweise vorhandene – Systematik der Olaibibliothek. Sollten die Bücher also wirklich nicht nach thematischen Gesichtspunkten, sondern nur nach Format und Alphabet geordnet aufgestellt gewesen sein? Die zahllosen alten Einbände der Olaibibliothek mit ihren eindeutig dem 17. Jahrhundert entstammenden Beschriftungen deuten ebenfalls nicht auf die frühe Existenz einer thematischen Aufstellung.

Hinzu kommt die Frage, ob sich von diesen Titeln etwas in den Beständen der Olaibibliothek wiederfinden lässt. Kann etwa in späteren Verzeichnissen von Bröcker oder Felssberg und ihren Nachfolgern eine Spur dieser Bücher gefunden werden? Im Moment scheint es ein großes Rätsel, dass am Beginn des 17. Jahrhunderts ein so beachtlicher Bestand – genau genommen ist hier ja sogar nur ein Teil des Gesamtbestandes dokumentiert! – in der Olaibibliothek vorhanden gewesen sein soll. Denn in dem

²¹ Zum forschungsgeschichtlichen Wert von Bibliothekskatalogen und Bücherverzeichnissen vgl. Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen der frühen Neuzeit, hrsg. von REINHARD WITTMANN, Wiesbaden 1984 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 10); WOLFGANG ADAM: Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Fortschrittsbericht (1975–1988), in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 15 (1990), S. 123–173; DERS.: Bibliotheksgeschichte und Frühneuzeit-Forschung. Bilanz und Perspektiven am Beispiel des Nachlassverzeichnisses von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, in: Euphorion 102 (2008), S. 1–38, und TIJU REIMO: Library Catalogues and Books notated in probate Inventories of the 17th and 18th Centuries as Sources for Research on private Libraries and Reading, in: Knygotyra 54 (2010), S. 233–251.

von Bröcker 50 Jahre später angelegten Katalog, der ja seinem programmatischen Titel zufolge zuerst die aus der alten Revalschen Bibliothek noch vorhandenen Bücher auflistet,²² kann man etwa 150 Bände als Rest aus der ‚alten Bibliothek‘ zählen. Wo sind also die vielen Bücher geblieben? Gewiss, Bröcker sprach 1658 von einer ‚Wiedererrichtung‘ der einst prächtigen Olaibibliothek, deren Reste zu jener Zeit in der Olaikirche bewahrt wurden. So scheint die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts aus seiner Perspektive eine Zeit des Niedergangs gewesen zu sein.

Diese Einschätzung ist nicht so leicht mit dem vorliegenden Katalog zusammen zu bringen. Die einzige Erklärung könnte sein, dass zu Beginn des Jahrhunderts (1606) ein starker Impuls zur Neuordnung der Bibliotheken gegeben war, der aber nur ein oder zwei Jahrzehnte anhielt, so dass im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts bereits wieder die Vernachlässigung einsetzte. Die beiden ersten Schreiber des Katalogs gehörten demnach in die Zeit bis etwa Mitte oder Ende der 1620er Jahre, während Bröcker dann erst ab 1658 wieder Einträge im Katalog vornahm.²³

Eine Erklärungsmöglichkeit für das Verschwinden der Olaibibliothek um die Mitte oder das Ende der 1620er Jahre scheint im Brand der Olaikirche 1625 zu liegen.²⁴ In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1625 hatte der Blitz in den Turm eingeschlagen und einen verheerenden Brand entfacht. Der Bericht des Kirchenvorstehers Jobst Dunte im Denkelbuch der St. Nikolaikirche beschreibt die erheblichen Schäden: Der Turm mit den Glocken und der ganze Dachstuhl, die Orgel, der Altar, der Taufstein, „alle Bänke und Bilder mehrenteils verbrannt“, dazu neun Häuser komplett vernichtet. Weitere 40 Häuser gerieten in Brand, konnten aber durch glückliche Fügung gerettet werden, doch hatten selbst der Pulverturm, der Dom und die Nikolaikirche etwas abbekommen.²⁵ Ob auch die Bibliothek betroffen war, ist bisher völlig unklar. Die bekannten Berichte erwähnen sie nicht, und da nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob und wenn ja, wo die Bücher zu dieser Zeit in der Kirche aufgestellt waren, kann über deren Schicksal nur gemutmaßt werden.²⁶

Immerhin würde eine weitgehende Vernichtung der Bestände beim Brand des Jahres 1625 zu dem oben festgestellten Charakter des Bücherkatalogs passen. Für diesen Fall wäre jedoch die Frage, wieso dieses Verzeichnis neben einer ganzen Reihe von anderen Büchern erhalten blieb.

²² BRÖCKER, Verzeichnüs derer Bücher (wie Anm. 9).

²³ Oder hatte Bröcker sich schon zuvor, vielleicht sogar als Schüler oder Student mit der Verzeichnung der Bücher befasst und war deshalb gewissermaßen in das Amt ‚hineingewachsen‘?

²⁴ Ich danke Anu Schaper (Berlin/Tallinn) für diesen Hinweis und eine erste musikgeschichtliche Einordnung des Katalogs (vgl. Anm. 6).

²⁵ Aus dem Denkelbuch der Nikolaikirche nach GOTTHARD VON HANSEN: Die Kirchen und ehemaligen Klöster Reval. 3., vermehrte Aufl., Reval 1885, S. 14f.

²⁶ Beim Brand der Olaikirche 1820 war die Bibliothek laut zeitgenössischen Nachrichten nicht betroffen, weil sie in einem feuerfesten Gewölbe lagerte. Vgl. RICKERS, Etwas über die St. Olai-Kirche in Reval (wie Anm. 7), S. 29.

Außerdem ist kaum wahrscheinlich, dass die Verzeichnung von Neuerwerbungen der Bibliothek im besagten Katalog nach einer Vernichtung der zuvor verzeichneten Bücher ohne irgendeinen Bruch oder eine Markierung fortgesetzt wurde. Ein Einschnitt in der Titelverzeichnung mit dem Jahr 1625 ist nach bisherigem Eindruck aber keinesfalls festzustellen. So gibt es vom zweiten Schreiber, der ja vor allem Bücher mit Erscheinungsjahren aus den 1610er und 1620er Jahren notierte, auch den Eintrag eines Buches vom Jahr 1629.²⁷ Insofern muss davon ausgegangen werden, dass der zweite Schreiber vor und nach dem Brand der Olaikirche Einträge vorgenommen hat, ohne irgendeine Markierung des Brandereignisses zu setzen. Daraus wiederum kann nur gefolgert werden, dass der Brand des Jahres 1625 für die in diesem Verzeichnis geführten Bücher nicht wichtig war, diese also keinesfalls in nennenswertem Umfang vernichtet wurden. Ja vermutlich waren sie nicht einmal besonders gefährdet, denn auch eine ‚glückliche Rettung‘ der Bestände hätte doch zweifellos Erwähnung gefunden. Hierzu wäre möglicherweise auch eine Analyse von Brandschäden an den alten Büchern von Interesse.

Hätte die weitgehende Zerstörung durch den Brand eine plausibel erscheinende Erklärung für das ‚Verschwinden‘ der Bibliothek liefern können, so muss konstatiert werden, dass in der städtischen Überlieferung der folgenden Jahre erstaunlicherweise ein Schweigen über die Olaibibliothek herrscht. Dass etwa bei der bald darauf erfolgten Gründung des Gymnasiums 1631 der erste Rektor Sigismund Evenius in seinen Forderungen an den Rat auch die Einrichtung einer Bibliothek nannte und die Olaibibliothek mit keinem Wort erwähnte, deutet insofern nicht nur auf eine geringe Bedeutung zu jener Zeit,²⁸ sondern es fehlt eben auch jeder Hinweis auf eine eingetretene Katastrophe im Bibliothekswesen. Wenn noch wenige Jahre zuvor ein solches Verzeichnis von Bücherkäufen geführt wurde und der insgesamt sicherlich ansehnliche Bestand gewissermaßen über Nacht verschwunden war, dann wäre doch im städtischen Bibliotheksdiskurs ein Hinweis auf eine solche Katastrophe zu erwarten gewesen. Als der Rektor Heinrich Arninck 1654 die Einrichtung einer Bibliothek am Gymnasium forderte, wurde dabei übrigens erneut mit keinem Wort der Olaibibliothek gedacht, ja nicht einmal deren Resten oder Überbleibseln, die aber ja definitiv am Ort vorhanden waren.²⁹ Als erst 1658 dann durch Bröcker und seine Verzeichnisse auch die Geschichte der Olaibibliothek im direkten Rückbezug fortgeschrieben wurde, fehlte jeglicher Hinweis auf einen

²⁷ Siehe oben Anm. 14.

²⁸ Vgl. MARTIN KLÖKER: Das Revaler Bibliothekswesen bis zum Jahre 1658, in: KÖIV, REIMO, Books and Libraries in the Baltic Sea Region (wie Anm. 9), S. 19-36.

²⁹ Ebenda, S. 34. Freilich könnte man einwenden, dass sowohl Evenius als auch Arninck erst nach 1625 nach Reval gekommen waren, also den Brand nicht selbst erlebt hatten und daher vielleicht eher geneigt waren, den (desolaten) Zustand der Bibliotheken insgesamt und der Olaibibliothek im speziellen als gegeben hinzunehmen.

größeren Brandverlust. Vielmehr wurde eindeutig Nachlässigkeit als Grund für den Substanz- und Bedeutungsverlust der Olaibibliothek benannt:

„Es sind aber (Leider!) viele derer, (ohne Zweifel die meisten) weilen niemand über selbe keine rechte Aufsicht gehabt, noch jemand Buch oder Register von selbigen gehalten, zerstückelt, und guten Theils von abhanden kommen, alß von den Centuriis Magdeburgensib. Augustini, Hieronymi, Ambrosij etc: operibus. Weilen dann gleichwol etzliche derselben annoch vorhanden, alß hat (in Erwegung, wie daß man an diesem entferntem Orte, mittel und Gelegenheit nicht haben kan, Jhm selbst solche hochnützliche kostbahre Bücher zu schaffen) E. EDL. und Hochweiser Raht dieser Stadt, auß Christlicher Sorgfalt Gott zu Ehren, und männiglichen dießer Stadt Einwohnern zum Besten eine besondere BIBLIOTHEC in S. OLAI Kirchen, wieder auf- und anrichten wollen, und auff Ersuch des Großachtbahren Consistorii, die darinnen fälligen Straff-gelder, gute Bücher einzukauffen, mildiglich verordnet und beschloßen.“³⁰

Bröcker hätte als gebürtiger Revaler mit intimer Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten sicher anders argumentiert, wenn die Olaibibliothek beim Brand 1625 Schaden genommen hätte. Es muss vielmehr vom Gegenteil ausgegangen werden: Die Bibliothek hat – warum auch immer – den Brand der Olaikirche unbeschadet überstanden. Der vorliegende Katalog stützt diese These zwar durch eine kontinuierliche Verzeichnung vor und nach der Brandkatastrophe, stellt jedoch in seiner Ganzheit umso mehr ein Problem der Revaler Bibliotheksgeschichte dar. Denn es bleibt die Frage, was mit den hier verzeichneten Beständen geschehen ist. Kann es wirklich sein, dass von 2 247 Bänden innerhalb weniger Jahre allein durch Vernachlässigung rund 2 100 Bände verloren waren?

Der Verlust wird von Bröcker jedoch nicht nur auf mangelnde Aufsicht zurückgeführt, sondern auch darauf, dass es keine Verzeichnisse („Buch oder Register“) gegeben habe. Damit ist hier wohl ein generelles Bestandsverzeichnis gemeint und nicht lediglich eine Buchführung über Benutzung und Ausleihen. Wie könnte dann Bröcker selbst im vorliegenden Bücherverzeichnis Einträge vorgenommen haben? Und gesetzt den Fall, dass die Handschrift nicht von ihm stammt: Was ist dann dieser Katalog? Sollte er etwa doch nicht die Bestände der Olaibibliothek enthalten? Aber was dann?

So gibt dieser ja eigentlich sensationelle Fund bisher noch weitaus mehr Rätsel auf, als dass er Wissenslücken schließt. Es muss daher zunächst die Untersuchung des Verzeichnisses selbst im Vordergrund stehen, um möglichst viele und genaue Informationen über das Buch und seine Entstehungszusammenhänge zu erhalten. Erst auf der somit geschaffenen Basis ist dann eine gesicherte Bestimmung seiner Rolle in der Revaler Bibliotheksgeschichte möglich. Immerhin spricht manches dafür, dass wir jetzt das älteste Verzeichnis der Olaibibliothek vom Anfang des 17. Jahrhunderts in

³⁰ BRÖCKER, Freywillige Zusteuer (wie Anm. 9), Bl. 4v-5r.

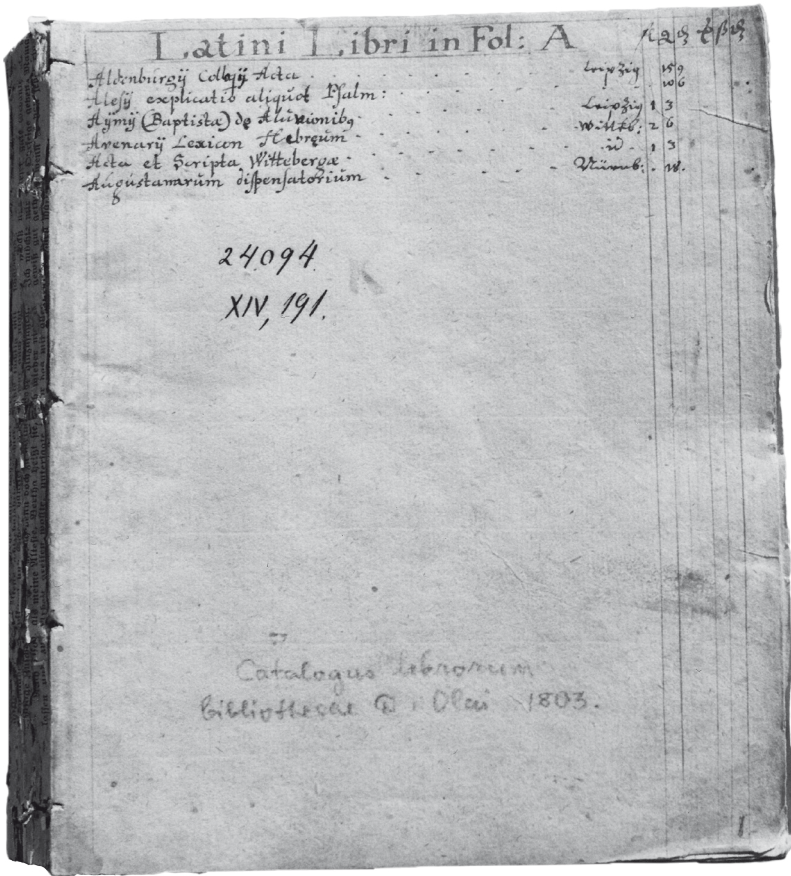
Händen halten. Es wird uns mit den zahlreichen Rätseln, die es umgeben, aber auch mit den vielen durch ihn eröffneten Wegen zu neuen Erkenntnissen ganz ohne Zweifel noch beschäftigen.

ANHANG

Edition und Titlerschließung der ersten Seite (Bl. 1r)

Latini Libri in Fol: A	fl.	G	đ	M	ß	đ
Aldenburgij Colloqii Acta. . . . Leipzig		15	9			
Alesij explicatio aliquot Psalm:		10	6			
Aijmij (Baptistæ) de Aluvionib ₉ . . Leipzig	1	3				
Avenarij Lexikon Hebræum. . . . Witteb:	2	6				
Acta et Scripta Wittebergæ id.	1	3				
Augustanarum dispensatorium . . Nürnberg:	.	18				
24094 XIV, 191. Catalogus Librorum bibliothecae D. Olai 1803.						

1. ACTA || Colloquii Aldeburgensis,|| bona fide, absq; omni || adiectione, ex Ori-||ginali descripta ||(Et conuersa ex germanico in sermonem latinum ... ||) TYPIS VOEGELIANIS.|| LIPSIAE || ANNO M D LXX.||(IMPRIMEBAT IOHANNES || STEINMAN,|| ... Mense Septembri.||) Leipzig : Steinmann, Hans und Vögelin, Ernst, 1570, 2°: [1] Bl., 490 S. (VD16 K 1949)
2. Vielleicht: PRIMVS LIBER PSAL=||MORVM, IVXTA HEBRAEORVM || ET DIVI HIERONYMI SVPPVTATIONEM,|| Expositus ab Alexandro Alesio D. in || celebri Academia Lipsensi.|| 1554.|| IMPRESSVM LIPSIAE IN || aedibus Georgij Hantzsch.|| Leipzig : Hantzsch, Georg, 1554, 2°: [6], 293[=203], [2] Bl. (VD16 B 3195) - andere Ausgaben laut Jöcher Erg.-Bd. 1 (1784) Sp. 553-554: Leipzig 1550, 1554, 1596.



– Abb. 1. Die erste Seite

3. Baptista Aymius: Tractat de Adluvionibus. - 1601. Vgl. Zedler 2 (1732) Sp. 2295: „Aymius, (Baptista) ein Juriste aus Pommern, hat an. 1601 einen Tractat de Adluvionibus in Druck gegeben.“ Nicht in VD16/VD17.
4. [Hebräischer Text] || HOC EST,|| LIBER RADICVM SEV || LEXICON EBRAICVM,IN QVO || OMNIVM VOCABVLORVM BIBLIOCORVM PROPRIAE || ac certae redduntur significationes, cum vera & dilucida multorum || locorum scripturae sacrae explicacione. || ... AVTORE || M. JOHANNE AVENARIO || EGRANO.|| ... || VVITEBERGAE || EXCVDEBAT IOHANNES CRATO,|| ANNO || M.D.LXVIII.||[für Samuel Selfisch d.Ä.] Wittenberg : Krafft, Johann d.Ä. : Selfisch, Samuel d.Ä., 1568, 2°: [6] Bl., 84r, [1] S. (VD16 H 50). oder
[Hebräischer Text] || HOC EST,|| LIBER RADICVM SEV ||

- LEXICON EBRAICVM, IN QVO || OMNIVM VOCABVLORVM
 BIBLICO-||rum propriae ac certae redduntur signiffationes ... || Denuò
 auctus, & recognitus.|| AVTORE || D. JOHANNE AVENARIO ||
 EGRANO.|| VVITEBERGAE || PER HAEREDES JOHANNIS
 CRATONIS.|| ANNO || M.D.LXXXIX.|| (M.D.LXXXVIII.||)
 [für Samuel Selfisch d.Ä.] Wittenberg : Krafft, Johann d.Ä. (Erben) :
 Selfisch, Samuel d.Ä., 1588/1589, 2°: [8] Bl., 860 [= 868] S., [1] Bl. (VD16
 H 51).
5. Vielleicht: ACTA ET || SCRIPTA || THEOLOGORVM
 || VVIRTEBERGENSIVM, ET || PATRIARCHAE
 CONSTANTINOPO-||litani D. HIEREMIAE: quae vtriq: ab Anno
 M.D.LXXXI.|| vsque ad Annum M.D.LXXXI. de AVGVSTA=||NA
 CONFESIONE inter se || miserunt:|| Graecè & Latinè ab ijsdem
 || Theologis edita.|| (CONFES=||SIO FIDEI,|| EXHIBITA ... || in
 Comitijs Augu-||stae, Anno 1530.||) [übers. v. (Martinus Crusius ...
 ||)] VVITEBERGAE || Jn Officina Haeredum Johannis Cratonis,||
 ANNO M.D.LXXXIII.|| Wittenberg : Krafft, Johann d.Ä. (Erben),
 1584, 2°: [10] Bl., 384 S., [3] Bl. (VD16 A 2491. Weitere Nummer: VD16
 C 4738).
6. Bisher nicht identifiziert/gefunden.

Geschichtsunterricht in den russischsprachigen Schulen Estlands nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit

VON MARE OJA

Im Schuljahr 2016/17 gibt es unter den 519 allgemeinbildenden Schulen in der Estnischen Republik 74 Schulen mit teilweise russischer Unterrichtssprache. Obwohl die Zahl der Schulen, die russischsprachigen Unterricht anbieten, von 36% zurzeit der Wiederherstellung der estnischen Unabhängigkeit¹ auf heute 19,6%² zurückgegangen ist, sollte nicht davon ausgegangen werden, dass Schulen mit russischsprachigem Unterricht verschwinden werden oder der Bedarf an muttersprachlichen Schulen wegfällt. Laut einer in der estnischen Öffentlichkeit vorherrschenden Meinung ist die Integration der russischsprachigen Schulen in die estnische Gesellschaft mühsam verlaufen. Obwohl die Wiedererlangung der Selbstständigkeit schon 25 Jahre zurück liegt, konnte der Integrationsprozess bis heute nicht abgeschlossen werden. Die estnischen und russischen Schulen verwenden die gleichen Lehrbücher für Geschichte und auch den gleichen staatlichen Lehrplan, dennoch bezeugen die Erfahrungen und Beiträge vieler Schüler und Lehrer tiefgreifende Unterschiede. Dieser Artikel gibt einen Überblick über die Schwierigkeiten bei der Umstellung der russischsprachigen Schulen auf die estnische Unterrichtssprache, über die Problematik des Geschichtsunterrichts sowie über die Haltungen und Einstellungen der Lehrer und Schüler. Es wird versucht zu erklären, in welchem Maß diese Schwierigkeiten durch die Vergangenheit der Gesellschaft, durch die russischsprachigen Medien sowie durch den Einfluss des Elternhauses, des jeweiligen Lehrers und der Schulkultur bedingt werden.

¹ KATRIN KELLO, ANU MASSO, VALERIA JAKOBSON: Uurimisprojekti „Vene laps venekeelse üldhariduskooli eestikeelse õppes“ koondaruanne [Sammelbericht zum Forschungsprojekt „Das russische Kind im estnischsprachigen Unterricht an den russischsprachigen allgemeinbildenden Schulen“, Tartu 2011, S. 5, einsehbar unter dem URL: http://www.curriculum.ut.ee/sites/default/files/sh/vene_6pilane_koondaruanneest.pdf (letzter Zugriff 7.7.2015).

² Nachfrage der Autorin beim Bildungs- und Wissenschaftsministerium, 13.2.2017.

Angliederung der russischsprachigen Schulen an das estnische Bildungssystem

In den Jahren 1987 bis 1991, damals noch unter den Bedingungen der Sowjetherrschaft, fanden im estnischen Bildungsleben umwälzende Veränderungen statt. Seit dem Lehrerkongress von 1987 bewegte man sich auf eine Schulbildung zu, die die Demokratie, die eigene Kultur und die eigene Nation (das Estentum) sowie die Bildungsfreiheit der Schule unterstrich. Unter der Leitung des Bildungsministeriums der Estnischen SSR und des Instituts für die wissenschaftliche Erforschung der Pädagogik sowie mithilfe einer Gruppe von freiwilligen Interessenten – eine für die damalige Zeit charakteristische Erscheinung – wurden für den Geschichtsunterricht alternative Programme zusammengestellt. Dabei wurde ein Kurs zur estnischen Geschichte entwickelt, da in der sowjetischen Schule die estnische Geschichte nur bruchstückhaft behandelt wurde – und das aus einer imperialen Perspektive. Durch die raschen Entwicklungen in der Gesellschaft waren die Lehrmaterialien größtenteils inhaltlich veraltet und es war nicht möglich, diese innerhalb kurzer Zeit durch neue zu ersetzen. Lehrer stellten sich ihr Lehrmaterial selbst zusammen, vor allem mithilfe der Presse. Bezüglich der eigenen Geschichte wurden damals die sogenannten weißen Flecken erschlossen, d.h. Ereignisse und Erscheinungen, die in der Sowjetgesellschaft tabuisiert waren oder zu denen adäquate Informationen fehlten. Bei weitem nicht jeder war bereit, die sowjetischen Traditionen über Bord zu werfen, weil Druck seitens der Zentralmacht und/oder eine Rückkehr zu vergangenen Zeiten befürchtet wurden.³

Die Schulen mit russischer Unterrichtssprache in der Estnischen SSR arbeiteten nach Lehrplänen und Programmen der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR), die nicht die estnische nationale, geografische und historische Identität berücksichtigten. Lediglich jeder siebte Lehrer hatte seine Ausbildung in der Estnischen SSR abgeschlossen. Somit waren die meisten Lehrer nicht darauf vorbereitet, im estnischen kulturellen Kontext zu arbeiten.⁴ Im Jahr 1987 äußerte ein Teil der russischsprachigen Schulen die Bereitschaft, mit den Bildungsreformen mitzugehen. Leider wurde die russischsprachige Bildung in mancher Hinsicht allein gelassen. Es wurde nicht wahrgenommen, dass die Schulen mit russischsprachigem Unterricht eine Möglichkeit gewesen wären, die politischen Ansichten der russischsprachigen Bevölkerung zu lenken und

³ Silvia Õispuu, die im Jahr 1989 das erste überblicksartige Unterrichtsmaterial über die estnische Geschichte verfasste, hatte z.B. Schwierigkeiten Historiker und Autoren zu finden, die bereit gewesen wären, über die Zeit der Estnischen Republik zu schreiben. Interview mit Silvia Õispuu, 11.10.2015. – Im Besitz der Autorin.

⁴ AKSEL KIRCH, MARIKA KIRCH: Eesti ja vene õpetajate kultuurihuvidest ja rahvushoiakutest [Über kulturelle Interessen und nationale Haltungen der estnischen und russischen Lehrer], in: Haridus 1989, Nr. 10, S. 9-11.

zu verändern.⁵ Die Entwicklungen, die von 1987 bis 1989 in den estnischsprachigen Schulen stattfanden, waren für die russischsprachigen Schulen nicht verbindlich. Die Veränderungen in den Lehrplänen und Programmen wurden auch ins Russische übersetzt, aber es war dem eigenen Ermessen überlassen, sie zu befolgen. Dies hatte zur Folge, dass im Jahr 1990 70% der russischsprachigen Schulen in Estland weiterhin nach den Lehrplänen und Programmen der RSFSR arbeiteten. 25% der russischsprachigen Schulen hatten auf die zwölfjährige Schulzeit umgestellt, was die Verpflichtung und die Möglichkeit mit sich brachte, die estnische Sprache, Geschichte, Geografie, Literatur u.a. zu unterrichten.⁶

Im Bildungsministerium der Estnischen SSR wurde durchaus verstanden, dass das Problem der anderssprachigen Bildung gelöst werden müsse, aber es war nicht klar, durch wen und wie dies geschehen sollte. Das sowjetische Bildungsministerium vertrat die Meinung, dass dies Aufgabe der RSFSR sei, was zunächst auch in der Estnischen SSR so gesehen wurde.⁷ 1988 entschied das Bildungskomitee der Estnischen SSR,⁸ den Schulen mit russischer Unterrichtssprache das Selbstbestimmungsrecht zu verleihen und verpflichtete sie – falls sie die unionsweiten Programme verwendeten – diese um Themen zur estnischen Kulturgeschichte und estnischen Geschichte zu ergänzen.⁹ Die Geschichtslehrer der russischsprachigen Schulen kannten die estnische Geschichte kaum, weil sie ihre Hochschulbildung an den Universitäten der Sowjetunion erworben hatten, an denen estnische Geschichte nicht gelehrt wurde. Wer kein Estnisch sprach, dem halfen auch Zeitungen und Zeitschriften sowie die neuere Geschichtsschreibung nicht. Für die Lehrer, die ihre pädagogische Ausbildung außerhalb Estlands erworben hatten, wurden Schnellkurse zur estnischen Kulturgeschichte veranstaltet,¹⁰ denn es war klar, dass der estnische Staat im Falle der lokalen russischen Schulen sowohl die Unterrichtsmaterialien bereitstellen als auch die Lehrerschaft vorbereiten musste.¹¹

⁵ ENE-SILVIA SARV: Demokraatiast ja humanismist õpetajale: Eesti haridusuuendus – hariduse demokratiseerimine ja humaniseerimine [An die Lehrer über Demokratie und Humanismus: Die estnische Bildungsreform – Demokratisierung und Humanisierung der Bildung], Tallinn 1997, S. 10f.

⁶ VIIVE-RIINA RUUS: Haridus 1990: ta liigub siiski [Die Bildung 1990: Sie bewegt sich doch], in: Eesti kroonika 1990, Tallinn 1991, S. 77-82, hier S. 81.

⁷ KALJU LUTS: Arutagem, mis südamel, ja tehkem, mis tarvis [Lasst uns diskutieren, was uns auf der Seele liegt, und tun, was nötig ist], in: Õpetajate Leht, 2.6.1990, Nr. 22; DERS.: Vene kool Eestis ja kooliuuendus [Russische Schulen in Estland und die Bildungsreform], in: Haridus 1990, Nr. 4, S. 4-6.

⁸ Eine Institution, die 1988–1989 die Funktion des Bildungsministeriums innehatte.

⁹ Protokolle und Beschlüsse des Kollegiums des staatlichen Bildungskomitees der Estnischen SSR, 15.12.1988, in: Archiv des Ministeriums für Bildung und Wissenschaft (*Haridus- ja Teadusministeeriumi arhiiv*, Tartu), Bestand 1-11, Findbuch 1, Akte 10.

¹⁰ Ülesanded Kirde-Eesti hariduselu edendamisel [Aufgaben bei der Bildungsförderung in Nordostestland]. Protokoll, 27.4.1989, in: ebenda, Akte 113.

¹¹ LUTS, Arutagem (wie Anm. 7); DERS., Vene kool Eestis (wie Anm. 7).

Im Sommer des Jahres 1991 beschrieb das Bildungsministerium die Lage der russischen Schulen wie folgt:

„Die estnischen Lehrpläne werden unterstützt, aber es gibt noch keine geeigneten Programme und Lehrbücher für die russischen Schulen und daher konzentriert sich der Unterricht überwiegend auf das Imperium. Den russischen Schulen muss geholfen werden, ein eigenes Profil zu finden und die Schulabgänger in die estnische Gesellschaft zu integrieren. Die Entpolitisierung der russischen Schule schreitet nur zäh voran, doch nach und nach verschwinden die Leninbüsten und die kommunistischen Losungen aus den Schulen.“¹²

Beunruhigend war, dass manche Schulen in Nordost-Estland und in Tallinn sich an Russland orientierten und deren Lehrer und Schulleiter in der Russländischen Föderation ausgebildet worden waren. Beamte und Wissenschaftler aus Russland, die nach Estland geladen wurden, um über die Probleme der russischen Schulen zu diskutieren, kamen mit der Haltung: „Wir sagen euch, wie die russischen Schulen erhalten und entwickelt werden müssen.“¹³

Nach dem Zerfall der Sowjetunion stand die estnische Gesellschaft einer nichtestnischen Gemeinde gegenüber, die etwa 35% der Gesamtbevölkerung ausmachte und mehrheitlich die russische Kultur und Nation vertrat. Die meisten von ihnen verbanden ihre Zukunft aber mit Estland. Im ersten Jahrzehnt nach der Wiedererlangung der estnischen Selbstständigkeit stabilisierte sich der Migrationsprozess. Damit wurden auch das Kontingent der Schüler der russischsprachigen Schulen und die Lehrerschaft beständiger. Von 1990 bis 1993 nahm die Schülerzahl vieler russischsprachiger Schulen (in Haapsalu, Võru, Viljandi, Loksa) um ein Drittel ab. Ständig ist dagegen die Zahl der Kinder mit russischer Muttersprache gestiegen, die ihren Bildungsweg in estnischsprachigen Schulen fortsetzten.¹⁴

Nach Lösungen suchte auch die russische Gemeinde in Estland. Im Jahr 1996 fand unter Leitung des Bundes der Tallinner Russischen Schulen und der Estnischen Vereinigten Volkspartei, die die russische Minderheit vertrat, eine Bildungskonferenz statt, deren zentrale Botschaft es war, dass das Schicksal der gesamten russischen Gemeinde in Estland von der Entwicklung der russischen Schulen abhängt. Einerseits war die Aufgabe der Schule, den jungen Menschen bei der Integration zu helfen, andererseits war sie aber auch ein Träger der russischen Kultur. Als Probleme wurden die Selbstbestimmung der russischen Schulen innerhalb des staatlichen Lehrplans, die unterschiedliche Situation der russischen

¹² TIIT RUMMO: Õpetusi uueks õppeaastaks [Lehren für das neue Schuljahr], in: Õpetajate Leht, 18.4.1991, Nr. 21.

¹³ ANTS ELVIK: Muukeelse Hariduse Instituudist ja venekeelsest koolist [Über das Institut für die anderssprachige Bildung und über russischsprachige Schulen], in: Õpetajate Leht, 31.10.1992, Nr. 42.

¹⁴ NATALJA LAPIKOVA: Venekeelsest haridusest Eestis [Über die russischsprachige Bildung in Estland], in: Haridus 1998, Nr. 2, S. 8.

Schulen beispielsweise im estnischsprachigen Viljandi und im größtenteils russischsprachigen Kohtla-Järve sowie die höhere Belastung der russischen Kinder an den estnischen Schulen hervorgehoben. Es wurde festgestellt, dass die russischen Schulen keine genaue Kopie der estnischen Schulen sein konnten, und es wurde auch für wichtig gehalten, dass die russischsprachigen Gymnasien erhalten blieben.¹⁵

Nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit gab es in der estnischen Bildungspolitik keinen Zweifel mehr daran, dass die russischsprachigen Schulen in das einheitliche Bildungssystem integriert werden müssen. Im Schuljahr 1992/93 wurden auch die russischsprachigen allgemeinbildenden Schulen auf die zwölfjährige Schulzeit umgestellt.¹⁶ Endgültig wurde das Schulsystem 1996 vereinheitlicht, nachdem der staatliche Lehrplan verabschiedet worden war.¹⁷ Die entscheidende Frage war jetzt, wie die Qualität des Estnischunterrichts in den anderssprachigen Schulen gewährleistet werden konnte.

Umstellung auf teilweise estnischsprachigen Fachunterricht

Aus Sicht der innerstaatlichen Integration ist ein einheitliches Bildungssystem, das jedem, unabhängig von der Unterrichtssprache, eine hochwertige Bildung sichert, sehr wichtig. In der estnischen Bildungspolitik wurde dieses Ziel mit dem im Jahr 1993 verabschiedeten Gesetz über die weiterführenden Schulen verfolgt, das für das Jahr 2000 den Beginn der Umstellung auf estnischsprachigen Unterricht im Umfang von mindestens 60% an den russischsprachigen staatlichen und städtischen Gymnasien vorsah.¹⁸ Im Jahr 1997 unterstützte das zweite Parlament des wieder selbstständig gewordenen Estlands, das im Jahr 1995 gewählt worden war und das für maßvollere Reformen eintrat, den von der russischen Fraktion vorgelegten Entwurf, der die Umstellung der russischsprachigen Gymnasien auf die estnische Sprache auf das Jahr 2007 verschob.¹⁹ Dem Beschluss

¹⁵ ANU SAAREMÄGI: Rahvusvähemuste haridus Eestis – vene kooli arenguprobleemid [Die Bildung der nationalen Minderheiten in Estland – Entwicklungsprobleme der russischen Schulen], in: *Õpetajate Leht*, 18.10.1996, Nr. 42.

¹⁶ Aastaring täis (juhtkiri) [Ein Jahr vergangen (Leitartikel)], in: *Õpetajate Leht*, 18.1.1992, Nr. 3.

¹⁷ Eesti põhi- ja keskhariduse riiklik õppekava [Der staatliche Lehrplan für weiterführende Schulen in Estland], in: *Riigi Teataja I*, 1996, Nr. 65, 1201.

¹⁸ Põhikooli- ja gümnaasiumiseadus [Gesetz über die weiterführenden Schulen], in: *Riigi Teataja I*, 1993, Nr. 63, 892.

¹⁹ Die Änderung des Gesetzes für weiterführende Schulen wurde zuvor bei vier Versammlungen der Bildungs- und Kulturkommission des Parlaments diskutiert. Siehe VIII Riigikogu vastuvõetud õigusaktid [Die vom VIII. Parlament verabschiedeten Rechtsakte]: https://www.riigikogu.ee/wp-content/uploads/2014/11/8_RK_õigusaktide_kronoloogiline_register.pdf (letzter Zugriff 16.3.2017).

zufolge mussten der Lehrplan und die Schulordnung der anderssprachigen Schulen sicherstellen, dass alle Abgänger der Mittelstufe gute Estnischkenntnisse besaßen, damit sie imstande wären, in der Oberstufe weiter auf Estnisch zu lernen.²⁰ Der Direktor des russischen Gymnasiums in Haapsalu, Gunnar Polma, war jedoch der Meinung, dass die Verantwortlichen für die Verschiebung der Umstellung auf estnischsprachigen Unterricht den „Kopf in den Sand“ steckten, schon weil dies die Erwartung, vielleicht sogar die Hoffnung wecken könnte, dass die Ausführung des Gesetzes im Jahr 2007 erneut verschoben würde.²¹ Die Lehrer der russischsprachigen Schulen, insbesondere die älteren und diejenigen, die keine estnische Staatsbürgerschaft besaßen, versuchten das alte Schulmodell (mit einem gewissen Zugeständnis an die Intensivierung des Estnischunterrichts) mit aller Kraft zu bewahren.²² Der Abgeordnete Sergei Issakov von der Regierungspartei *Reformierakond* (Reformpartei) kritisierte den „Entwicklungsplan für die anderssprachige Bildung“ des Bildungsministeriums und fand verschiedene Ausreden für das Nicht-Lernen der estnischen Sprache. Zudem äußerte er den Wunsch, mögliche Änderungen in die ferne Zukunft zu verschieben, um so das sowjetzeitliche System zu bewahren, samt seinen Lehrprogrammen und -materialien.²³

Als Mailis Rand (heute Reps) von der Partei *Keskerakond* (Zentrumspartei) das Amt der Bildungsministerin übernahm – von Tõnis Lukas von der Partei *Isamaaliit* (Vaterlandsunion), welche von 1999 bis 2001 an der Regierung gewesen war –, wurde der Beschluss zur Umstellung zum Gegenstand der politischen Diskussion. Die neue Koalition, die 2002 an die Macht gelangte, stellte die Zweckmäßigkeit der Umstellung infrage. Laut einer im November und Dezember 2004 durchgeführten unabhängigen umfassenden Untersuchung hielten 29% der Direktoren der russischsprachigen Schulen die Umstellung auf den estnischsprachigen Unterricht für nicht notwendig, 55% waren der Meinung, dass dies Schwierigkeiten und Probleme mit sich bringe, 31% der estnischen Schulleiter und 43% der Schulleiter aus Ida-Virumaa hielten die Vorbereitungen für die Umstellung für nicht ausreichend. Auch den Geschichtslehrern der russischen Schulen zufolge sollte die Umstellung im Jahr 2007 freiwillig sein. Wenn ein Schüler wegen seiner schwachen Sprachkenntnisse nicht in der Lage ist, auf Estnisch zu lernen oder er in der weiterführenden Schule auf Russisch lernen möchte, müsse er diese Möglichkeit haben.²⁴ Die Eltern nah-

²⁰ Das Gesetz zur Änderung von § 52 des Gesetzes über die weiterführenden Schulen, in: Riigi Teataja I, 1997, Nr. 69, 1111.

²¹ GUNNAR POLMA: Arengusuund otsustab [Die Entwicklungsrichtung entscheidet], in: Haridus 1998, Nr. 2, S. 13-14, hier S. 13.

²² MARJE PAVELSON: Vene laps eesti koolis [Russische Kinder in estnischen Schulen], in: Haridus 1998, Nr. 5, S. 8-12, hier S. 9.

²³ SERGEI ISSAKOV: Kahtlase väärtusega projekt [Ein zweifelhaftes Projekt], in: Sõnumileht, 11.9.1996.

²⁴ IGOR KALAKAUSKAS: Miks vene õpetajad vaikivad? [Warum schweigen die russischen Lehrer?], in: Õpetajate Leht, 2.12.2005, Nr. 43.

men diesen Beschluss unterschiedlich auf: Manche Eltern schickten ihre Kinder auf eine estnischsprachige weiterführende Schule, um sie besser darauf vorzubereiten, in der Oberstufe auf Estnisch zu lernen.²⁵

Im Jahr 2007 wurde an den russischsprachigen Gymnasien in der ersten Gymnasialklasse, d.h. in der 10. Klasse, ein Fach auf Estnisch unterrichtet, ein Jahr später kam ein weiteres Fach hinzu. Die Fächer konnten die Schulen je nach Unterrichtsprofil, nach den eigenen Bedürfnissen und Möglichkeiten sowie je nach Lehrerschaft selbst wählen. Die Umstellung auf den estnischsprachigen Unterricht im Umfang von mindestens 60% war damit möglichst flexibel gestaltet.

In der gesellschaftlichen Diskussion hoben die Befürworter des estnischsprachigen Fachunterrichts folgende Argumente hervor: den Bedarf nach einer Vereinheitlichung des Bildungsraums, die schwächeren Ergebnisse der russischen Schulen in internationalen Bildungsstudien und den Erfolg der jungen Menschen, die die Amtssprache beherrschen, in der weiteren Ausbildung und auf dem Arbeitsmarkt. Die Gegner fanden, dass der Erwerb von Fachkenntnissen wegen der schlechten Sprachkenntnisse der Schüler leiden würde und dass die russischen Sprachkenntnisse geschwächt würden, wenn die Unterrichtssprache Estnisch ist. Als Probleme wurden die autoritäre Leitung der russischen Schulen, die mangelnde Selbstständigkeit der Schüler und die Rückständigkeit der Unterrichtspraktiken genannt sowie die Tatsache, dass sich auch noch im Jahr 2017 die estnischsprachigen und die russischsprachigen Schulen in zwei Welten mit vollkommen verschiedenen Mentalitäten und Kulturen befänden.²⁶

Nach Angaben der Sprachinspektion entsprachen im Jahr 2006 die Estnischkenntnisse von 89% der geprüften Pädagogen nicht den Anforderungen, im Jahr 2008 betrug diese Zahl 72% und im Jahr 2009 86%. Wenn man sich den Umgang mit den für die Pädagogen erlassenen Vorschriften ansieht, stellt man fest, dass lediglich 10% der Lehrer diese befolgten. Die Situation in den russischen Schulen hat sich eher dadurch verbessert, dass die neuen Lehrer bessere Sprachkenntnisse besitzen, als dass die bisherigen Pädagogen erfolgreich die estnische Sprache gelernt hätten. Manche Lehrer sind schon sechs bis sieben Mal geprüft worden, sie können Bescheinigungen über die Teilnahme an Kursen und Prüfungen vorlegen, nur die Sprachkenntnisse sind weiterhin nicht existent. Gleichzeitig bedeuten die mangelhaften Sprachkenntnisse der Lehrer, dass die Anleitungen für Staatsexamen oder Olympiaden nicht ausreichend verstanden werden, ebenso rechtliche Vorschriften, und sie haben auch Einfluss auf die Qualität des Unterrichts und die Konkurrenzfähigkeit der Schulabgänger auf dem Arbeitsmarkt. Interessanterweise besteht offensichtlich ein

²⁵ ÜLO TIKK: Laps võõrkeelses miljöös [Das Kind im fremdsprachigen Milieu], in: Haridus 1998, Nr. 2, S. 5-6.

²⁶ Vom staatlichen Sender ETV am 15.2.2017 ausgestrahlte Debatte über die russischsprachigen Schulen aus der Reihe „Suud puhtaks“ („Alles zur Sprache bringen“).

Zusammenhang zwischen den Sprachkenntnissen der Lehrer und denen des Schulleiters – aber auch umgekehrt: Manche Schulleiter spüren einen aktiven Widerstand des Kollegiums gegen die Aneignung der Amtssprache und den estnischsprachigen Unterricht.²⁷ Ein Drittel der Lehrer ist älter als 50 Jahre.²⁸ Viele Lehrer, die größere Schwierigkeiten mit der estnischen Sprache haben, gehen in Rente. Manche Schulen haben für den estnischsprachigen Geschichtsunterricht estnische Lehrer eingestellt, die aber nicht gut Russisch sprechen.

Laut der Medien habe die Entscheidungsunfähigkeit des Staates die Umstellung auf den estnischsprachigen Unterricht verhindert. Die Politiker, die sich dafür einsetzen, dass die russischsprachige Gymnasialbildung erhalten bleibt, hätten die Chancen tausender junger Menschen eingeschränkt:

„Das durch Ängste der Politiker bedingte Hin und Her hinsichtlich der russischsprachigen Bildung hat eine Situation geschaffen, in der 20 Jahre nach der Wiedererlangung der Selbstständigkeit Zehntausende von Abiturienten nicht genügend Estnisch können, um in der Gesellschaft zurechtzukommen.“²⁹

Die Direktoren der russischen Schulen sind der Meinung, dass die Umsetzung der Forderung auf die Umstellung auf estnischsprachigen Unterricht hauptsächlich an den Sprachkenntnissen der Fachlehrer und am Fehlen von Lehrern für Naturwissenschaften scheitert. In Narva lassen sich sogar russischsprachige Physiker und Chemiker nur schwer finden.³⁰

Laut einer Untersuchung aus dem Jahr 2011 ist die Einstellung gegenüber der Umstellung auf den estnischsprachigen Unterricht in den russischen Schulen im Vergleich zum Jahr 2008 eher negativer geworden. Die Umstellung wird als weniger notwendig und als belastend für die Schüler angesehen, ebenso würde sie sich negativ auf den Kenntnisstand auswirken. Die Vorbereitung der Schulen auf die Umstellung wird als schwach eingeschätzt.³¹ Auch das Integrationsmonitoring des Jahres 2011 zeigte, dass

²⁷ ILMAR TOMUSK: Vene koolide õpetajate vaevaline keeleõpe [Mühsamer Spracherwerb der Lehrer russischer Schulen], in: *Õpetajate Leht*, 16.4.2010, Nr. 15; MART RANNUT: Eesti vene kool ja umbvenekeelsed õpetajad [Russische Schulen in Estland und die der estnischen Sprache nicht kundigen Lehrer], in: ebenda.

²⁸ ÜLO TIKK: Pole valmis seadust täitma [Nicht bereit das Gesetz zu befolgen], in: *Õpetajate Leht*, 8.4.2011, Nr. 14.

²⁹ LAURI VAHTRE: Eesti õppekeelele üleminek on õpilase huvides [Die Umstellung auf die estnische Unterrichtssprache ist im Interesse der Schüler], in: *Õpetajate Leht*, 1.10.2010, Nr. 35; ILMAR TOMUSK: Eestikeelsele õppele ülemineku kaitseks [Zur Verteidigung der Umstellung auf den estnischsprachigen Unterricht], in: *Õpetajate Leht*, 8.10.2010, Nr. 36; AGO GAŠKOV: Järgmine aasta on vene koolidele keeruline [Das nächste Jahr wird schwierig für russische Schulen], in: ebenda.

³⁰ Kūsimus ja vastus. Kas teie kool on eestikeelseks õppeks valmis? [Frage und Antwort. Ist ihre Schule bereit für den estnischsprachigen Unterricht?], in: *Õpetajate Leht*, 8.4.2011, Nr. 14.

³¹ MEELI PARIJÕGI: Keerule üleminekuaeg [Eine schwierige Übergangszeit], in: *Õpetajate Leht*, 16.12.2011, Nr. 46.

die Lehrer russischsprachiger Schulen nach ihrer eigenen Meinung in die Gesellschaft nicht integriert sind: Sie nehmen sich als minderwertig wahr und betrachten es als störend, dass von ihnen erwartet wird, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern.³² Um die durch die Trennung ausgelösten Meinungsverschiedenheiten und Trotzreaktionen zu mindern, wird die Maßnahme in Erwägung gezogen, die Gymnasialklassen der russischsprachigen Schulen an die estnischen Schulen anzugliedern.³³

Laut dem Abschlussbericht der Studie „Zweisprachiger Unterricht in den russischsprachigen Schulen“ von 2013 ist das Sprachniveau B1 für den Fachunterricht nicht ausreichend, weshalb von den Schülern das Sprachniveau B2 im Estnischen verlangt werden müsse.³⁴ Ein Fünftel der Lehrer der russischsprachigen Schulen war jedoch weiterhin der Ansicht, dass der russischsprachige Unterricht sinnvoller sei.³⁵ Die Schüler wiederum betrachteten den estnischsprachigen Unterricht als eine gute Gelegenheit zur Erweiterung ihres Wortschatzes, wodurch sie sich bessere Chancen ausrechnen, an estnischen Universitäten zu studieren. Die Schüler, die schwächer in der Sprache waren, hatten größere Probleme in den estnischsprachigen Fächern. Im Geschichtsunterricht wurden die einzelnen Fachbegriffe hauptsächlich auf Estnisch gelernt, die Stunde selbst hielt der Lehrer aber meistens auf Russisch ab. Wenn der Lehrer kein Russisch konnte, blieb das Fach unverständlich.³⁶

Ein Gesetz aus dem Jahr 2002 sieht vor, dass der Anteil des estnischsprachigen Unterrichts an den Gymnasien nur mit einer Sondererlaubnis der Regierung auf unter 60% gesenkt werden darf.³⁷ Noch im November 2014 baten einige Tallinner Schulen um die Erlaubnis, vollständig zum russischsprachigen Unterricht zurückzukehren, doch die Regierung lehnte dies ab.³⁸ Ende des Jahres 2016 wechselte die Regierung in Estland. Nun wird darüber nachgedacht, den drei Tallinner Schulen, die den Wunsch geäußert haben, auf Russisch unterrichten zu dürfen, versuchsweise eine Erlaubnis zu geben – unter der Bedingung, dass bis zum Ende des Gymnasiums

³² MARJU LAURISTIN u.a.: Integratsiooni monitooring 2011 [Integrationsmonitoring 2011]: http://www.kul.ee/webeditor/files/integratsioon/Integratsiooni_monitooring_2011.pdf (letzter Zugriff 27.02.2015).

³³ MART RANNUT: Eestikeelse gümnaasiumi vastaste murest [Über die Sorgen der Gegner der estnischsprachigen Gymnasien], in: *Õpetajate Leht*, 10.6.2011, Nr. 23.

³⁴ HELENA METSLANG u.a.: Kakskeelne õpe vene õppekeelega koolis. Uuringu lõpparuanne [Zweisprachiger Unterricht in russischsprachigen Schulen. Schlussbericht zur Studie], Tallinn 2013.

³⁵ Ebenda, S. 51-119.

³⁶ Ebenda, S. 168-200.

³⁷ Põhikooli- ja gümnaasiumiseaduse muutmise seadus [Gesetz über die Änderung des Gesetzes über die weiterführenden Schulen], in: *Riigi Teataja I*, 2002, Nr. 34, 205.

³⁸ UWE GNADENTEICH: Tallinna vene eliitkoolid taotlevad taas venekeelset gümnaasiumiõpet [Russische Eliteschulen in Tallinn beantragen wieder den russischsprachigen Gymnasialunterricht], in: *Postimees*, 29.10.2014; Tallinna viie kooli venekeelse õppe taotlused ei saanud heakskiitu [Anträge der fünf Tallinner Schulen auf russischsprachigen Unterricht wurden nicht gebilligt], in: *Pealinn*, 17.9.2015.

der Estnischunterricht intensiviert wird, so dass die Schüler das Niveau C1 erreichen.³⁹

Beurteilt man die Chancen der russischsprachigen Schüler bei der Integration in die estnische Gesellschaft (hinsichtlich Ausbildung und Arbeitsmarkt), verfügen die Abgänger der estnischsprachigen Schulen durch die mündlichen und schriftlichen Sprachfertigkeiten über die beste Ausgangsposition, sowohl nach der Mittelstufe als auch nach der Oberstufe. Die Abgänger der Immersionsschulen sind im Vergleich zu den Abgängern der gewöhnlichen Schulen erfolgreicher, bleiben aber gegenüber den Absolventen der estnischen Schulen zurück.⁴⁰ Auch laut der Ergebnisse von TIMSS (*Trends in International Mathematics and Science Study*, 2003) und PISA (*Programme for International Student Assessment*, 2006, 2009) ist das Lernniveau der estnischsprachigen Schulen besser als das der russischsprachigen Schulen.⁴¹ Die Abgänger der russischsprachigen Schulen sind im Vergleich zu den Absolventen der estnischen Schulen bei der Aufnahme in die Hochschulen im Nachteil.⁴²

Probleme des Geschichtsunterrichts

Als 1996 der staatliche Lehrplan in Kraft trat, wurde zwar das Bildungswesen vereinheitlicht, doch die besorgniserregenden Fragen waren dieselben wie zu Beginn der 1990er Jahre. Zwei Jahre später wurden auf einer vom Verband der Lehrer der russischen Schulen veranstalteten Konferenz die aktuelle Situation und die Probleme des Geschichtsunterrichts diskutiert. Die Lehrer der russischen Schulen machten sich Sorgen, weil die russische Geschichte und die Geschichte der UdSSR in den Geschichtsbüchern sowie im Geschichtsunterricht weniger vertreten waren. Die russische Geschichte als Wahlfach zu lernen, war auch schwierig, weil die Schulen eher Fremdsprachen oder Informatik als Wahlfächer bevorzugten.⁴³ Auf der Konferenz wurde der Wunsch der russischsprachigen Schulen laut, sich eher auf den russischen Staat zu stützen, als sich in Estland einen

³⁹ LIIS VELSKER: Repts, Ligi ja Kõlvart räägivad suu puhtaks uue valitsuse katseprojektist vene koolides [Reps, Ligi und Kõlvart sprechen sich deutlich über das Versuchsprojekt der neuen Regierung in russischen Schulen aus], in: Postimees, 3.12.2016.

⁴⁰ MART RANNUT: Vene kool keset muutusi [Russische Schulen inmitten der Veränderungen], in: Haridus 2011, Nr. 1, S. 9-10, hier S. 10.

⁴¹ Rahvusvaheliste võrdlusuuringute TIMSS 2003 ja PISA 2006 õppetunnid [Lehren aus den internationalen vergleichenden Studien TIMSS 2003 und PISA 2006], hrsg. von IMBI HENNO, Tallinn 2010, S. 10, 28.

⁴² OECD Reviews of Tertiary Education. Estonia, hrsg. von JEROEN HUISMAN, PAULO SANTIAGO, PER HÖGSELIUS, MARIA JOSÉ LEMAITRE und WILLIAM THORN, OECD 2007, S. 51: <http://www.oecd.org/estonia/39261460.pdf> (letzter Zugriff 7.7.2015).

⁴³ ÜLO TIKK: Ajaloo õpetamisest riigieksami künnisel [Über den Geschichtsunterricht im Vorfeld der staatlichen Prüfung], in: Õpetajate Leht, 15.5.1998, Nr. 19.

eigenen Weg und ein eigenes Profil zu suchen. Man hoffte, eine Arbeitsgruppe aus estnischen und russischen Historikern zu bilden, die die Streitfragen, insbesondere hinsichtlich des 20. Jahrhunderts, durchdenken und ein gemeinsames Lehrbuch schreiben würde.⁴⁴

In den Medien ist der Geschichtsunterricht an den estnisch- und den russischsprachigen Schulen mit einer Scheidung verglichen worden, bei der zwar die Fakten übereinstimmen, aber die Darstellung des Mannes und der Frau unterschiedlich sind.⁴⁵ Die unterschiedliche Wahrnehmung der Geschichte seitens der Esten und Russen verursacht Konflikte in der Erinnerungskultur. Der Historiker Toomas Karjahärm erklärt, dass die Esten sich als ein kleines Volk sähen, das sich gegen einen äußeren Feind verteidigen musste. Viele Russen hingegen nähmen die Geschichte aus der Sicht eines Großreiches wahr und teilten die irrtümliche Auffassung, dass Estland schon immer ein Bestandteil des russischen Reiches gewesen sei. Charakteristisch seien ein spezifisch sowjetisches Selbstbewusstsein sowie die Nostalgie hinsichtlich des verlorenen Imperiums. Als Höhepunkt der jüngeren russischen Geschichte sähen Russen den Sieg im Zweiten Weltkrieg und die Beteiligung an der Anti-Hitler-Koalition. Für Estland bedeuteten diese Ereignisse aber den Verlust der Selbstständigkeit und die Okkupation.⁴⁶ Der Sieg im Zweiten Weltkrieg und seine Symbole machen einen wesentlichen Teil der Identität der Russen in Estland aus, wobei die emotionale Aufladung so stark ist, dass rationale Erkenntnisse und Diskussionen in den Hintergrund geraten oder ihre Bedeutung verlieren.⁴⁷ Für Russland und viele Russen in Estland bedeutet der Zweite Weltkrieg den Großen Vaterländischen Krieg in den Jahren 1941–1945. Für Estland, Lettland, Litauen und Polen begann der Zweite Weltkrieg aber schon früher, im Jahr 1939. Ein widersprüchliches Datum ist auch der 9. Mai – für die einen bedeutet er die Befreiung, für die anderen den endgültigen Verlust der Selbstständigkeit.

Sergei Metlev, einst ein Schüler eines russischsprachigen Gymnasiums, der mit kritischen Artikeln über die russische Politik von sich reden

⁴⁴ Ebenda.

⁴⁵ RIIN ALJAS: Eesti koolide ajalooõpe on nagu lahtutus: faktid on samad, aga mees ja naine räägivad erineva loo [Der Geschichtsunterricht an estnischen Schulen ist wie eine Scheidung: Die Fakten sind dieselben, aber der Mann und die Frau erzählen eine unterschiedliche Geschichte], in: Eesti Päevaleht, 11.2.2016.

⁴⁶ TOOMAS KARJAHÄRM: Eesti ajaloo õpetamise üldisi probleeme vene õppekeelega koolis [Allgemeine Probleme des Unterrichts über estnische Geschichte in russischsprachigen Schulen], in: Eesti ajaloo pöördepunkt. Lisamaterjale õpetajale, hrsg. von DEMS. und ANDRES ADAMSON, Tallinn 2008, S. 7-16.

⁴⁷ KÜLLO ARJAKAS: Küsimus ja vastus [Frage und Antwort], in: Õpetajate Leht, 11.5.2007, Nr. 19; vgl. SIOBHAN ANN KATTAGO: Agreeing to Disagree on the Legacies of Recent History. Memory, Pluralism and Europe after 1989, in: European Journal of Social Theory 12 (2009), Nr. 3, S. 375-395, hier S. 8f.

machte,⁴⁸ war der Meinung, dass der unterschiedliche Geschichtsunterricht in den estnisch- und den russischsprachigen Schulen vor allem durch den Einfluss der Lehrer für Geschichte und Gesellschaftskunde bedingt war: Sie hatten ihre Bildung außerhalb Estlands erworben, ihre Kenntnisse der Amtssprache sowie die Verbindung zur estnischen Umwelt und Gemeinde waren schwach, ihre Informationsquellen waren russisch und die Gesinnung sowjetisch, an Fortbildungen nahmen sie nicht teil und die estnischsprachigen Materialien waren für sie nicht verständlich. Die Forderung nach estnischen Sprachkenntnissen nehmen diese Lehrer als Diskriminierung wahr.⁴⁹ Leider gibt es bis heute an den estnischen Universitäten nur vereinzelt russische Studenten, die Geschichte und Gesellschaftskunde auf Lehramt studieren.

Unterschiede zwischen den estnischen und russischen Schulen sieht man auch in der Methodik: Die Lehrer der estnischsprachigen Schulen verwenden mehr aktive Lernmethoden und regen die Schüler an, über Probleme der Geschichte zu diskutieren; in den russischen Schulen sind die Geschichtskennntnisse eher faktenlastig. Laut den Lehrern liegt das an den schwachen Sprachkenntnissen der Schüler, die Diskussionen unmöglich machten.⁵⁰

Als ein Beispiel für unterschiedliche Auffassungen eignet sich das staatliche Examen aus dem Jahr 2007, bei welcher eine Aufgabe voraussetzte, dass die Schüler entscheiden, welcher Staat den Kalten Krieg gewann. Ein Lehrer einer russischsprachigen Schule wies darauf hin, dass der Bewertungsbogen empfahl, die USA als Sieger einzustufen, dies aber für ein russisches Kind ideologisch inakzeptabel sei. Der Lehrer fügte nicht hinzu, welchen Staat er dann in seinen Stunden zum Sieger erklärte, um seine Kinder nicht seelisch zu traumatisieren.⁵¹

In einer Untersuchung aus dem Jahre 2012 räumten 70% der Lehrer von russischsprachigen Schulen ein, dass sie ihr Geschichtswissen hätten neu

⁴⁸ Im März 2009 kritisierte Metlev den Botschafter der Russischen Föderation Nikolaj Uspenskij wegen der Einmischung in innere Angelegenheiten, nachdem Uspenski die Estnische Sprachinspektion als ein Repressionsorgan bezeichnet hatte, das in den russischsprachigen Schulen Kadernäuberungen durchführe. Die Schule verurteilte Metlevs Äußerung, doch er durfte in der Schule bleiben. Siehe MARTTI KASS, ALEKSANDER GÜNTER: Venemaa suursaadikut kritiseerinud õpilane sai koolilt noomida [Der Schüler, der den russischen Botschafter kritisiert hatte, bekam von der Schule eine Rüge erteilt], in: Postimees, 12.3.2009.

⁴⁹ SERGEI METLEV: Eesti ajalugu läbi vene noorte silmade. Ettekanne XIV Jüri Kukele pühendatud aulakonverentsil Tartu Ülikoolis, 30.3.2010 [Estnische Geschichte aus der Sicht von russischen Jugendlichen. Ein Vortrag bei der 14., Jüri Kukk gewidmeten Aulakonferenz in der Universität Tartu, 30.3.2010]: <http://poooh.nettek.ee/2010/07/sergei-metlev-estni-ajalugu-labi-vene-noorte-silmade/> (letzter Zugriff 20.9.2013).

⁵⁰ SIRJE SOMMER-KALDA: Ajalooõpetajad otsisid Sakal üksmeelt [Geschichtslehrer suchten in Saka Einigkeit], in: Põhjarannik, 23.8.2012.

⁵¹ Ajalugu. Eksamid. 2007 [Geschichte. Prüfungen. 2007]: http://www.ekk.edu.ee/vvfiles/0/ajalugu_2007.pdf (letzter Zugriff 16.3.2015).

bewerten müssen. Zu den daher neu bewerteten Ereignissen standen für 80% der Lehrer der Zweite Weltkrieg an erster Stelle, es folgten Estlands Unabhängigkeit und der Freiheitskrieg (65%) sowie die Repressionen der Sowjetmacht und die estnische Selbstständigkeit in der Zwischenkriegszeit (60%). Als das empfindlichste Thema hoben 80% der Lehrer die sowjetische Besatzung und die Ereignisse des Jahres 1940 in Estland hervor.⁵²

Die Ereignisse im April des Jahres 2007 – die sogenannten Bronzenächte in Tallinn – rückten den Geschichtsunterricht in den russischsprachigen Schulen in den Fokus der Presse. Der russischsprachige Geschichtsunterricht ist damals als Spiegelbild des sowjetzeitlichen Geschichtsunterrichts in den estnischen Schulen bezeichnet worden: „Die Geschichtsbücher vertreten die offizielle historische Wahrheit, die Lehrer und vor allem die Eltern vermitteln andere Ansichten von der Vergangenheit“.⁵³ Der Unterschied besteht nur darin, dass die sogenannte offizielle Geschichte während der Sowjetzeit unter der Furcht vor Repressionen unterrichtet wurde. Aus der Einstellung gegenüber der Geschichte, der estnischen Sprache und dem Staat ergibt sich, dass in den russischen Schulen jahrelang Doppeltzügigkeit und Unaufrichtigkeit beigebracht wurden: einerseits die offizielle Geschichte, die die Lehrer unterrichten mussten, andererseits die Geschichte, die die Lehrer mit ihrer Einstellung, ihrem Vorbild und ihrer Autorität vermitteln.⁵⁴ Igor Kalakauskas, Geschichtslehrer an einer Tallinner russischen Schule, kritisierte den von Exilesten produzierten Film „Die singende Revolution“ als subjektiv und tendenziös, weil „die Autoren der Dokumentation bei der Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1940, 1944 und 1985–1991 solche Themen ausgelassen hätten, die bei den Zuschauern gegenüber der Sowjetordnung Sympathien hätten wecken können“.⁵⁵ Der Lehrer sah auch darin einen Widerspruch, dass die Gesichter der Teilnehmer der Demonstrationen fröhlich seien, der Filmtext aber behauptet, die Teilnahme sei erzwungen. Auch die Tatsache, dass in der estnischen Geschichtsschreibung die Sowjetzeit als Besatzung bezeichnet wurde, gefiel dem Lehrer nicht. Die Gedanken der Schüler teilte der Lehrer nicht mit, doch erwähnte er, dass das Nationalgefühl bei den meisten von ihnen verletzt sei: „Über Russlands Rolle und über diejenigen, die in

⁵² Die Antworten der Lehrer stammen aus Interviews und Befragungen im Jahr 2012 für eine Doktorarbeit. Drei von 10 Interviewten und 17 von 127 an der Befragung Beteiligten arbeiteten in russischsprachigen Schulen. Siehe MARE OJA: *Muu-tused üldhariduskooli ajalooõpetuses alates 1987. aastast – nõukogulikust tänapäevaseks* [Veränderungen im Geschichtsunterricht der allgemeinbildenden Schulen seit 1987 – von der Sowjetzeit ins Heute]. Diss. Universität Tallinn 2016, S. 300-335.

⁵³ MAREK TAMM: *Mõte* [Ein Gedanke], in: *Õpetajate Leht*, 8.6.2007, Nr. 23.

⁵⁴ AGU LAIUS: *Samal teemal. Millises suunas peaks liikuma vene kool?* [Über dasselbe Thema. In welche Richtung sollte sich die russische Schule bewegen?], in: *Õpetajate Leht*, 18.5.2007, Nr. 20.

⁵⁵ IGOR KALAKAUSKAS: *Kas ajalugu saab olla objektiivne?* [Kann Geschichte objektiv sein?], in: *Õpetajate Leht*, 27.4.2007, Nr. 17.

der Sowjetzeit geschickt wurden, um Estland zu russifizieren, wurde im Film abschätzig gesprochen“.⁵⁶

Die Tatsache, dass es schwieriger ist, auf Estnisch zu lernen, macht den Unterricht der estnischen Geschichte für die Schüler unangenehm. Das, was wegen der schwachen Sprachkenntnisse unverständlich bleibt, kompensiert die russische Propaganda durch ihre Medien.⁵⁷ Der Geschichtsunterricht und die Gesellschaftskunde haben die demokratische Weltanschauung in den russischen Schulen nicht unterstützt. Der Historiker und Politiker Lauri Vahtre ist der Meinung, dass dies am Konflikt zwischen der europäischen und der nicht-europäischen Interpretation von Geschichte und Gesellschaft liegt. Das Weltbild eines russischen Lehrers sei ein chauvinistisches, das in der Annexion Estlands durch Russland kein Verbrechen sieht, sondern Rechtfertigungen für die sowjetische Ordnung sucht und auch die Schüler anspornt, in dieser Weise zu denken.⁵⁸

Laut des Gründungs- und Vorstandsmitglieds des Vereins der estnischen Geschichts- und Gesellschaftskundelehrer, Anatoli Grigorjev, hätten der Optimismus und das Engagement der russischen Lehrer wegen der Bildungsreformen abgenommen. Ein Teil der Lehrer habe sein Selbstbewusstsein verloren, viele erreichten das Rentenalter oder wechselten den Beruf. Grigorjev gibt die Schuld am mangelnden Einsatz der Lehrer der russischsprachigen Schulen auch den Schulleitern, die das gesellschaftliche Engagement der Lehrer, u.a. im Vereinswesen, nicht unterstützten.⁵⁹ Obwohl die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit immer und bei allen Diskussionen unter Lehrern geäußert wurde, ist bis heute eine gewisse Barriere spürbar.

Katri Raik, die Direktorin des Narva Kolleg der Universität Tartu (1999–2007, 2009–2015), meinte, dass für den Wandel der russischen Schulen die Lehrer von entscheidender Bedeutung seien: „Was ein Lehrer in der Stunde erzählt, ist nicht leicht herauszufinden“.⁶⁰ Eine Möglichkeit wäre Raiks Auffassung zufolge, estnischsprachige Fachlehrer in die russischen Schulen zu schicken, aber auch das ist nicht leicht umsetzbar. Man muss die Methodik zum Unterricht in einer anderen Sprache kennen, man muss die russische Sprache beherrschen und eine Vorstellung von der Gedankenwelt

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ IGOR KALAKAUSKAS: Millises suunas peaks liikuma vene kool? [In welche Richtung sollte sich die russische Schule bewegen?], in: *Õpetajate Leht*, 18.5.2007, Nr. 20.

⁵⁸ LAURI VAHTRE: Mõte [Ein Gedanke], in: *Õpetajate Leht*, 18.5.2007, Nr. 20.

⁵⁹ ANATOLI GRIGORJEV: EAÜS ja vene ajalooõpetajad [Die Gesellschaft der estnischen Lehrer für Geschichte und Gesellschaftskunde und russische Lehrer für Geschichte], in: *Kakskümmend aastat Eesti Ajaloo- ja Ühiskonnaõpetajate Seltsi*, hrsg. von LIIS REIER und INDREK RIIGOR, Tallinn 2014, S. 146-147.

⁶⁰ KATRI RAIK: Vene kooli muutus on kinni õpetajates [Die Wandlung der russischen Schulen liegt in den Händen der Lehrer], in: *Õpetajate Leht*, 25.5.2007, Nr. 21.

der Russen in Estland haben. Außerdem könne es vorkommen, dass estnische Lehrer in den russischen Schulen nicht willkommen sind.⁶¹

Unterrichtsmaterialien

Sowohl die estnischsprachigen als auch die russischsprachigen Schulen benötigten nach der Wiedererlangung der Selbstständigkeit neue Schulbücher für Geschichte. Da die Verlage es nicht schafften, Übersetzungen estnischsprachiger Schulbücher in der erforderlichen Kürze der Zeit auf Russisch herauszugeben, wurden für eine Weile – auch nachdem der staatliche Lehrplan 1996 in Kraft getreten war und mit Genehmigung des Bildungsministeriums – in den russischen Schulen in Russland verfasste Schulbücher verwendet. Sie machten noch in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre 35% aller verwendeten Schulbücher aus.⁶² Ob und in welchem Maß die russischsprachigen Schulen heute Lehrbücher der Russländischen Föderation verwenden, ist nicht bekannt. Der staatliche Lehrplan gibt fachbezogene Lernziele vor, die erreicht werden müssen, schreibt aber nicht vor, anhand welcher Unterrichtsmaterialien dies geschieht. Aus staatlichen Mitteln dürfen die Schulen dennoch nur Lehrbücher kaufen, die dem estnischen staatlichen Lehrplan entsprechen.

Die Lehrer der russischen Schulen warfen den aus dem Estnischen ins Russische übertragenen Geschichtsbüchern vor, dass diese die Geschichte Russlands und der GUS bruchstückhaft behandelten und damit kein vollständiges Weltbild gewährleisteten. Stattdessen oktroyierten sie eine (europäische) Sicht als einzig richtige.⁶³ Dem ersten Vorwurf wurde entgegnet, dass es nicht Estlands bildungspolitische Aufgabe sein könne, die Geschichte jener Nationen, die sich während der sowjetischen Besatzung in Estland niederließen, zu unterrichten, sondern das dies eine Frage der jeweiligen kulturellen Autonomie sei. Estnische Schulbücher seien für die estnischen Schulen gedacht, unabhängig von der Unterrichtssprache. Die Tatsache, dass die Schulbücher umfangreich sind, wurde mit der momentanen Situation gerechtfertigt – da ein halbes Jahrhundert lang in den Schulbüchern Ideologie und Fälschungen vorherrschten, brauchten die Schüler Wissen darüber, was in Estland und in der Welt geschehen war.⁶⁴ Man fand, dass den Russen durch die Vermittlung der estnischen Geschichte gezeigt werden müsse, dass die Wurzeln der Esten tief in der westlichen

⁶¹ Ebenda.

⁶² LAPIKOVA, Venekeelsest haridusest (wie Anm. 14), S. 10.

⁶³ RAFIK GRIGORJAN: Ajalugu koolis ja Eesti hariduspoliitika [Geschichte in der Schule und die estnische Bildungspolitik], in: *Õpetajate Leht*, 9.2.1996, Nr. 6.

⁶⁴ PEEP LEPPIK: Völtsingut ja ajalugu ei sobi võrrelda [Fälschung und Geschichte lassen sich nicht vergleichen], in: *Õpetajate Leht*, 16.2.1996, Nr 7.

Kultur liegen und die Russen, die sich in Estland niedergelassen haben, in eine gänzlich andere Welt geraten sind.⁶⁵

Die estnisch- und die russischsprachigen Schulen verwenden die gleichen Schulbücher. Die meisten Schulbücher werden zunächst in estnischer Sprache verlegt und danach ins Russische übersetzt. Zwei Schulbücher – „Pilk ajalukku“ (Blick in die Vergangenheit, 1999) des estnischen Historikers David Vseviiov und „20. sajandi ajalugu, I ja II osa“ (Geschichte des 20. Jahrhunderts, Teil 1 und 2, 2001–2002) des russischen Historikers Andrei Fjodorov – wurden zunächst auf Russisch und danach auf Estnisch verlegt.⁶⁶ Beide Bücher sind auf Basis des staatlichen estnischen Lehrplans verfasst worden. Die Autoren wählte der Verlag nach einem Wettbewerb für Schulbücher aus. Fjodorovs Lehrbuch wurde in den russischsprachigen Schulen sehr gut aufgenommen. Der Verleger begründete dies mit dem größeren Vertrauen der Lehrer und Schüler der russischsprachigen Schulen gegenüber russischen Autoren, was es ermöglicht, in den Lehrbüchern auch solche Informationen zu vermitteln, die bis dahin abgelehnt wurden.⁶⁷ Speziell für den Einstieg in den estnischsprachigen Unterricht in den russischsprachigen Schulen wurde das „Lehrbuch der estnischen Geschichte“ (2004) von Lauri Vahtre herausgegeben.⁶⁸ Im Auftrag der Stiftung für Integration wurde für die russischsprachigen Gymnasien eine Sammlung von Geschichtsquellen zum kostenlosen Verteilen mit dem Titel „Wendepunkte der estnischen Geschichte“ (2008) mit den dazugehörigen Zusatzmaterialien für Lehrer zusammengestellt, in denen Russland und den Russen in Estland verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet wurde.⁶⁹ Diese Sammlung sollte den überblicksartigen Lehrbuchtext ergänzen und die Möglichkeit bieten, auf diese Themen ausführlicher einzugehen. Die in der Sammlung veröffentlichten, verschiedenen, oft widersprüchlichen Standpunkte, ermöglichten es, die Entstehungsumstände der einen oder anderen Quelle zu verstehen und Fälle von Geschichtsfälschung darzustellen.

Die Schulbücher für die Mittelstufe wurden weiterhin aus dem Estnischen ins Russische übersetzt. Die Texte wurden nicht geändert, aber die

⁶⁵ SIRJE TOHVER: Kodanikuõpetuse kaudu multikultuurilisse ühiskonda [Durch die Gesellschaftskunde in die multikulturelle Gesellschaft], in: Õpetajate Leht, 14.5.1999, Nr. 19.

⁶⁶ DAVID VSEVIIOV: Vzgljad v prošloe. Učebnik istorii dlja 5. klassa [Blick in die Vergangenheit. Lehrbuch für Geschichte für die 5. Klasse], Tallinn 1999; ANDREJ FJODOROV: Istorija XX veka. Učebnik dlja gimnazij [Geschichte des 20. Jahrhunderts. Lehrbuch für Gymnasien], 2 Bde. (1900–1939, 1939–2000), Tallinn 2001–2002.

⁶⁷ Antwort des Redakteurs des Verlags Avita, Arvis Kiristaja, auf die Rezension von Marko Mihkelson über das Manuskript des Lehrbuchs „Lähiajalugu“ (Zeitgeschichte) von Andrei Fjodorov. REKK, sari 3–12. Ainenõukogude protokollid 2001–2003.

⁶⁸ LAURI VAHTRE: Eesti ajalugu gümnaasiumile [Estnische Geschichte für Gymnasien], Tallinn 2004.

⁶⁹ Eesti ajaloo pöördepunktid. Dokumente ja materjale vene õppekeelega gümnaasiumile [Wendepunkte der estnischen Geschichte. Dokumente und Materialien für russischsprachige Gymnasien], hrsg. von TOOMAS KARJAHÄRM und ANDRES ADAMSON, Tallinn 2008; Eesti ajaloo pöördepunktid. Lisamaterjale (wie Anm. 46).

Übersetzer versuchten die Ausdrucksweise bei der Beschreibung mancher Ereignisse etwas neutraler zu gestalten. Während zum Beispiel in den estnischsprachigen Schulbüchern Arbeiter aus anderen Teilen der Sowjetunion, die in Estland angesiedelt wurden, als „Fremdarbeiter“ bezeichnet werden, wird in den russischsprachigen Lehrbüchern die Bezeichnung „die aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion gekommenen Arbeiter mit ihren Familien“ verwendet.⁷⁰ In den estnischsprachigen Schulbüchern wird die Sowjetunion als eine für das estnische Volk feindliche und zerstörerische Macht dargestellt, in den russischsprachigen Schulbüchern aber lediglich als eine Erscheinung, die nicht im Interesse des estnischen Volkes und Staates war. Während in den estnischsprachigen Schulbüchern die Wehrmacht als eine Kraft, die das estnische Volk vom Kommunismus befreite, behandelt wird, gilt sie in den russischsprachigen Schulbüchern als Estlands Besatzer. Die Personen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Estland kamen, werden in den estnischsprachigen Schulbüchern als eine Gefahr für das Estentum betrachtet, in den russischsprachigen Schulbüchern werden dagegen die Probleme zwischen den zwei Gemeinden betont, die sich aus den zwei unterschiedlichen Sprachgruppen ergeben. In den estnischsprachigen Schulbüchern gibt es Hinweise darauf, dass die Einwanderer in Estland nicht willkommen waren (in manchen steht, dass dies bis heute so ist), in den russischsprachigen Schulbüchern ist davon keine Rede.⁷¹

Man kann nicht behaupten, dass die Schulbücher zur estnischen Geschichte ganz frei von einem Opferkomplex und von dem Wunsch wären, die nationale Geschichte zu heroisieren. Hierin wird betont, was „andere“ „uns“ an Schlechtem angetan haben.⁷² Die politische Geschichte, in der Konflikte und schwierigere Themen deutlicher zum Ausdruck kommen, überwiegt in den Schulbüchern klar die Kultur- und Sozialgeschichte. Sicherlich gibt es hier einen Entwicklungsraum, um den positiven Beitrag der „anderen“ zur estnischen Geschichte und Kultur aufzunehmen sowie die Eigenarten der Kulturen und Traditionen der Minderheiten zu beschreiben und sich nicht nur mit der Tatsache ihrer Existenz zufrieden zu geben.

⁷⁰ DAVID ARUTYUNYAN: Kooliõpikud kui erineva maailmavaate kujundajad. Eesti ajaloo gümnaasiumiõpikute näitel (1991–2012). Magistritöö [Schulbücher als Gestalter unterschiedlicher Weltanschauungen. Am Beispiel von Lehrbüchern über estnische Geschichte für Gymnasien (1991–2012). Magisterarbeit], Technische Universität Tallinn 2014, S. 33.

⁷¹ Ebenda, S. 33ff., 40f., 44f., 52, 66, 69ff.

⁷² Vgl. MARE OJA: The Image of the other in the history of Estonia on the basis of contemporary textbook analysis, in: International Society for History Didactics. Yearbook 34 (2013), S. 57-72.

Einstellungen und Ansichten der Schüler

Warum also kennen viele russischsprachige Jugendliche die estnische Geschichte nicht und halten die Gedenktage, die sich aus der estnischen Geschichte ergeben, für fremd, obwohl sie in der estnischen Republik aufgewachsen sind und hier auch ihre Ausbildung genossen haben?

Bei einer Diskussion von Geschichtslehrern im Jahr 2012 in Ida-Virumaa betonte der damalige Geschichtsstudent der Universität Tallinn, Ivan Lavrentjev, dass die russischen Jugendlichen bei der Bewertung der Sowjetzeit ihre rosafarbene Brille absetzen sollten. Über die Auseinandersetzung mit der Geschichte sollten sie selbst zu dem Schluss kommen, dass die Sowjetzeit vielgestaltig war. Die heutige lernende Jugend fällt ihre Urteile aufgrund der Geschichten ihrer Eltern, die ihrerseits durch die eigene Jugend beeinflusst sind, die meist als eine schöne Zeit wahrgenommen wird. Die unterschiedlichen Auffassungen werden auch durch unterschiedliche Informationsquellen und schwache Sprachkenntnisse bedingt. Letztere schränken den Zugang zu Informationen und die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, ein.⁷³

Indrek Riigor, ein estnischer Geschichtslehrer, der in einer russischen Schule arbeitet, ist der Meinung, es sei leichter, mit einer kooperativen 10. Klasse zu arbeiten als mit Abiturienten einer 12. Klasse, die ihren weiteren Bildungsweg schon planen: Diejenigen, die nicht in Estland bleiben wollten, hielten auch Kenntnisse der estnischen Geschichte für nicht notwendig. Immerhin zeigten sie auf die Frage des Lehrers, was sie in der Fremde über ihr Herkunftsland berichten würden, ein gewisses Verständnis. Der Lehrer machte die Erfahrung, dass die heutigen Jugendlichen sowohl estnischer als auch russischer Schulen sich über die entscheidenden Ereignisse des 20. Jahrhunderts nicht den Kopf zerbrechen: Alles fand schon vor so langer Zeit statt, dass keine besonderen Emotionen geweckt werden. Oder behielten die Schüler aus Höflichkeit andere Ansichten für sich? Der Lehrer spornte sie an, die eigene Meinung zu äußern, verlangte aber auch eine Begründung. Um sich gegenseitig besser zu verstehen, wurde zwischen einer russischen und einer estnischen Schule für einen Tag ein Schüleraustausch von zehn Schülern veranstaltet. Diese Erfahrung war für alle angenehm: Der Umgang war offen und freundlich und gleichzeitig wurden die Sprachkenntnisse verbessert.⁷⁴ Auch Riigor stellt fest, dass in den estnisch- und den russischsprachigen Schulen unterschiedliche Auffassungen über die Gedenktage herrschten. In der russischen Schule werde bei den Feierlichkeiten anlässlich des Jahrestages der Estnischen Republik am 24. Februar keine Atmosphäre erzeugt, die dem wichtigsten Staatsfeiertag entspricht. Stattdessen beglückwünschten die Mädchen die Jungen zum „Männertag“ – so wurde in der Sowjetzeit der 23. Februar genannt, der in

⁷³ Zit. nach SOMMER-KALDA, Ajalooõpetajad (wie Anm. 50).

⁷⁴ INDREK RIIGOR: Kuidas õpetada Eesti ajalugu vene koolis? [Wie unterrichtet man estnische Geschichte in den russischen Schulen?], in: Õpetajate Leht, 21.8.2011, Nr. 27.

der UdSSR als Tag der Sowjetarmee und Seestreitkräfte gefeiert wurde (und in der Russländischen Föderation bis heute ein gesetzlicher Feiertag ist). Der Festakt zum Jahrestag der Republik fand in der Schule dennoch statt, und im Geschichtsunterricht wurde ein Film darüber gezeigt, wie Estland selbstständig wurde. Am 9. Mai wiederum wurde der Unterricht von der Schulglocke mit der Melodie des aus dem Zweiten Weltkrieg bekannten Lieds „Katjuša“ eingeläutet, ein anderes sowjetisches Kriegslied beendete die Stunde.⁷⁵

Die Ergebnisse der staatlichen Prüfung im Fach Geschichte in den Jahren 1997 bis 2013 waren in den ersten Jahren in den russischsprachigen Schulen auf einer Skala von 100 Punkten durchschnittlich 10 Punkte niedriger als die der estnischsprachigen Schulen. In den Jahren 2000 bis 2002 war das Niveau der estnischsprachigen und russischsprachigen Arbeiten nicht mehr bemerkenswert unterschiedlich. Seit dem Jahr 2004 jedoch gibt es wieder Unterschiede bei den Ergebnissen, und in den staatlichen Prüfungen der letzten Jahre ergab sich in den Ergebnissen wieder ein Unterschied von 10 Punkten zuungunsten der russischen Schulen.⁷⁶ Auffallend war, dass das durchschnittliche Ergebnis der Aufsätze der Prüfungskandidaten der russischsprachigen Schulen deutlich niedriger war. Am größten war der Unterschied der Ergebnisse bei den Themen, die sich auf die estnische Geschichte bezogen; bei den Themen der allgemeinen Geschichte waren die Unterschiede in den Ergebnissen kleiner.⁷⁷ Die Haltung vieler Schüler, die übrigens ausgezeichnete Estnischkenntnisse besaßen, war teilweise rassistisch – und sie rühmten noch immer Stalin.⁷⁸

Die Entwicklung des Geschichtsbewusstseins der Schüler der 8. bis 12. Klassen sowohl der estnischsprachigen als auch der russischsprachigen Schulen betrachtete Reet Roos in ihrer Abschlussarbeit im Jahr 2007, in welcher sie eine Antwort auf die Frage suchte, warum das Wissen und die Ansichten der Schüler der estnisch- und der russischsprachigen Schulen sich unterscheiden.⁷⁹ Die Schüler der russischsprachigen Schulen hielten die Behandlung der russischen Geschichte und der Besatzung Estlands

⁷⁵ DERS.: Minu, sinu või meie püha [Mein, dein oder unser Feiertag], in: *Õpetajate Leht*, 21.8.2011, Nr. 27.

⁷⁶ ENE TANNBERG: Ajaloo riigieksam [Staatliche Prüfung im Fach Geschichte] 2003/2004: http://vana.ekk.edu.ee/riigieksamid/gymnaasium/2004/ajalugu/ajal_gym.pdf (letzter Zugriff 10.3.2015); MARE OJA: Ajaloo riigieksam [Staatliche Prüfung im Fach Geschichte] 2010. Ergebnisanalyse: http://www.ekk.edu.ee/vvfiles/0/ajalugu_RE_analysys_2010.pdf (letzter Zugriff 5.3.2015).

⁷⁷ 2008. aasta põhikooli lõpueksami analüüs [Analyse der Abschlussprüfung der 9. Klasse im Jahr 2008]: http://www.ekk.edu.ee/vvfiles/0/PK_ajalugu_analysys2008.pdf (letzter Zugriff 12.3.2015).

⁷⁸ Elektroonline intervjuu Aive Peiliga [Elektronisches Interview mit Aive Peil], 26.2.2017. – Im Besitz der Autorin.

⁷⁹ REET ROOS. Tallinna kooliõpilaste ajalooteadvus ja selle kujunemiskriteeriumid Teise maailmasõja näitel. Lõputöö [Das Bewusstsein der Tallinner Schüler für Geschichte und seine Entwicklungsfaktoren am Beispiel des Zweiten Weltkrieges. Abschlussarbeit], Universität Tartu 2007.

für tendenziös – die Sowjetzeit könne nicht so schlecht gewesen sein, wie sie in den Schulbüchern dargestellt wird. Während die estnischen Schüler der Meinung waren, dass eher Stalin den Zweiten Weltkrieg entfesselte, waren es für die Jugendlichen der russischsprachigen Schulen Hitler und Deutschland. Charakteristisch war die Einstellung, dass der Lehrer ehrlich über die Ereignisse erzählt; steht seine Erzählung im Widerspruch zum Lehrbuch, tendieren die Schüler dazu, dem Lehrer zu glauben. Aus den Interviews mit den russischen Jugendlichen ging die Meinung hervor, dass es während der Besatzung und der Sowjetzeit keinen Mangel gegeben habe. Die heutige estnische politische Elite wurde beschuldigt, die Geschichte zum Nachteil Russlands politisch motiviert neu geschrieben zu haben. Die allgemeine Geschichte wurde für interessanter gehalten als die estnische Geschichte. Die Meinung über den Zweiten Weltkrieg war durch Filme aus der Sowjetzeit beeinflusst.⁸⁰

In ihrer im Jahr 2013 in Tallinn verteidigten Magisterarbeit untersuchte Hanna-Liis Kaarlõp-Nani, wie die sensiblen Themen in den russischsprachigen Schulen unterrichtet werden und bei welchen Themen aus der Geschichte sich die Standpunkte zu Hause und in der Schule unterscheiden. 55% der bei der Befragung beteiligten 248 Schüler der 9. und 11. Klassen unterschiedlicher russischsprachiger Schulen nannten den Zweiten Weltkrieg und 52% das Leben in der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik, die Besatzung Estlands erwähnten 49%. Der Behauptung, dass Estland freiwillig der Sowjetunion beitrug, schlossen sich 21% der Befragten an, 42% waren damit nicht einverstanden. 30% stimmten zu, dass der Zusammenbruch der Sowjetunion eine Katastrophe war, doch genauso viele teilten diese Ansicht nicht. 37% der Schüler, die geantwortet haben, hielten es für richtig, dass Boris Jelzin wegen der Besatzung Estlands um Verzeihung bat, 26% hielt das für falsch. 37% der Befragten hielten das Leben in der heutigen Estnischen Republik für besser als in der Sowjetzeit, 26% waren mit dieser Meinung nicht einverstanden. 57% der Schüler waren der Ansicht, dass in Estland Russen und Esten nicht gleich behandelt werden.⁸¹

Die Ergebnisse dieser Untersuchung können natürlich nicht auf Lehrer und Schüler aller russischsprachigen Schulen übertragen werden, aber sie zeigen doch auf jeden Fall Tendenzen. Auch die 2011 von *International Educational Achievement* (IEA) durchgeführte Studie für zivilgesellschaftliche und politische Bildung zeigte, dass die russischen Jugendlichen der Mittelstufe sich zunehmend von Estland entfremdeten und wenig Vertrauen

⁸⁰ Ebenda, S. 60-70.

⁸¹ HANNA-LIIS KAARLÕP-NANI: Mälukonfliktide ületamise võimalusi ajalooõpetuse kaudu. Magistritöö [Über die Möglichkeiten Konflikte in der Erinnerungskultur durch den Geschichtsunterricht zu überwinden. Magisterarbeit]. Universität Tallinn 2013, S. 28f., 46-59.

in die staatlichen Institutionen hätten.⁸² Aus diesem Grund ist die Rolle des Geschichtslehrers bei der Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts äußerst wichtig. Wenn aber ein Lehrer selbst die Konflikte in der Erinnerungskultur verstärkt, kann man kaum auf eine positive Veränderung hoffen.

Zusammenfassung

Obwohl das estnische Bildungssystem einheitlich ist, auf der Basis des gleichen Lehrplans und anderer Verordnungen funktioniert sowie in Estland verlegte Lehrmaterialien verwendet, gibt es zwischen den Schülern der estnisch- und der russischsprachigen Schulen in Bezug auf das Verständnis der Geschichte wesentliche Unterschiede. Paradoxiere Weise stützt sich die andersartige Identität der russischen Jugendlichen nicht so sehr auf die russische Kultur, als vielmehr auf eine Nostalgie bezüglich der Sowjetzeit und auf eine durch den Militarismus angetriebene imperiale Haltung, gelenkt sowohl von den Eltern als auch von den russischen Medien. Nur eine zielgerichtete und interesseweckende Arbeit der Lehrer kann eine positive Wandlung bringen. Ein Lehrer sollte fähig sein, die Jugendlichen zu motivieren und bereit sein ihnen zu helfen, in der estnischen Gesellschaft geeignete Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung zu finden. Die Entwicklung eines kritischen Denkvermögens ist das wichtigste Ziel des Geschichtsunterrichts, der bei der Überwindung der stereotypen Denkweise und beim Durchschauen von Propaganda helfen sowie die Fähigkeit stärken sollte, den eigenen, quellenbasierten Standpunkt zu bestimmen.

Auch die Integration des estnischsprachigen Fachunterrichts in die russischsprachigen Gymnasien konnte bis jetzt nicht endgültig erreicht werden und ist weiterhin eine politische Streitfrage. Die Sprachkenntnisse der Schüler und die Bereitschaft der Fachlehrer auf Estnisch zu unterrichten, sind in vielen russischsprachigen Schulen nach wie vor nicht ausreichend. Hilfreich könnte eine engere Zusammenarbeit der Fachlehrer sein sowie die Fortbildung der Lehrer, u.a. über die Verwendung von modernen Unterrichtsmethoden und die Entwicklung von Lehrmaterialien. Der Erfolg der Immersionsklassen zeigt, dass mit dem Sprachunterricht möglichst früh begonnen werden sollte, nämlich schon in den ersten Klassen.

Selbstverständlich spielen auch die Ziele des Fachlehrplans für das Fach Geschichte und die Unterrichtsmethodik eine sehr wichtige Rolle. Der Geschichtsunterricht muss die Zusammenhänge der vergangenen und heutigen Gesellschaften erklären, das kritische Denken und die Fähigkeit zum Argumentieren gestalten, statt zu manipulieren und die Geschichte (politisch) auszunutzen. Er muss den Schülern zeigen, wie ein Historiker,

⁸² ANU TOOTS: Unustatud vene kool [Vergessene russische Schulen], in: Õpetajate Leht, 28.10.2011, Nr. 39.

auf die vergleichende Analyse von Quellen gestützt, seine Schlüsse zieht und sich nicht von verbreiteten Ansichten oder Emotionen verleiten lässt. Bei der Reform des Fachlehrplans für das Fach Geschichte sollten die Bedürfnisse der Schüler in der zukünftigen Gesellschaft berücksichtigt werden. Es sollten ihre Fähigkeiten unterstützt werden, das Anderssein zu begreifen und die Gefahr zu erkennen, dass die Prozesse, die wir aus der Geschichte kennen, sich wiederholen können.

BESPRECHUNGEN

INETA BALODE, DZINTRA LELE-ROZENTĀLE unter Mitwirkung von MANFRED VON BOETTICHER und REET BENDER: *Deutsch im Baltikum*. Eine annotierte Forschungsbibliographie (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, 17). Verlag Harrassowitz. Wiesbaden 2016. 358 S. ISBN 9783447105989.

Die deutsche Sprache im Baltikum hat es schwer, denn seit der ‚Umsiedlung‘ der deutschen Bevölkerung aus dem Baltikum gibt es sie als Regionalsprache eigentlich nicht mehr. Die immer weniger werdenden Deutschbalten, die das regionale baltische Deutsch noch sprechen können, leben seit Jahrzehnten in anderen deutschsprachigen Regionen oder in nicht deutschsprachigen Staaten, und es zeigt sich, dass die eigentümliche Sprache nicht mehr an kommende Generationen weitergegeben wird. Insofern verwundert es auf den ersten Blick kaum, dass jetzt, mit dem Verschwinden der letzten Sprecher und Sprecherinnen, eine Intensivierung der Erforschung dieser – nunmehr also historischen – Regionalsprache einhergeht. Das vorliegende Werk bietet vor diesem Hintergrund eine nahezu vollständige Bestandsaufnahme der Kenntnisse über das baltische Deutsch und des bis heute Geleisteten in der internationalen Erforschung dieses Gegenstands in Form einer reichhaltig annotierten Bibliografie.

Erstaunlich ist – gewissermaßen auf den zweiten Blick –, dass dieses Buch von zwei lettischen Germanistinnen unter Mitarbeit einer estnischen Germanistin und eines deutschen Historikers und Archivars (a.D.!) geschaffen wurde. Dass Letten und Esten sich hier so stark engagieren, die Universität Lettlands den Druck unterstützte, von deutscher Seite aber lediglich ein Mitarbeiter aus persönlichem Engagement beteiligt ist, kann letztlich als symptomatisch für die Situation der Forschung zum baltischen Deutsch angesehen werden. Es gibt in Deutschland heute keine institutionell verankerte Baltikum-Forschung, die dem estnischen und lettischen Engagement zur deutschen Sprache (und Literatur) an die Seite gestellt werden könnte. Dass es gleichwohl hin und wieder – wie die annotierte Bibliografie und die einleitenden Texte belegen – Studien zu diesem Thema aus der deutschen Forschungslandschaft gibt, ist allein persönlichem Interesse und Engagement geschuldet. Fachliche Anknüpfungen gibt es selbstverständlich überall, was wohl keines weiteren Kommentars bedarf.

Der mit Autorenregister und sechs historischen Abbildungen ausgestattete Band enthält nach Vorwort und Abkürzungsverzeichnis zunächst eine historische Skizze „Zur Geschichte der Deutschbalten: zwischen den Welten“ von Manfred von Boetticher, die zum sozialgeschichtlichen Verständnis der Situation der deutschen Sprache im Baltikum (hier immer verstanden als das Gebiet der heutigen Staaten Estland und Lettland) an dieser Stelle äußerst nützlich ist, zumal hier bereits auch die Auswirkungen auf die sprachlichen Verhältnisse mit im Blick sind. So gehört es beispielsweise zu den wichtigen Hintergründen, dass angesichts einer beständigen Einwanderung von Männern gerade den einheimischen deutschen Frauen die wichtige Funktion der Weitergabe der regionalen Sprache zukam.

Der folgende Abriss zur Geschichte des baltischen Deutsch von Dzintra Lele-Rozentāle gibt in prägnanter Zusammenfassung den Stand der Forschung wieder. Dabei wird die unterschiedliche Entwicklung von Schriftsprache und gesprochener Sprache zunächst vom Lateinischen zum (Mittel-)Niederdeutschen, dann zum Hochdeutschen aufgezeigt. Niederdeutsch wurde als Schriftsprache vom 13. bis zum 16. Jahrhundert benutzt, jedoch bis ins 19. Jahrhundert hinein gesprochen. Die hochdeutsche Periode wird hingegen für beide Bereiche vom 16. bis zum 20. Jahrhundert angesetzt. Als eine letzte Phase wird die Zeit ab 1939/45 mit einem „allmählichen Verschwinden der einstigen typischen deutschbaltischen Wörter und Ausdrücke“ (S. 62) bezeichnet. Allerdings wird abschließend ebenso der Einwirkungen auf die estnische und die lettische Sprache gedacht, die gewissermaßen als bleibendes Erbe den Bezug zur unmittelbaren Gegenwart herstellen.

Ein letzter einführender Teil bietet einen forschungsgeschichtlichen Überblick von Ineta Balode, in dem erstmals die in der Bibliografie zusammengestellten Arbeiten resümiert werden. Es wird gezeigt, wie die unterschiedlichen Motivationen von deutscher, estnischer und lettischer Seite erst in nationale Ausrichtungen mündeten und schließlich in der internationalen Zusammenarbeit ein Neuanfang gesetzt wurde, als die deutsche Sprache im Baltikum nurmehr geschichtlich fassbar war. Die neueste Entwicklung kann als Übergang aus den Händen der Deutschen und Deutschbalten in die Obhut der Esten und Letten angesehen werden, was freilich in enger internationaler Kooperation geschieht und von deutscher Seite dringend stärkeren staatlichen Engagements bedarf.

Der hier gebotene erste Versuch einer Periodisierung der Forschung ist zunächst noch stark an den Quantitäten orientiert (wie leider heute im evaluierenden Wissenschaftssystem immer üblicher), verweist dann aber auch auf die größere Bedeutung von Qualität und thematischem Kontext der einzelnen wissenschaftlichen Publikation. Und genau an dieser Stelle ist die zur Bibliografie hinleitende Funktion der einführenden Teile erfüllt, denn in den dortigen Annotationen stecken vielfältige weitere Informationen, die es zu entdecken und zu erschließen gilt.

Die Bibliografie enthält Titel vom Erscheinungsjahr 1759 bis 2014 und führt nicht nur wissenschaftliche Analysen auf, sondern enthält auch sporadisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit literarische Werke, um auf die Bedeutung solcher Erinnerungsliteratur (ohne linguistischen Anspruch) für die Betrachtung der deutschen Sprache im Baltikum hinzuweisen (S. 85, Anm. 46). Wertvoll ist die Erschließung der Titel in den Annotationen auch insbesondere bei fremdsprachigen Publikationen, die auf diese Weise besser wahrgenommen werden. Speziell die ansteigende Zahl der kontaktlinguistischen Untersuchungen in estnischer oder lettischer Sprache, die ein bleibender Faktor in der Erforschung der deutschen Sprache im Baltikum sein werden, sind auf diese Weise der deutschsprachigen Forschung zugänglich.

Mit dem Band ist eine herausragende Zusammenstellung der Forschungen gelungen, die überdies mit den Einleitungen erste Einblicke und Überblicke vermitteln kann. Wenn überhaupt etwas kritisch angemerkt werden kann, dann der Verzicht auf die digitale Dimension (wie etwa eine Wikipedia-Seite „Baltisches Deutsch“, Links zu online verfügbaren Texten oder das „Baltische Rechtswörterbuch 1710–1940“¹), die in Zukunft gewiss immer mehr Bedeutung erlangen werden. Gleichwohl muss dieses Werk ab sofort zur unumgänglichen Ausgangsbasis für alle weiteren Arbeiten auf dem Gebiet der deutschen Sprache im Baltikum gezählt werden.

MARTIN KLÖKER

The Teutonic Order in Prussia and Livonia. The Political and Ecclesiastical Structures 13th – 16th Century. Hrsg. von ROMAN CZAJA und ANDRZEJ RADZIMIŃSKI. Wissenschaftliche Gesellschaft zu Thorn (*Towarzystwo Naukowe w Toruniu*) und Böhlau Verlag. Toruń, Köln, Weimar und Wien 2015. 422 S., Karten, Pläne, Tabellen, Abb. ISBN 9783412505172.

Diese handbuchartige Darstellung der mittelalterlichen Regionen Preußens und Livlands hat eigentlich keine Vorbilder. Die englischsprachige Literatur über die ältere Geschichte der östlichen Ostseeküste ist ohnehin spärlich, aber auch auf Deutsch wurden die Territorien Livlands und Preußens bisher meistens separat behandelt, wie z.B. in dem mehrbändigen

¹ Einsehbar unter dem URL: <https://www.balt-hiko.de/online-publikationen/baltisches-rechtswörterbuch> (letzter Zugriff 12.1.2017).

Sammelwerk „Deutsche Geschichte in Osten Europas“.¹ Die Unterschiede in der mittelalterlichen Verfassung sowie die Quellenlage zu den beiden Ländern, aber mehr noch das jeweils völlig andere Schicksal der beiden Gebiete in der Neuzeit hat die mittelalterlichen Verbindungen in den allgemeinen Darstellungen überschattet. In der hier vorzustellenden Arbeit sind die beiden Territorien jedoch gemeinsam behandelt worden. Dieses Vorgehen ist ohne Zweifel berechtigt, weil sowohl Livland als auch Preußen im mittelalterlichen Ostseeraum von Deutschen geprägte Einwanderungsgebiete waren, in deren Geschichte der Deutsche Orden eine wichtige Rolle spielte.

Der anzuzeigende Band ist im Zuge eines Forschungsprojekts an der Universität Thorn entstanden, dessen Ergebnisse kurz nach der Jahrtausendwende auf Polnisch veröffentlicht wurden und nun überarbeitet und aktualisiert auch in englischer Übersetzung vorliegen. Hauptsächlich ist das Werk von den renommierten Thorner Historikern Roman Czaja, Andrzej Radziwiński, Marian Arszyski, Marian Biskup, Janusz Tandecki und Zenon Hubert Nowak geschrieben worden. Im Anhang findet sich eine Liste von Würdenträgern des Deutschen Ordens in Preußen (von Bernhart Jähning) und Livland (von Klaus Militzer) sowie eine Liste der Bischöfe (Radziwiński).

Der Aufbau des Werkes ist klar und griffig. Beide Länder werden nach demselben Muster dargestellt: zuerst werden die allgemeinen Charakteristika beschrieben, dann die Verwaltungsstruktur des Ordens und die Burgarchitektur, weiter die Städtelandschaft und zum Schluss die Kirchenverfassung. Zur besseren Anschaulichkeit tragen auch die dem Band beigefügten Karten bei. Im Fokus steht der Deutsche Orden, aber auch die anderen geistlichen Landesherren werden behandelt. Das in der Einführung formulierte Programm der Herausgeber, den Deutschen Orden ohne nationale Vorurteile und Stereotypen darzustellen (S. 9), wurde umfangreich erfüllt.

Auf welchen Wissensstand beruht aber nun diese Neuerscheinung? Die Literaturliste am Ende jedes Kapitels verrät, dass die deutschsprachige Literatur sorgfältig rezipiert wurde, auch wenn man in einigen Fällen auf Übersetzungen ins Polnische zurückgriff (S. 28: Arnold, Boockmann). Eine wichtige Grundlage für das ganze Werk ist die polnischsprachige Deutschordensforschung, die über eine vornehme Tradition verfügt. Neuerscheinungen in kleineren Sprachen werden jedoch selten berücksichtigt, was besonders bei der Behandlung Livlands zu beanstanden ist. Die nach 2004 erschienene Literatur ist zudem nur lückenhaft in die Bibliografie aufgenommen worden. Ins Auge fällt, dass die Literaturliste von Marian

¹ HARTMUT BOOCKMANN: Ostpreußen und Westpreußen, Berlin 1993; Baltische Länder, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1994, ²2002.

Biskup († 2012) die im Jahre 2015 erschienene Monografie von Anti Selart² enthält, das Kapitel von Janusz Tandecki über die Verwaltung des Deutschen Ordens in Livland die im Jahre 2011 erschienene grundlegende Darstellung zum Thema von Bernhart Jähmig³ aber nicht erwähnt.

Die Darstellung der livländischen administrativen Einheiten ist aufgrund der Nichtberücksichtigung von Jähmigs Werk und älteren Karten von Johansen⁴ verwirrend und fehlerhaft. Die Tolsburg entstand nicht im 13. Jahrhundert, Narva, Soneburg und Grobin sind nie Komtureien gewesen (S. 190). Auf der Karte, die die Zeit vom 13. bis zum 16. Jahrhundert umfasst (S. 186), fehlen die wichtigen Ordensniederlassungen in Karkus und Doblen, eingezeichnet ist aber die Nebenburg Rujen, die nur für sehr kurze Zeit von 1559 bis 1560 eine (Not)Komturei gewesen ist, usw. Von der Visitation der livländischen Ordensburgen im Jahre 1442 sind aus Windau, Riga, Dünamünde, Dünaburg und Neuschloss nur Zettel erhalten, aber nicht so viel, wie auf S. 193 behauptet wird. Auf S. 247 wird Hapsal fehlerhaft unter den Städten ohne Stadtmauer verzeichnet. Bei der Nennung der Landeseinheiten in Livland entziehen sich die Unterschiede zwischen Hufe und Haken dem Verständnis der Autoren (S. 263, 276). Während die deutschen Einwanderer in Preußen die Hufe (lat. *mansus*) als Maßeinheit nutzten, blieb in Livland, wo es keine bäuerliche Einwanderung gab, der Haken (lat. *uncus*) dominierend.⁵ Zu den kleineren Schreibfehlern kann man „Großschöffer“ anstatt „Großschäffer“ (S. 24) und „von Dollen“ anstatt „von Dolen“ (S. 133) zählen.

Die Autoren haben sich mit der historischen Geografie sehr viel Mühe gegeben. Mittelalterliche Quellen benutzen Ortsnamen, die heute nicht mehr gebräuchlich sind; freundlicherweise werden im Text parallel auch die modernen Ortsnamen genannt. Es scheint aber, dass die Autoren sich nicht immer zwischen der latinisierten und der deutschen Version entscheiden konnten: Das Ermland wird an einigen Stellen als „Warmia“ bezeichnet, das Samland heißt durchgängig „Sambia“ – für Ösel-Wiek wurde sogar die Neuschöpfung „Osilia-Rotalia“ erfunden (richtig: „Osilia-Maritima“).

Das bringt uns zum Thema der Übersetzung. Für den Leser, der etwas mit der englischsprachigen mediävistischen Literatur vertraut ist, klingt an zu vielen Stellen die Originalsprache des Werks, das akademische Polnisch, durch, wodurch oft das Verständnis nicht gerade gefördert wird. Phrasen wie „developed Middle Ages“ (S. 145) oder „agrarian agriculture“ (S. 170)

² ANTI SELART: *Livonia, Rus' and the Baltic Crusades in the Thirteenth Century*, Leiden 2015 (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, 29).

³ BERNHART JÄHMIG: *Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland*, Berlin 2011 (Studien zur baltischen Geschichte, 16).

⁴ Siehe z.B. *Deutschbalten und baltische Lande*, in: *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums*, hrsg. von CARL PETERSEN u.a., Bd. 2., Breslau 1936, S. 122.

⁵ JÄHMIG, *Verfassung* (wie Anm. 3), S. 200. Siehe auch ENN TARVEL: *Der Haken. Die Grundlagen der Landnutzung und der Besteuerung in Estland im 13.–19. Jahrhundert*, Tallinn 1983.

machen im Original hoffentlich mehr Sinn als im Englischen. Neben syntaktischen und phraseologischen Nuancen stellt die Terminologie ein Problem an sich dar. Für kontinentale mittelalterliche Phänomene ist es eben nicht immer möglich, ein brauchbares englisches Gegenstück zu finden. Man kann zwar den preußischen Freibauern mit dem Terminus „yeoman“ bezeichnen (S. 160), doch ist dies problematisch, weil das ein Begriff des englischen Rechtssystems ist. Die deskriptive Variante „free peasant“ wäre sicher besser gewesen. Im Falle von „Vogt“ und „Reich“ gab man es offenbar auf, eine englische Entsprechung zu finden. Im ersten Fall ist das zu begrüßen, handelt es sich doch wirklich um ein Amt, das man nicht einfach mit „bailiff“, „sheriff“ oder „reeve“ adäquat beschreiben kann. Ob nun „Reich“ ähnlich unübersetzbar ist, darf jedoch bezweifelt werden, schließlich wird in der englischen Fachliteratur doch auf brauchbare Wörter wie z.B. „Empire“ zurückgegriffen.

Leider gibt die Übersetzung zahlreiche Begriffe jedoch einfach falsch wieder. Aus dem Schwertbrüderorden wird auf S. 172 „Brothers of the Host of Christ“ (eine Corpus Christi Bruderschaft!?). Auf derselben Seite werden die Ordensstatuten „guidelines“ anstatt „rules“ oder „statutes“ genannt; für die Sarjantbrüder wird das Wort „sariant“ anstatt „serjant“ oder „sergeant“ genutzt. Weiter werden aus den Priesterbrüdern des Ordens „crusaders“ (S. 270), aus Ritterbrüdern „friars“ (S. 187) und aus Novizen „new ones“ (S. 278). Ein fachkundiges Lektorat des Manuskripts wäre an diesen Stellen sicher notwendig gewesen.

Die Bilanz bleibt also zwiespältig. Mit diesem Gemeinschaftswerk liegt eine brauchbare Gesamtdarstellung vor, die als verlässliche Orientierungshilfe für all diejenigen dienen soll, die Interesse an der frühen Geschichte des Baltikums haben. Die technische, d.h. in diesem Fall vor allem die sprachliche Ausfertigung kann jedoch nur als mangelhaft bewertet werden, was gerade angesichts der Hauptaufgabe, denjenigen zu helfen, die nur des Englischen mächtig sind, zum Nachteil wird.

JUHAN KREEM

KADRI-RUTT HAHN: *Revaler Testamente im 15. und 16. Jahrhundert* (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 19). LIT Verlag. Berlin 2015. 800 S. ISBN 9783643132031.

Testamente sind eine wertvolle Quelle zur Erforschung vieler Bereiche der (Stadt)geschichte. Sie ermöglichen einen Einblick in das Erbrecht und die Erbsitten, die Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen, soziale Netzwerke, die Beziehungen zur Kirche, die Vorstellungen von Tod, Jenseits und Seelenheil sowie nicht zuletzt in die Wohltätigkeit, die materielle Kultur und vieles andere. Reval ist von den Städten des mittelalterlichen Livland die einzige, in der sich Hunderte von Testamenten erhalten haben, wohingegen aus dem mittelalterlichen Riga z.B. nur zwei Testamente überliefert sind.

Die gedruckte Version der 2008 an der Universität Göttingen verteidigten Dissertation von Kadri-Rutt Hahn, die ihr Geschichtsstudium einst in Tartu begann, wurde mit Ungeduld erwartet. Ihre Arbeit befand sich bereits als Manuskript im Umlauf und wurde in der Fachliteratur lebhaft herangezogen.¹ Zuvor war die Forschung überwiegend auf die von Roland Seeberg-Elverfeldt zusammengestellten Regesten der Revaler Testamente (1975) angewiesen, welche bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reichten.² Seeberg-Elverfeldt arbeitete zu einer Zeit, als das Tallinner Stadtarchiv zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Estnischen SSR aufgeteilt war, weshalb er die Testamente, die in Tallinn geblieben waren, nicht auswerten konnte. Nach Hahns Schätzung machen die von Seeberg-Elverfeldt erfassten mittelalterlichen Dokumente etwa zwei Drittel der damals tatsächlich abgefassten Testamente aus. Eine detaillierte Übersicht darüber, welche Testamente (bzw. ihre Regesten) bereits ediert worden sind, bietet Hahn im Anhang I.

Hahn behandelt in ihrer Monografie 337 Testamente. Wenngleich der Titel des Buches auf das 15. und 16. Jahrhundert verweist, gibt es unter den 337 Testamenten auch sieben, die aus dem 14. Jahrhundert überliefert sind, das älteste davon aus dem Jahr 1341. Aus dem 16. Jahrhundert wiederum wurden nicht alle Testamente einbezogen, sondern nur diejenigen, die aus der Zeit vor Errichtung der schwedischen Herrschaft in Reval 1561 stammen. Dies begründet Hahn damit, dass die Zahl an Testamenten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts rapide zunahm, weshalb sie sich entschied, eine Zäsur im Jahr 1560 zu setzen – üblicherweise wird in diesem Jahr ja auch das Ende des Mittelalters in Reval angesetzt. Diese Zäsur ermöglichte es ihr, nicht nur die katholische Periode zu behandeln, sondern auch

¹ Bereits die 1995 in Göttingen abgeschlossene Magisterarbeit Hahns („Die Revaler Testamente aus dem 15. Jahrhundert“) liegt wie die Dissertation als Manuskript im Tallinner Stadtarchiv vor.

² ROLAND SEEBERG-ELVERFELDT: *Revaler Regesten*, Bd. 3: *Testamente Revaler Bürger und Einwohner aus den Jahren 1369 bis 1851*, Göttingen 1975 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung, 35).

auf die Veränderungen im Inhalt der Testamente aufmerksam zu machen, die nach der Reformation erfolgten. Ohne hierbei die Argumentation der Verfasserin infrage zu stellen, wäre es doch eindeutiger gewesen, wenn der Titel ihres Buches anstelle der recht groben Angabe der Jahrhunderte die Jahreszahlen 1341–1560 führen würde.

In inhaltlicher Hinsicht gliedert sich das Buch in vier größere Teile. Im ersten von ihnen wird zunächst eine Übersicht gegeben über das Erbrecht, die Arten der Testamenterstellung und die Struktur der -urkunden sowie über die Mittel, mit denen Rechtssicherheit gewährleistet wurde. Des Weiteren erfährt der Leser, aus welchem Anlass und wann die Testamente in der Regel aufgesetzt wurden und was vererbt wurde (Geld und verschiedene Gegenstände, seltener auch Immobilien etc.).

Im zweiten Teil des Buches geht es um die Personen, die mit den Testamenten verbunden waren – zunächst einmal die Testatoren selbst, wobei deren sozialer Status, Familien- und Vermögensstand sowie deren Herkunft diskutiert werden, darüber hinaus kommen die Testamentsvollstrecker und die Zeugen zur Sprache.

Im dritten Teil stehen die Spenden für kirchliche und karitative Einrichtungen im Zentrum des Interesses, kam doch solchen Gaben in mittelalterlichen Testamenten eine beachtliche Bedeutung zu. Untersucht werden die wichtigsten Kirchen und Klöster Revals, aber auch kleinere Kapellen sowie das Brigittenkloster außerhalb der Stadt; für dieses Kloster spendeten die Revalenser mehr als für andere Kirchen, die sich nicht auf dem Gebiet der Stadt befanden, weshalb dessen Einbezug in eine Studie über Reval durchaus gerechtfertigt ist. Anschließend werden kirchliche und karitative Legate vor und nach der Reformation betrachtet, wodurch die ab der zweiten Hälfte der 1520er Jahre erfolgten Veränderungen im Inhalt der Testamente nachvollzogen werden können. Bis auf wenige Ausnahmen wurde nach der Reformation nicht mehr für Klöster, Altäre, Vikarien, Heiligenstatuen und Seelenmessen gespendet. An ihre Stelle traten Legate an Gemeindekirchen und an die institutionalisierte Armenfürsorge. Für diese Gegenüberstellung verdient die Verfasserin zweifelsohne Anerkennung, zumal sich zuvor kaum einmal jemand bei der Untersuchung der Testamente die Mühe gemacht hat, über die jeweils eigene zeitliche Zäsur hinauszublicken.

Im vierten Teil des Buches werden weltliche Vermächtnisse und ihre Empfänger behandelt. Zuerst geht es um die sogenannten nächsten Erben, d.h. die Testamente, in denen die Ehepartner, Kinder und Eltern bedacht wurden. Größere Aufmerksamkeit wird den Witwen und ihren Rechten zuteil. Doch betrachtet die Autorin auch Freunde, Bekannte und Nachbarn, Patenkinder und Paten, Gehilfen und Diener.

Dem Hauptteil des Buches folgen neun Anhänge in einem Umfang von 170 Seiten. Bei den beiden ersten handelt es sich um Tabellen der Testamente in chronologischer Reihenfolge. Im ersten sind die Namen der

Testatoren und das Datum der Testamentsabfassung (bzw. eine ungefähre Datierung) verzeichnet sowie die Information, ob eine Edition oder ein Regest vorliegt. Im zweiten Anhang steht die Form der Testamente im Mittelpunkt: Ist es auf Pergament oder Papier abgefasst worden, war es mit Siegeln versehen? Anhang III A bietet ein alphabetisches Verzeichnis der Testatoren, das durch biografische Angaben ergänzt wird. Bei bekannteren Personen können diese eine halbe Seite umfassen, bei vielen anderen ist jedoch außer dem Namen und dem Datum der Testamentsabfassung nichts weiter zu finden. Ein Großteil der biografischen Angaben stammt von Seeberg-Elverfeldt. Anhang III B enthält ein alphabetisches Verzeichnis der Testamentsvollstrecker und Vormünder. Im Anhang IV sind die Angaben über die Legate an die einzelnen Kirchen und Klöster bis etwa zum Jahr 1525 zusammengefasst; Anhang V listet die karitativen Legate vor und nach der Reformation auf. In Anhang VI werden die Legate an kirchliche Einrichtungen nach der Reformation und in Anhang VII die wichtigsten Sachgruppen, die in den Testamenten vorkommen, aufgezählt: Geschirr, Küchenzubehör, Möbel und Textilien, Bekleidung und Schmuck usw. Im letzten Anhang findet der Interessent die Transkriptionen dreier Testamente.

Einen guten Vergleich mit den Revaler Testamenten bieten Vermächtnisse aus norddeutschen Städten wie etwa Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Stralsund. Die Frage, wie die Quellen zu behandeln sind, hängt gewiss von den Forschungsinteressen und Zielsetzungen des jeweiligen Autors ab. Am innovativsten und gründlichsten ist nach Meinung der Verfasserin der vorliegenden Rezension die 2010 erschienene Dissertation von Gunnar Meyer über die Lübecker Testamente aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (aus dem sogar 1618 Vermächtnisse überliefert sind), in der die Vorteile einer wissenschaftlichen Untersuchung mit denen einer Quellenpublikation vereint sind.³ Meyers Monografie bietet nicht nur eine Analyse der Testamente, sondern geht auch auf die soziale Struktur Lübecks, die kirchlichen und weltlichen Institutionen sowie verschiedene soziale Netzwerke ein. Den besonderen Wert dieses Buches macht jedoch die beigefügte CD aus, auf der die Transkriptionen der Testamente und eine Datenbank enthalten sind, welche die Suche nach allen in den Dokumenten erwähnten Einrichtungen und Personen ermöglicht, aber auch deren Beziehungen untereinander erfasst. Es wäre zweifellos begrüßenswert, wenn auch alle Testamente aus dem mittelalterlichen Reval künftig transkribiert und ediert vorlägen – ihre Anzahl ist nicht so groß, als dass diese Arbeit zu mühsam wäre.

Kadri-Rutt Hahn hat sich für eine traditionellere Herangehensweise entschieden, indem sie das Hauptgewicht auf den Inhalt der Testamente

³ GUNNAR MEYER: „Besitzende Bürger“ und „elende Sieche“: Lübecks Gesellschaft im Spiegel ihrer Testamente 1400–1449 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, 48), Lübeck 2010.

legt und sich in erster Linie auf die Analyse der kirchlichen und weltlichen Legate konzentriert. Auch wenn ihre Monografie im Allgemeinen volle Anerkennung verdient – es handelt sich nicht nur um eine äußerst gründliche, sondern auch um eine ausgesprochen professionelle Studie –, so lässt sich mitunter jedoch erkennen, dass die Arbeit in einiger Entfernung vom Tallinner Stadtarchiv angefertigt wurde. Behandelt werden in erster Linie die Testamente selbst, wobei eine ganze Reihe von weiteren Quellen, die zur Bestimmung u.a. der sozialen Zugehörigkeit oder der familiären und beruflichen Beziehungen der Testatoren bzw. Testamentsvollstrecker hätten beitragen können, nicht berücksichtigt wurde. Bei vielen Testatoren, die wie gesagt im Anhang III in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet sind, erfährt der Leser nur deren Namen. Auf der Grundlage der Materialien des Stadtarchivs hätten jedoch viel mehr Informationen ermittelt werden können.

So wäre für die Leser von Hahns Studie sicher interessant gewesen zu erfahren, dass z.B. Herman Cuwyue, dessen Familienname estnischen Ursprungs ist (Nr. 39, S. 638), Armbrustmacher war⁴ und wichtige Stellungen in der Kanutigilde innehatte – zunächst war er Baumeister (d.h. Vorsteher des Gildehauses), danach Beisitzer (in den Quellen wird er meist *Quiwe*, *Quiue* oder *Kuiwe* genannt).⁵ Hinrick Grest (Nr. 113, S. 624) wiederum war ein Kaufmann der Großen Gilde und Bruder des Revaler Bürgermeister Johan van Grest.⁶ Der Vater des Domherrn Martinus Lefferdes (Nr. 31, S. 369) war ein Kupferschmied im Dienst des Rates. Vom Glockengießer Martin Leifert, der es bis zur Stellung des Ältermanns der Kanutigilde brachte, stammte die Glocke der Heiliggeistkirche (1433), die bis zum Brand im Jahre 2002 in Betrieb blieb.⁷ Solche Angaben über den Beruf und den familiären Hintergrund der Testatoren können erklären, warum in deren Testamenten eine Spende für die eine oder andere Einrichtung angeordnet wurde: So bedachten sowohl *Kuiwe* als auch *Lefferdes* die Kanutigilde.

Besonders wichtig ist dabei, dass mit Hilfe dieser zusätzlichen Informationen die Datierungen zahlreicher Testamente genauer hätten angegeben werden können. Unter den 337 Testamenten gibt es insgesamt 52 undatierte Testamente (Anhang I): Sie sind bei Hahn mit der Datierung „um“ (36), „vor“ (14) oder „nach“ (2) versehen. Diese Angaben stammen von Seeberg-Elverfeldt, aus dem von Gotthard von Hansen herausgegebenen

⁴ Stadtarchiv Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte Aa 35b, Bl. 336r (in seinem Haus in der Kremerstraße, jetzt *Kullassepa tänav*).

⁵ Baumeister in den Jahren 1468–1470, Beisitzer 1475–1476, in: TLA, 190/1/60, Bl. 32r, 34r, 39r, 39v.

⁶ ANU MÄND: Kaupmehproua Gertrud ja tema hauaplaat Risti kirikus [Die Kaufmannsfrau Gertrud und ihre Grabplatte in der Kirche zu Kreuz], in: Tuna 2013, Nr. 4, S. 26–35, hier S. 29.

⁷ DIES.: Kirikukellad keskaegses Tallinnas [Die Kirchenglocken im mittelalterlichen Reval], in: Tuna 2016, Nr. 3, S. 47–60, hier S. 56ff.

Katalog des Revaler Stadtarchivs⁸ oder sie lassen sich aus den ungefähren zeitlichen Bestimmungen ableiten, die von Archivmitarbeitern meist im 19. Jahrhundert oder in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an den Rand der Urkunden geschrieben worden waren.

Hahn konnte auf der Basis von mittlerweile erschienenen Untersuchungen die Datierungen dreier Testamente im Vergleich zu ihrer 2008 verteidigten Dissertation korrigieren. Daher sind diese im Anhang I auch zweimal aufgeführt, sowohl nach der alten als auch nach der neuen Datierung: Hans Potgeter (Nr. 76N und 97), Dienstmagd Mayse (Nr. 83 und 228N) sowie Birgitte Inlick (richtig ist Julick, Nr. 154 und 179N). Am anschaulichsten davon ist der Fall Mayse, bei dem die alte und die neue Datierung um etwa 40 Jahre voneinander abweichen (möglicherweise ist der Unterschied sogar noch größer).⁹ Auch wenn davon auszugehen ist, dass solche dramatischen Veränderungen eher die Ausnahme sind, hätte Hahn sich ruhiger mehr mit der Frage beschäftigen können, wann die Testatoren tatsächlich gestorben sind bzw. ihre Testamente aufgesetzt haben. Die Quellen bieten dafür zahlreiche Möglichkeiten, insbesondere im Hinblick auf die Ober- und Mittelschicht der Stadt. So etwa datiert Hahn das in Åbo aufgesetzte Testament von Thyl Clotbraet (Tile Klotbrade) (Nr. 72) auf die Zeit „nach 1495“ und nennt den Mann einen Handwerker (S. 634).¹⁰ Clotbraet war tatsächlich Handwerker, d.h. ein Kupferschmied, der als bekannter Gießer von Kanonen und Kirchenglocken in die Geschichte Revals eingegangen ist.¹¹ Er ist Hahn wohl deshalb weitgehend unbekannt geblieben, weil er, wie es bei Handwerkern oft der Fall war, in den Quellen nicht unter seinem Familiennamen, sondern unter seiner Berufsbezeichnung auftaucht, die wiederum je nach dem Auftrag, den er gerade ausführte, variieren konnte: So hieß er mal Tile Grapengießer, mal Büchsen gießer oder Glockengießer.¹² Im Rechnungsbuch der Kanutigilde tritt er hingegen unter dem Namen Klotbrade auf.¹³ Bei ihm bestellte nicht nur der Revaler Rat Kanonen, sondern im Jahre 1499 auch der livländische Ordensmeister Wolter von Plettenberg.¹⁴ 1515 wurden bei ihm auch die Glocken für den

⁸ Katalog des Revaler Stadtarchivs, hrsg. von GOTTHARD VON HANSEN, Reval 1896; Katalog des Revaler Stadtarchivs von Stadtarchivar G. Hansen, zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage, hrsg. von OTTO GREIFFENHAGEN, Reval 1924–1926.

⁹ ANU MÄND: Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 11–39, hier S. 23, Anm. 51.

¹⁰ Die Jahreszahl beruht auf dem Bürgerbuch: 1495 leistete Klotbrade den Bürgereid. Das Revaler Bürgerbuch 1409–1624, hrsg. von OTTO GREIFFENHAGEN, Reval 1932, S. 37.

¹¹ MÄND, Kirrikukellad keskaegses Tallinnas (wie Anm. 7), S. 50, 58.

¹² Kämmererbuch der Stadt Reval 1463–1507, bearb. von REINHARD VOGELANG, Köln und Wien 1983: Tile *gropengeter*: Nr. 2255, 2445, 2542, 2609, 2713 und anderswo, Tile *bussengeter*: Nr. 2231, 2234, 2247, 2262 und anderswo, Tile *klockengeter*: Nr. 2271.

¹³ TLA, 190/1/60, Bl. 64v (1500/1501), Bl. 81v (1514).

¹⁴ Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch. Zweite Abteilung, Bd. 1, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1900, Nr. 780, 874, 882; LEIDA ANTING:

Åboer Dom in Auftrag gegeben.¹⁵ Bekanntlich wurde er letztmals als lebend in einem Brief des Revaler Ratsherrn Victor van der Lippe vom 2. September 1515 an den Domprobst von Åbo erwähnt: Tile habe bereits zwei Glocken gegossen und würde am nächsten Tag die dritte gießen.¹⁶ Es ist möglich, dass der Meister noch 1515 starb. Somit muss Clotbraets Testament auf etwa zwanzig Jahre später datiert werden. Wahrscheinlich stammt auch das Testament des Kaufgesellen und Schwarzhäupters Vincentius van Vorst (Forst), das bislang etwa auf das Jahr 1500 datiert worden ist, aus einer etwas späteren Zeit (Nr. 79). Auf jeden Fall war er auf den Fastelabenddrunken der Schwarzhäupter im Jahre 1505 noch lebendig und gesund.¹⁷ An den Weihnachtsdrunken des gleichen Jahres nahm er aber nicht mehr teil, und im September 1506 war er, wie auch Hahn erwähnt, bereits gestorben.

Eine große Anzahl von Testamenten muss auf eine frühere Zeit datiert werden. Das Testament Margaretes, der Witwe von Pawel Snytker, ist bisher etwa auf das Jahr 1510 datiert worden (Nr. 112). Der Inhalt des Testaments bietet keine besonderen Anhaltspunkte für eine genauere Datierung, doch finden sich auf dessen Rückseite die Namen zweier Revaler Bürger, die dessen Echtheit bezeugten – Hans Westerman und Hans Potgeter. Westerman wurde 1492 Bürger und starb 1496 oder bereits im Herbst 1495 an der Pest,¹⁸ Potgeter wurde 1476 Bürger und starb 1499.¹⁹ Demzufolge müsste Margaretes Testament aus der Zeit zwischen 1492 und 1495/96 stammen.²⁰ Etwa auf das Jahr 1510 wurde auch das Testament des oben erwähnten Hinrick Grest datiert (Nr. 113). Allerdings war er am 4. November 1504 bereits gestorben;²¹ in der Tafelgilde wurde seiner zu Ostern 1505 gedacht.²²

Tallinna tulirelvameistrid ja relvad XIV–XVI sajandil [Die Revaler Feuerwaffenmeister und die Waffen im 14.–16. Jahrhundert], Tallinn 1967, S. 17, 27.

¹⁵ Finlands medeltidsurkunder, Nr. 5818 (13. Juni 1515), einsehbar unter dem URL: <http://extranet.narc.fi/DF/detail.php?id=5818> (letzter Zugriff 10.2.2017).

¹⁶ Ebenda, Nr. 5832 (2. Sept. 1515), siehe den URL: <http://extranet.narc.fi/DF/detail.php?id=5832> (letzter Zugriff 10.2.2017).

¹⁷ TLA, 87/1/21a, S. 33.

¹⁸ Das Revaler Bürgerbuch (wie Anm. 10), S. 36; TLA, 31/1/216, Bl. 83v. In der Tafelgilde wurde seiner zu Ostern 1498 gedacht (TLA, 191/2/1, Bl. 50v); TORSTEN DERRIK: Das Bruderbuch der Revaler Tafelgilde (1364–1549), Mikrofiche-Ausgabe, Marburg 2000, S. 519 (hier und künftig wird auf die Seiten der Mikrofiche-Ausgabe verwiesen, die von denjenigen der elektronischen Ausgabe derselben Studie abweichen).

¹⁹ Das Revaler Bürgerbuch (wie Anm. 10), S. 32; TLA, 31/1/216, Bl. 87v; MÄND, Frauen, Memoria und Sakralräume (wie Anm. 9), S. 20.

²⁰ MÄND, Frauen, Memoria und Sakralräume (wie Anm. 9), S. 23, Anm. 52, S. 24, Tab. 1.

²¹ Das Revaler Pergament Rentenbuch 1382–1518, hrsg. von ARTUR PLAESTERER, Reval 1930, Nr. 1309.

²² TLA, 191/2/1, Bl. 54r; DERRIK, Das Bruderbuch (wie Anm. 18), S. 522.

Die Verzeichnisse der verstorbenen Mitglieder, derer in der Tafelgilde gedacht wurde, geben Anlass, die Datierung weiterer Testamente zu korrigieren. Das Vermächtnis von Gerwen Bornemann wurde bisher etwa auf das Jahr 1480 datiert (Nr. 42), doch wurde seiner bereits zu Ostern 1475 gedacht, was darauf hinweist, dass er entweder im Jahre 1474 oder in den ersten Monaten des Jahres 1475 gestorben sein muss.²³ Das Testament des Ratsherrn Marquard van der Molen wurde ungefähr auf das Jahr 1500 datiert (Nr. 80), doch wurde seiner bereits zu Ostern 1498 gedacht.²⁴ Das Testament von Arndt Johansen wird ungefähr auf das Jahr 1510 datiert (Nr. 116), doch wurde seiner schon zu Ostern 1503 gedacht.²⁵ Dies und noch weitere Beispiele zeugen davon, dass die in Hahns Buch befindliche Tabelle (S. 23) über die Anzahl von Testamenten aus verschiedenen Jahrzehnten bereits überholt ist.

Einige Testamente, die sich nicht in den beiden Hauptkollektionen des Tallinner Stadtarchivs befinden (im Findbuch I-IIIb bzw. in der Akte BN 1 des Bestandes 230), sind der Aufmerksamkeit der Autorin entgangen, so etwa dasjenige des Münzmeisters Urban Dene vom 1. Mai 1560, obgleich es sogar schon ediert wurde.²⁶ Zudem finden sich im Stadtarchiv auch solche Testamente (meistens fragmentarisch) aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, bei denen der Name des Eigentümers und die Jahreszahl nicht angegeben sind.²⁷ Wenngleich es verständlich ist, dass diese Dokumente nicht in die Studie einbezogen wurden, hätte man ihr Vorhandensein wenigstens erwähnen können.

Im Hinblick auf den großen Umfang der Monografie von Hahn sind die hier und da vorkommenden kleineren Versehen als zwangsläufig hinzunehmen; es macht keinen Sinn, sie alle hier aufzuzählen. Es sei jedoch erwähnt, dass der Domherr Martinus Lefferdes später nicht Bischof wurde (S. 242) und dass die Schwarzhäupter in der Katharinenkirche der Dominikaner über zwei, nicht über drei Altäre verfügten²⁸ (S. 271f).

Trotz der vorstehenden Anmerkungen handelt es sich bei Hahns Buch um eine ausführliche und professionelle Studie, die für (Stadt)historiker noch für lange Jahre ein unersetzliches Nachschlagewerk bleiben wird. Abschließend sei noch angemerkt, dass Kadri-Rutt Hahn es verstanden

²³ TLA, 191/2/1, Bl. 38r; DERRIK, *Das Bruderbuch* (wie Anm. 18), S. 504.

²⁴ TLA, 191/2/1, Bl. 50r; DERRIK, *Das Bruderbuch* (wie Anm. 18), S. 519. Auch aus dem Rechnungsbuch der Vormünder der Nikolaikirche geht hervor, dass er 1497 oder 1498 starb (TLA, 31/1/216, Bl. 85v).

²⁵ TLA, 191/2/1, Bl. 53r; DERRIK, *Das Bruderbuch* (wie Anm. 18), S. 521.

²⁶ IVAR LEIMUS: Tallinna mündimeistrid 16. sajandil [Tallinner Münzmeister im 16. Jahrhundert], in: Vana Tallinn III (VII), Tallinn 1993, S. 7-29, hier S. 27ff.

²⁷ TLA, 230/1/BN 1, Ordner „Testamente. Undatierte und ohne Namensnennung“.

²⁸ Das waren der Marienaltar und der Dreifaltigkeitsaltar. Siehe ausführlicher zu den Altären der Schwarzhäupter, den Altarretabeln und anderen schmückenden Elementen: ANU MÄND, ANNELI RANDLA: Sacred Space and Corporate Identity: The Black Heads' Chapels in the Mendicant Churches of Tallinn and Riga, in: *Baltic Journal of Art History*, Autumn 2012 (Nr. 4), S. 43-80, hier S. 50-53, 56-61.

hat, in einer Zeit, in der sich die Doktoranden der Geschichtswissenschaft in Estland immer häufiger für eine kumulative Promotion auf der Basis zuvor publizierter wissenschaftlicher Artikel entscheiden, zunächst eine zweibändige Dissertation fertigzustellen und danach eine 800 Seiten starke Publikation zu veröffentlichen. Hoffentlich regt dies Beispiel auch andere (junge) Historikerinnen und Historiker an, ähnliche Anstrengungen zu unternehmen; und hoffentlich trägt dieses Werk zur Widerlegung des Mythos bei, dass Monografien quasi „ausgestorben“ seien, wie es von manch einem kulturpessimistisch gesinnten Geisteswissenschaftler von Zeit zu Zeit gepredigt wird.

Diese Rezension wurde auf Estnisch im Jahrbuch „Vana Tallinn“ XXVII (XX-XI), Tallinn 2016, S. 293-300, veröffentlicht. Sie wurde für die Publikation in den FzBG überarbeitet.

ANU MÄND

The Pskovo-Pechersky Monastery During the Livonian War (1558–1582). Holdings in Estonia / Pskovo-Pečerskij monastyr' vo vremja Livonskoj vojny (1558–1582 gg.). Zemlevladienie v Estonii (Tartuer historische Studien, 5). Hrsg. von ANTI SELART. Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2016. 148 S. ISBN 9783830089162.

Die russischen Truppen, die beim Ausbruch des Livländischen Krieges im Jahre 1558 in Livland einfielen, nahmen noch im gleichen Jahr das Bistum Dorpat ein. Der dortige Landbesitz wurde umverteilt. Große Territorien, die sich überwiegend auf dem Gebiet der in der südöstlichen Ecke des Bistums gelegenen Burg Neuhausen befanden, wurden auch dem Kloster Petschur, das im Jahre 1473 im Landkreis Pleskau gegründet worden war, zugewiesen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war aus diesem Kloster ein religiöses, politisches und wirtschaftliches Zentrum der betreffenden Region geworden. Die *sotnaja gramota* aus dem Jahre 1563, die ein Verzeichnis der dem Kloster als Lehen gegebenen Besitzungen enthält, bildet den Inhalt der hier anzuzeigenden Quellenpublikation, die von Anti Selart herausgegeben wurde. Die in der Handschriftenabteilung der Russischen Staatsbibliothek in Moskau als Kopie aufbewahrte Quelle ist unter den überlieferten Quellen die älteste, in der das Siedlungsbild des hier untersuchten Bezirks detailliert festgehalten ist. 1582 endete die russische Herrschaft in dieser Ecke Livlands. Die nächsten Landrevisionen

wurden erst im 17. Jahrhundert durchgeführt, zur Zeit der polnischen und schwedischen Herrschaft.

Entsprechend der Verwaltungsgliederung nach Kirchspielen umfasst das aufgestellte Verzeichnis das Gebiet von Neuhausen und Rauge, doch mit Ausnahme des westlichen Teils des zuletzt genannten Kirchspiels (Sennen, Fierenhof). Außerdem enthält das hier anzuzeigende Buch eine kurze Beschreibung der Grenze zwischen dem livländischen Gebiet und dem Landkreis Pleskau aus dem Jahre 1566 samt einem modernen Schema. Der Quellenpublikation ist ein kürzeres englischsprachiges (S. 7-16) und ein längeres russischsprachiges Geleitwort (S. 17-47) des Herausgebers vorangestellt.

Mit der Publikation der *sotnaja gramota* ist Selart zu seiner „alten Liebe“ – zur Erforschung der Ostgrenze Altlivlands im Mittelalter – zurückgekehrt. Seit Carl von Stern (1859–1944) herrscht die Auffassung, dass die mittelalterliche Grenze zwischen dem Bistum Dorpat und dem Landkreis Pleskau im Großen und Ganzen mit der späteren schwedisch-russischen Staatsgrenze und danach mit der Gouvernementsgrenze in der Zeit nach dem Großen Nordischen Krieg übereinstimmte.¹ So würde es sich um eine der am längsten bestehenden Grenzlinien dieser Region handeln, die von den Kreuzzügen zu Beginn des 13. Jahrhunderts bis zum Friedensvertrag von Tartu von 1920 Gültigkeit beansprucht hat. In den letzten Jahren wurde allerdings erneut infrage gestellt, ob die Grenze tatsächlich so verlaufen ist. So stellte etwa Heiki Valk die Vermutung auf, dass die Ostgrenze Livlands im Mittelalter etwas östlich von der späteren Grenze, d.h. nicht entlang dem Mittellauf des Flusses Piusa, sondern den Bach Pelska entlang verlaufen sein dürfte. In diesem Fall wäre das Gebiet des heutigen Obinitsa erst nach dem Livländischen Krieg unter orthodoxe russische Herrschaft geraten.² Zwar geht es dabei nur um etwa zwanzig Kilometer, doch ist dies in Anbetracht der geringen territorialen Ausdehnung Estlands durchaus bemerkenswert. Selart unterstützt von Sterns Ansicht, und dafür spricht auch das hier untersuchte Verzeichnis der betreffenden Gebiete: Spätestens in der Zeit des Ausbruchs des Livländischen Krieges verlief die Grenze bereits entlang der traditionellen Linie (S. 34).

Nach Selarts Schätzung waren die Besitzungen des Klosters im Landkreis Pleskau weitaus dichter besiedelt als diejenigen auf livländischem Gebiet, was keineswegs nur auf den gerade erst abgeschlossenen Kriegszug zurückzuführen war; die Schäden, die der Bevölkerung dadurch entstanden waren, schätzt Selart im Vergleich zu den beträchtlich größeren Verheerungen in den nächsten Jahrzehnten als eher gering ein (S. 14, 28,

¹ Siehe ANTI SELART: Eesti idapiiri keskajal [Die estnische Ostgrenze im Mittelalter], Tartu 1998, Abb. 8, S. 57.

² HEIKI VALK: Setomaa asend ajaloolises ruumis: lisamärkusi kaugema mineviku kohta [Die Lage von Setumaa im historischen Raum: ergänzende Anmerkungen zur älteren Vergangenheit], in: Õpetatud Eesti Seltsi aastaraamat 2010, Tartu 2011, S. 9-45, hier S. 19-29.

40). Was die Besteuerung anbelangt, so verdient Aufmerksamkeit, dass zu Beginn der 1560er Jahre nach wie vor zwischen den „alten“ und „neuen“ Besitzungen des Klosters unterschieden wurde. Die endgültige Einführung der russischen Herrschaft in Livland nahm Zeit in Anspruch. Bevor man gezwungen war, dieses Gebiet zu verlassen, konnten auch in dieser Ecke Livlands mehrere orthodoxe Kirchen errichtet werden. In dem betreffenden Verzeichnis finden sich davon jedoch noch keine Anzeichen (S. 44f.).

Die in der angesprochenen Quelle aufgeführten zahlreichen Namen estnischer Hofbesitzer sind offensichtlich westchristlichen Ursprungs; aufgrund dessen, dass sie wohl nach der estnischen Aussprache aufgezeichnet wurden, sind sie überraschend ähnlich mit den modernen Namen: Томасть, Мяртъ, Янь, Пъпъ, Андрусъ – also Toomas, Märt, Jaan, Peep, Andrus. Die Namen der Setus, die in der Vorkriegszeit auf dem Gebiet des Klosters ansässig waren, sind dagegen russischen christlichen Namen zum Verwechseln ähnlich: Иванко, Василь, Андрѣй (Ivanko, Vasil', Andrej), weswegen es laut Selart auf der Grundlage dieser Quelle nicht möglich sei, zwischen dem Siedlungsgebiet der estnischsprachigen Setus und demjenigen der Russen zu unterscheiden (S. 11). Überdies ist der Schlussteil der behandelten Quelle, der eben die im Landkreis Pleskau gelegenen Dörfer umfasste, darunter auch eventuelle Dörfer der Setus, abhandengekommen.

In der estnischen Geschichtsschreibung gibt es hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte der Setus zwei unterschiedliche Ansichten: Nach vorherrschender Meinung wurden die Setus von den anderen Esten durch die Staatsgrenze, die sich im 13. Jahrhundert herausbildete, und durch den unterschiedlichen Glauben getrennt, wobei gerade dem Kloster Petchur eine entscheidende Rolle zukam. Nach einer anderen Erklärung ließen sich die Esten im Bezirk Pleskau erst im Laufe der frühneuzeitlichen Migration nieder.³ Somit könnten die Anhänger der zweiten Auffassung Selart auf der Grundlage der *sotnaja gramota* beschuldigen, sich die Setus ausgedacht zu haben. Denn zum Beweis dafür, dass das Volk der Setu bereits damals auf dem Gebiet des Klosters Petschur ansässig war, führt Selart unter Berufung auf eine Pleskauer Chronik aus, dass die russischen Truppen unter der Leitung des Fürsten Michail Glinskij auf dem Kriegszug des Jahres 1558 schon im Landkreis Pleskau, also noch vor dem Überschreiten der Grenze, damit begonnen hätten, die Bauern auszuplündern und sie umzubringen. Selart vermutet, dass diese Bauern wohl einfach in einer falschen Sprache geredet hätten (S. 32).

Die Publikation wird mit einem Register der Personen- und Ortsnamen abgeschlossen. Das Letztere dürfte für alle Forscher, die gelegentlich auf die älteren russischsprachigen Toponyme Südostestlands stoßen, durchaus hilfreich sein. Dass Tallinn im 16. Jahrhundert auch mit dem

³ ANTI LILLAK: Setode kujunemise kohta käivast diskussioonist [Zur Diskussion über die Herausbildung der Setus], in: Õpetatud Eesti Seltsi aastaraamat 2013, Tartu 2014, S. 167-188, das englischsprachige Resümee S. 189-190.

Namen Колывань und Tartu als Юрьевъ bezeichnet wurde, dürfte wohl allgemein bekannt sein, aber die Tatsache, dass Большие Ваиугужицы der Name von Orava war und das Топоним Меньшие Ваиугужицы das Dorf Hanikase bezeichnete, setzt bereits eine beachtliche Sachkenntnis voraus.

MATI LAUR

DENNIS HORMUTH: *Das Memorialbuch der Ältestenbank der Großen Gilde zu Riga 1677–1701* (Quellen zur Ostmitteleuropaforschung, 8). Verlag Herder-Institut. Marburg 2015. VIII, 504 S. ISBN 9783879693917.

Im Sommer 2015 legte der Kieler Historiker Dennis Hormuth, seit 2016 Leiter der Dokumentensammlung des Herder-Instituts in Marburg, die Edition des „Memorialbuchs“ der Ältestenbank der Rigaer Großen Gilde aus dem ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert vor. Zu Recht weist er in seinen einleitenden Ausführungen auf die Bedeutung dieser Quelle hin. So war die Große Gilde zu Riga ein zentrales Organ der mittelalterlichen und bis zum 19. Jahrhundert auch der neuzeitlichen Verfassung Rigas. Des Weiteren bildete sie als berufsständische Korporation ein Netzwerk der Eliten der Stadt und widmete sich sozial-karitativen sowie kulturellen Aktivitäten (S. 10ff.). Die Ältestenbank, das aus 40 Ältesten bestehende Leitungsgremium der Korporation, hatte besondere Aufgaben beispielsweise bei der Besetzung verschiedener Verwaltungsgremien Rigas inne (S. 6). Bei dem „Memorialbuch“, welches im Original heute im Staatlichen Historischen Archiv Lettlands aufbewahrt wird, handelt es sich um das Protokollbuch der Ältestenbank, wobei in einigen Fällen auch Versammlungen der gesamten Bürgerschaft dokumentiert wurden (S. 1). Gleichzeitig ist der Inhalt des Memorialbuchs nicht auf die Beratungen der Gilde selbst beschränkt, sondern es finden sich darin auch Abschriften von Schreiben der Korrespondenzpartner der Gilde (z.B. des Königs von Schweden oder königlicher Verwaltungsbeamte, siehe S. 217, 226f., 238f.), Inventare (vgl. die Übersicht über die enthaltenen Inventare, S. 487, Anm. 1) und Eide (z.B. der Ältermannseid 1681, S. 91f.; der Eid der Bürgerschaft gegenüber Karl XI. 1687, S. 231f.). Besondere Bedeutung haben auch narrative Schilderungen einiger nicht nur für die Gilde, sondern auch für die Stadt und Livland im Allgemeinen wichtiger Ereignisse, so z.B. der Brände des Jahres 1677 (S. 31ff.) und der Generalerbhuldigung der livländischen Stände gegenüber Karl XI. 1687 (S. 234ff.), wobei Letztere

allerdings auch gedruckt vorliegt.¹ Wichtig ist die Edition, wie Hormuth herausstellt, aufgrund der in der jüngeren Forschung kaum behandelten frühneuzeitlichen Verfassung der Stadt Riga im Allgemeinen und der Großen Gilde im Besonderen. Allerdings blendet der Autor die jüngere lettischsprachige Forschung dabei komplett aus.² Nur gestreift wird an dieser Stelle auch der ebenfalls prekäre Editionsstand frühneuzeitlicher Rigaer Quellen (S. 2ff.). Verwiesen wird hingegen auf das mit dem „Memorialbuch“ eng verwandte, bereits im 19. Jahrhundert edierte „Buch der Ältermänner grosser Gilde in Riga“, welches den Zeitraum zwischen 1540 und 1611 umfasst.³ Weitere, das Memorialbuch zumindest bis zu einem gewissen Grad flankierende Editionen werden nicht aufgeführt oder in Bezug zu der publizierten Quelle gesetzt.⁴

Umgesetzt wird die Edition der Quelle durch Hormuth als klassische Druckedition, wobei eine mögliche digitale Edition der Quelle nicht diskutiert wird. Geliefert werden der Editionstext, ein Anmerkungsapparat und die erschließenden Register. Zudem verfügt das Werk über eine Liste der protokollierten Sitzungen (S. 23ff.).

Der Editionstext wurde gemeinsam mit einer studentischen Hilfskraft anhand einer Kopie in der Marburger Dokumentensammlung sowie des Rigaer Originals erstellt. Folgen soll Hormuth zufolge die Erstellung des Editionstextes „mit unerheblichen Modifizierungen im Wesentlichen“ den von Walter Heinemeyer herausgegebenen „Richtlinien für

¹ Relation von der General-Erb-Huldigung (...). Den 23. September. Anno 1687, in: Riga christlich-getreuer Unterthanen Pflicht (...) Anno 1687. den 23. Septembr. in Riga geleistet (...), Riga [1987]. Ein Digitalisat ist zu finden unter dem URL: <http://dspace.ut.ee/handle/10062/33611#> (letzter Zugriff 14.3.2016).

² Zu nennen wären insbesondere die Gesamtdarstellungen Feodālā Riga [Das feudale Riga], hrsg. von TEODORS ZEIDS, Riga 1978; Rīgas pārvalde astoņos gadsimtos / Die Verwaltung Rigas während acht Jahrhunderten / Eight Hundred Years of Riga Administration, hrsg. von ILONA CELMIŅA, Riga 2000.

³ Das Buch der Ältermänner grosser Gilde in Riga, in: Monumenta Livoniae antiquae, Bd. 4, hrsg. von CARL EDUARD VON NAPIERSKY, Riga 1844, Nachdruck: Osnabrück 1968, S. 1-286.

⁴ Hier seien nur die von Hormuth nicht im Literaturverzeichnis aufgeführten Editionen zur frühneuzeitlichen Verwaltungsgeschichte Rigas genannt: Aktenstücke und Urkunden zur Geschichte der Stadt Riga, Bd. 1 (1710–1725), Bd. 2 (1725–1740), hrsg. von AUGUST VON BULMERINCQ, Riga 1902-1903; Die Quellen des Rigischen Stadtrechts, hrsg. von JAKOB GOTTLIEB LEONHARD VON NAPIERSKY, Riga 1876, Nachdruck: Hannover-Döhren 1976; MELCHIOR FUCHS: Historia mutati regiminis et privilegiorum civitatis Rigensis 1654, in: Monumenta Livoniae antiquae, Bd. 4, Riga 1844, Nachdruck: Osnabrück 1968, S. 287-320; Latviešu dzimļlaužu bēgšana uz Rīgu, 1. sēj., no 1398. līdz 1708. gadam [Die Flucht lettischer Leibeigener nach Riga, Bd. 1. Von 1398 bis 1708], bearb. von VILIS BIŅĶINS und MARIJA KUNDZIŅA, Riga 1937 (Rīgas pilsētas vēsturiskā arhīva materiāli); Vier Bücher der Landvogtei der Stadt Riga, Bd. 2: Das Grundzinsbuch (1438–1693), bearb. von AUGUST VON BULMERINCQ, Riga 1925; MADLENA MAHLING: Die Kanzleiordnung des Rigaer Rats von 1598. Historischer Kommentar und Edition, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 57 (2011), S. 181-204.

die Edition landesgeschichtlicher Quellen“⁵. In der Praxis weicht Hormuth dann allerdings doch teilweise stillschweigend von diesen „Richtlinien“ ab. Gravierend ist die in Hormuths Edition fehlende Trennung von textkritischem Apparat und Sachapparat, welche seit dem 19. Jahrhundert in der Editionspraxis etabliert ist und auch in den „Richtlinien“ empfohlen wird. Stattdessen bringt Hormuth beide Anmerkungsarten zulasten der Übersichtlichkeit in einem einheitlichen Anmerkungsapparat unter. Auch seine eigenen, eingangs explizierten Editionsrichtlinien befolgt Hormuth nicht konsequent. Wohl aus Versehen wird die als Standard vorgesehene Kleinschreibung nicht immer eingehalten.⁶ Wochentage werden im Editionstext entgegen Hormuths Ausführungen wohl konsequent groß geschrieben (vgl. Editionsrichtlinien S. 20; Beispiele für Großschreibung von Wochentagen im Editionstext: S. 59, 198, 201, 210, 350, 417). Ob, wie Hormuth es macht, in jedem Fall die Dokumentierung von Streichungen in der Vorlage notwendig gewesen wäre, z.B. im Falle unleserlicher Streichungen (z.B. S. 180, 341, 424), ist fraglich, zumal die meisten Editionsrichtlinien, so auch die von Heinemeyer, nur die Kennzeichnung „sachlich und stilistisch bedeutsame[r] Streichungen“⁷ empfehlen. Im Gegensatz zu dieser fast schon diplomatischen Genauigkeit stehen einige willkürliche Ergänzungen des Vorlagentextes durch den Editor. So beschränkt sich der Vorlagentext bei der Nennung von Personen oft auf deren Nachnamen – Hormuth hält es in einigen Fällen für angebracht, diese durch Vor- und weitere Zunamen zu ergänzen, wobei er hier keineswegs konsequent vorgeht, sondern diese Ergänzungen wohl von der Ermittelbarkeit der Namen abhängig macht oder sie ganz dem Zufall überlässt.⁸

Sieht man von diesen Diskrepanzen zu den als Grundlage der Edition postulierten „Richtlinien“ und einigen weiteren kleineren Ungenauigkeiten⁹

⁵ Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen, hrsg. von WALTER HEINEMEYER, Marburg und Hannover 2000.

⁶ Z.B. *Senator*, S. 43; *Eltester*, S. 47; *Elsten*, S. 56; *Dockman*, S. 58; *Elster*, S. 70, Anm. 106; *Heerstraßen*, S. 33; *Ihnen*, S. 47; *Darauff*, S. 236; *Inventarium*, S. 356.

⁷ Richtlinien (wie Anm. 5), S. 34.

⁸ Offensichtlich beispielsweise auf S. 236, wo der Vorname und das Adelsprädikat Michael von Segebades wohl über andere Nennungen der Quelle ergänzt werden (wobei der Text das Adelsprädikat *von* bereits enthält und es durch die Ergänzung zu einer Doppelung kommt), aber nicht z.B. die Vornamen des livländischen Generalsuperintendenten Johann Fischer, des Oberstleutnants Güllich oder des Obristen Campenhausen. Vgl. außerdem die Fälle Thomas Vegesack, Erik Dahlberg, Paul von Strokirch, Peter Palich von Ehrenheim, S. 219, 411, 414, 450.

⁹ Fehlerhaft entweder in der Vorlage oder im Editionstext erscheint das unkommentierte *benahmet* (S. 235) anstelle von korrekt „berahmet“, zudem *alto Aprilis* (vgl. Anm. 17). Nicht vollkommen klar erscheint der Umgang mit Versehen der Vorlage. Laut Hormuths Editionsrichtlinien sollen Anmerkungen die Sachverhalte erläutern, außer bei grammatischen Fehlern (S. 20f.). In der Praxis werden diese teilweise durch [!] gekennzeichnet, teilweise, gekennzeichnet durch eckige Klammern, emendiert, teilweise mit Hilfe von Anmerkungen erläutert, teilweise überhaupt nicht gekennzeichnet. Einsatz von [!]: *eines ehrbaren rabt*, S. 135; *jahrten*, S. 246; *dem herrn worthabenden bürgermeisters*, S. 436; Einsatz eckiger Klammern: *hospitalenbedienu[n]gen*,

ab, so gelingt es Hormuth wohl, ohne dass die Rezensentin die Vorlage in Gänze hätte einsehen können, einen gut lesbaren und soliden Editionstext herzustellen. Allerdings scheint die Textherstellung relativ unproblematisch gewesen zu sein, denn das Schriftbild der Vorlage ist, einer abgedruckten Beispielseite (S. 19) nach zu schlussfolgern, sehr sauber, übersichtlich und gut lesbar. Die eigentliche wissenschaftliche Leistung dürfte demnach in der Erschließung des Quellentextes gelegen haben. Hier verfügt jede gedruckte Edition, so auch die hier besprochene, hauptsächlich über zwei Instrumente – den Sachapparat und die Register. Beide sind für die Benutzbarkeit der Edition von erheblicher Bedeutung. Gerade die Erschließung der Quelle aber ist in Hormuths Edition unbefriedigend.

Hormuth verspricht in seinen eigenen Editionsrichtlinien, (Sach-)anmerkungen zu setzen bei „Literatur- und Archivalienhinweisen auf im Text aufgeführte Schriftstücke“, schränkt dies aber selbst ein auf Fälle, die „ausfindig gemacht werden konnten“ (S. 21). Diese Machbarkeit interpretiert Hormuth recht unterschiedlich – einerseits zieht er teilweise archivalische Überlieferung heran, andererseits nutzt er das Potenzial gängiger Editionen zur livländischen Geschichte nicht aus. So bleiben beispielsweise die im „Memorialbuch“ enthaltenen Bücher- und Dokumenteninventare weitestgehend unkommentiert und unerschlossen. Ediert sind z.B. folgende, in den Listen mehrfach erwähnte Dokumente (z.B. S. 51ff., 187ff.): Stiftungsurkunde der „Milden Gift“ (9. April 1558)¹⁰, der Vertrag zwischen dem Rigaer Rat und der Bürgerschaft wegen der Akzise (3. April 1559)¹¹, die Schragen der Großen Gilde von 1354 und 1610¹² sowie der Handelsvertrag zwischen Riga und Kurland von 1615¹³. Bei Hinzuziehung weiterer zentraler Archivbestände, beispielsweise der des Rigaer Rats, hätten sich in den Inventaren mit Sicherheit noch mehr Dokumente identifizieren lassen können. Die am 23. September 1687 von Generalsuperintendent Johann Fischer gehaltene Predigt anlässlich der Generalerbhuldigung der livländischen Stände sowie die geleisteten Eide (siehe S. 236f.) liegen zudem schon

S. 29; *da[r]über*, S. 128; *in dem hollendische[n] schif*, S. 417; *[sind] abermahl elterleute*, S. 418; *genera[l]gouverneur*, S. 447. Anmerkung ohne Emendation im Text: *palten / platen*, S. 195; Anmerkung mit Emendation im Text: 325 / 225, S. 221; Keine Kennzeichnung / Verbesserung: *eterleuthe*, S. 29; *pesonen*, S. 128. Fraglich erscheint, warum teilweise uneinheitlich emendiert wurde, so in zwei Inventaren aus den Jahren 1679 und 1680: *mildergiffts-stiftung[en]*, S. 51, *mildegifftsstiftung*, S. 74. Inkonsequent ist auch die Handhabung der Interpunktion bei Aufzählungen oder einigen Abkürzungen (z.B. S. 51, 74, 104, 187, 189, 192).

¹⁰ CARL EDUARD VON NAPIERSKY: Urkunden zur älteren Geschichte Rigas, in: *Monumenta Livoniae antiquae*, Bd. 4, Riga 1844, Nachdruck: Osnabrück 1968, S. CCXC ff., Nr. 173.

¹¹ Ebenda, S. CCXCIIff., Nr. 174.

¹² Schragen der Gilden und Ämter der Stadt Riga bis 1621, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, bearb. von WILHELM STIEDA und CONSTANTIN METTIG, Riga 1896, S. 312ff., Nr. 35, 36.

¹³ CHRISTOPH GEORG ZIEGENHORN: Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen, Königsberg 1772, Beylagen Nr. 100, S. 114ff.

im Druck vor und sind als Digitalisat zugänglicher als die von Hormuth zitierte handschriftliche kopiaie Überlieferung.¹⁴ Der gesamte Bericht über die Generalerbhuldigung liegt, wie oben bereits angemerkt, ebenfalls im Druck vor, ohne dass Hormuth dies erwähnt.

Gleichzeitig kündigt Hormuth die Kommentierung von „offensichtliche[n] inhaltliche[n] Fehler[n] des Schreibers der Quelle“ an (S. 21). Unklar ist, warum dann ein *ertzbischoff Caspar* (z.B. S. 53) – gemeint ist offensichtlich Erzbischof Jaspas Linde (1509–1524) – mehrfach unkommentiert auftaucht und als „Caspar, Erzbischoff“ sogar in das Personenregister eingehen kann (S. 474 in dieser Schreibung, mit weiteren Verweisen auf den Quellentext). Gleichzeitig ist der Inventareintrag *ertzbischoff Johannes entscheidunge angehende eins teils anrepen undt der geistlichkeit in Riga anders theils de anno 1457 alto Aprilis* (S. 191) unstimmg. Unklar erscheinen die Termini *anrepen* und *alto Aprilis*.¹⁵ Gleichzeitig ist ein entsprechendes Dokument vom 2. April 1457 nicht bekannt. Zudem war Silvester Stodewescher 1457 bereits seit fast zehn Jahren Erzbischof von Riga. Als „Johannes, Erzbischof von Riga“ ging auch die im Text genannte Person ungeprüft in das Personenregister ein (S. 478). Angesichts solcher gravierender unkommentierter inhaltlicher Fehldarstellungen ist unersichtlich, warum Selbstverständlichkeiten wie *7bris*, *8bris*, *9bris* und *10bris* jedes Mal durch Sachkommentare erläutert werden.

Ebenso wie die Sachkommentare vermögen auch die Register, wie bereits angedeutet, bei der Erschließung und Handhabung des Editionstextes keine zuverlässige Hilfe zu leisten. Das Personenregister¹⁶ nimmt Personen zumindest teilweise nur auf, wenn diese namentlich genannt werden (außer im Falle von Frauen). Die im Text häufig nur als *königliche mayestät* bezeichneten Könige von Schweden – meistens sind entweder Karl XI. (1660–1697) oder Karl XII. (1697–1718) gemeint – kommen laut Personenregister nur fünf Mal im gesamten Text vor. Zwar enthält das Sachregister noch ein Lemma „König“ (ohne Spezifikation des Herrschaftsbereichs, sich allerdings wohl nur auf die Könige von Schweden beziehend), welches allerdings ebenfalls nicht erschöpfend ist. Nicht aufgenommen wurden, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, die *von ihr königlichen mayestät*

¹⁴ Christlich-getreuer Unterthanen Pflicht (...) Anno 1687. den 23. Septembr. in Riga geleistet (...). Digitalisat einsehbar unter dem URL: <http://dspace.ut.ee/handle/10062/33611#> (letzter Zugriff 14.3.2016). Hier ist neben den von Hormuth zitierten Eiden auch der Eid des Generalsuperintendenten enthalten.

¹⁵ Hierbei handelt es sich wohl um einen Lesefehler. *Altus* = hoch, tief, erhaben. Gemeint evtl. *altera* [dies] *Aprilis*.

¹⁶ Kleinere formale Ungenauigkeiten im Personenregister: inkonsequenter Zusatz von Funktionen und Ämtern: z.B. Lemmata „Müller“, S. 480; „Caspar, Erzbischoff“, S. 474; „Johannes, Erzbischof von Riga“, S. 478; Verzeichnung nach dem Vornamen: „Magnus Gabriel de la Gardie“, S. 479; fehlendes Komma: „Koo Johan“; „Soo Ericus“, S. 479, 483; inkonsequente Verzeichnung von Namensvarianten: „Struck, Strueck, Hanß, Hans“; Aussetzung der alphabetischen Sortierung: Lemmata „Ulrichs“, „Ulrich“, S. 483.

allergnädigst beehrten baraquen (S. 206); ein *von unserm allergnädigsten könig und herrn* gewährtes *gratial* (S. 230); die *devoten bezeugungen gegen ihre königliche mayestät* (S. 236f.). Bei nur oberflächlicher Prüfung weniger Seiten lassen sich weitere Beispiele fehlender Verzeichnung im Personenregister finden, so Generalsuperintendent Johann Fischer, obwohl dieser auf der vorhergehenden Seite noch mit seinem Nachnamen erwähnt wird (S. 237); Pastor Ludwig (S. 234), Oberstleutnant Gülich, Oberst Campenhäusen (S. 236), Herzog von Kurland (S. 91)¹⁷; der Ligger Jabn (S. 134, in der Vorlage p. 169); der Vater des Martin Manken (S. 300).

Fraglich ist, wie der Benutzer der Edition angesichts dieser lückenhaften Erschließung die Beziehungen der Großen Gilde beispielsweise zum Landesherrn vollständig erfassen soll. Häufig macht sich der Editor nicht die Mühe, die Vornamen der im Editionstext genannten Personen zu ermitteln und in das Personenregister einfließen zu lassen, so z.B. im Fall des Fiskaladvokats Johann Barclay de Tolly (1634–1694), der zudem in zwei nicht mit Querverweisen versehenen Lemmata („Barclaj“ / „Berklay, Berklay“) verzeichnet wird¹⁸, oder des bereits mehrfach erwähnten Generalsuperintendenten Johann Fischer, der im Personenregister unter dem Lemma „Fischer“ verzeichnet ist. Falsche Namensvarianten werden im Falle von „Koo Johan“ und „Soo Ericus“ verzeichnet (nach dem Editionstext richtig: Koop, Johan; Soop, Ericus).

Ein weiterer Schwachpunkt des Personenregisters ist der nur spärliche Einsatz von Querverweisen. So wird Karl [XI.] auf S. 211 namentlich genannt, ohne dass diese Nennung im Personenregister registriert wird. Nur im Sachregister wird die entsprechende Stelle unter dem Lemma „König / Befehl“ verzeichnet. Ebenso fehlen bei den livländischen Generalgouverneuren Christer Horn, Johann Jacob Hastfer und Erik Dahlberg Querverweise auf das Schlagwort „Generalgouvernement“ im Sachregister, obwohl dort ebenfalls Nennungen dieser Personen, allerdings unvollständig (vgl. z.B. S. 237f.), verzeichnet sind. Auch werden Namensvarianten nur sporadisch dokumentiert. So kommt der Nachname Borrenrich u.a. auch in den Formen Bordentrich, Borgentreich vor. Dass es sich hier um Formen eines Nachnamens handelt, muss sich der Benutzer selbst erschließen.

Formale und inhaltliche Fehler und Ungenauigkeiten weisen auch das Sach- und das Ortsregister auf. Eine nur stichprobenartige Überprüfung ergab die Unvollständigkeit der Fundstellen bei den Lemmata „Baracken“, „Leuchter“, „Undeutsche“ und „Soldaten“.¹⁹ Teilweise werden Begriffe zusammen mit den im Quellentext vorkommenden Attributen verzeichnet und auch nach diesen sortiert. Ob man „Kringel“ allerdings unter dem Schlagwort „gelb“, „Ratschläge“ unter „gefährlich“, „Kost“ unter „frei“

¹⁷ Auch nicht im Sachregister verzeichnet, wo ein Lemma „Herzog von Kurland“ zu finden ist (S. 494).

¹⁸ Erschließbar mit Hilfe von KARINA KULBACH-FRICKE: Familienbuch Riga, CD-Rom Selbstverlag 2011, S. 165f.

¹⁹ Fehlende Fundstellen: S. 33, 55, 126, 296.

oder „Kanne“ unter „große getriebene vergoldete“ suchen wird, ist fraglich (S. 492f.). Zwar existiert im Sachregister auch das Lemma „Kost“, allerdings ohne die „freie Kost“ zu verzeichnen oder auf das ebenfalls vorkommende Lemma „Wegekost“ zu verweisen (S. 496). Auch sonstige Querverweise zwischen einzelnen, sinnhaft zusammenhängenden Lemmata fehlen im Sachregister. Was mit den Lemmata „Ko“ und „Scha“ gemeint ist, ist fraglich (evtl. Kopf und Schapf). Warum die königliche Verordnung vom 16. Februar 1681 einmal unter dem Lemma „König / Resolution“, ein anderes Mal unter „König / Reglement“ verzeichnet wird, ist ebenso unklar. Im Ortsregister²⁰ sind die folgenden Lemmata nicht überzeugend: „Höllma“ (gemeint wohl die Hölmer in der Düna), „Marschalpforte“ (in der Quelle: *Marselpforte*, gemeint wohl die Marstallpforte²¹), „Schornstraße“ (hier Quellenvariante angegeben, gemeint ist die Scharrenstraße) und „Zadar“ (in der Quelle: *Sardam*; hier böte sich als Interpretationsmöglichkeit anstatt der höchst unwahrscheinlichen kroatischen Stadt Zadar das nordholländische Zaanstad, früher auch Saardam, an, im 17. Jahrhundert ein bedeutendes Schiffbauzentrum, wo sich beispielsweise Peter I. 1697/98 aufhielt).

Dennis Hormuth macht mit seiner Edition des „Memorialbuchs“ eine wichtige Quelle zur frühneuzeitlichen Geschichte Rigas einem breiten Publikum zugänglich. Durchdrungen und für den Nutzer zuverlässig aufbereitet ist der Quellenstoff allerdings nicht. Insbesondere die Mängel in der Erschließung des Textes fallen dabei ins Gewicht, sind doch die Möglichkeiten der automatisierten Erkennung von sauber geschriebenem handschriftlichem Material bereits weit fortgeschritten.²²

MADLENA MAHLING

²⁰ Außerdem auf nur vier Seiten folgende orthografische/grammatische Fehler: Fleischscharn, Gerdrut, Lateinische schule, Schallstraßen (Pluralendung wohl aufgrund des im Quellentext gebrauchten Dativs).

²¹ Im Mittelalter ist auch die Bezeichnung Marschalstraße/-pforte belegt, ab etwa 1470 hat sich aber Marstallstraße/-pforte eingebürgert. Siehe HORST BIERNATH: Die alten deutschen Strassennamen von Riga, Leipzig 1929, S. 37f.

²² Z.B. <https://transkribus.eu/Transkribus> (letzter Zugriff 21.12.2016).

Das Baltikum als Konstrukt (18.–19. Jahrhundert). Von einer Kolonialwahrnehmung zu einem nationalen Diskurs. Hrsg. von ANNE SOMMERLAT-MICHAS. Königshausen & Neumann. Würzburg 2015. 264 S. ISBN 9783826054228

Im Juni 2013 lud Anne Sommerlat-Michas, Dozentin für deutsche Sprache, Literatur und Landeskunde an der Universität Amiens, zu einer interdisziplinären internationalen Tagung nach Nordfrankreich, deren Vorträge nun in einem Sammelband vorliegen. Nach der Lektüre der 14 Beiträge, verfasst von Literatur- und Sprachwissenschaftlern sowie Historikern aus Frankreich, Deutschland, Polen, Lettland und Estland, kann man sich indes des Eindrucks nicht erwehren, es letztlich mit einem Produkt zu tun zu haben, das einem das Konstrukt „Baltikum“, das der Titel evoziert, nicht wirklich näher bringt. Dafür erfährt man viel Neues über diverse Texte und deren Autorinnen und Autoren, die – sei es aus der Binnen-, sei es aus der Außenperspektive – über die Region geschrieben haben. Dass es hier vornehmlich um deutschsprachige Texte geht, ist den Interessen der Herausgeberin geschuldet, die mit einer Studie zur Aufklärungszeit in Kurland hervorgetreten ist,¹ und es ist nur zu loben, dass sich auch Nicht-Deutsche mit diesen Schriften auseinandergesetzt haben. Auffällig ist jedoch, dass auf Estnisch und Lettisch (oder gar auf Russisch) publizierte wissenschaftliche Forschungsergebnisse von den meisten französischen und deutschen Beitragern nicht rezipiert werden. Zur Sprache kommt dieses Problem indes nicht: Könnte man aber nicht auch diesen – leider kaum zu vermeidenden – Umstand letztlich als eine Art Wissenschaftskolonialismus betrachten?

Überhaupt wird der im Titel genutzte, zurzeit ja überaus populäre Begriff „kolonial“ von vielen Autoren des Bandes ignoriert und eigentlich nur in der Einleitung der Herausgeberin sowie im Beitrag der Tallinner Literaturwissenschaftlerin Maris Saagpakk näher erörtert. Der Greifswalder Linguist Stephan Kessler erlaubt sich die in diesem Kontext fast schon ketzerische Anmerkung, die „spezifische Segregation der Gesellschaft“ sei ein überall in Europa auftretendes „Charakteristikum der Ständegesellschaft“ gewesen, da Menschen damals eben nach ständischen und nicht nach ethnischen Kategorien beurteilt worden seien (S. 82). Hierzu hätte man gern mehr gelesen, zieht sich doch durch die meisten Beiträge die Tendenz, mit unseren heutigen Begriffen zu operieren, deren Übertragung auf frühere Zeiten unhinterfragt akzeptiert wird. So behauptet z.B. Hans-Jürgen Lüsebrink in seiner Studie über den „Essai critique sur l’histoire de la Livonie“ des Grafen François Gabriel de Bray (1817), dieser Text sei an eine „transnationale“ Öffentlichkeit gerichtet gewesen (S. 68), ohne auch

¹ ANNE SOMMERLAT: *La Courlande et les Lumières*, Paris 2010; DIES.: „Das stille Verdienst des patriotischen Gelehrten“? Geschichtsforscher im aufgeklärten Kurland, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 5 (2010), S. 75–94.

nur kurz innezuhalten, ob denn eine pränationale Rezeptionsgemeinschaft überhaupt „transnational“ gewesen sein konnte. Es ist diese Unschärfe in den Begriffen, die leider viele der hier versammelten Texte ausmacht.

Der Titel enthält ein weiteres begriffliches Paradox, das sich durch den ganzen Band zieht: den Begriff „Baltikum“. Wie Jörg Hackmann in einer überarbeiteten Version seines bereits klassischen Aufsatzes zur Frage „Was bedeutet ‚baltisch‘?“² klarstellt, gab es diesen Begriff im 18. und 19. Jahrhundert noch nicht, da er sich erst in den Jahren des Ersten Weltkrieges als Regionalbegriff verfestigt habe (S. 37). Wie kann es somit um die Konstruktion von etwas gehen, was zu der untersuchten Zeit noch gar nicht unter diesem Begriff existierte? Dessen ungeachtet wird „Baltikum“ in den meisten Beiträgen relativ sorglos verwendet. Aber gehört im heutigen Sprachgebrauch nicht auch Litauen zum „Baltikum“? Diese Begriffsverwirrung wird von Jürgen Joachimsthaler noch weiter verstärkt. Eigentlich sollte er sich mit Polen im deutschbaltischen Diskurs beschäftigen, doch stellte er kaum überraschend eine „polnische Lücke“ im deutschbaltischen kulturellen Gedächtnis fest (S. 215), weshalb er – eigentlich ganz im Sinne des Buchtitels – immer wieder auch den polnischen Blick auf die nördliche Nachbarregion thematisiert. Geradezu zwingend spielt in polnischer Sicht aber Litauen die wesentliche Rolle beim Verständnis des „Baltikums“; der Begriff „Litauer“ galt dem Autor zufolge im polnischen Gebrauch sogar als „Oberbegriff für die baltischen Völker“ insgesamt (S. 214). Mit „baltischen Völkern“ sind hier neben den Litauern wohl die Letten gemeint, die ja tatsächlich über weite Strecken des 19. Jahrhunderts zu den Litauern gezählt wurden, wie auch ein Blick auf die Kartografie der Zeit zeigt.³ Dass in den hier versammelten Beiträgen für das eigentliche Forschungsobjekt, die Deutschen in Est-, Liv- und Kurland, durchaus verschiedene Termini benutzt werden – Deutschbalten, Deutsch-Balten, Baltikumsdeutsche und (zumindest im Tagungsprogramm⁴) auch Baltendeutsche – führt einen zwangsläufig zu der Überlegung, welche Vorstellungen denn jeweils hinter diesen Begriffen stehen.⁵ Aber auch das bleibt leider unerörtert.

² JÖRG HACKMANN: Was bedeutet ‚baltisch‘? Zum semantischen Wandel des Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Erforschung von *mental maps*, in: Buch und Bildung im Baltikum. Festschrift für Paul Kaegbein zum 80. Geburtstag, hrsg. von HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS und ROBERT SCHWEITZER, Münster 2005 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 13), S. 15–39.

³ VYTAUTAS PETRONIS: Constructing Lithuania. Ethnic Mapping in Tsarist Russia, ca. 1800–1914, Stockholm 2007 (Stockholm Studies in History, 91), S. 235f., passim.

⁴ Einsehbar unter dem URL: http://www.ages-info.org/spip/IMG/pdf/programme_colloque_baltique.pdf (letzter Zugriff 21.3.2017).

⁵ Ein Satz wie der von Jürgen Joachimsthaler: „Geheimer Mittelpunkt der deutschbaltischen Erinnerung an die historischen baltisch-polnischen Kontakte ist die polnische Reformzeit (...)“ (S. 220) lässt einen etwas ratlos zurück, wer oder was konkret mit „baltisch“ gemeint sein soll. Geht es um die Erinnerung der Deutschen der Ostseeprovinzen oder um eine von Deutschen und „Balten“ geteilte Erinnerung? Schließen die „baltisch-polnischen“ Kontakte die Esten mit ein oder nicht?

Die weitgehend literarischen bzw. gelehrten „Baltikum“-Verständnisse, um die es in den Beiträgen geht, betreffen ohnehin weniger Vorstellungen von der Region als vielmehr (meist) in deutscher Sprache vorgetragene Interpretationen des Verhältnisses zwischen Ober- und Unterschicht, zwischen Adel und Bauern, zwischen Deutschen und den „Nationalen“, d.h. den Esten und Letten. Maris Saagpakk untersucht anhand der Debatten um die Zukunft des Estnischen Mitte des 19. Jahrhunderts die Entwicklung der estophilen Philologie. Interessanterweise lässt sich das Argument des estophilen Pastors Eduard Ahrens, gebildete Esten seien unfähig, ihre Sprache in Reinform zu sprechen, da sie zu stark vom Deutschen beeinflusst seien, als Echo der damals typischen Vorstellungen in der Volkskunde interpretieren, dass nur unberührte bäuerliche Gemeinschaften ihre „nationalen Eigenschaften“ unverfälscht repräsentierten. Auch der Pädagoge Ulrich Ernst Zimmermann wies zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf die Illusion einer künstlichen, von Deutschen produzierten Schriftsprache für die Letten hin, wie Sommerlat in ihrem Beitrag erläutert. In Zimmermanns 1812 erschienener Zusammenstellung der bis dato erschienenen Schriften auf Lettisch kamen gerade einmal fünf Letten als Autoren vor. Anschließend zeichnet Aiga Semeta die Dynamik nach, dank der aus dem lettischen Bauern, der höchstens den Katechismus auswendig aufsagen soll, auch in den Augen der deutschen Gesellschaft allmählich ein lesendes Subjekt wurde. Unklar bleibt hier wiederum eine terminologische Frage: Die Autorin spricht von einer „Verbürgerlichung“ der Bauern, die offenbar einzig durch das Lesen eingesetzt habe (S. 145f.). Warum sie von der „Entstehung des bürgerlichen Lesers“ schreibt, obgleich die Lesenden doch in sozialhistorischer Hinsicht Bauern blieben, bleibt unklar – oder ist sie zu sehr im Banne der Autoritäten von Jürgen Habermas bis Benedict Anderson, die sich keine bäuerliche Öffentlichkeit bzw. Nationsbildung vorstellen konnten?

In den Beiträgen über einzelne Schriftsteller und ihre Werke geht es z.B. um Jakob Michael Reinhold Lenzens dramatisches Erstlingswerk „Der verwundete Bräutigam“ (Michel Grimberg), um die ethnografische Dimension bei Theodor Hermann Pantenius’ „Im Gottesländchen“ (Klaus Schenk) oder um die Gegenüberstellung zweier Romane aus Kurland, von denen einer aus der Feder einer Deutschen, Johanna Conradi, und der andere von dem lettischen Schriftsteller Māteru Juris stammt. Māra Grudule weist in beiden Fällen nach, dass die hier ausnahmsweise einmal in der Literatur verhandelten Strategien der Annäherung der sozialen bzw. ethnischen Gruppen – Germanisierung bzw. Einheirat in eine Adelsfamilie – als Utopie gesehen werden müssen und letztlich

Wie schließt Hackmann seinen Beitrag doch so stimmig: „Die Polysemie von *baltisch* wird sich folglich so rasch nicht auflösen“ (S. 43).

in beiden Fällen scheitern.⁶ Dass in beiden Fällen der Lette sich in die deutsche Gesellschaft „bewegt“, scheint ohnehin symptomatisch zu sein: Die umgekehrte Richtung dürfte zumindest für eine literarische Gestaltung zu radikal gedacht gewesen sein (auch wenn sie gerade in den von der Forschung kaum je behandelten deutschen Unterschichten durchaus vorgekommen sein dürfte).

Schließlich beschäftigt sich Liina Lukas mit den radikalen Ideen zweier „socialer Romane“ von Eduard von Keyserling und Maurice von Stern, deren Handlungen aber nicht auf baltischem Boden entfaltet werden, spielen sie doch in Wien bzw. den USA. Auch Lukas kommt zu dem Schluss, dass spätestens die Revolution von 1905 sämtlichen in der Literatur vereinzelt geäußerten Annäherungsutopien der Stände bzw. ethnischen Gruppen ein Ende gesetzt habe.

Es ist irgendwie bezeichnend für diesen Band, dass der Autor eines Aufsatzes, der sich tatsächlich mit einem Text beschäftigt, welcher das Baltikumbild seiner Leser maßgeblich geprägt hat, davon gar nichts weiß. Natürlich stimmt es, dass de Brays „Essai critique“ nie komplett in irgendeine Sprache übersetzt wurde. Hans-Jürgen Lüsebrink übersieht jedoch eine von dem russischen Schriftsteller Aleksandr Bestužev-Marlinskij angefertigte auszugsweise (und von der Zensur beeinflusste) Übertragung ins Russische.⁷ Nicht nur war de Brays Werk für Bestužev selbst und dessen enorm populäre „Poezdka v Revel“ (Reise nach Reval, 1821) Informationsquelle und Inspiration zugleich, sondern auch für alle diejenigen russischen Zeitgenossen, die des Deutschen nicht mächtig waren und sich zunehmend für die so reizvolle baltische Nachbarschaft der Kapitale St. Petersburg zu

⁶ Leider ist dieser Aufsatz sprachlich verbesserungswürdig und aus der Perspektive eines Historikers in seinen pauschalen Aussagen unhaltbar. So schreibt Grudule, das Baltikum habe in den 1840er Jahren „eine Russifizierungswelle im Russischen Imperium erlebt“ (die Konversionsbewegung war keine „Russifizierung“ und geschah natürlich auch nicht im ganzen Imperium); sie erwähnt ein „Verbot der lateinischen Schrift in den ehemaligen polnischen Territorien“, das in erster Linie für das Litauische und schon gar nicht in Polen selbst galt; Generalsuperintendent Ferdinand Walter wurde nicht aufgrund seiner „dem Russischen Imperium feindlichen Äußerungen (...) seines Amtes enthoben“, sondern trat selbst zurück, nachdem seine Landtagspredigt von den „Moskovskie novosti“ Michail Katkovs bewusst ironisch überspitzt kritisiert worden war (alle Beispiele S. 166).

⁷ O nynešnem npravstvennom i fizičeskom sostojanii Liffjandskich i Èstljandskich krest'jan. Perevod iz tret'ego toma knigi: Essai critique sur l'Histoire de la Livonie suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province [Über den derzeitigen sittlichen und physischen Zustand der livländischen und estländischen Bauern. Übersetzung aus dem dritten Band des Buches: Essai critique sur l'Histoire de la Livonie suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province], in: Syn Otečestva 1818, Teil 48, Nr. 38, S. 241-254; Sostojanie Livonii do prišestvija Nemcov. Soč. Grafa Breja [Die Lage in Livland vor der Ankunft der Deutschen. Ein Werk des Grafen Brey], in: ebenda 1822, Teil 77, Nr. 15, S. 3-24. Zur Übersetzungstätigkeit Bestuževs siehe SERGEJ G. ISAKOV: Pribaltika v ruskoj literature 1820-ch – 1860-ch godov. V dvuch tomach [Das Baltikum in der russischen Literatur der 1820er – 1860er Jahre. In zwei Bänden]. Diss. cand. philol. Tartu und Leningrad 1962, Bd. 1, S. 203-207.

interessieren begannen. Im imperialen russischen Rahmen, der verständlicherweise (aber doch: leider) in diesem Sammelband kaum je angesprochen wird, nahmen sich viele der hier geschilderten Debatten und Auseinandersetzungen durchaus etwas anders aus als im lokalen Kontext Est-, Liv- und Kurlands.

In diesem Kontext sei auf Matthias Müllers historische Studie zu den Debatten über die sich aufgrund positiver wirtschaftlicher Entwicklungen herausbildende Konsumkultur in Est-, Liv- und Kurland unter Katharina II. verwiesen, die indes wenig mit Regionskonstruktionen oder der Imagination innerethnischer Annäherungen zu tun hat (und daher in diesem Band etwas deplatziert wirkt). Dafür stellt der Autor einen höchst spannenden Diskurszusammenhang vor, in dem lokale Tradition, russischer Reichspatriotismus und Standesbewusstsein auf interessante Weise miteinander verknüpft waren. Luxusgüter nicht wie die Ritterschaften (aus ökonomischen Gründen) zu verteufeln und zu verbieten, sondern sie, wie August Wilhelm Hupel, als kulturelle Horizonterweiterung zu begrüßen, hatte letztlich auch damit zu tun, die Reputation der aufgeklärten Zarin auf dem weiß Gott nicht asketischen Petersburger Thron unangetastet zu lassen.

Dankenswerterweise ist dieser Band mit einem Namensindex versehen, an dem sich Interessierte orientieren können. Abgesehen von manchen sprachlichen Feinheiten sind die Beiträge gut lesbar und geben einen immer wieder auch spannenden Überblick über Vorstellungen deutschsprachiger Autoren vom Leben in den Ostseeprovinzen des Russländischen Reiches. Natürlich hätte man hoffen können, dass sich die Beiträge stärker auf die Fragestellungen konzentrieren, die von der Herausgeberin vorgegeben wurden – die Verflechtungen von kolonialen Wahrnehmungen und nationalen Diskursen. Für die weitere Diskussion finden sich hier jedoch zahlreiche Anregungen, die hoffentlich in der Zukunft auf breiter interdisziplinärer Basis fruchtbar gemacht werden können.

KARSTEN BRÜGGEMANN

Bibliothekskataloge der Tallinner Literaten des 18. Jahrhunderts. Quellenedition aufgrund überlieferter Nachlassverzeichnisse. Hrsg., kommentiert und mit einer Einführung und einem Index versehen von MARI TARVAS. Verlag Königshausen & Neumann. Würzburg 2014. 254 S. ISBN 9783826054129.

Die vorliegende Publikation von „Bibliothekskatalogen“ beruht auf Bücherlisten aus Nachlassverzeichnissen, die im Stadtarchiv Tallinn bewahrt werden. Die Bedeutung dieses Quellenschrifttums für die Erforschung der literarischen Verhältnisse mittels des Buchbesitzes ist seit langem anerkannt, und so bilden die reichhaltigen Bestände des alten Ratsarchivs eine hervorragende Basis für die Rekonstruktion der privaten Bibliotheken im alten Reval. Dies gilt umso mehr, als gerade für das 18. Jahrhundert nur wenig über das Bibliothekswesen in der Stadt bekannt ist, ja vielmehr ein weitgehender Niedergang infolge des Nordischen Krieges konstatiert werden muss.

Die rund 25 Seiten umfassende Einführung zur Edition liefert zunächst den Hintergrund mit forschungsgeschichtlichen Hinweisen zu Nachlassverzeichnissen als Quelle für die Forschung generell und im besonderen für die Literaturgeschichte. Dabei wird als wichtige Leistung hervorgehoben, dass auf diesem Weg Erkenntnisse über die tatsächliche Lektüre und damit „Einblicke in das Leseverhalten“ (S. 9) zu erlangen sind. Die Dokumentation der in Privatbesitz befindlichen Bücher ermögliche zudem in Ergänzung zu den öffentlichen Bibliotheken einen Einblick in die „Bedingungen im literarischen Feld einer Region“ (S. 9). Völlig zu Recht weist Mari Tarvas auf die lange Tradition hin, in der diese Forschung in Estland steht, und nennt eine ganze Reihe von Publikationen, beginnend mit Hans Treumanns Werk zur Kulturgeschichte des Buches¹ bis hin zu den jüngsten Editionen von Nachlassverzeichnissen durch Raimo Pullat.² In diesem Kontext sollte jedoch auch auf Heinz von zur Mühlens Aufsatz „Besitz und Bildung im Spiegel Revaler Testamente und Nachlässe aus der Mitte des 17. Jahrhunderts“ (1980) hingewiesen werden, in dem genau dieses Quellenschrifttum – freilich für das vorangehende 17. Jahrhundert – erstmals exemplarisch im städtischen Zusammenhang analysiert wurde.³

¹ HANS TREUMANN: Vanemast raamatukultuuriloost [Über die ältere Kulturgeschichte des Buches], Tallinn 1977.

² Die Nachlassverzeichnisse der deutschen Kaufleute in Tallinn, Bd. 1-3, hrsg. von RAIMO PULLAT, Tallinn 1997-2004; Die Nachlassverzeichnisse der Handwerker in Tallinn 1706-1803 / Tallinna käsitööliste varandusinventarid 1706-1803, hrsg. von DEMS., Tallinn 2006; Die Nachlassverzeichnisse der Literaten in Tallinn 1710-1805 / Tallinna literaatide varandusinventarid 1710-1805, hrsg. von DEMS., Tallinn 2007; Die Nachlassverzeichnisse der Einwohner der Stadt Pernau 1702-1800 / Pärnu elanike varandusinventarid 1702-1800, hrsg. von DEMS., Tallinn 2005.

³ HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Besitz und Bildung im Spiegel Revaler Testamente und Nachlässe aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Reval und die baltischen Länder.

Die insgesamt sehr knapp gehaltene Einführung informiert auch über die Auswahl der hier edierten 28 Bücherlisten aus dem Bestand 230 (Revaler Ratsarchiv) des Tallinner Stadtarchivs. Es handelt sich um jene Listen aus den Nachlassverzeichnissen von Literaten, die bisher nicht ediert waren. Damit sind nun alle bekannten Stücke aus diesem Bestand für die Forschung leicht zugänglich. In grundsätzlichen Anmerkungen zu den Besitzern der Büchersammlungen, also den Literaten im Reval des 18. Jahrhunderts, und einer allgemein übergreifenden Charakteristik der Bestände sowie der Eingliederung in die örtliche Bibliotheksgeschichte werden bereits erste Ergebnisse aus der Zusammenstellung dieser Bücherkataloge vorgestellt. So kann die große Bedeutung der Privatbibliotheken gegenüber den öffentlichen Bibliotheken eindrucksvoll aufgezeigt werden. Tarvas erklärt die Struktur der Nachlassinventare und speziell der enthaltenen Bücherlisten, etwa im Hinblick auf die Abfolge der Einträge und die Frage der Vollständigkeit, und grenzt diese Listen von solchen der Buchhändler und Buchdrucker ab. Die Büchernachlässe spiegeln – kaum überraschend – den allgemeinen Niedergang nach dem Nordischen Krieg 1710 noch hinter die Verhältnisse des 17. Jahrhunderts zurück und den dann erst allmählich einsetzenden Aufschwung. So stammt der größte Teil der Listen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit deutlichem Schwerpunkt zum Ende des Säkulums.

Weitere Ergebnisse aus der Analyse der Bücherlisten bilden Übersichten über die Umfänge der Sammlungen, ihre sprachliche und thematische Aufgliederung sowie über das Alter der verzeichneten Bücher und die Häufigkeit der vertretenen Autoren, Gattungen und Themen. Insgesamt zeige sich eine eher konservative Haltung, neue Literatur fand – anders als im 17. Jahrhundert – nur langsam Aufnahme in die Privatbibliotheken. Ein Ausblick, in dem die präsentierten Buchbestände in Reval in den deutschen protestantischen Raum eingegliedert und weitere Forschungen mithilfe dieser Edition nachdrücklich angeregt werden, beschließt die Präsentation der bisherigen Erkenntnisse. Erläuterungen zur Edition und Dankesworte beenden die Einführung.

Die einzelnen Bücherlisten werden eingeleitet vom Namen des Besitzers bzw. des Verstorbenen, um dessen Nachlass es sich handelt, unter Ergänzung der Berufsbezeichnung in originaler Ansetzung und des Todesjahrs, gegebenenfalls zusätzlich das Jahr der Erstellung des Verzeichnisses. Es folgt eine biografische Skizze, deren Umfang je nach Person und Forschungsstand ganz unterschiedlich ausfallen kann, da verständlicherweise in erster Linie auf vorhandene Nachschlagewerke zurückgegriffen wird. So ist die Biografie bei Professor Anton Mickwitz (Nr. 17) beispielsweise relativ lang und detailliert, während zum Lehrer an der Jungfernschule Carl Gottfried Neumann (Nr. 18) lediglich drei Zeilen Text geboten werden,

Festschrift für Hellmuth Weiss zum 80. Geburtstag, hrsg. von JÜRGEN VON HEHN und CSABA JÁNOS KENÉZ, Marburg/Lahn 1980, S. 263-280.

noch weniger zum Studiosus Johann Caspar Schoner (Nr. 7). Die jeweilige Verbindung zwischen Person und Büchersammlung sowie eine individuelle Charakteristik der Sammlung über die in der Einführung genannten Daten hinaus sind hin und wieder sehr knapp angerissen. So enthalten diese Skizzen manchmal – z.B. Nr. 8 und 10 – auch Informationen über die Situierung in der Stadt jenseits des Amtes, etwa Verwandtschaftsverhältnisse, die gerade bei Nachlassverzeichnissen von Bedeutung sind und Hinweise auf den möglichen Verbleib der Bücher bei Erben in der Stadt geben können.

Wie die Edition der Bücherkataloge selbst, so fordern auch diese einleitenden Passagen weitere Forschungen heraus, um das Profil der jeweiligen Sammlung mit den bisher bekannten biografischen Daten des Besitzers erklären zu können. Beispielsweise ist beim Student und Kandidat der Theologie Martin Radack (Nr. 19), der aus der Mark Brandenburg stammte, unklar, warum er offensichtlich lange Jahre in Reval lebte und hier verstarb. War er als Hofmeister in Diensten eines estländischen Adelshauses oder eines Revaler Bürgers tätig? Da unter seinen Büchern auch mehrere Werke zur estnische Sprache zu finden waren, darunter das Haus- und Kirchenbuch sowie das estnische Neue Testament, zeigt sich eine Verankerung in der Region, die eine Anstellung als Landpastor zum Ziel gehabt haben könnte.

Die in originaler Schreibweise wiedergegebenen Bücherlisten sind am Ende des Bandes in einem Register erschlossen, das als die wesentliche und von großem Aufwand geprägte Forschungsleistung dieser Edition anzusehen ist. Zwar wurden lediglich die Autoren identifiziert und indexiert – und nicht auch noch die jeweiligen Werke –, doch ist angesichts der häufig nur rudimentären Angaben in den Listen selbst dies eine Herkulesaufgabe. Eine Erschließung der Werke wäre gleichwohl – wo möglich – sehr zu wünschen, denn erst diese könnte thematische Schwerpunkte deutlicher aufzeigen und auch Werke ohne Verfasser berücksichtigen sowie über die Druck- und Verlagsorte regionale Verbindungslinien sichtbar machen. Die gediegen gearbeitete und äußerst verdienstvolle Edition bietet insofern reichlich Material für weitere, tiefer greifende Forschungen.

MARTIN KLÖKER

HENNING VON WISTINGHAUSEN: *Freimaurer und Aufklärung im Russischen Reich. Die Revaler Logen 1773–1820*. Mit einem biographischen Lexikon. 3 Bde. im Schuber. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2016. 1061, 356 S. ISBN 9783412501310.

Dass die Freimaurer in der baltischen und russischen Aufklärung eine wichtige Rolle spielten, war bisher eher ein offenes Geheimnis, das zuweilen von einzelnen Informationen abgeleitet werden konnte, als dass die Bedeutung insgesamt auch nur in irgendeiner Weise greifbar erschien. Für Riga gehört es immerhin zum Gemeingut, dass Johann Gottfried Herder hier in der ‚Loge zum Schwert‘ Mitglied der Freimaurer wurde. Demgegenüber war die Geschichte der Freimaurer in Reval „bisher so gut wie unbekannt“ (I, S. 13), wie Henning von Wistinghausen völlig zu recht feststellt. Die Respekt einflößenden drei Bände aus dessen Feder basieren daher im wesentlichen auf einer systematischen Auswertung von Akten des Estnischen Geschichtsmuseums (*Eesti Ajaloomuuseum*) in Tallinn, die bislang kaum Beachtung gefunden haben und noch durch zahlreiche Quellen ergänzt werden, insbesondere für die in Band 3 gebotenen Biografien, die als „personelle Grundlage“ (III, S. 5) der Darstellung in Band 1 und 2 bezeichnet werden: Archive in Tallinn, Tartu, Riga, St. Petersburg und Moskau sowie auch Freimaurerarchivalien im Besitz des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin wurden zusätzlich erschlossen.

Die monografische Darstellung beginnt in Teil I mit einer Einleitung, in der grundlegende Informationen zur Geschichte der Freimaurerei skizziert werden. Der letzte Abschnitt zum „Bruch zwischen den deutschen und schwedischen Freimaurern“ leitet bereits hin zum ersten großen, rund 200 Seiten umfassenden Kapitel „Die Revaler Logen im Spannungsfeld der russischen Freimaurerei des 18. Jahrhunderts“. Hier wird in einem chronologischen Durchgang von den Anfängen im frühen 18. Jahrhundert bis zur Auflösung der Logen 1794 deutlich auch über Reval hinausgegriffen, indem Beziehungen zu Logen in Dorpat und Riga sowie St. Petersburg und Moskau charakterisiert werden.

Der zweite Teil wird eröffnet mit einer rund 40 Seiten umfassenden historischen Übersicht zu Estland im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, worin die „nähere Umwelt der Revaler Freimaurer“ geschildert wird, bevor „Die Revaler Logen 1773–1794“ im Detail auf rund 300 Seiten vorgestellt und ihre Einbettung in die städtische Gesellschaft aufgezeigt werden können. Insgesamt vier Logen existierten in Reval: ‚Die Loge Isis‘, ‚Die Loge zur Bruderliebe‘, ‚Die Loge zu den drei Streithämmern‘ und ‚Die Loge Die Hoffnung der Unschuld‘. Je nach Quellenlage gelangt – insbesondere zur ältesten Loge Isis sehr umfangreich – das Leben in den Logen von der Gründung und den Aufnahmen über Quartiere, Finanzen und innere Ordnung sowie Gesetze bis hin zu Bibliotheken, einzelnen Ereignissen und Sozialstruktur zur Darstellung.

Ein dritter Teil eröffnet den Band 2 mit der „Renaissance der russischen Freimaurerei bis zu ihrem Verbot durch Alexander I.“ (ca. 140 S.). Dieser Darstellung der größeren Zusammenhänge und Hintergründe folgt als Teil IV wiederum der Blick im Detail auf die Revaler Logen und das Wirken der „Freimaurer in Landespolitik und Gesellschaft Estlands zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ (insgesamt rund 260 S.). Parallel zu Teil II sind hier tiefe Einblicke in die Kulturgeschichte Revals und der gesamten Region zu finden, ist es doch erklärte Absicht des Verfassers, in diesen Teilen „in erster Linie Strukturen und Institutionen der Lebenswelten der Revaler Freimaurer darzustellen“ (S. 231, Anm.).

In einer „Schlußbetrachtung“ reflektiert der Verfasser die Darstellung und zieht auf 21 Seiten gewissermaßen das Substrat aus der so ungeheuer gehaltreichen wie umfangreichen Zusammenstellung, indem zahlreiche Auswirkungen herausgehoben und Zusammenhänge gedeutet werden. Ein 15 Nummern enthaltender Anhang mit Listen und Verzeichnissen sowie Texteditionen schließt sich an. Quellen- und Literaturverzeichnis, Abbildungsverzeichnis sowie ein Personenregister schließen den Darstellungsteil in Band 2 ab.

Das biografische Lexikon „mit den Biographien aller ermittelten Mitglieder der Freimaurerlogen, die im 18./19. Jahrhundert in Reval bestanden haben“ (III, S. 5) bildet den Band III. Dieser eigenständig benutzbare Teil enthält in alphabetischer Folge 411 Personenartikel, die je nach Quellenlage natürlich ganz unterschiedlich umfangreich sein können. Den Kopf des Artikels bildet jeweils der Personennamen mit Berufsbezeichnung und der Logenzugehörigkeit. Es folgen genealogische Angaben zu Eltern und Geschwistern, dann Geburts- und Sterbedaten. Einen ersten in der Regel größeren Block bildet der Lebensweg mit dem Bildungsgang, den beruflichen Stationen und Ämtern sowie ggf. veröffentlichten Schriften. Es folgen Angaben zu Ehefrauen und deren Eltern, schließlich in einem zweiten Block die Logenaktivitäten. Umfangreiche Quellennachweise zeigen, dass hier häufig ganz wesentlich neues Quellenmaterial eingeflossen ist.

Dem Verfasser ist es gelungen, mit den drei Bänden sozusagen ein Handbuch vorzulegen, das in Zukunft als einschlägiges Referenzwerk Geltung beanspruchen kann. Freilich ist der monografische Text in Band 1 und 2 kein Handbuch, sondern trotz der Fülle an Informationen, die hier versammelt und zu einer konsistenten Darstellung verknüpft sind, durchaus ein Lesewerk im positiven Sinne. Dabei wird reichhaltig aus den Quellen zitiert, so dass dem Leser Mentalität und Sprachduktus der Zeit auch unmittelbar zugänglich werden und die Quellen für andere Fragestellungen geöffnet bleiben. Die Darstellung geht weit über Reval hinaus und ist für den gesamten baltischen Raum mit St. Petersburg und bis hin nach Moskau von Bedeutung. Bei allen Unterschieden wird deutlich, wie nah Russland in dieser freilich relativ späten Zeit den westeuropäischen Bemühungen um die Aufklärung stand, ja mehr noch selbst Anteil daran

hatte. Die einleitenden Teile zu den Hintergründen belegen eindrucksvoll die intensiven Austauschprozesse und Abhängigkeiten zwischen den Lofen in Deutschland, Russland und Schweden sowie darüber hinaus.

Der immer im Raum stehenden Frage nach der Deutung des Einflusses von Freimaurern bei der Aufklärung nähert sich der Verfasser mit der nötigen Vorsicht und verweist immer wieder darauf, wie schwierig im Einzelnen der Nachweis eines direkten Zusammenhangs von Freimaurertum und persönlichem Handeln sei. Gleichwohl kann Wistinghausen aufzeigen, „daß Freimaurer in dieser Zeit zu den treibenden Kräften der gesellschaftlichen Entwicklung Estlands im Geiste der Aufklärung zählten“ (II, S. 964). Ihr Wirken für Geselligkeit und Kultur wird greifbar; zu Recht herausgehoben wird speziell die Förderung des Revaler Theaters durch den Freimaurer August von Kotzebue, dem als „eine der Zentralfiguren der (...) Aufklärung in Estland“ „die weitreichendste Wirkung eines einzelnen Einwanderers“ bescheinigt wird (II, S. 954). Gleichzeitig waren Freimaurer in der politischen Führung überproportional vertreten, „repräsentierten eine Elite der Estländischen Ritterschaft“ (II, S. 966) und gestalteten in ihren Ämtern den gesellschaftlichen Umbruch aktiv mit, wobei es, wie der Verfasser richtig bemerkt, gewiss nicht leicht war, die Ideale des Freimaurertums wie der Aufklärung mit den ökonomischen Interessen des Gutsherrn zusammenzubringen. Ein wesentlicher Gesichtspunkt dürfte aber auch hierbei die dokumentierte Vernetzung der Freimaurer über ganz Europa sein, die „als eine der Klammern, die Estland mit dem westeuropäischen Kulturkreis zusammenhielten“ (II, S. 968) auch den Wissenstransfer begünstigte. Das Werk kann auch in dieser Hinsicht weit über die regionale Dimension hinaus einen nachhaltigen Impuls für die Aufklärungsforschung geben.

MARTIN KLÖKER

August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog (Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800, 22). Hrsg. von KLAUS GERLACH, HARRY LIIVRAND und KRISTEL PAPPEL. Wehrhahn Verlag. Hannover 2016. 304 S., 18 Abb. ISBN 9783865254924.

Im Jahre 2016 erschien im Wehrhahn Verlag in der Reihe „Berliner Klassik“ in deutsch-estnischer Kooperation der allererste wissenschaftliche Sammelband zum Werk von August von Kotzebue (1761–1819). Es handelt sich dabei um einen breit gefächerten Band, dessen Ziel es ist, den Dichter,

Übersetzer, Historiker und Journalisten, der in Deutschland und im heutigen Estland wirkte, für beide Länder neu zu entdecken, und das sowohl für die literatur- und theatergeschichtliche als auch für die gesellschaftsgeschichtliche Forschung. So stammen die Beiträge des Sammelbandes sowohl von deutschen als auch von estnischen Historikern, Literaturwissenschaftlern sowie Musik-, Theater- und Kunsthistorikern.

Insgesamt gibt es neben der Einleitung von Klaus Gerlach sechs Beiträge von deutschen und fünf Beiträge von estnischen Wissenschaftlern, wobei der erste inhaltliche Beitrag von Harry Liivrand unter dem Titel „August von Kotzebue: Notizen zu Mythe und Wahrheit“ eine Art Zwitter zwischen einer Einleitung und einem Artikel darstellt. Abgerundet wird der Band von dem hier erstmals publizierten Briefwechsel zwischen August von Kotzebue und Ludwig Ferdinand Huber (1764–1804), den Klaus Gerlach und Hannah Linnenberger ediert haben.

Wie der Einleitung Gerlachs zu entnehmen ist, handelt es sich bei diesem Kotzebue-Band um die Publikation von Vorträgen, die während der ersten beiden „Kotzebue-Gespräche“ in Berlin und Tallinn gehalten worden sind. Ebenso erfährt der Leser, dass die Idee, Tagungen über das Leben und Schaffen von August von Kotzebue zu veranstalten, von Liivrand stammt, der von 2011 bis 2016 Kulturattaché der estnischen Botschaft in Berlin war. Organisiert worden sind die Symposien durch die Estnische Musik- und Theaterakademie, die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und durch die Kulturabteilung der Estnischen Botschaft in Berlin.

Inhaltlich ist der Artikelband tatsächlich interdisziplinär angelegt, was sich auch in der Zusammensetzung der Organisatoren und dementsprechend auch des Herausbergremiums spiegelt: Kristel Pappel ist Professorin an der Estnischen Musik- und Theaterakademie, Gerlach literaturwissenschaftlicher Mitarbeiter an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und Liivrand estnischer (Kunst)Historiker und Journalist. Leider fehlen dem Band Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren, die für die Leser sicherlich hilfreich und interessant gewesen wären.

Der Aufbau des Bandes folgt der nationalen Zuordnung der Wissenschaftler – zunächst kommen die Beiträge der Esten und dann die der Deutschen. Auch wenn der auf der Internetseite des Verlags festgehaltenen Aussage, dass der Blick auf Kotzebue und seine Werke „ganz wesentlich“ von der Nationalität der Forscher bestimmt sei,¹ nur zuzustimmen ist, fragt man sich trotzdem unwillkürlich, ob eine thematische Reihung der Aufsätze nicht vielleicht doch sinnvoller gewesen wäre. Auch wenn die Beiträge aus Estland Kotzebues Wirken und dessen Spuren in Estland aus sehr unterschiedlichen Disziplinen erläutern, sind sie (möglicherweise unbewusst) von Liivrands Aufruf, Kotzebue als eine Brücke oder eine Art Warenzeichen für die deutsch-estnischen Beziehungen wahrzunehmen

¹ Einsehbar unter dem URL: <http://www.wehrhahn-verlag.de/index.php?section=&subsection=details&cid=1098> (letzter Zugriff 8.4.2017).

und zu lesen durchdrungen, was für die deutschen Wissenschaftler nicht unbedingt gilt. Durch seinen längeren Aufenthalt, sein literarisches und theatergeschichtliches Wirken in Reval sowie durch seine familiäre Verbundenheit zu den Ostseeprovinzen eignet sich August von Kotzebue tatsächlich sehr gut für einen kulturdiplomatischen Brückenbau. Doch wie weit sollte die Vereinnahmung auf estnischer Seite gehen, inwieweit müssen seine Dramen tatsächlich z.B. Eingang in die estnische Nationalbibliografie finden? Alles, was in Estland gedruckt worden ist, muss zweifellos registriert und angeführt werden, doch wie steht es mit den vielen anderen Texten? Anders ausgedrückt, sollte bzw. kann man August von Kotzebue dank der Tatsache, dass er einen wichtigen Teil seines Lebens in Estland verbracht und dort gewirkt hat, als einen der „unseren“ betrachten, also als jemanden, der zur estnischen Kultur- und Literaturgeschichte dazugehört? Aber was würde dies dann konkret heißen? In welchem Verhältnis steht Kotzebues Wirken zu den kolonialen Aspekten der Geschichte des Landes? Zwar adressiert Maris Saagpakk in ihrem Beitrag kolonialgeschichtliche Fragen anhand von literarischen Werken, doch sind im anzuzeigenden Band die früheren Forschungen zu diesem Komplex viel zu wenig präsent und werden kaum reflektiert.²

Vielleicht wäre es zur Förderung des Dialogs gut gewesen, die Beiträge thematisch zu bündeln. So hätte man die historischen Überblicke über die Rolle von August von Kotzebue als Historiker (Otto-Heinrich Elias), Aufklärer (Henning von Wistinghausen), Förderer der professionellen Bühne in Estland (Kristol Pappel und Heidi Heinmaa) sowie über seine Rezeption und Bedeutung in der DDR (Jens Thiel) in einem Block präsentieren können. Diese Beiträge, die alle auf ihre eigene Art bereichernd sind, hätten eine gute Einleitung in das Thema bilden können.

Eine weitere, nicht direkt mit dem Schaffen Kotzebues verbundene Gruppe von Texten bilden zwei Überblicksdarstellungen über die Theaterarchitektur in der Kotzebue-Zeit (Karin Hallas-Murula) und über die Bildnisse von August von Kotzebue in estnischen Sammlungen (Anne Untera).

Auch die literaturwissenschaftlichen Beiträge zu unterschiedlichen Theaterstücken Kotzebues, verfasst von Conrad Wiedemann, Klaus Gerlach, René Sternke und Maris Saagpakk, gehören eigentlich zusammen. Aus diesen Analysen wird aber recht deutlich, dass Kotzebues Werk und gerade auch seine Theaterstücke im Kontext der deutschen und westeuropäischen Literaturgeschichte, insbesondere in der Gegenüberstellung und Konfrontation mit Goethe betrachtet werden müssen und möglicherweise eine kritische Neubewertung verdient hätten. Offen bleibt dabei, ob man

² So wird z.B. kaum Bezug genommen auf ULRIKE PLATH: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands: Fremdheitskonstruktionen, Kolonialphantasien und Lebenswelten 1750–1850, Wiesbaden 2011 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 11).

den Umstand, dass die Beiträge verhältnismäßig wenig Bezug auf bisherige Forschungen zu den deutsch-estnischen, deutsch-baltischen und deutschbaltisch-estnischen Literaturbeziehungen³ nehmen, mit der Rolle Kotzebues in der lokalen Literaturgeschichte in Verbindung zu bringen ist.

Auch wenn man über den Aufbau des Bandes streiten kann, handelt es sich zweifelsohne um einen wichtigen und vor allem notwendigen Beitrag für die Untersuchung der multikulturellen und kolonialen Geschichte des Baltikums, die gewiss nur in der Wechselwirkung von estnischen (aber warum nicht auch anderen baltischen?) und deutschen Wissenschaftlern zustande kommen kann. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, dass der Band über kurze estnischsprachige Resümees zu allen Artikeln verfügt und somit auch der estnischen Leserschaft einen allerersten Zugang zu den diskutierten Problemen verschafft. Blickt man in die Zukunft, könnte man sich wünschen, dass auch über die Natur bzw. die (Un-)Möglichkeit dieses Dialogs und die Intentionen unterschiedlicher Wissenschaftler innerhalb dieser Debatte nachgedacht wird. Auch wenn Gerlach festhält, dass man statt August von Kotzebue auch einen anderen deutschsprachigen Gelehrten ins Zentrum der bilateralen Forschung hätte stellen können, dann ist gerade Kotzebue doch vor allem deswegen so ein spannender Fall, weil er tatsächlich, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, auf Interesse in der estnischen und der deutschen Wissenschaft stößt. Und dies hat Liivrand zweifelsohne erahnt, als er diese Gesprächsreihe initiierte.

Tatsächlich ist es nicht fehl am Platze, die Position und Stellung Kotzebues in der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte kritisch zu lesen. Darüber hinaus sollte auch dessen Rolle in der estnischen Kulturgeschichte mehr ins Bewusstsein des am 18. Jahrhundert interessierten Publikums treten. Ein wichtiger Anfang dazu ist mit diesem Band sicher getan.

AIJA SAKOVA

³ Siehe z.B. *Baltische Literaturen der Goethezeit*, hrsg. von HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS und THOMAS TATERKA, Würzburg 2011; JAAN UNDUSK: *Saksa-estli kirjandussuhete tüpoloogია* [Typologie der deutsch-estnischen Literaturbeziehungen], in: *Keel ja Kirjandus* 35 (1992), Nr. 10, S. 583-594; Nr. 11, S. 645-656; Nr. 12, S. 709-725.

Kunstnik ja Kleio. Ajalugu ja kunst 19. sajandil [Der Künstler und Klio. Geschichte und Kunst im 19. Jahrhundert] (Eesti Kunstmuuseumi toimetised, 5 [10]). Hrsg. von TIINA-MALL KREEM. Eesti Kunstmuuseum – Kadrioru Kunstmuuseum. Tallinn 2015. 542 S., Ill. ISBN 9789949485468; ISSN 17365503.

In Anknüpfung an die von September 2013 bis März 2014 im Estnischen Kunstmuseum (Kunstmuseum Kadriorg) gezeigte Ausstellung „Kui kunstnik kohtus Kleioga. Ajaloopildid 19. sajandil“ – deren Titel von den Organisatoren mit „Als der Künstler Klio traf. Historische Szenen aus dem 19. Jahrhundert“ übersetzt wurde – versammelt ein unter unwesentlich anderer Überschrift stehender Band der „Eesti Kunstmuuseumi toimetised“ (Schriften des Estnischen Kunstmuseums) nunmehr Aufsätze von Fachleuten aus Estland, Lettland, Dänemark und Deutschland, in denen Kernthemen der Ausstellung aufgegriffen, vertieft und in größere Kontexte eingeordnet werden. Unter den Beteiligten finden sich jeweils ungefähr zur Hälfte Vertreterinnen und Vertreter der Kunstgeschichte respektive der Geschichtswissenschaft. Jeder Aufsatz ist zunächst auf Estnisch und danach ungekürzt in einer entweder deutsch- oder englischsprachigen Fassung abgedruckt.

Tiina-Mall Kreem betont in ihrer Einführung über „Die Historienbilder im 19. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven in Estland“, dass in der estnischen Forschung das Themengebiet Historienmalerei ein noch sehr junger Untersuchungsgegenstand sei, dessen systematische Erschließung erst vor wenigen Jahren begonnen habe. Seine bis dahin einzige einheimische Bearbeiterin sei die Historikerin Ea Jansen (1921–2005) gewesen, deren eigener Vater, der Künstler August Jansen (1881–1957), neben anderen Werken auch mehrere Historienbilder hinterlassen hatte. Kreem geht auf mögliche Unschärfen der Begriffe „Historienbild“ und „Historiengemälde“ ein, kommt jedoch zu dem Schluss, dass auch der verschiedentlich vorgeschlagene Ersatzbegriff „Ereignisbild“ (*sündmuspilt*) wenig hilfreich sei; denn gerade er transportiere nicht die für die jüngere Forschung so wesentliche Einsicht, dass Historienbilder weit mehr Aussagewert bezüglich der Zeit und der Umstände ihrer Entstehung als bezüglich der abgebildeten Ereignisse bieten. Bereits in Kreems Ausführungen klingt an, dass als Pionier und zugleich bedeutendster Schöpfer von Historienmalerei auf dem heutigen Boden Estlands eindeutig der nahe Goldenbeck geborene Friedrich Ludwig von Maydell (1795–1846) zu gelten hat. Dass 2013 „Friedrich Ludwig von Maydells Baltische Geschichte in Bildern“¹ – eine moderne Edition der beiden 1839 und 1842 in Dorpat

¹ Friedrich Ludwig von Maydells Baltische Geschichte in Bildern, hrsg. von LINDA KALJUNDI und TIINA-MALL KREEM, Tallinn 2013. – Siehe die Rezension von ULRIKE PLATH, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 9 (2014), S. 334–338 (Anm. d. Red.).

erschienenen Hefte des Albums „Fünzig Bilder aus der Geschichte der deutschen Ostsee-Provinzen Russlands“ – vorgelegt werden konnte, ist dabei als die entscheidende Basis zu sehen, ohne die vermutlich weder die Ausstellung „Als der Künstler Klio traf“ zustande gekommen noch das hier zu besprechende Themenheft der „Eesti Kunstimuuseumi toimetised“ denkbar gewesen wäre. Passend dazu sind von den insgesamt elf Aufsätzen und zwei Projektberichten, die auf den Einführungstext folgen, immerhin vier dem Leben und künstlerischen Schaffen Maydells gewidmet.

Einem Protagonisten der Historienmalerei in Deutschland wendet sich zuvor Hubertus Kohle zu: Anders als Maydell mit seiner vergleichsweise kurzen Lebensspanne vollzog der bei Kohle im Mittelpunkt stehende Adolph Menzel (1815–1905) im Laufe seiner Vita eine radikale Abkehr von diesem Genre. Rückblickend wurden die Illustrationen zu Friedrich Kuglers Buch „Geschichte Friedrichs des Großen“ von 1840, die Menzel bekannt gemacht hatten, daher mitunter so eingestuft, als wären sie künstlerisch von geringerem Wert als ein Großteil der Werke aus den späteren Schaffensperioden des Malers. Kohle verdeutlicht demgegenüber, warum die um die Wende zum 20. Jahrhundert üblich gewordene Etikettierung von Historienmalerei als „altmodisch-konservativ“ zu kurz greift, und spricht insbesondere Menzels Verbildlichungen preußischer Geschichte klare Facetten von Modernität zu, da sich in ihnen oft auch eine psychologisierende Dimension eröffne. Im Sinne der in Teilen der Forschung empfohlenen Unterscheidung zwischen idealisierender „Historienmalerei“ und dem Realismus zuneigender „Geschichtsmalerei“ seien sie folgerichtig dem Konzept der „Geschichtsmalerei“ zuzurechnen. In manchen von ihnen rücke der Maler zudem von dem für klassische Historienmalerei typischen Streben nach Verdichtung unterschiedlichster Einzelmomente in einer einzigen Gesamtszenarie ab und liefere stattdessen veritabile Momentaufnahmen.

An Kohles Analysen, in denen neben Menzel noch einige weitere Maler Erwähnung finden, Maydell jedoch ungenannt bleibt, schließt sich mit Udo Arnolds Überblick über „Das Bild des Deutschen Ordens in der Malerei des 19. Jahrhunderts“ ein Aufsatz an, in welchem zumindest am Rande auch Maydell mit seinen immerhin fünf ganz unmittelbar der Ordensgeschichte gewidmeten Album-Bildern vorkommt. Im Fokus stehen bei Arnold die Unterschiede in der Rezeption von Deutschordensvergangenheit, die sich, bezogen auf das 19. Jahrhundert, zwischen Deutschland und Polen feststellen lassen. Dass diese Vergangenheit für das damals geteilte Polen eine ungleich größere Rolle spielte, konkretisiert Arnold anhand einer ganzen Reihe von Malerpersönlichkeiten; den beinahe natürlichen Schwerpunkt legt er dabei auf Jan Matejko (1838–1893) und dessen wiederholte Beschäftigung mit dem Thema „Schlacht bei Grunwald“.

Den für die hier vorzustellende Publikation unverzichtbaren Überblick über den Lebensweg Friedrich Ludwig von Maydells steuert Anne Untera

bei. Verbunden mit einem Versuch, Maydells Religiosität näher zu interpretieren, konzentriert sie sich vor allem auf die dreijährige Italienreise, zu der der Künstler 1824 aufbrach. Erheblicher Quellenwert kommt hierbei den Lebenserinnerungen des während jener Reise zu einem engen Freund gewordenen Adrian Ludwig Richter (1803–1884) zu, der sich den um einige Jahre älteren Maydell zeitweise zum Vorbild nahm, zeitweise aber auch seinerseits dessen Vorbild war. Im Weiteren erinnert Untera daran, dass sich Maydell beileibe nicht nur als Maler und Kupferstecher betätigte, sondern z.B. auch Goldschmiedearbeiten schuf oder etwa die Entwürfe für Kanzel, Bänke und Empore im Zuge der Wiederherstellung der 1820 ausgebrannten Revaler Oiaikirche fertigte. Andere Kirchen, darunter die Dorpater Johanniskirche, besitzen oder besaßen ein von ihm gemaltes Altarbild. Dass Maydell gegen Ende seines Lebens mit Vorarbeiten zu einem Altargemälde für die neue Dorpater Marienkirche, das Gotteshaus der örtlichen estnischen Gemeinde, befasst war, leitet scheinbar fließend zu der Frage über, weshalb man in ihm möglicherweise auch einen wichtigen Estophilen unter den baltischen Künstlern zu sehen hat. Unter der Zwischenüberschrift „Maydell und die Esten“ präsentiert Untera hierzu dann allerdings weit weniger Informationen als vom Leser eventuell erhofft.

Vertieft wird das Estophilen-Thema umso mehr im übernächsten Aufsatz, dessen Autorin – die Mittelalter-Historikerin Linda Kaljundi – laut der von ihr gewählten Überschrift die für die Maydell-Forschung relevanten Aspekte von Kolonialismus und kulturellem Gedächtnis betrachtet. In der vorliegenden Publikation ist Kaljundis Beitrag derjenige, der am klarsten das Geflecht aus zeittypischen Phänomenen skizziert, in das sich die „Fünfzig Bilder aus der Geschichte der deutschen Ostsee-Provinzen Russlands“ um 1840 einfügten. Dass sich während der Lebensjahre Maydells eine Art Wiederentdeckung von dessen wichtigster Quelle – der Chronik Heinrichs von Lettland – vollzog, war dabei keineswegs die einzige maßgebliche Koinzidenz. Vielmehr fanden Maydells Album-Hefte ihre Verbreitung zugleich in einer Zeit starker Bedeutungszunahme für visuelle Medien dank immer leichter bezahlbarer Reproduktionstechniken – wobei die „Fünfzig Bilder“ ihrerseits, da der Künstler sie mit Begleittexten versah, sogar zwei Medien bedienten und miteinander verschränkten. Hinzu kommt die Gleichzeitigkeit mit den (von Kaljundi dezidiert als Folgeerscheinung früher nationalistischer Strömungen begriffenen) Anfängen einer eigenständigen Geschichtswissenschaft. Maydell selbst habe nur populäre und keineswegs professionelle Geschichtsvermittlung für sich in Anspruch genommen. Doch über beide Vermittlungswege, so Kaljundi, sei dem baltischen Deutschtum seinerzeit gewissermaßen ein historisches Identitätsangebot unterbreitet worden. Dass Maydells Bilderzyklus keine regionalen Vorläufer hatte und im baltischen Kontext praktisch singulär geblieben ist, erklärt die Autorin mit der partiellen Unvereinbarkeit von kaiserlich-russischer und deutschbaltischer Geschichtsauffassung. Dieser

Widerstreit habe auch die Zahl an möglichen Abnehmern entsprechender Werke von vornherein reduziert.

Spezielle Aufmerksamkeit verdient zuvor noch Anu Allikvees Aufsatz über „Friedrich Ludwig von Maydell und die Tradition der Historienbilder. Vorbilder und Zitate“, denn mit Blick auf etliche der „Fünfzig Bilder“ geht die Autorin darin der Frage nach, welche Schöpfungen anderer Künstler bei der Konzeption von Maydells eigenen Bildern Pate gestanden haben könnten. Die Menge an Übereinstimmungen, auf die Allikvee dank akribischer Bildkompositionsanalysen verweisen kann, imponiert zutiefst; und doch steht am Ende dieser Vorbilder-Suche das Eingeständnis, dass bei kaum einer der unterstellten Anlehnungen an Werke anderer Künstler eindeutig belegt werden kann, wie Maydells mutmaßliche Vertrautheit mit dem betreffenden Werk zustande gekommen sein dürfte: Die Annahme, dieser habe bei einer zu vermutenden Durchreise durch München eine für ihn bedeutsame Inspirationsquelle – die Fresken in den dortigen Hofgartenarkaden – mit eigenen Augen gesehen, mag noch einigermaßen plausibel sein; in manchen Fällen jedoch bleibt der Autorin nur übrig, potenzielle Umstände zu konstruieren, die Maydell mit diesem oder jenem Bildmotiv, an dem er sich orientiert zu haben scheint, in Berührung gebracht haben könnten. Insgesamt argumentiert Allikvee dennoch so überzeugend, dass man ihrer Aussage, frühe Maydell-Forscher wie Wilhelm Neumann (1849–1919) hätten die Ausmaße von Vorbildwirkungen und Nachahmungsbereitschaft innerhalb der Historienmalerei klar unterschätzt, nicht widersprechen mag. Ihren Schlusspassus verwendet Allikvee konsequenterweise auf Maydells eigenen Einfluss auf spätere baltische Maler.

Um ein Themensegment, das genaues Hinsehen verlangt, geht es schließlich auch im letzten der vier eng auf Maydell bezogenen Beiträge: Die Historikerin Inna Põltsam-Jürjo untersucht darin die Kostümierungen, die der Künstler den Akteuren seiner Bildszenen anlegte. Neben zahlreichen anderen Details deckt sie einzelne typische „Fehler“ auf wie etwa die Darstellung des Zisterziensers Theoderich im Habit eines Kartäusers oder die Andeutung einer Anwesenheit von Franziskanern innerhalb einer Szene, die lange vor dem Eintreffen der ersten Franziskaner im livländischen Raum spielt.

In den beiden folgenden Aufsätzen gilt das jeweilige Hauptaugenmerk Kunstwerken, die einen – faktischen oder vermeintlichen – Schlüsselmoment baltischer Geschichte würdigen, jedoch außerhalb der baltischen Region entstanden: Der dänische Historiker und Archäologe Poul Grin-der-Hansen vergegenwärtigt, wie nach 1219, dem Zeitpunkt der für die Dänen siegreichen Schlacht gegen die Esten bei Lyndanisse, zunächst etwa 300 Jahre vergingen, bis sich in diesem Zusammenhang der Mythos von der aus dem Himmel gefallenen Flagge in dänischen Chroniktexten festsetzte. Weitere drei Jahrhunderte später war es dann der Kunstprofessor und zeitweilige Akademiedirektor Christian August Lorentzen

(1746–1828), der das Schlachtgeschehen samt dem Herabsinken der Flagge in ein – heute in der Kopenhagener Nationalgalerie hängendes – monumentales Historien Gemälde bannte. Ein seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr existentes Kunstwerk bringt demgegenüber der Aufsatz von Ulrike Plath in Erinnerung – nämlich Paul Janssens Gemälde „Die Colonisation der Ostsee durch die Hanse. 1201“, das den Saal der Bremer Börse schmückte und dort die Fiktion von einer Aufsegelung Livlands durch Bremer Kaufleute lebendig hielt. Plath schildert die hitzigen Debatten des Jahres 1870, an deren Ende sich dieses Bildmotiv gegen eine alternative, eher globalgeschichtlich ausgerichtete Bildmotiv-Option behauptete. Die Entscheidung zugunsten des Livland-Motivs lässt sich Plath zufolge nur vor dem Hintergrund der national aufgeladenen Stimmung im damaligen Deutschland erklären und impliziert eine Vereinnahmung baltischer Geschichte als Teil deutscher Geschichte.

Um eine Auftragsarbeit handelte es sich auch bei dem von Juhan Kreem analysierten Gemälde „Die Stadt Dorpat und die Stiftsritterschaft erneuern das Schutz- und Trutzbündnis im Jahre 1522“, das 1897 von dem in Dresden, München, Düsseldorf und Antwerpen ausgebildeten Rudolf Julius von zur Mühlen (1845–1913) vollendet wurde. Sodann im Gebäude der Großen Gilde zu Dorpat platziert, visualisiert es einen Akt der Solidarisierung zwischen den Ständen, zu dem diese sich durch das konfliktträchtige Agieren ihres Landesherrn, des Bischofs Johann Blankenfeld (um 1471–1527), veranlasst sahen. Eine gewisse Bekanntheit verschaffte jenem historischen Ereignis später ausgerechnet der Historiker Carl Schirren (1826–1910). Zwar geschah dies nicht in dessen berühmter Schrift „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin“ von 1869; umso mehr wertet Kreem die Bildthemenwahl des Malers jedoch als Beleg für den jahrzehntelangen Einfluss Schirrens und seiner Schrift auf die deutschbaltischen Eliten, da eben auch die „Livländische Antwort“ Grundlagen der Beziehung zwischen Herrscher und Ständen akzentuiert hatte.

Einen wertvollen Beitrag zur vorliegenden Publikation leistet ebenso Kristina Jõekalda, indem sie die im frühen 19. Jahrhundert liegenden Anfänge einer als dokumentarisch verstandenen bildlichen Erfassung baltischen Kulturerbes nachzeichnet und die seinerzeit zutage getretene spezifische Anziehungskraft von Ruinen beleuchtet. Auch der 1828 in Angriff genommene Wiederaufbau der Olaikirche – ob nun von dem 1825 verstorbenen russischen Kaiser Alexander I., wie man aufgrund von Jõekaldas Angaben glauben muss (S. 433 bzw. 459), oder aber, wie es bei Anne Untera heißt (S. 136 bzw. 155), von dessen Nachfolger Nikolaus I. finanziert – kommt dabei noch einmal zur Sprache. Leider recht befremdlich erscheint in der englischen Textfassung die Übersetzung von „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands“ mit „Society for History and Antiquities Research of the Eastern Provinces of Russia“ (S. 448). Auch sonst kennzeichnen Genauigkeitsdefizite hier und

da die Art, wie Zitate aus deutschsprachigen Quellen ins Estnische und Englische übertragen sind. Und es scheinen Zweifel angebracht, ob es einem auf die englischsprachige Version angewiesenen Leser nützt, wenn in dieser die Livländische Aa – ein auf wenigen Kilometern die Grenze Lettlands zu Estland bildender, ansonsten aber ausschließlich durch Lettland verlaufender Fluss – statt unter seinem lettischen Namen Gauja allein unter seinem estnischen Namen Koiva auftaucht (S. 444, Anm. 37).

Eine Publikation über Historienmalerei baltischer Provenienz wäre womöglich dem Vorwurf der Unvollständigkeit ausgesetzt, würde sie nicht auch das 1903 mit kommentierenden Texten des Historikers Gustav von Manteuffel (1832–1916) erschienene Werk „Terra Mariana“² berücksichtigen. Hierfür konnte im vorliegenden Fall die lettische Kunsthistorikerin Rūta Kaminska gewonnen werden. 1888 waren die 70 kolorierten Blätter des von einer ganzen Reihe von Künstlern gestalteten Albums „Terra Mariana“ zunächst Gegenstand einer viel beachteten Ausstellung des Rigaschen Kunstvereins gewesen, ehe sie im Namen der katholischen Minderheit im Baltikum als ein Geschenk anlässlich des 50. Priesterweihe-Jubiläums Papst Leos XIII. nach Rom geschickt wurden. Im Herbst 2013 fiel der 125. Jahrestag der Eröffnung jener Rigaer Ausstellung daher genau in die Zeit, in der Tallinn die Ausstellung „Als der Künstler Klio traf“ erlebte – wobei Letztere einen eigenen Raum nur für Illustrationsbeispiele aus der „Terra Mariana“ umfasste.

Der Band endet mit den eingangs schon erwähnten Projektberichten, die beide unmittelbar zu seinem Gesamtthema passen: Kristina Aas und Hilka Hiiop blicken zurück auf die jüngste Restaurierung der 1869 bei Leopold von Pezold (1832–1907) respektive Theodor Albert Sprengel (1832–1900) in Auftrag gegebenen Darstellungen des Einzugs des Margrafen bzw. des Beginns der Reformation in Reval, die zwei Lünetten im Inneren der Tallinner Großen Gilde füllen. Insbesondere resümieren sie, wie diese Restaurierungsmaßnahme für das interessierte Publikum transparent und in gewisser Weise zu einem Ausnahmeereignis gemacht wurde. Zu den Ideen, dank derer dies gelang, gehörte nicht zuletzt die spätere Zurschaustellung der zum Staubabtragen genutzten Schwämme. Als zentrale Erfahrung war derweil der Dialog der Restauratoren mit tagtäglichen Besuchern des Gebäudes intendiert, denen sehr bewusst Blicke auf die laufenden Arbeiten ermöglicht wurden. Tiina-Mall Kreem und Liis Reier berichten im Anschluss von parallel zu der Ausstellung „Als der Künstler Klio traf“ unternommenen Versuchen, auch Schüler für die Eigenheiten von Historienbildern zu sensibilisieren, da Letztere vielfach, allerdings meist ohne angemessene Kommentierung, in Schulbüchern zu

² Terra Mariana. Reproduktionen des von den Röm. Katholiken hiesiger Provinzen Sr. Heiligkeit Leo XIII. zum Jubiläum 1888 dargebrachten Albums, Riga 1903. – Vgl. die Rezension des Nachdrucks Terra Mariana 1186–1888. Albums un komentāri [Album und Kommentare] von KRISTĪNE ANTE und REINIS NORKĀRKĻS, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 10 (2015), S. 375–382 (Anm. d. Red.).

finden seien. Geeignete Lehrmaterialien wurden daher online gestellt – in einem ersten Schritt nur für das 19., inzwischen jedoch auch für das 20. Jahrhundert. Hierbei habe die in Teilen der Gesellschaft fortdauernde Befangenheit im Umgang mit sowjetzeitlicher Kunst durchaus Komplikationen mit sich gebracht.

Jeder der Texte ist mit einem gesonderten Illustrationsteil ausgestattet, wozu lobend angemerkt sei, dass nicht mit Papier gespart, sondern oft auch die mehrmalige Wiedergabe ein und desselben Maydell-Bildes innerhalb des Bandes in Kauf genommen wurde, wenn es zum Beispiel je nach Aufsatzthema mal eher auf das Bild in seiner Gesamtheit ankam, während ein andermal vorzugsweise Ausschnittvergrößerungen zeigenswert erschienen. Als inhaltliches Qualitätsmerkmal, das längst nicht jeder vergleichbaren Publikation beschieden ist, fällt unterdessen auf, dass die einzelnen Autorinnen und Autoren offenkundig gut über die Inhalte der jeweils anderen Beiträge in Kenntnis sind und an diversen Stellen ausdrücklich aufeinander Bezug nehmen. Tendenziell hoch ist in den Fällen, in denen als Übersetzungssprache für den vorangegangenen estnischsprachigen Text Deutsch gewählt wurde, auch die jeweilige Qualität der Übersetzung. Lediglich mit Blick auf Fragen der Kommasetzung hat es offenbar an einem rundum versierten Korrektor gefehlt.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Auseinandersetzung mit Historienmalerei in Estland mit der hier vorgestellten Publikation einen merklichen Schritt nach vorne gemacht haben dürfte und wohl spätestens ab jetzt nicht mehr so unterentwickelt anmuten wird, wie sie es nach Aussage des Einführungstextes noch vor kurzem war.

ANDREAS FÜLBERTH

Rossija i Baltija VII. Pamjatnye daty i istoričeskaja pamjat' [Russland und das Baltikum VII. Gedenktage und historisches Gedächtnis]. Hrsg. von ALEKSANDR ČUBAR'JAN. Verlag Nauka. Moskau 2015. 383 S. ISBN 9785020380608.

Der siebte Band der vom Institut für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe *Rossija i Baltija* (Russland und das Baltikum) ist, wie man dem Titel sowie dem Vorwort des Herausgebers Aleksandr Čubar'jan entnehmen kann, dem historischen Gedächtnis und dem Gedenken an wichtige Ereignisse der

Vergangenheit gewidmet. Zu den in diesem Band behandelten Geschehnissen zählen der Krieg von 1812, der polnische Januaraufstand von 1863, die Emigration der russischen Intelligenz in den 1920er Jahren und die Repressionen der Stalinzeit.

Im ersten Teil des Bandes geht es um Fragen der Erforschung des Krieges von 1812 und des polnischen Aufstands von 1863/64. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Russischen Historischen Staatsmuseums in Moskau, Galina Nosova, analysiert die ökonomische Situation in den Ostseeprovinzen im Zeitalter der napoleonischen Kriege aus der für sie vertrauten Perspektive der Wirtschaftsgeschichtsschreibung (S. 7–32). Auch in den baltischen Staaten dürfte es wenige Autoren geben, die sich in letzter Zeit so gründlich mit den ökonomischen Prozessen in den Ostseeprovinzen zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigt haben.

Die Erörterung des Themas der 1807 aufgestellten Landwehr (Landmiliz) durch den estnischen Historiker Tõnu Tannberg beruht auf dessen umfangreichen Studien unveröffentlichter Quellen zu den militärischen Formierungen in den Ostseeprovinzen zu Beginn des 19. Jahrhunderts (S. 33–51). Mit seinem Beitrag konzentriert er sich auf einen bislang kaum erforschten Bereich der baltischen Geschichte und zeigt, wie die Rekrutierung, der Einbezug der Miliz und das unterschiedliche Ausmaß der Frondienste zugunsten der Armee das Leben der Bauern damals beeinflusst haben.

Der litauische Historiker Virgilijus Pugačiauskas bietet einen Einblick in die Abläufe des Jahres 1812 in den litauischen Gebieten im Allgemeinen, wobei er sich speziell mit der Vorkriegsrhetorik Napoleons und Alexanders I. bezüglich der Wiederherstellung der polnischen Staatlichkeit beschäftigt (S. 52–63). Die litauischen Gebiete, kontrolliert vom polnisch-litauischen Adel, befanden sich damals unter französischer Herrschaft. Die allergrößte Sorge Napoleons war indes die strategische Absicherung der *Grande Armée* und die Versorgung der Soldaten. Am Ende des Aufsatzes heißt es, diese Zeit sei im historischen Bewusstsein Litauens als Symbol der Sehnsucht nach der damals nicht verwirklichten Freiheit verankert (S. 63).

Der Beitrag von Julija Michajlova und Nikolaj Promyslov, beide sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften, untersucht kritisch die Berichte des französischen Geheimdienstes über die Ostseeprovinzen aus dem Jahr 1812 als historische Quelle (S. 64–80). Ihre Quellen entnehmen die Autoren dem zentralen Archiv des französischen Verteidigungsministeriums und der Armee in Vincennes (*Service historique de la défense*). Sie untersuchen die Herkunft der Dokumente, deren vermeintliche Verfasser, Datierungen, die Prinzipien der Sammlung von Informationen und eventuelle Gründe für Ungenauigkeiten. Zu bemängeln ist jedoch, dass die Autoren kaum versuchen, die tatsächliche Situation in den Ostseeprovinzen mit den für die Franzosen zugänglichen Daten zu vergleichen.

Auch der Beitrag von Evgenija Nazarova, einer Mitarbeiterin desselben Instituts und eigentliche Herausgeberin der Reihe *Rossija i Baltija*, ist der Erforschung der Materialien über den Krieg von 1812 gewidmet (S. 81-107). Dabei untersucht sie speziell solche Quellen, die im 19. und im frühen 20. Jahrhundert auf Lettisch zugänglich waren. Mit deren Hilfe versucht die Autorin zu klären, wie sich das historische Gedächtnis unter den Letten geformt hat. Zugleich meint sie, dass es unmöglich sei zu sagen, in welchem Maße Texte z.B. aus Schulbüchern und Kalendern das kollektive Gedächtnis der lettischen Leserschaft beeinflusst und geformt haben. Die Autorin reflektiert in ihrem Beitrag über die in den untersuchten Quellen allgemein verfügbaren Informationen zum Krieg und zur militärischen Thematik; ebenso befasst sie sich eingehend mit dem Problem der historischen Wahrnehmung von diversen sozialen Gruppen der heutigen lettischen Gesellschaft. Dabei verweist sie auf die politischen Kontexte, von welchen die Herausformung bestimmter Ansichten über den Krieg von 1812 beeinflusst worden seien.

Den Aufsatzteil dieses Bandes schließt ein Beitrag von Aron Shneer, einem Historiker aus Israel, ab (S. 108-137). Er befasst sich mit dem polnischen Januaraufstand und den damaligen Reaktionen der Bauern in Letgallen. Shneer verweist auf die Relevanz seiner Quellen – Akten der gerichtlichen Ermittlungen über diesen Aufstand, welche einen Zugang zum Thema ermöglichen. Heute befinden sie sich in litauischen und lettischen Archiven. Die Erforschung dieses Themas verlange Shneers Ansicht nach eine komplexe Herangehensweise, schon weil auch die Umstände, die zum polnischen Aufstand führten, komplex waren. Dementsprechend hätten diese Ereignisse auch bei den Bauern unterschiedliche Reaktionen ausgelöst.

Des Weiteren bietet dieser Band einige Erstveröffentlichungen von historischen Quellen. So etwa sechs Briefe Ivan Lappos (1869-1944), eines in Litauen tätig gewesenen Historikers russischer Abstammung, aus den 1930er und 1940er Jahren, die von Michail Kovaljov aus Saratov veröffentlicht und kommentiert werden (S. 138-164). Dabei gewinnt der Leser einen Einblick in die Biografie des Forschers weit über die Inhalte der Briefe hinaus. Es wird aber nicht recht deutlich, nach welchen Kriterien die Briefe für die Publikation ausgewählt worden sind, schließlich sind insgesamt hundert Briefe und Ansichtskarten Lappos überliefert. Für einen zweiten Quellenblock wählte Evgenija Nazarova aus dem Familienarchiv des lettischen Kommunisten Kārlis Duļķis (1895-1970) einige Texte zur Veröffentlichung aus, und zwar Briefe aus der Zeit seiner Verhaftung im Jahre 1938 (S. 165-177). Interessant sind auch die Erinnerungen des Physikers Abram Lihter (1911-2003) an sein Leben in Liepāja, die einen dritten Block bilden (S. 178-197). Diese Erinnerungen betreffen meistens die 1920er und 1930er Jahre, niedergeschrieben wurden sie jedoch erst in den 1990er

Jahren. Ergänzt werden Lihters Erinnerungen durch knappe Kommentare und Notizen seiner Tochter.

Im zweiten Teil des Bandes werden Tagungsmaterialien der Russisch-Litauischen Historikerkommission aus dem Jahr 2007 veröffentlicht. Hierbei geht es um sehr unterschiedliche Texte – um analytische Abhandlungen und Problemstellungen, aber auch um Repliken, Diskussionen, Erinnerungen und Überlegungen (S. 236–336). Viele Texte haben keine Anmerkungen, weshalb oft nicht klar ist, worauf manche Autoren ihre Aussagen stützen. So schreibt z.B. Alvydas Nikžentaitis vom Litauischen Historischen Institut von der herausragenden Stellung des Zweiten Weltkriegs und des Molotow-Ribbentrop-Pakts im litauischen kulturellen Gedächtnis (S. 239f.); interessant wäre es zu erfahren, ob die von ihm gesetzten Akzente seither unverändert geblieben sind. Etwas vereinfacht scheint seine Behauptung zu sein, dass die Feststellung der Tatsache der Okkupation in den baltischen Staaten ein pauschal gegen die Russen gerichtetes gemeinsames kulturelles Gedächtnis schaffe. Es ist eher anzunehmen, dass eine ablehnende Haltung gegenüber Russen, die durchaus in großen Teilen der baltischen Gesellschaften besteht, durch eine Vielzahl von Prozessen und emotionellen Stimmungen hervorgerufen wird. „Eine harmonische Gestaltung des kulturellen Gedächtnisses“, die der Autor zur Aufgabe der Gesellschaft macht (S. 244), erscheint nahezu unmöglich in einer Region, deren Bevölkerung so multinational ist und dementsprechend so unterschiedliche Geschichtsauffassungen hat. Was das historische Gedächtnis betrifft, gibt es bestimmte wissenschaftliche Methoden, die für dessen Erforschung angewendet werden. Wenn ein Ereignis oder Prozess in der Öffentlichkeit negative Assoziationen hervorruft, wäre es wichtig, sachgemäß nach den Gründen und Motiven für ein solches Verhalten zu fragen.

Zu den Tagungsmaterialien dieser Historikerkommission, die die „prekären“ Fragen der Geschichte des 20. Jahrhunderts und ihre aktuellen Deutungen betreffen, zählt auch der Beitrag des litauischen Historikers Algimantas Kasparavičius über die Haltung der litauischen politischen Elite gegenüber dem Russländischen Imperium sowie die Veränderung dieser Haltung während des Ersten Weltkriegs (S. 253–274). Der Autor zeigt dabei die Vielfalt von Stimmungen und Strömungen in der unbeständigen politischen Situation des anbrechenden 20. Jahrhunderts auf. Erwähnenswert ist noch der Beitrag von Evgenija Nazarova über den Gouverneur des Nordwestgebiets des Imperiums in den 1860er Jahren, Michail Murav’ev (S. 314–330). Hierin heißt es, Murav’ev habe damals ein neues Geschichtsbuch für die Schulen schreiben lassen wollen, das sich mit der Geschichte der baltischen Gouvernements befasst hätte.

Leider weist dieser Sammelband keine thematische Einheitlichkeit auf. Nur wenige Abhandlungen befassen sich tatsächlich mit der Erforschung des historischen Gedächtnisses, was jedoch bereits im Vorwort angekündigt wird. Des Weiteren wird dort auch behauptet (S. 5f.), dass den Historikern,

die doch Träger wissenschaftlicher Herangehensweisen und Betrachtungen seien, eine wichtige Rolle dabei zufällt, historische Quellen aufzufinden und sie analytisch und fachkundig zu behandeln. Doch hilft das irgendwie (und kann das überhaupt helfen) „einen Konsens bei verschiedenen [historischen; A.Č.] Deutungsversuchen zu erreichen“ (S. 6)? Oder bleibt es dabei, dass es immer wieder nur um neue, stets ideologisch inspirierte Betrachtungen geht? Auch stellt sich die Frage, in welchem Maße Historikerdebatten dazu dienen, dass „Unstimmigkeiten in der Gesellschaft verschiedener Staaten abgeglichen werden“ (ebenda)? Allem Anschein nach müssen diese Fragen einstweilen offen bleiben.

ANITA ČERPINSKA

CORD ASCHENBRENNER: *Das evangelische Pfarrhaus. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: Eine Familiengeschichte*. Verlag Siedler. München 2015. 336 S. ISBN 9783827500137.

Dieses Buch des deutschen Historikers und Journalisten Cord Aschenbrenner (geb. 1959) könnte unter Umständen durchaus einen Platz in der Reihe der deutschbaltischen Gedächtnisliteratur beanspruchen. Die Einschränkung ist nur deshalb angebracht, weil der Autor kein Deutschbalte ist. Es handelt sich bei diesem Buch weder um seine eigenen Memoiren noch um diejenigen seiner Familie. Aschenbrenner schreibt die Familiengeschichte Paul-Gerhard von Hörschelmanns, seines einstigen Schulkameraden. Auch hinsichtlich der Form unterscheidet sich das vorliegende Buch von der herkömmlichen Memoirenliteratur. Es stellt kein Debüt Aschenbrenners zum Thema des Baltikums dar: Mit der Geschichte dieser Region hat er sich schon früher auseinandergesetzt.¹

Der Rückblick der Esten und der Deutschbalten in die Vergangenheit kann sich als erstaunlich unterschiedlich erweisen. So verhält es sich auch mit dem Pfarrhaus als einer Institution. Aschenbrenner zufolge verkörperte das Pfarrhaus für die Deutschbalten vor dem Ersten Weltkrieg einen Hort

¹ Siehe CORD ASCHENBRENNER: Die „Revaler Zeitung“ 1942–1944: die Politik des Deutschen Reiches gegenüber dem besetzten Estland im Spiegel einer nationalsozialistischen Besatzungszeitung, Magisterarbeit Universität Kiel 1988; DERS.: Ein kleines Volk im „Neuen Europa“: Estland in der Darstellung der „Revaler Zeitung“ (1942–1944), in: Baltisches Jahrbuch, Bd. 5, Bonn 1988, S. 164–176. Auch als Journalist hat sich Aschenbrenner immer wieder mit den baltischen Staaten beschäftigt.

der Tradition, für die Esten dagegen stellte es ein Bollwerk der deutschen Kultur und der damit verbundenen Privilegien dar, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts heftig kritisiert wurden (S. 16).

Im Vorwort des Buches erwähnt der Autor, dass hinter der Idee dieses Buches die Neugier auf das Pastorat in seiner Funktion als ein Fundament des deutschen kulturellen und geistigen Lebens sowie als Vorbild der bürgerlichen Familie gestanden habe (S. 24). Hier sei etwa an die modernen Literaten Est-, Liv- und Kurlands zu denken, von denen die überwiegende Mehrheit einem Pastorenhaushalt entstammte, oder an die Schlüsselrolle der Geistlichen in Prozess der kulturellen Entwicklung der Esten und Letten. Aschenbrenner selbst erinnert sich an seine Faszination als Kind, wenn er in die freundliche und Sicherheit bietende Atmosphäre des geräumigen Hauses seines Großvaters, eines Pastors in der Lüneburger Heide, eingetreten sei (S. 10). Dies ließ noch den Glanz vergangener Zeiten ahnen, als die Pfarrhäuser im Mittelpunkt des kulturellen, intellektuellen und sozialen Lebens einer Gemeinde standen. Aschenbrenner interessiert sich nicht nur für das Pastorat, sondern auch für die Geschichte der Deutschbalten, die seiner Ansicht nach in Vergessenheit geraten sei. Am Beispiel der Familie Hörschelmann sind beide Themen in angemessener Weise miteinander verbunden und lassen sich gut verfolgen.

Aschenbrenners mikrohistorisch angelegtes Buch konzentriert sich auf den Alltag und die Gedankenwelt, die materielle und geistige Kultur der Pastoren aus der Familie Hörschelmann sowie die ihrer Angehörigen und ihres Hausgesindes. Statt des traditionellen Fokus auf den Männern widmet der Autor den Pastorenfrauen, auf deren Schultern die Verantwortung für die Haushaltsführung lastete, große Aufmerksamkeit. Aschenbrenner setzt eine konkrete Familiengeschichte in einen breiteren historisch-politischen Kontext, indem er synchron die Familiengeschichte durch eine Übersicht über die Ereignisse im gesellschaftlichen und kirchlichen Leben stützt.

Die Vergangenheit der Familie Hörschelmann ist durch schriftliche Quellen äußerst gut belegt. Dem Autor haben handschriftliche Familienchroniken, Tagebücher, Notizen, Briefe und Predigten zur Verfügung gestanden. Eine Selbstreflexion, die durch drei Jahrhunderte und acht Generationen festgehalten wurde, eine farbige Familiengeschichte, die durch umwälzende historische Ereignisse geprägt war, sowie das geistliche Amt, das von den Vätern an die Söhne vererbt wurde, schaffen die Voraussetzungen für ein spannendes, im Grunde sogar verfilmenswertes Sujet.

Die schriftlich festgehaltene Geschichte der Hörschelmanns beginnt mit dem Großrunderstedter Superintendenten Johann Heinrich Hörschelmann (1704–1774) und seinen zwei Söhnen, von denen der ältere, Ernst August Wilhelm (1743–1795), im Jahre 1768 in Estland eintraf und der jüngere – Johann Heinrich (1749–1798) – ihm 14 Jahre später folgte. Wie auch viele andere Thüringer Pastoren fühlten sie sich von dem Manifest der Kaiserin

Katharina II. angesprochen, das Ausländer ins Russländische Reich einlud, wo es an Gebildeten mangelte. Ernst August Wilhelm, der Theologie studiert hatte, wurde am Revaler Gymnasium als Professor für Philosophie und Geschichte eingestellt; er wurde wiederholt auch zum Rektor der Schule gewählt und erhielt für seine Verdienste den Adelstitel. Der weite Horizont und die kulturellen Interessen des Professors und Rektors zeigten sich in vielen Bereichen: Im Jahre 1772 gründete er die Zeitung „Revalsche Wöchentliche Nachrichten“. Zu seiner Leidenschaft wurde das Liebhabertheater unter der Leitung August von Kotzebues, dessen Tätigkeit und Aufführungen er vor Kritikern unter anderem mit theologischen Argumenten verteidigte (S. 44).

In einem längeren Exkurs in die Familiengeschichte wird das Idealbild eines evangelischen Pfarrhauses, angelehnt an Martin Luthers Vorbild, vorgestellt: Eine kinderreiche Familie bewirte am Esstisch eine mitunter zahlreiche und bunte Gesellschaft (S. 54). Als Hintergrundwissen dienen kurze Einblicke in die baltische Geschichte sowie in die Erziehungsprinzipien, denen lutherische Pfarrhäuser folgten. Im Zentrum des Interesses stehen dabei die Bewohner der protestantischen Pastorate, die als zentrale Kulturträger fungierten und zur gesellschaftlichen Elite zählten.

Während die Hörschelmanns noch im 18. Jahrhundert, so wie es für deutsche Balten typisch war, ihre theologische Ausbildung in Deutschland, oftmals in Jena erwarben, so wurden im 19. Jahrhundert künftige Pastoren bereits vor Ort, an der kaiserlichen Universität Dorpat und ab 1919 an der estnischsprachigen Universität der Republik Estland unterrichtet. Aus der Familie Hörschelmann ist außer den Studiosi an der Dorpater Theologischen Fakultät auch ein Professor hervorgegangen: Ferdinand Dietrich Nicolai Hörschelmann (1833–1902) wurde 1875 zum Professor für praktische Theologie gewählt. Aufgrund seiner prinzipienfesten kirchenpolitischen Standpunkte wurde ihm sowohl in der Heimat als auch im Ausland große Aufmerksamkeit zuteil. Die Universität Erlangen verlieh ihm 1883 die Ehrendoktorwürde (S. 174).

Aschenbrenner beschränkt sich wie gesagt nicht auf einen familiären Rückblick, sondern beobachtet das Pfarramt durch die Geschichte hindurch. Um diesem Ziel gerecht zu werden, wird auf viele Episoden der regionalen Geschichte eingegangen, von der Tätigkeit der Herrnhuter Brüdergemeine über die Konversionsbewegung bis hin zum estnischen Freiheitskrieg und zur Bodenreform. Dabei werden die Rolle und die Dilemmata der deutschbaltischen Pastoren bei der Entwicklung von einer ständischen zu einer nationalen Gesellschaft aufgezeigt.

Im Hinblick auf das 18. Jahrhundert und den Beginn des 19. Jahrhunderts stützt sich der Autor vielfach auf angenommene Parallelen zu Deutschland, d.h. er überträgt stillschweigend die dortigen, besser erforschten Sitten und Einstellungen in protestantischen Pfarrhäusern auf ihre Pendants in Est-, Liv- und Kurland. Vermutlich sieht der Autor dieses Vorgehen

dank der engen kulturellen Verbundenheit beider Regionen als gerechtfertigt an. Vom Standpunkt der akademischen Geschichtsschreibung ist ein derartiges Verfahren jedoch unzulässig.

Demgegenüber kann sich Aschenbrenner hinsichtlich der Zeitgeschichte auf eine breitere Quellenbasis stützen, weshalb auch seine Darstellung dichter an den Quellen gearbeitet ist. Die Ereignisse des 20. Jahrhunderts machen ungefähr die Hälfte des Buches aus. Die größte Aufmerksamkeit wird Gotthard Hörschelmann (1903–1976) zuteil, der als Pastor der deutschen Gemeinde in der Erlöserkirche in Nõmme (*Nõmme Lunastaja kirik*), in einem Vorort von Reval, und als Schulmeister tätig war, und mehrere Bände handschriftliche Familienchroniken und Tagebücher hinterlassen hat. Eben dieser Teil des Buches ist dann auch am spannendsten zu lesen, enthält er doch zahlreiche Bilder einer lebendigen Erinnerung. Im Jahre 1939 verließ Gotthard Hörschelmann mit seiner Familie im Zuge der Umsiedlung Estland und kam in die Nähe von Posen, das damals von NS-Deutschland besetzt war (S. 271). Im Jahr darauf als Dolmetscher in die Wehrmacht eingezogen, wurde er in Russland Zeuge brutaler Verhöre von Partisanen und erlebte blutige Schlachten. In der Erzählung, die auf autobiografischen Erinnerungen beruht, zeigen sich die ethischen und existenziellen Entscheidungen, die ein Geistlicher in Krisensituationen treffen musste, die Kompromisse, die mit dem verbrecherischen Regime eingegangen wurden (z.B. die obligatorischen Gebete für Hitler) und ein innerer Zwiespalt: So riskierte man z.B. mit Hilfeleistungen für Juden sein eigenes Leben. Eva, die Ehefrau des Pastors, und Mutter der fünf Kinder musste die Familie während des Krieges über Wasser halten. Ihre Flucht vor der Roten Armee im Jahre 1945 stellte die Menschlichkeit der Beteiligten auf die Probe.

Gotthard Hörschelmann gelang die Flucht nicht. Er wurde in einem Kriegsgefangenenlager am Ural inhaftiert. Dort half ihm sein solider geistiger Hintergrund – eine große Belesenheit, ein gutes Gedächtnis und eine Begabung zum Geschichtenerzählen – beim Überleben. Zudem versuchte er, seinen Strapazen einen geistlichen Sinn zu geben: Seiner Überzeugung nach, die er sich zumindest einzureden versuchte, nahm er die Schuld aller Deutschen an den Verbrechen, die in Russland begangen wurden, auf seine Schultern (S. 311). Hörschelmann wurde erst im Jahre 1955, zwei Jahre nach Stalins Tod, befreit. Die wiedervereinte Familie siedelte sich in der Bundesrepublik an, eine Rückkehr ins ersehnte Estland war nicht mehr möglich. Doch kam Paul-Gerhard Hörschelmann, einer der Söhne Gotthards, um die Mitte der 1990er Jahre ins wieder unabhängige Estland, wo er als emeritierter Pastor zum Aufbau des Pastoralseminars am lutherischen Theologischen Institut (*Usuteaduse Instituut*) in Tallinn beitrug und bis heute Kontakte zu den kirchlichen Kreisen in Estland pflegt.

Im Rückblick auf die Pastorendynastie von Hörschelmann schreibt Aschenbrenner, dass ihre Vertreter

„treue Untertanen des Zaren waren, aber die Russifizierung der Ostseeprovinzen missbilligten und national dachten, sobald es um Deutsches ging. In ihren Pastoraten begnügten sie sich damit, sich väterlich um die ihnen anvertrauten Esten zu kümmern und den Deutschen hin und wieder ins Gewissen zu reden, wenn sie die Landbevölkerung zu schlecht behandelten. Das war es, was von den Pastoren ihrer Zeit verlangt wurde. Mehr oder weniger tolerant, auf jeden Fall aber tatkräftig, verkörperten sie das Bild des Gemeindepfarrers, der für alle Menschen guten Willens bis zum letzten Atemzug da war“ (S. 342).

Mit diesen Worten wird kurz und bündig zusammengefasst, was auf den vorhergehenden Seiten dargestellt wurde: Eine Berufung zum geistlichen Amt, der die Hörschelmanns immer gewissenhaft gefolgt sind. Die Quellen zur Familiengeschichte, die Aschenbrenner zur Verfügung standen, lassen dies zwingend schlussfolgern. Der Autor lässt seine Quellen reden, ohne dabei die Schatten der Vergangenheit zu verschweigen – Vetterwirtschaft bei der Bestimmung eines Gemeindepastors, die Rechtfertigung des Krieges von den Kanzeln im Sommer 1914 oder die Tatsache, dass ein Teil der Deutschbalten mit der nationalsozialistischen Ideologie sympathisierte. Der Stil und der Sprachgebrauch des Textes zeugen von einer gewandten journalistischen Feder. Der Text lässt sich mit Genuss lesen. Die Beschreibungen des alltäglichen Lebens und verschiedener Situationen, über die keine direkten Quellen vorliegen, beruhen mitunter jedoch auf der Phantasie des Autors. Eine wissenschaftliche Arbeit oder eine systematische Genealogie abgefasst zu haben, beansprucht Aschenbrenner auch gar nicht (S. 12). Bei der Bestimmung des Genres seiner Arbeit bleibt er ohnehin vage. Dem Autor liegt es eher daran, sich mit Empathie in die Gedanken und Gefühle der im Buch dargestellten Personen einzufühlen, und mit Naturbeschreibungen eine geeignete Stimmung zu erzeugen. Hier ähnelt das Buch belletristischen Werken.

Das Verzeichnis der Literatur, die beim Verfassen des makrohistorischen Teils herangezogen wurde, ist wiederum durchaus gediegen. Es enthält akademische Abhandlungen zur Geschichte Deutschlands, Estlands und der Deutschbalten, Memoirenliteratur und Fachpublikationen zu engeren Themen der Kultur- und Kirchengeschichte, Theologie, Pädagogik etc. Der Autor hat Experten auf dem Gebiet der baltischen Geschichte konsultiert, was sich offensichtlich fruchtbar ausgewirkt hat. Der Text wird durch ein vielseitiges Bildmaterial ergänzt, den Großteil davon machen die Porträts der Familienmitglieder sowie die Ansichten verschiedener Ortschaften aus. Es gibt zur Orientierung auch ein Namensregister. Auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels befinden sich Karten, auf denen die Auswanderung der Hörschelmanns nach Estland im Jahre 1768, ihre Umsiedlung nach Polen im Jahre 1939 und die Flucht nach Deutschland im Jahre 1945 eingetragen sind. Auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels findet sich eine schematische Ahnentafel der beiden Brüder, die im 18. Jahrhundert ins Russländische Reich auswanderten.

Dass es sich insgesamt um ein durchaus lesenswertes Buch handelt, bestätigt auch das Deutsche Kulturforum östliches Europa in Potsdam, das Cord Aschenbrenner 2016 den Georg Dehio-Buchpreis verlieh.

AIRA VÕSA

JŪLIUSS DĒRINGS [JULIUS DÖRING]: *Ko es nekad negribētu aizmirst jeb Atmiņas no manas dzīves* [Was ich nicht gern vergessen möchte oder Erinnerungen aus meinem Leben] (*Vēstures avoti*, VIII). Aus dem Deutschen übersetzt, mit einer Einleitung und Kommentar von VALDA KVASKOVA. Verlag Latvijas Nacionālais arhīvs. Rīga 2016. 878 S., zahlr. Abb. ISBN 9789984836041.

Im achten Band seiner Publikationsreihe *Vēstures avoti* (Historische Quellen) hat das Historische Staatsarchiv Lettlands im Jahre 2016 die bislang unveröffentlichten Erinnerungen von Julius Döring (1818–1898), einem bekannten deutschbaltischen Künstler und Kunsthistoriker, herausgegeben. Döring war seinerzeit auch als Bibliothekar und später als Sekretär der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau tätig.¹ Gleichzeitig veröffentlichte das Archiv auch den deutschen Originaltext des Manuskripts in vollem Umfang, was diese Ausgabe weitaus umfangreicher macht als die lettische Fassung.²

Dörings Erinnerungen sind ohne Zweifel eine sehr aufschlussreiche historische Quelle, wobei auch die Entstehung des Textes von Interesse ist. Als Grundlage für die ausführliche Dokumentierung der Zeit von 1844 bis 1860 dienten dem Autor seine Tagebuchnotizen, aus denen er später eine zusammenhängende und fließende Erzählung und somit ein neues autobiografisches Narrativ geschaffen hat. Die übliche Form des Tagebuchs – konkret datierte Eintragungen – ist hier aufgegeben worden. Die Schilderung erfolgt in einem chronologischen Rahmen von jeweils einem Jahr. Dörings Reminiszenzen sind somit retrospektiv auch in dem Sinne, dass der Autor seine ursprünglichen Aufzeichnungen erst Jahre später zu einer erzählten Rückschau bearbeitet hat. Seine nachträglich vorgenommenen

¹ Zahlreiche Hindernisse zögerten die Herausgabe dieser Erinnerungen um fast 20 Jahre hinaus. Die erste Veröffentlichung der Fragmente der Erinnerungen von Julius Döring in lettischer Sprache ist 1999 erschienen. Siehe DACE PLĪKŠA: Jūliusa Dēringa acīm [Mit Augen von Julius Döring], in: *Latvijas Arhīvi* 3 (1999), S. 64–75.

² JULIUS DÖRING: *Was ich nicht gern vergessen möchte oder Erinnerungen aus meinem Leben*, Riga 2016.

Veränderungen der Tagebuchnotizen schaffen eine andere Authentizität. Zwar hat die Forschung von den Originalnotizen schon früher Gebrauch gemacht,³ doch sind nun auch die Erinnerungen Dörings in vollem Umfang zugänglich. Insbesondere die Schilderungen zeitgeschichtlicher Ereignisse und die Lebensläufe etlicher Zeitgenossen im 19. Jahrhundert werden das Interesse der Historiker wecken.

Dörings wissenschaftliche Tätigkeit begann 1865 mit der Arbeit in der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, doch kann man seinen Erinnerungen entnehmen, dass schon die Zeit davor, als er sich aktiv der sakralen und historischen Malerei sowie der Gemälderestaurierung zugewandt hatte, recht intensiv gewesen ist. Nach Auskunft einschlägiger Enzyklopädien schuf Döring mehr als 1000 Porträts und 23 Altargemälde;⁴ die Zahl der von ihm restaurierten Werke dürfte rund 500 betragen (S. 23). Ausführlich hat sich die Kunsthistorikerin Edvarda Šmite mit Dörings Leben und Werk beschäftigt,⁵ worauf auch Valda Kvaskova im einleitenden Essay der vorliegenden Ausgabe verweist (S. 9-35). Dörings Erinnerungen bestätigen Šmites Schlussfolgerung, dass dessen Veranlagungen ihn zu jenem Künstlertyp machten, der keinen pathetischen und feierlichen Ausdruck in der Kunst pflegte, wie es für die Ästhetik der Romantik charakteristisch war. Die Eintragungen im Tagebuch zeigen uns einen sachlichen, beinahe pedantischen Bürger der Mittelschicht, einen Menschen, der die ethischen Prinzipien protestantischer Arbeit verkörpert und dessen Leben mit alltäglichen und Routineaktivitäten erfüllt ist, wozu offenbar auch Ausflüge zu den Landgütern in Kurland oder gesellschaftliche Abende in Mitauer besten Kreisen zählten. So gut wie obligatorisch waren dabei auch Amateurtheater-Vorstellungen, die „lebendigen Bilder“, wie man sie damals nannte.

Der Einblick in Dörings Alltag erinnert den Leser stets daran, dass es sich hier um ein spezifisches soziales Milieu in einer immer noch streng strukturierten Gesellschaft handelte. Allerdings sehen wir, dass er durchaus auch Mitglieder anderer sozialer Schichten – wie etwa lettische Bauern und die städtische Unterschicht – zur Kenntnis nahm und deren ethnografische „Andersartigkeit“ in Form ihrer Sprache, Kleidung und ihres Verhaltens genauso sorgfältig fixiert wie die Eigenarten der deutschen Sprache in Kurland. Diese Motivation des Beobachters, eines erfahrenen Gelehrten und Antiquars, lässt einen unwillkürlich den Vergleich mit dem Ethnografen und Sammler Johann Christoph Brotze (1742–1823) ziehen.

³ KARL-OTTO SCHLAU: Mitau im 19. Jahrhundert. Leben und Wirken des Bürgermeisters Franz von Zuccalmaglio (1800–1873), Wedemark und Elze 1995 (Beiträge zur baltischen Geschichte, 15), S. 280, passim.

⁴ VELGA OPULE: Dörings, Jūliuss Johans [Döring, Julius Johann], in: Māksla un arhitektūra biogrāfijās, hrsg. von ANDRIS VILSONS, Bd. 1, Riga 1995, S. 119.

⁵ Siehe z.B. EDVARDA ŠMITE: Latvijas mākslas vēstures epizodes, 18. gs. beigās – 20. gs. sākums [Episoden der Kunstgeschichte Lettlands, Ende des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts], Riga 2011, S. 39-99.

Die von Döring gesammelten Materialien für ein kunsthistorisches Lexikon der Ostseeprovinzen stehen hinsichtlich seiner Kenntnis von heute nicht mehr erhaltenen historischen Denkmälern und verschwundener baltischer Lebenswelten auf einer Ebene mit Brotzes Zeichnungen für dessen mehrbändige Sammlung „Monumente“. Von der herausragenden Bedeutung dieser Materialien sprechen die vielen Verweise darauf in den Forschungsarbeiten etlicher Kunsthistoriker noch hundert Jahre später.⁶

Auf dem Umschlag des anzuzeigenden Buches sieht man eine Skizze Dörings, einen Entwurf für das Gemälde „Bootsfahrt auf der Sengaller Aa“ (1872). Die Zeichnung ist signifikant vor allem wegen des autobiografischen Inhalts: Man erkennt darauf die Familie Döring, einschließlich des Künstlers selbst. Die in der Skizze erkennbare Struktur der Zeichnung – das „Gitter“ eines karierten Papiers, das sowohl die Koordinaten des ganzen Bildes als auch die der einzelnen Details konturiert – betont überdies die Eigenart dieser historischen Quelle. Es steht gleichsam für die vielen, scheinbar winzigen und alltäglichen Details, mit denen Dörings Werk überfüllt ist. So wie das Gitternetz auf der Zeichnung als störendes technisches Detail erscheinen mag, das dem Betrachter vielleicht sogar besser verborgen geblieben wäre, können für einen hastigen Leser auch die übermäßig vielen Kleinigkeiten aus dem Alltag des Autors als überflüssig anmuten. Man könnte fragen: Wo bleibt die Geschichte mit all den Ereignissen, Kontroversen und Interessenkonflikten, die uns die Situation in Mitau, Kurland und den drei Ostseeprovinzen in der Mitte des 19. Jahrhunderts erkennen lässt?

Doch liegt gerade darin der Sinn: Die vielen Details zeigen uns das Besondere in den Abläufen des Alltags einer konkreten Epoche, was für die Erforschung der Sozialgeschichte so wichtig ist. Nur so schaffen wir uns eine Vorstellung über das Leben eines einzelnen Individuums in seinem historischen Milieu, nur so entsteht ein Bild des Lebens weiterer gesellschaftlicher Gruppen und Kreise, ethnischen Gemeinschaften und sozialen Schichten.

Der historische Erkenntniswert der Erinnerungen Dörings verleiht dieser Publikation einen besonderen Wert. Sie in die wissenschaftliche Forschungsliteratur zu integrieren heißt, die lettische Perspektive auf die Vergangenheit zu erweitern und deren nationalen Rahmen zu durchbrechen.⁷ Auch wenn die Anzahl von veröffentlichten Quellen in den letzten

⁶ ROMIS BĒMS: *Apceres par Latvijas mākslu simt gados*, 18. gs. beigās – 19. gs. beigās [Betrachtungen über die Kunst Lettlands in hundert Jahren, Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts], Riga 1984.

⁷ ILGVARS MIŠĀNS: *Klio Latvijā. Latvijas vēstures zinātne pēc 1990. gada starp tradīcijām un orientācijas maiņu* [Klio in Lettland. Die lettische Geschichtswissenschaft nach 1990 zwischen Tradition und Neuorientierung], in: DERS.: *Klio Latvijā: Raksti par historiogrāfijas problēmām / Klio in Latvia: Articles on Historiography Problems*, Riga 2012 (Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes Raksti. Sērija „Vēsture“, 2), S. 83–96, hier S. 96. Die Diskussion über die unterschiedlichen Paradigmen der Geschichtsschreibung Lettlands, die etwa Ende der 1990er

zwanzig Jahren beträchtlich gestiegen ist, werden diese kaum von der lettischen Forschung berücksichtigt und die Geschichte des 19. Jahrhunderts immer noch in der Tradition des Positivismus erforscht, die stark durch die Dominanz der politischen Geschichte geprägt ist. Somit kann die Veröffentlichung der Erinnerungen Dörings als Stimulus dienen, um neue Forschungsrichtungen zu definieren oder mindestens neue Fragen an die Vergangenheit zu stellen.

Die Zeit, über die Döring berichtet, deckt sich mit der letzten Phase des sogenannten Biedermeiers in der baltischen Geschichtsschreibung.⁸ Natürlich konzipierte Döring sein Tagebuch nicht als historiografische Arbeit, doch lässt sein Text den Zeitgeist der Mitte des 19. Jahrhunderts spüren: Für die Ostseeprovinzen war es eine relativ ruhige Zeit, sowohl in Hinblick auf sozialhistorische Ereignisse als auch bezüglich der Stimmung in der gelehrten deutschsprachigen bürgerlichen Gesellschaft der Mittelschicht. Die konservative Richtung in der Politik Kaiser Nikolajs I. hielt in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen die Illusion einer anhaltenden Stabilität und die Vorstellung einer gemütlichen, typisch biedermeierlichen Lebensordnung aufrecht, welche die Wertvorstellungen der Ästhetik des Klassizismus und der Romantik spiegelte. Dieses geordnete, ruhige Leben konnte allein durch Familiendramen erschüttert werden, zuweilen auch durch Nachrichten von Kriegen oder Naturkatastrophen in anderen Ländern, was dann zum aktuellen Gesprächsgegenstand in der lokalen Gesellschaft wurde, bis ein neues Thema die Aufmerksamkeit fesselte. Ausführliche, sachliche und deskriptive Schilderungen widmet Döring dem Alltag der Stadt Mitau in den 1850er Jahren. Berichtet wird vom Anblick und der Bebauung der Stadt, vom Verhalten der Städter, aber auch von den Choleraepidemien, die damals mehrmals die Hauptstadt Kurlands heimsuchten.

Dörings Text bietet einmalige Informationen für die Erforschung der Architektur in der Kulturlandschaft der Ostseeprovinzen, er beschreibt die städtische mittelalterliche Bebauung, die ländlichen Gemeindekirchen und

Jahren einsetzte, wird noch heute weitergeführt. „Es ist möglich, dass die Zeit gekommen ist, das Paradigma der lettischen Historiker zu ändern, die bedeutende Leistung der Deutschbalten in der Vergangenheit anzuerkennen und die Deutschbalten in das lettische Vergangenheitsbild zu integrieren“. RAIMONDS CERŪZIS: Valsts, tautas, dzimtenes vai novada vēsture? Ieskats vācbaltiešu autoru vēstures koncepcijā / History of State, Region, Homeland or the People? An Insight into the Concept of Baltic German History of Latvia, in: Latvijas vēstures un historiogrāfijas problēmas 1918–1990. Latvijas Vēsturnieku komisijas 2012. un 2013. gada pētījumi / Problems of Latvian History and Historiography 1918–1990. Research of the Commission of the Historians of Latvia 2012 and 2013, hrsg. von INESIS FELDMANIS, ULDIS NEIBURGS und VALTERS ŠČERBINKIS, Riga 2015 (Latvijas Vēsturnieku komisijas raksti, 28), S. 354–370, hier S. 365.

⁸ HEINRICH BOSSE: Geschichtsschreibung des baltischen Biedermeier, in: Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung, hrsg. von GEORG VON RAUCH, Köln und Wien 1986 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 20), S. 103–120.

Gutshäuserkomplexe. Neben den bunten und anschaulichen Einblicken in das Alltagsleben und die Traditionen der lokalen deutschbaltischen Gesellschaft (inklusive genealogischer Angaben) bietet er auch Auskunft über den Fischfang, die Landwirtschaft und die Kochsitten sowie über viele andere Aspekte, die eben durchaus auch ethnografischen Aussagewert besitzen.

Dörings berufliche Beschäftigung hielt ihn (manchmal gegen seinen Willen) recht mobil, was ihn mit vielen Menschen verschiedener sozialer Schichten und Nationalitäten in Kontakt brachte – meist jedoch reichten seine Bekanntschaften in die Mittelschicht und die höheren Stände, nur selten in die entgegengesetzte Richtung. Zwar sind seine Beobachtungen der lettischen Sprache und des Alltags der Letten recht detailliert, bleiben aber episodisch. Somit bestätigt sich die in der Historiografie bestens gefestigte These, dass das Leben der unterschiedlichen Nationalitäten in den Ostseeprovinzen im 19. Jahrhundert parallel verlief und dass man sich in der Regel auf unausweichliche Kontakte beschränkte. Dörings Erinnerungen bieten dagegen viel Auskunft über die Eigenart der Lexik und der Traditionen der Deutschen Kurlands, die sich auf die alltägliche Kommunikation auswirkte.

Man gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, dass der Verfasser bei der Überarbeitung seiner Notizen nach einem neutralen Ton suchte, indem er z.B. bei der Schilderung einzelner Personen auf ethnische Verallgemeinerungen verzichtet. Das mindert jedoch keinesfalls den Wert der für die Mentalitätsforschung relevanten Aussagen über die deutschen Bürger und den Adel. Das Ziel seines autobiografischen Werkes war zweifellos die Schilderung der Erfahrung eines Individuums. Darüber hinaus verrät der Text unverkennbar das Interesse des Autors an und dessen Kenntnisse von der Geschichte Kur- und Livlands, was wiederum den Stand der deutschbaltischen Geschichtsschreibung und deren Vorstellungen von der Landesgeschichte erkennen lässt.

Der Band bietet in zahlreichen Anmerkungen ergänzende Kommentare, die meist präzisierende Auskunft über die im Text erwähnten Personen geben. Darüber hinaus enthält er ein Namensregister, das auch über kurze biografische Informationen verfügt. Es findet sich zudem eine Ortsnamenkonkordanz. Das bereits erwähnte Vorwort von Valda Kvaskova gewährt einen ergänzenden Einblick in Dörings Biografie und macht mit den wichtigsten thematischen Schwerpunkten bekannt, die dessen Erinnerungen auszeichnen. Die umfangreiche Edition dieser historischen Quelle ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Geschichte des sozialen und kulturellen Raumes in den Ostseeprovinzen in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

MĀRTIŅŠ MINTAURS

MATI LAUR, KERSTI LUST, PRIIT PIRSKO, ÜLLE TARKIAINEN: *Talude päriksostmine Pärnumaa andmestiku põhjal* [Der Bauernlandverkauf in Livland auf der Grundlage der Angaben zum Kreis Pernau] (Scripta Archivi Historici Estoniae). Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2014. 160 S. Abb., Tabellen. ISBN 9789985858868.

Als Petr Stolypin zu Beginn des 20. Jahrhunderts versuchte, die russischen Bauern zu kapitalistisch wirtschaftenden Hofeigentümern zu machen, war dies bei den meisten Esten und Letten bereits Normalität. Innerhalb des russländischen Imperiums lässt sich dieser Umstand als baltische Besonderheit begreifen. Freilich waren Esten und Letten auch in den Ostseeprovinzen nicht auf einem gradlinigen Weg Hofeigentümer geworden. Der Bauernlandverkauf war ein langer Prozess gewesen, der etwa ein Dreivierteljahrhundert in Anspruch genommen hatte. Ihn nachzuvollziehen und zu bewerten ist das Ziel einer Monografie von zwei Autorinnen und zwei Autoren, die alle auf eigene Forschungen zu diesem Thema zurückgreifen können. Herausgekommen ist eine fundierte, gut lesbare und schön bebilderte Darstellung (mit einer deutschsprachigen Zusammenfassung S. 117-135).

Ein kurzer Forschungsüberblick macht deutlich, wie sehr sich die Perspektive bei der Erforschung dieses Themas gewandelt hat. Neuere Untersuchungen sind davon abgerückt, den Gesamtprozess zu skizzieren, sondern beschäftigen sich mit den konkreten Vorgängen auf der Ebene einzelner Kirchspiele oder sogar Höfe. Das aktuelle Buch, das seinen Akzent auf die estnischen Gebiete Livlands legt, geht einen Mittelweg. In drei Kapiteln werden die politischen Entwicklungen seit der Bauernbefreiung in Livland 1819, die zögerlichen Anfänge des Bauernlandverkaufs nach dessen Genehmigung am 19. Juli 1849 sowie die Hochzeit des Bauernlandverkaufs in den 1860er Jahren dargestellt. Ein eigenes Kapitel widmet sich denselben Prozessen auf den Staats- oder Krongütern. Hinzu kommt eine statistische Fallstudie über den Bauernlandverkauf im Landkreis Pernau, die ein eigenes Kapitel einnimmt. Sie basiert insbesondere auf Akten der Grundbuchämter, aber auch auf Gerichtsakten sowie publizistischem Material. Da die Ergebnisse der Fallstudie auch in die Überblicksdarstellung einfließen, sind einige Wiederholungen unvermeidlich.

In der Bewertung setzen die Vf. eigene Akzente. So erscheint das durch die Bauernbefreiung von 1816 bis 1819 etablierte System der „freien Verträge“ nicht mehr so „manchesterlich“, wie dies Alexander Tobien behauptet hat.¹ Vielmehr sehen die Vf. mit Verweis auf die neuere lettische und estnische Geschichtsschreibung die Gründe für die Verarmung der Bauern

¹ ALEXANDER TOBIEN: Die Bauernbefreiung in Livland, in: Festgaben für Friedrich Julius Neumann zur siebenzigsten Wiederkehr seines Geburtstages, hrsg. von DEMS., Tübingen 1905, S. 1-45, hier S. 19.

eher in den vielfältigen Beschränkungen des liberalen Prinzips, die den Gutherren noch große Rechte gegenüber den Bauern bewahrt hätten (S. 37f.). Auch die Positionen der zeitgenössischen Diskussion der 1840er Jahre, als Bauernaufstände sowie der Reformdruck aus St. Petersburg eine Neuausrichtung der Agrarpolitik erzwangen, sind nicht leicht auf gegenwärtige Begriffe zu bringen. Die konservativen Forderungen, den paternalistischen Bauernschutz der Vorbefreiungszeit wieder einzuführen, so schätzen es auch die Vf. des Bandes ein, konnten durchaus bauernfreundlicher sein als die liberale Erwartung, die Bauern möglichst schnell zu Bodenbesitzern zu machen und sie damit auch den Kräften des freien Markts auszusetzen (S. 41).

Wie problematisch die Verwendung von Begriffen wie „liberal“ und „konservativ“ ist, zeigt die Tendenz der russischen Staatsmacht, die Initiative an sich zu reißen. Denn es war eben die zunehmende staatliche Intervention aus St. Petersburg, die dem um einige soziale Aspekte erweiterten liberalen Programm Hamilkar von Fölkersahms 1849 zum Durchbruch verhalf. Überhaupt schätzen die Vf. die Rolle des Staates als hoch ein. Er mischte sich bereits seit 1841 verstärkt in die livländische Bauernpolitik ein (das „Ostseekomitee“ wurde im Jahr 1846 gegründet). Und als der Bauernlandkauf in den ersten Jahren seiner Ermöglichung ins Stocken geriet, war es die St. Petersburger Politik, die 1856 rückwärtsgewandte Pläne der Livländischen Ritterschaft zurückwies. Allerdings erscheint es problematisch, dies mit dem liberalen Kurs des 1855 inthronisierten Alexander II. zu erklären. Der „Liberalismus“ Alexanders und seiner neuen Reformelite hatten nur wenig mit den Vorstellungen baltischer Liberaler gemein. Bekanntlich erhielten die russischen Bauern Boden durch eine gigantische, weitgehend staatlich vorfinanzierte Kreditoperation, wobei für die Rückzahlung 49 Jahre veranschlagt wurden und das Land nicht an Individuen, sondern an die Gemeinden ging. Noch Anfang der 1860er Jahre wurde in St. Petersburg sogar diskutiert, ob die russische Gemeindeverfassung, welche die Bauern sowohl von den Gutsherren wie dem freien Markt gleichsam abschirmen sollte, nicht auch in den Ostseeprovinzen anzuwenden sei. Dass sich auch in Livland viele Bauern fanden, die den russischen Weg bevorzugten und dies in Bittschriften und durch Delegationen an den Zaren bekräftigten, macht deutlich, dass zu diesem Zeitpunkt auch unter den estnischen Bauern das Unternehmertum noch nicht weit verbreitet war. Allerdings wäre es an dieser Stelle erhellend gewesen, mehr über die Vorstellungen zu erfahren, die sich die Bauern von der russischen Gemeindeverfassung machten. Vielen mögen die geringeren Ablösezahlungen, welche die russischen Bauern zu leisten hatten, wichtiger erschienen sein als der Besitztitel. Es ist daher eine wichtige Feststellung der vorliegenden Untersuchung, dass sich die estnische zeitgenössische Publizistik sehr für eine Ausbreitung eines Eigentumsbegriffs einsetzte

und allen idealisierenden Vorstellungen des russischen „Seelenlandes“ eine klare Absage erteilte (S. 59).

Was waren die Faktoren, die letztlich ein Umdenken der Bauern beförderten und in den 1860er Jahren zu einem starken Anstieg der aufgekauften Stellen führten? Auf Grundlage der Forschungsliteratur ebenso wie der eigenen Fallstudie arbeiten die Vf. insbesondere die Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen heraus. Auf der einen Seite verschafften steigende Getreidepreise den Bauern das nötige Kapital. In Südestland galt dies besonders für den dominierenden Flachs-anbau. Auf der anderen Seite wurden die Möglichkeiten, Kredite aufzunehmen, durch eine Senkung des Eigenanteils nach 1864 erleichtert. Im Landkreis Pernau ging dies mit sinkenden Bodenpreisen Hand in Hand. Dabei stellt die Studie allerdings große regionale Unterschiede fest. Mehr als alles andere aber war entscheidend, ob die Bauern durch den Übergang vom Fron- zum Pachtsystem bereits gelernt hatten, mit Geld zu wirtschaften. Dieser Wandel setzte in Livland Mitte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich in den Flachs-anbaugebieten ein, während in Kurland in den 1860er Jahren das Pachtsystem bereits allgemein die Regel war.

Der kulturelle Wandel, der durch diese Entwicklung begünstigt wurde, sie aber auch vorantrieb, lässt sich anhand der verwendeten Quellen kaum nachvollziehen. Er wird jedoch immer wieder thematisiert, so etwa in dem Kapitel über das bislang wenig erforschte Thema des Bauernlandverkaufs auf den Staatsgütern. Auf ihnen lebten Mitte des 19. Jahrhunderts immerhin fast ein Viertel der livländischen Bauern. Zu ihnen gehörten zum Großteil auch jene Bauern, die im Zuge der Konversionsbewegung der 1840er Jahre zur Orthodoxie übergegangen waren. Und bei diesen blieben alte Formen des Gemeinbesitzes und der Streifenwirtschaft besonders lange bestehen. Die Vf. erklären diesen Umstand mit dem „Gleichheit anstrebenden Weltbild“ der Orthodoxen (S. 110). Wie sich auch bei anderen Esten kulturelle Deutungsmuster zu wirtschaftlicher Innovation verhielten, wäre Gegenstand für eine eigene Studie.

Insgesamt bietet das Buch einen sehr differenzierten Einblick in die Prozesse des Bauernlandverkaufs. Gerade die Fallstudie zwingt dazu, die regionalen Unterschiede ernst zu nehmen. Auch wird der mit dem Bauernlandverkauf einhergehende soziale Wandel nicht idealisiert, sondern möglichst konkret beschrieben. Zuletzt wartet die Studie mit einem Paradox auf. Zwar sei das Fölkersahmsche Ziel, einen konservativen bäuerlichen Mittelstand zu schaffen, langfristig erreicht worden. Die Emanzipation aus der Vormundschaft des deutschbaltischen Adels aber habe dazu geführt, dass die Bauern nach einem neuen, stärkeren Vormund Ausschau hielten: dem russischen Zaren. Darüber lohnt es sich, nachzudenken!

DAVID FEEST

FRITHJOF BENJAMIN SCHENK: *Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter* (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 82). Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2014. 456 S. 24 Abb., 1 Kt. ISBN 9783515107365.

Ja, die Streckenlänge des russischen Eisenbahnnetzes und die Passagierzahlen werden in dieser Studie auch angesprochen; beide Größen expandierten bekanntlich bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in imponierender Weise, blieben aber, berechnet auf Fläche und Einwohnerzahl, weit hinter anderen Großmächten zurück – ein Dilemma, aus dem es für den größten Staat der Erde freilich kein Entrinnen gab. Aber derartige quantitative Aussagen bilden in Benjamin Schenks kultur- und sozialwissenschaftlicher Münchener Habilitation nur den Rahmen für eine Reise in das erste gute halbe Jahrhundert des russischen Eisenbahnzeitalters. Der Autor arrangiert seine Studie über die „Veränderung sozialräumlicher Strukturen“ im Zarenreich, die mit dem Bau der Eisenbahn einhergegangen sei (S. 16), um die folgenden Themen: „territoriale Visionen“, „Strukturierung des Raums“, „Mobilität und Raumwahrnehmung“, „Schienen der Macht“. Das umfangliche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 387-431) legt Zeugnis davon ab, dass mehr noch als die sich in den vergleichsweise wenigen genutzten Archivfonds spiegelnde Behördenkommunikation der gedruckte Diskurs über das neue Transportmittel im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht.

Es wird bei der Lektüre rasch deutlich, dass der im Titel vermittelte Eindruck einer zielgerichteten „Fahrt in die Moderne“ buchstäblich in die Irre führt. Zwar lässt der Autor keinen Zweifel daran, dass das Imperium schließlich in der „Moderne“ ankam – seine Schlussbetrachtung steht unter dem Motto „Russlands Ankunft in der Moderne“ –, doch sprechen die Ambivalenzen dieser „Ankunft“ eine deutliche Sprache. Dabei geht es Schenk nicht um die altbekannte Figur der russischen „Rückständigkeit“: Das relativ weitmaschige Schienennetz, die nicht ausreichende Streckendichte an den strategisch wichtigen Grenzen, das langsame Tempo der Züge sowie die im Vergleich zu Westeuropa und den USA erheblich kleineren Passagierzahlen und der deutlich geringere Mobilitätsgrad der Bevölkerung wurden schon von Zeitgenossen als „Defizitgeschichte“ interpretiert (S. 377). Viel interessanter sind für ihn demgegenüber die „(ambivalenten) sozialen und kulturellen Dynamiken“, welche durch die *čugunka*, wie die Eisenbahn umgangssprachlich hieß, angestoßen wurden (S. 378).

So war die Eisenbahn ein „demokratisches“ Verkehrsmittel, da sie zumindest theoretisch radikal mit den Grenzen der Standesgesellschaft brach. Seit Ende der 1870er Jahre gab es z.B. ernsthafte Diskussionen um den „homogenen Passagier“, der in jedem Abteil den gleichen Anspruch auf Atemluft habe. Wesentlicher war jedoch, dass die individuelle Wahl der Fahrtklassen I bis III (später auch IV) nichts mit der sozialen Position

eines Fahrgastes zu tun hatte, sondern einzig mit seiner wirtschaftlichen Potenz. Von einer sozialräumlichen Trennung der Waggons konnte schon aus Feuerschutzgründen keine Rede sein. Allerdings zeigen Reiseberichte immer wieder, dass ein Bauer in der I. Klasse von den Mitfahrern genauso rüde verscheucht werden konnte wie ein Adliger in der IV. Klasse sich darauf einzustellen hatte, von den anderen Passagieren wie ihresgleichen behandelt und sogar geduzt zu werden. Wenn das Zugabteil zum Ort der schrankenlosen Begegnung wurde, dann vielleicht eher in der II. und III. Klasse. Allerdings machten Fahrten in den unteren Klassen zu Beginn des 20. Jahrhunderts 90% aller verkauften Tickets aus, was bei 230 Mio. Fahrten auf die erheblich gestiegene Mobilität der Bauern und Arbeiter hinweist (auch wenn sie tendenziell kürzere Strecken fuhren als die Passagiere der I. Klasse). Nicht zuletzt deswegen änderten sich auch sukzessive die rigiden Passgesetze des Zarenreiches.

Weniger Einfluss hatte die Einführung von Eisenbahn und Telegraf in Russland auf die Standardisierung der Zeitmessung. Bis 1874 galt z.B. auf der 1851 eingeweihten zentralen Verbindung zwischen St. Petersburg und Moskau die jeweilige Ortszeit der Stationen, weshalb sich die Passagiere irgendwie mit den 29 Minuten Zeitunterschied zwischen den beiden Städten arrangieren mussten. Die 1874 eingeführte Petersburger Zeit für das ganze Streckennetz wurde wiederum nicht sofort überall umgesetzt. So galt sie zwar auf der Baltischen Eisenbahn zwischen der Hauptstadt und Reval, nicht aber z.B. auf den Strecken Dünaburg-Riga und Riga-Tuckum, die sich noch in den 1880er Jahren nach der jeweiligen Ortszeit richteten.

Die Visionen, welche Mitte des 19. Jahrhunderts die Protagonisten des Eisenbahnbaus beflügelten, waren in ihrem Fortschrittsglauben noch ungebrochen. Die prächtig ausgebauten Zentralbahnhöfe als neuzeitliche Verkehrspaläste waren nur das sichtbare Symbol einer Utopie, die von einer modernen, kultivierten Ordnung für das ganze Reich kündete. Aus behördlicher Perspektive galt es damals sogar, die verwestliche Kapitale mit Hilfe der Eisenbahn an das Reich „anzunähern“ und sie zu „russifizieren“ (S. 47), von der imperialen *mission civilisatrice* in Hinblick auf die nicht-russische Peripherie, aber auch – und vor allem! – die dörfliche russische Provinz ganz zu schweigen. Pragmatischer gesehen ging es für die eine Partei der Baubefürworter um die Förderung des Getreideexports, weshalb gerade die Ostseehäfen vergleichsweise früh an das reichsweite Netz angeschlossen wurden. Seit den 1880er Jahren dynamisierte sich zudem die Vorstellung des Reichs als Wirtschaftsraum dahingehend, dass die Eisenbahn nun auch die Industrialisierung Russlands vorantreiben sollte. Wer das Reich hingegen als militärischen Raum imaginierte, favorisierte den über die Schienen möglichen schnellen Transport der Armee in die Peripherien des Landes.

Verbreitet war jedoch vor allem die Vorstellung, die Eisenbahn kreierte ein einheitlicheres Reich. Blickt man auf die großen Streckennetzkarten, die an jedem Bahnhof hingen und einen kompakten, einheitlichen

Verkehrsraum suggerierten, oder auf die recht bald eingeführten reichsweiten Vorschriften für die Uniformen, das Russische als Kommunikationsmittel sowie die (allerdings trotz aller früheren Versuche erst seit der Jahrhundertwende wirklich in jedem Winkel gültige) Petersburger Zeit als Fahrplanrückgrat, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, sich von Reval bis Vladivostok tatsächlich in einem koordinierten, vereinheitlichten Raum zu bewegen. Die meisten Strecken jedoch blieben in privater Hand, wenn auch durch den Staat weitgehend in ein einheitliches Regelwerk eingeehgt.

Zu den Ambivalenzen der Moderne zählen gewiss auch die Fähnisse neuer technischer Errungenschaften. Eine nähere Diskussion von Eisenbahnunglücken sucht man in dieser Studie jedoch vergebens. Schenk diskutiert diese Frage ausführlich nur anhand des „Wunders von Borki“: Am 17. Oktober 1888 überlebten Alexander III. und seine Familie (inklusive des Thronfolgers, der sehr zu seinem Verdruss exakt 17 Jahre später das Oktober-Manifest just an diesem Tag unterzeichnen musste) nur knapp ein Unglück auf den Schienen, das der Dynastie bald als Zeichen „göttlicher Vorhersehung“ galt. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dass mehr als alles andere dieser eine Vorfall die Risiken für Leib und Leben der Zugpassagiere auf die Tagesordnung gebracht habe. Geändert habe sich in dieser Hinsicht bis zum Ende des Zarenreichs letztlich jedoch wenig.

Inmitten des alltäglichen Chaos auf den Bahnhöfen des Zarenreichs Anfang des 20. Jahrhunderts war von der durch Fortschritt geordneten Welt, welche die Phantasien der Mitte des 19. Jahrhunderts geprägt hatten, nicht mehr viel übrig. Einst gepriesen als „Instrument der Macht“, trug die Eisenbahn Schenk zufolge auch zur „Mobilisierung und Stärkung der gesellschaftlichen und politischen Kräfte bei, die das autokratische System“ schließlich mit zu Fall brachten (S. 288). Waren schon die Zugabteile vor Kriminellen kaum geschützt, waren terroristische Anschläge kaum vermeidbar und das Streckennetz sowohl 1863 in Polen als auch 1905 im ganzen Reich von Aufständischen genauso gut nutzbar wie dann jeweils anschließend für die Repression des Staates. Die Macht der Eisenbahnergewerkschaft wurde mehr noch als 1905 dann im Revolutionsjahr 1917 zu einem der wesentlichen Faktoren, mit dem alle Parteien zu rechnen hatten.

Insgesamt dreht sich Schenks Studie um russische Diskurse, wobei er das Element der ethnografischen Vielfalt des Reiches, welches die Reisenden nun in erhöhtem Maße auf sich wirken lassen konnten, durchaus hervorhebt. In kurzen Fallstudien zu den Westgebieten, wo das Fremde vor allem akustisch, d.h. anhand der sprachlichen Unterschiede wahrgenommen worden sei, und zu Sibirien wird dieser neuen Erfahrung russischer Reisender nachgegangen – durchaus mit Rücksicht auf die kritische Quellsituation, schließlich griff nur eine kleine, sozial exponierte Minderheit

zur Feder.² Auch in dieser Hinsicht sei bei den Planern die Hoffnung verbreitet gewesen, dass die Eisenbahn zur Annäherung der Peripherien an die Welt Russlands führen würde. Schenks knappe Diskussion von Reiseberichten stützt dagegen die These, dass die eigene Erfahrung der Diversität des Reiches bzw. die „neuen Möglichkeiten der kollektiven Raumerfahrung“ insgesamt eher zur Stabilisierung von „Vorstellungen räumlicher Zerrissenheit und problematischer territorial-räumlicher Integration“ beigetragen hätten (S. 258). Die Reisenden selber seien dabei zu Akteuren in einem komplexen und widersprüchlichen Prozess geworden, indem sie sich „sowohl mit den kohäsiven Kräften als auch mit den zentrifugalen Strömungen“ auseinandersetzen (S. 271). Über viele dieser Akteure wissen wir indes kaum etwas, und die Gespräche in den Zugabteilen mit Zufallsbekanntschaften hat niemand aufgezeichnet. Es wäre allerdings ein Forschungsprojekt wert, einmal die Akteure auf nicht-russischer Seite nach ihren konkreten Reiseerfahrungen auf der imperialen Eisenbahn zu befragen, d.h. deren Reiseberichte näher zu untersuchen. Dieser Aspekt der „Fahrt in die Moderne“ des Imperiums bleibt in der Studie von Benjamin Schenk ausgespart.

KARSTEN BRÜGGEMANN

² Schenk fällt dabei interessanterweise auf, dass die Reisenden kaum je die Gouvernementsgrenzen bemerkt hätten, da diese offensichtlich als räumliche Strukturgrenzen unbedeutend gewesen seien. Hier hätte das Studium russischer Texte über die Ostseeprovinzen gewiss einen anderen Eindruck erzeugt, geht doch der Topos der sich „ändernden Dekorationen“ nach dem Überqueren der Grenze nach Est-, Liv- oder Kurland mindestens auf Aleksandr I. Gercen zurück. Hierzu habe ich mich ausführlich in meiner derzeit in Druck befindlichen Habilitation geäußert. KARSTEN BRÜGGEMANN: Luft und Licht des Imperiums. Legitimations- und Repräsentationsstrategien russischer Herrschaft in den Ostseeprovinzen 1820–1920, Habilitation Universität Gießen 2013; siehe auch VLADISLAVS VOLKOV: Das Riga der Russen, in: Riga. Portrait einer Vielvölkerstadt am Rande des Zarenreichs 1857–1914, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER und KRISTINE WOHLFAHRT, Paderborn u.a. 2004, S. 115–156, hier S. 115f.

TOOMAS KARJAHÄRM: *1905. aasta Eestis: sotsialistid ja terroristid* [Das Jahr 1905 in Estland: Sozialisten und Terroristen]. Verlag Argo. Tallinn 2015. 416 S. ISBN 9789949527588; *1905. aasta Eestis: mälestused* [Das Jahr 1905 in Estland: Erinnerungen]. Hrsg. von DEMS. Verlag Argo. Tallinn 2016. 448 S. ISBN 9789949527694.

Unter den Marksteinen in der estnischen Zeitgeschichte ist die Revolution von 1905 zweifelsohne eine der Episoden, die sich am schwersten wahrnehmen lässt, obgleich sie sogar die komplizierten Ereignisse, die vom März 1917 bis zum März 1918 stattfanden, in den Schatten stellt. Dafür gibt es mehrere Gründe, am gravierendsten dürfte aber sein, dass die Personen, die an der Revolution von 1905 beteiligt waren, keine geistigen Erben hatten. Das politische Selbstbewusstsein, das für nur ein paar Jahre entflammt war, erreichte nach der Niederschlagung der Revolution einen solchen Tiefstand, dass die politische Wiedergeburt Estlands in den Jahren 1917 bis 1920 auch seine letzten Reste wegwischte. Im Laufe von fünfzehn Jahren hatten sich die Ansichten und Ziele fast aller führenden Figuren des Jahres 1905 bis zur Unkenntlichkeit verändert und die Personen, die politisch aktiv blieben, platzierten sich – anscheinend unvorhersehbar – auf einer breiten Skala von rechter Agrarideologie bis zum Bolschewismus à la Sowjet-Russland. Einer der wenigen leidenschaftlichen Protagonisten des Jahres 1905, der auch weiterhin an seiner paradoxen Identität festhielt, war Aleksander Kesküla, der Anspruch darauf erhob, hundertprozentiger russischer Revolutionär und hundertprozentiger estnischer Nationalist gleichzeitig zu sein. Es ist kein Zufall, dass seine späteren Pläne und Aktivitäten bei den Geschichtsinteressierten stets höchstes Erstaunen hervorgerufen haben.

Daher ist es kein Wunder, dass die Revolution von 1905 in Estland bislang sehr wenig erforscht wurde, insbesondere in der nicht von ideologischen Dogmen geprägten postsowjetischen Geschichtswissenschaft. Zu den wichtigsten Quellen zählen nach wie vor die Erinnerungen der Beteiligten, etwa von Marta Lepp, Karl Ast, August Rei, Friedebert Tuglas, Mihkel Martna und vieler anderer Personen, die weniger bekannt sind. Im Hinblick auf die damaligen politischen Ziele und Zukunftsvisionen sind diese Texte nicht selten vage, als seien die jeweiligen Autoren auch selbst etwas ratlos, was die tieferen Ursachen und Ziele der damaligen Aktivitäten angeht. Oder man ist, ganz im Gegenteil, auf eine anachronistische Weise selbstsicher. Letzteres gilt auch für die in der Sowjetunion verbliebenen Esten, für die es lebenswichtig war, ihren unerschütterlichen bolschewistischen Glauben zu betonen. Aber was wurde in Wirklichkeit gedacht?

Diese Frage lässt sich natürlich nicht eindeutig beantworten, doch hilft uns dabei der Historiker Toomas Karjahärm etwas weiter, der von 2012 bis 2016 drei einander ergänzende Abhandlungen über die Revolution von 1905 in Estland veröffentlicht hat. Das erste Buch mit dem Titel „Das Jahr

1905 in Estland: Die Massenbewegung und die Gewalt auf dem Lande“¹ setzt sich mit der Entwicklung der sozialen und nationalen Massenbewegung während der Revolution von 1905 auseinander. Dabei werden in erster Linie die Versuche der Errichtung einer so genannten alternativen Macht in den Fokus genommen (etwa die Bildung revolutionärer Komitees, die illegale Tätigkeit der Gemeindeverwaltungen, die Aktivitäten der politischen Parteien auf dem Lande sowie der Aufstand in Nordestland samt der Brandstiftungen auf den Gutshöfen). Während im ersten Band das Hauptgewicht auf die Aktivitäten auf dem Land gelegt wird, geht Karjahärm im zweiten Band „Das Jahr 1905 in Estland: Sozialisten und Terroristen“ aus dem Jahre 2015 auf die revolutionäre Tätigkeit in den zwei größeren Städten Reval und Dorpat ein. Genauer untersucht werden hier die dortigen sozialistischen Zirkel und die gerade gegründeten Parteien, revolutionäre Aktivisten sowie die Gegenaktionen durch die Staatsmacht. Das besondere Interesse des Autors gilt dabei der Gewalt und dem Terror im Kontext der Revolution von 1905; er untersucht deren theoretische Zulässigkeit und die praktische Möglichkeit, sie als Mittel zur Verwirklichung der revolutionären Politik einzusetzen. Im Jahre 2016 ist auch der dritte Band in dieser Reihe erschienen, der vorwiegend Erinnerungen von Zeitgenossen versammelt.

Die Arbeit von Karjahärm war mit Sicherheit nicht leicht. Die drei Bände, die er allein publiziert hat, dürften heutzutage fast nur noch durch ein Autorenkollektiv realisierbar sein, wobei sich jeder Autor auf einen engeren Teilbereich hätte beschränken können. Es besteht kein Zweifel, dass die Erforschung der estnischen sozialdemokratischen Bewegung dringend eines neuen Anstoßes – oder sogar einer Wiederbelebung – bedarf, und die Historiker der jüngeren Generation haben allen Grund, dankbar zu sein, dass Karjahärm zu diesem Thema zurückgekehrt ist, wobei er durchaus auch eine gewisse Selbstrevision vornimmt.²

Anschließend gehe ich auf den zweiten Band näher ein. Es dürfte wohl durch den großen Umfang des Vorhabens bedingt sein, dass Karjahärms Darstellung im Hinblick auf die Forschungsziele zu allgemein gehalten ist. Im Vorwort charakterisiert er sein Buch als den zweiten Teil eines „auf drei Bände angelegten Forschungs- und Publikationsprojekts“ (S. II). Unklar bleibt jedoch, was das übergeordnete Ziel des betreffenden Projekts sein soll und wie seine einzelnen Teile daran anknüpfen. Soll der Autor darauf

¹ TOOMAS KARJAHÄRM: 1905. aasta Eestis: massiliikumine ja vägivald maal [Das Jahr 1905 in Estland: die Massenbewegung und die Gewalt auf dem Lande], Tallinn 2013. – Siehe die Rezension von LAURI KANN, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 10 (2015), S. 382-385 (Anm. d. Red.).

² Karjahärms frühere Abhandlung über die Revolution von 1905: TOOMAS KARJAHÄRM, RAIMO PULLAT: Eesti revolutsioonitules 1905–1907 [Estland im Feuer der Revolution 1905–1907], Tallinn 1975. Siehe auch die von Karjahärm stammenden Abschnitte zu Estland in: Revoljucija 1905–1907 godov v Pribaltike [Die Revolution von 1905–1907 im Baltikum], hrsg. von VIKTOR MAAMJAGI [MAAMÄGI], Tallinn 1981.

abgezielt haben, eine Geschichte der Revolution von 1905 zu verfassen, so konnte von diesem Plan nur ein geringer, wenngleich wertvoller Teil verwirklicht werden. Wenn es ihm hingegen darauf ankam, einige Einblicke ins Jahr 1905 zu ermöglichen, so bleibt jedoch ungeklärt, wie repräsentativ oder endgültig die vorliegende Abhandlung im Hinblick auf die Erforschung der Revolution von 1905 als Ganzes ist.

Karjahärm bekennt, er sei fasziniert von seinem Forschungsproblem: „Die Taktik und die Kampfmittel der estnischen sozialdemokratischen Organisationen; der Umfang und Charakter revolutionärer Gewalt, die im Jahre 1905 ausgebrochen ist, ihr jeweils konkreter Ausdruck bzw. die Episoden in Estland und die Frage, welche Rolle der Sozialdemokratie dabei zukam“ (S. 11). Im Unterschied zum ersten Band, der sich auf das Drei-Phasen-Modell der Nationalismustheorie von Miroslav Hroch stützt und die Entstehung alternativer (aus Sicht der Behörden illegaler) Machtorgane in der sogenannten Phase C der estnischen nationalen Bewegung (die von Karjahärm auf das Jahr 1905 datiert wird) in den Mittelpunkt rückt,³ spielt der theoretische Rahmen im zweiten Band eine geringere Rolle. Dazu gehört in erster Linie eine Analyse des Terrorbegriffs in der Sozialdemokratie, womit sich der Autor im ganzen zweiten Kapitel beschäftigt (S. 46–68). Wie der Verfasser aber auch selbst feststellt, liege es „nicht dermaßen am Wort beziehungsweise am sprachlichen Ausdruck, womit die einzelnen Aspekte der Revolution bezeichnet werden (...), sondern eher an dem Wesen, dem Charakter und der Bedeutung der erfolgten Ereignisse und Prozesse“ (S. 11). Während er so dem Terrorbegriff viel Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt, werden jedoch die im Titel genannten Begriffe „Sozialisten“ und „Sozialismus“ nicht entsprechend diskutiert. Eine theoretisch durchdachte Anpassung dieser Termini an die Bewegung des Jahres 1905 hätte jedoch sehr interessante Ergebnisse liefern können.

Karjahärms Darstellung vermittelt ein ausführliches, hauptsächlich auf den Materialien der Machtorgane und auf Erinnerungen beruhendes Bild der sozialdemokratischen Organisationen in Estland sowie der Gewalt- und Terroraktionen, die von den Letzteren geplant und durchgeführt wurden. Die Fertigkeiten des Autors, ein gut lesbares und zugleich scharfsichtiges Geschichtsnarrativ zu verfassen, sind zweifelsohne auf höchstem Niveau. Beachtung verdient die Schlussfolgerung von Karjahärm, dass in Reval parallel zwei Komitees der Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (*Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija*, RSDAP) tätig gewesen seien; in einem von ihnen versammelte sich die Intelligenz, im anderen trafen sich die Arbeiter. Unter den genutzten Archivalien seien die Materialien der Sonderabteilung des russischen Polizeidepartements hervorgehoben, bei denen sowohl auf die Originale als auch auf die Abschriften, die im Estnischen Nationalarchiv aufbewahrt werden, verwiesen wird. Nicht herangezogen wurden hingegen die Materialien der

³ KARJAHÄRM, 1905. aasta Eestis (wie Anm. 1), S. 8f.

Gendarmerieverwaltung des Gouvernements Livland, die sich im lettischen Historischen Staatsarchiv befinden, und nach Auskunft von Sergei Issakov unikale Informationen über die frühen sozialistischen Zirkel in Dorpat beinhalten.⁴

Außer den Abhandlungen über die Sozialdemokratie und den Terrorismus, einer vorwiegend aus Flugblättern zusammengestellten Dokumentenauswahl, einigen kürzeren Anhängen und der Bibliografie enthält der zweite Band den Teil „Ein kurzer Konspekt über die Ereignisse 1904–1907“ (S. 166–249), wo die wichtigsten Revolutionsereignisse in chronologischer Reihenfolge aufgezählt sind. Dieser Abschnitt enthält auch eine Übersicht über die Ereignisse in Finnland und in den lettischen Gebieten, auf die im Haupttext nicht eingegangen wird. Zugleich vermisst man hier jedoch einen Anmerkungsapparat, den man von einer akademischen Publikation erwartet hätte. Unter Umständen hätte es ein besseres Resultat geliefert, wenn die in der Chronologie enthaltenen Informationen in den Haupttext integriert worden wären.

Bedauerlicherweise fehlt im Buch eine gründliche historiografische Übersicht. Dies hinterlässt im Hinblick auf die Verwendung der Quellen einen etwas unkritischen Eindruck: Auf Werke von Hilda Moosberg, Erich Kaup und anderer ‚tiefroter‘ Historiker wird so ohne einen einzigen Kommentar verwiesen. Dennoch findet sich am Ende des Buches eine umfangreiche Bibliografie, die auch solche Literatur enthält, auf die in der vorliegenden Abhandlung nicht direkt verwiesen wird. Zugleich bleibt auch diese Bibliografie unvollständig und es gibt Wiederholungen – so finden wir z.B. auf S. 342 und S. 375 in etwas unterschiedlicher Form Verweise auf ein und denselben Aufsatz von Jüri Kivimäe. Auch hätte man sie in Hinblick auf die Struktur leserfreundlicher gestalten können. Das führt zu dem Gedanken, dass ein Handbuch zur Erforschung des Jahres 1905, das sowohl die in Druck erschienenen Materialien als auch die wichtigsten Archivbestände umfasst, für die Forscher äußerst notwendig wäre.

Dem Autor unterlaufen Flüchtigkeitsfehler und mitunter auch fragliche Behauptungen. Der russische Priester Gapon wird beiläufig als ein Agent der Ochrana bezeichnet, doch heißt es am Ende des betreffenden Abschnittes, dass für dessen Zusammenarbeit mit der Geheimpolizei „keine zuverlässigen Beweise vorliegen“ (S. 168f.). Allerdings ist Gapons Zusammenarbeit mit dem Leiter der St. Petersburger Ochrana Nikolaj Zubatov recht gut nachgewiesen.⁵ Es erscheint offensichtlich übertrieben,

⁴ SERGEI ISSAKOV: Arhiivileide II. Kuidas 1905. aastal jälitati Tartu keskkooliõpilaste ringe, F. Tuglast ja A. Tassat [Archivfunde II. Wie wurden im Jahre 1905 Oberschülerzirkel in Dorpat, F. Tuglas und A. Tassa verfolgt], in: Keel ja Kirjandus 1977, Nr. 6, S. 353–357.

⁵ GERALD D. SURH: Petersburg's First Mass Labor Organization: The Assembly of Russian Workers and Father Gapon (Part I), in: Russian Review 40 (1981), Nr. 3, S. 242–245.

Aleksander Kesküla als Vertrauensperson und Verbindungsmann Lenins zu bezeichnen, zumal sich beide nur einmal persönlich trafen.

Vom Umfang des dritten Bandes, der die Erinnerungen an die Revolution enthält, entfällt etwa ein Drittel auf die von Aktivisten der revolutionären Bewegung; diese entstammen dem Archiv des Vereins des Jahres 1905, das sich von 1929 bis 1941 an der Universität Tartu befand; ein weiteres Drittel umfasst die von Voldemar Juhandi zusammengestellte Memoirensammlung „Rahvamälestisi 1905. aastast Eestis“ (Erinnerungen des Volks an das Jahr 1905 in Estland, 1934) und ein letztes Drittel machen Karjahärms Kommentare zu diesen Texten aus. Man schuldet dem Autor für seine Leistung großen Dank: Zweifelsohne sind diese Materialien nun viel besser zugänglich. Zugleich bleibt auch hier undeutlich, auf welcher Grundlage die betreffende Auswahl getroffen wurde und wie repräsentativ oder erschöpfend sie ist. Wenigstens im Hinblick auf die Memoiren von Johannes Lehmann (S. 181-185) hat es den Anschein, dass der Text aus dem Archiv des Vereins des Jahres 1905 kaum aussagekräftig ist, vergleicht man diesen etwa mit den weitaus ausführlicheren Erinnerungen Lehmanns, die in Druck erschienen sind und worauf Karjahärm auch verweist. Die Kommentare des Verfassers schießen im Hinblick auf ihre Ausführlichkeit mitunter sogar über das Ziel hinaus – siehe etwa die Anmerkungen Nr. 54, 61 und 62 (S. 337f.) –, worin Erläuterungen gegeben werden, die für all diejenigen Leser, die nur ein wenig mit der dargestellten Zeit vertraut sind, wohl entbehrlich sein dürften.

Es hat den Anschein, als sei der Umfang des Forschungsprojekts erst im Laufe der Arbeit auf drei Bände angelegt worden: Im ersten Band aus dem Jahr 2013 findet sich noch kein Hinweis darauf, dass weitere folgen werden. Nach Ansicht des Rezensenten wäre es ohnehin viel zweckmäßiger gewesen, alle Texte von Karjahärm in einem Band zusammenzufassen und als Ganzes neu zu bearbeiten. Schließlich wurde ein Großteil der „Kapitel“ des ersten und zweiten Bandes zuvor bereits in Aufsatzform publiziert, und auch in den Monografien hat sich im Grunde an der Aufsatzform wenig geändert. Eine besser vereinheitlichte Gesamtdarstellung wäre der Präsentation der Forschungsergebnisse zweifelsohne zugutegekommen. Dies hätte ermöglicht, unnötige Wiederholungen zu vermeiden (so etwa stimmt die auf S. 335f. des Memoirenbandes aufgeführte Beschreibung des Russisch-Japanischen Krieges wortwörtlich mit derjenigen auf S. 166 im zweiten Band überein) und klarere Zusammenhänge dort aufzuzeigen, wo sie jetzt nicht herausgearbeitet wurden. Auch hätte man die Quellenpublikationen, die jetzt einen Großteil des ersten Bandes und einen wesentlichen Teil des zweiten Bandes ausmachen, zusammenfassen können.

Der größte Verdienst des dreibändigen Forschungs- und Publikationsprojekts von Karjahärm liegt jedoch darin, dass es auf seine eigene Weise die Arbeit des Vereins des Jahres 1905 fortsetzt und so das Terrain für eine allgemeine Abhandlung über die Revolution von 1905, die in der Zukunft

möglicherweise verfasst wird, vorbereitet. Außer den Aufsätzen, die in aller Regel bereits früher veröffentlicht worden sind, findet sich in Karjahärms Büchern über das Jahr 1905 eine große Anzahl von Originalquellen und faktischen Angaben, die ungeachtet der mitunter recht lockeren gedanklichen Zusammenhänge zweifelsohne eine wertvolle Datenbank darstellen. Eine vollständige Synthese bieten diese drei Bücher jedoch nicht, und es ist nicht klar, ob es dem Autor überhaupt darum gegangen ist. Sollten die Revolutionäre des Jahres 1905 tatsächlich keine Erben haben, so sollte Toomas Karjahärm als Erforscher der Revolution von 1905 sie dennoch in der Zukunft haben.

MART KULDKEPP

JONATHAN D. SMELE: *The „Russian“ Civil Wars, 1916–1926. Ten Years That Shook the World*. Hurst & Company. London 2016. XXIV (+ 16 ungezählte S.), 423 S., Ill., Karten. ISBN 978849047210.

Man wird dieses Buch nicht als leicht zu konsumierende Einführung in die Geschichte des gemeinhin „Russischer Bürgerkrieg“ genannten Geschehens lesen können. Dafür ist der Reichtum an Details, die oft ohne weitere Kontextualisierung geschildert und im äußerst umfangreichen Anmerkungsapparat noch weiter verhandelt werden (S. 255–362), einfach zu groß, die Schauplätze und Protagonisten zu zahlreich. Keine Frage, die Ereignisse dieser Jahre entziehen sich einer stringenten Erzählung, und sie lassen sich schon gar nicht in die klassische Dichotomie der sowjetischen Meistererzählung vom Kampf „rot“ gegen „weiß“ einhegen. Sieht man einmal von Nikolaus Katzers umfangreicher Studie zur weißen Bewegung¹ ab, der es auch um die politischen Alternativen zur bolschewistischen Herrschaft geht, konzentrieren sich die meisten Arbeiten zu diesen Jahren auf die militärischen Ereignisse. Jonathan D. Smele macht hier keine Ausnahme, nimmt aber sowohl die „Roten“ als auch ihre Gegner ins Visier.

Schon mit seinem Titel möchte der Autor, der vor allem mit einer umfassenden Studie zum Bürgerkrieg in Sibirien hervorgetreten ist,² einen neuen

¹ NIKOLAUS KATZER: *Die weiße Bewegung in Russland. Herrschaftsbildung, praktische Politik und politische Programmatik im Bürgerkrieg*, Köln u.a. 1999 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 28). Smeles umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 363–410) verzeichnet so manche deutschsprachige Arbeit, doch sucht man Katzers Arbeit vergebens.

² JONATHAN D. SMELE: *Civil War in Siberia. The Anti-Bolshevik Government of Admiral Kolchak, 1918–1920*, Cambridge 1996; siehe auch *Historical Dictionary of the „Russian“ Civil Wars, 1916–1926*, 2 Bde., hrsg. von DEMS., Lanham 2015.

Akzent setzen. Optisch etwas gewöhnungsbedürftig, sollen die Anführungszeichen um den Begriff *Russian* verdeutlichen, dass es sich um ein „compound compendium“ von einander überlappenden Kriegen und Konflikten „in a disintegrating *imperium*“ gehandelt habe, in das „Russen“ oft genug nicht einmal involviert waren (S. 7). So erklärt sich auch die Pluralform „Civil Wars“ im Titel. Man mag Smele nur zustimmen, wenn er so die Internationalität und Intranationalität der diversen Auseinandersetzungen verdeutlichen will. Erstaunlich bleibt jedoch, dass er nicht nach einer Alternative für den Begriff des „Bürgerkriegs“ sucht, der auf manche der hier ausgebreiteten Schlachtfelder, wie z.B. das des Sowjetisch-Polnischen Krieges, nicht so recht passen will. Dabei wird der Begriff der „Revolutionskriege“, der einem in diesem Zusammenhang einfallen könnte, offensichtlich deshalb nicht aufgegriffen, weil dadurch ein wesentliches Ziel dieser Studie ad absurdum geführt worden wäre: Die Erweiterung der *Bürgerkriegsjahre* auf die Zeit von 1916 bis 1926 – oder, in Smeles eigenen Worten, „to re-blur the boundaries between world war, revolution, civil war and the subsequent period of the early 1920s“ (S. 8).

Dieser Vorschlag zur Überprüfung der bislang üblichen Periodisierung hat sicher etwas mehr für sich, als nur den an John Reeds „Zehn Tage“ gemahnenden und letztlich doch etwas reißerischen Untertitel nutzen zu können. Üblicherweise lässt die Historiografie den bzw. die „russischen“ Bürgerkrieg(e) 1917 oder 1918 beginnen und 1921 oder 1922 enden. Der im Revolutionsjahr offen ausgebrochene politisch-soziale Antagonismus zwischen „Roten“ und „Weißen“ gilt meist als Ausgangspunkt der verheerenden Kämpfe, die das Gebiet des Imperiums in der Folge erschütterten, während das Ende der weißen Bewegung bzw. der ausländischen Intervention diese Periode beschließt. Smele hingegen erkennt in kolonialen und religiös-kulturellen Konflikten zwischen Russen und Muslimen Anfang und Ende der Kriege. Gewiss ist das eine zu Beginn des 21. Jahrhunderts verlockende These, die zudem mit Zentralasien einen konkreten regionalen Fokus hat: Den Auftakt der Kriege erkennt der Autor im Aufstand der Muslime Zentralasiens gegen die Rekrutierungspläne St. Petersburgs im Sommer 1916. Dieser habe die Region zum am längsten umkämpften Kriegsschauplatz der „russischen“ Bürgerkriege über die nächste Dekade gemacht (S. 17). Geendet hätten Letztere dann mit der Auflösung der „Turkestan Front“ der Roten Armee im Juni 1926, nachdem diese den lokalen Aufständen Herr geworden war (S. 236, 252).

Das Erstaunliche an Smeles Studie ist, dass seine neue zeitliche Konzeption der Bürgerkriege für deren eigentliche Darstellung so gut wie keine Rolle spielt. Der zentralasiatische Schauplatz steht auch keineswegs im Mittelpunkt der Darstellung. Manchmal schimmert sogar die traditionelle Periodisierung durch, wenn der Autor schreibt, die auf die Februarrevolution folgenden Monate seien „a dress rehearsal for the civil wars“ (S. 22) und die Kornilov-Affäre deren Ouvertüre (S. 25) gewesen. Folgen also

eine Generalprobe und Overtüre im Zentrum auf den bereits erfolgten Beginn der Bürgerkriege an der Peripherie? Und – erneut sei es gefragt – lässt sich dieser Begriff noch halten, wenn den eigentlich ja in erster Linie kolonialen und religiös-kulturellen Konflikten an der Südgrenze durch ihren Einbezug in die Kategorie „civil wars“ eine zumindest grundlegende Funktion für die Auseinandersetzungen um die Macht im Zentrum zugewiesen wird? Erstaunlicherweise kommt diese, für Anfang und Ende so wesentliche Konfliktform in Smeles Aufzählung all der Kriege, die der Titel subsummiert – „national wars, international wars, interethnic wars and conflicts, wars of national liberation, and local adjuncts of the ongoing world struggle“ (S. 36) – gar nicht mehr vor. War der zentralasiatische Aufstand 1916 also wirklich Beginn der Bürgerkriege oder nicht doch „nur“ Ausdruck des russischen „continuum of crisis“ (Peter Holquist)?³ Leider bleibt Smele die Antwort schuldig, und seine Kapitelüberschriften, in denen „the beginnings“ und „the ends“ der Bürgerkriege figurieren, lassen vermuten, dass er selbst unter Umständen gar nicht so sicher ist, wie weit sein Vorschlag überhaupt trägt.

Aus den neuen Zäsuren folgt somit leider keine grundsätzliche neue Perspektive auf die Kriegsjahre. Diese werden weitgehend chronologisch abgehandelt, was erzähltechnisch kompliziert ist, da die Einheit von Ort und Zeit verloren geht. Wie in jeder anderen Darstellung dieser Zeit liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf den Jahren 1918 bis 1922, d.h. auf den größeren militärischen Auseinandersetzungen. Warum diese klassische Sichtweise ein zentralasiatisches Vor- und Nachspiel braucht, bleibt im Wesentlichen unerörtert. Es sei hier nur angemerkt, dass dieser generelle russisch-muslimische Konflikt auf lange Sicht ja weder 1916 angefangen noch 1926 aufgehört hat.

Abgesehen von der Frage der Periodisierung und in gewisser Weise entgegen dem Versprechen des Titels bleibt der Fokus der Studie über weite Strecken auf dem klassischen Terrain der Bürgerkriegsgeschichte: den Kämpfen zwischen der Roten Armee und ihren russischen bzw. ukrainischen Gegnern. Dabei bleibt die Politik der Siegermächte des Weltkriegs unerörtert, selbst wenn deren Militärlieferungen als extrem wichtig dafür eingeschätzt werden, dass die antibolschewistische Kräfte überhaupt Wirkung zeigen konnten. Offensichtlich liegt das daran, dass für Smele die ausländische „Intervention“ (im Singular!) nicht zur Geschichte der Bürgerkriege gehört (S. 100), selbst wenn er einsieht, dass die Einmischung des Auslands deren internationale Dimension verstärkt habe. So bleibt auch die weiße Außenpolitik (wie auch ihr rotes Pendant) weitgehend außen vor. Irgendwie wird so der Untertitel auch wieder in Frage gestellt, denn wie die Welt „geschockt“ wurde von den zehn Jahren, um die sich dieses Buch dreht, wird mit keiner Silbe angesprochen. Relativ wenig erfährt man auch

³ PETER HOLQUIST: *Making War, Forging Revolution. Russia's Continuum of Crisis, 1914–1921*, Cambridge 2002.

über das Komitee der Mitglieder der Verfassunggebenden Versammlung (*Komuĉ*), das 1918 eine erste Alternative zu den Bolschewiki zu formieren antrat. Auch werden die Kämpfe der unterschiedlichen nicht-russischen Nationalitäten ziemlich knapp abgehandelt. Insgesamt nehmen, wie üblich, die Schilderungen der Fronten im Osten (Admiral Aleksandr V. Kolĉak) und Süden (General Anton I. Denikin) breiten Raum ein, während weder die Nordfront (General Evgenij K. Miller) noch die Petrograder Front (General Nikolaj N. Judeniĉ) adäquat diskutiert werden. Gerade an letzterer kamen die Weißen im Oktober 1919 einem Erfolg zumindest geografisch so nahe wie nirgends sonst. Das muss auch Smele aufgefallen sein, denn er zieht den Vergleich: Während Denikins und Kolĉaks Offiziere immer mal wieder davon geträumt hätten, die Kremlglocken zu hören, konnten Judeniĉs Leute ja tatsächlich mit eigenen Augen das Glitzern der Kuppeln der St. Isaaskathedrale in der Herbstsonne sehen (S. 129). Dass hier ein emotionaler Höhepunkt für beide Seiten erreicht war, ging es doch um das Schicksal der imperialen Kapitale wie der „Wiege der Revolution“, ist für Smele indes kein Grund, dieser durchaus bedeutsamen Front der Bürgerkriege die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Was aber hat Smele konkret über die Lage in den Ostseeprovinzen zu sagen? Leider fallen hier zahlreiche Ungenauigkeiten auf. So schreibt er, um den Eindruck zu verstärken, die russische Armee habe auch im Winter 1916/17 noch standgehalten, dass sie Riga im Dezember 1916 zurückerobert und gehalten habe (S. 14). Tatsächlich ging Riga jedoch erst Ende August 1917 verloren, von einer „Zurückeroberung“ kann keine Rede sein. Es ist zwar korrekt, dass der estnische Bolschewik Jaan Anvelt die Sowjetherrschaft in Reval bereits am Abend des 23. Oktober verkündete und damit Lenin um einige Stunden zuvorkam (S. 34), doch vollzog sich die reale Machtübernahme erst ein paar Tage später; ohnehin hatte sich der Revaler Sowjet – weitgehend wirkungslos – bereits Ende Mai zur höchsten Autorität der Provinz erklärt.⁴ Riga wurde am 18. November 1918 noch nicht von britischen Kriegsschiffen beschützt, und die Estnische Provisorische Regierung fing Ende 1918 noch nicht damit an, die Güter der Deutschen an estnische Bauern zu verteilen (S. 93). General Rüdiger von der Goltz war nicht unmittelbar Befehlshaber der nur knapp die Hälfte der von Smele angegebenen 30 000 Mann umfassenden Eisernen Division, sondern Major Joseph Bischoff, der freilich von der Goltz' VI. Reservekorps unterstand (S. 95).

Da sich diese Studie überwiegend den militärischen Auseinandersetzungen widmet, wundert es nicht, dass die politischen Entwicklungen gerade im nicht-russischen Raum viel zu kurz kommen. Die Tatsache,

⁴ OLAVI ARENS: Soviets in Estonia 1917/18, in: Die baltischen Provinzen Rußlands zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917, hrsg. von ANDREW EZERGAILIS und GERT VON PISTOHLKORS, Köln u.a. 1982 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 4), S. 294-314.

dass Estland noch während des Krieges im Frühjahr 1919 eine Nationalversammlung wählte (eine doch durchaus wesentliche Besonderheit, erfüllten sich hier doch die Träume der Februarrevolution), erfährt der Leser nur aus dem Anmerkungsapparat (S. 301, Anm. 187). Die Zusatzinformation, die „Liberalen“ (wer soll das im damaligen Kontext genau sein?) hätten die Sozialisten und Konservativen in allen drei baltischen Staaten übertroffen, stimmt so, wenn überhaupt, nur für Lettland; in Litauen gab es demgegenüber eine deutliche christdemokratische Mehrheit, während Estland von national-orientierten linken Kräften dominiert wurde. Waren litauische Christdemokraten, estnische Sozialdemokraten oder lettische Bauernparteien „Liberaler“?

Aber auch die Details der militärischen Seite sind nicht immer korrekt. Die Keimzelle von Judeničs Nordwest-Armee, das Russische Nordkorps, wurde nicht erst am 1. Juli 1919 umbenannt, sondern hieß vom 19. bis zum 30. Juni irritierenderweise „Nordarmee“ (S. 126f.); dies zeigt nur, wie wenig die weißen Fronten voneinander wussten, denn erst die Alliierte Mission musste die russischen Militärs in Estland bitten, sich vielleicht doch einen anderen Namen zu wählen, um nicht mit Millers gleichnamigen Truppen am Weißen Meer verwechselt zu werden. Die „Bermondians“ hatten mit dem Landeswehrkrieg nichts zu tun, und die Behauptung, die Esten hätten die lettische Stadt Cēsis „recaptured“ (S. 128), könnte heftige Nachbarschaftskonflikte herbeiführen. Auf S. 129 schimmert die alte These von Judeničs Frühjahrszug gegen Petrograd durch, die ins Reich der (sowjetischen) Legenden gehört, saß der verdiente Infanteriegeneral damals doch noch mehr oder weniger tatenlos in Helsinki und siedelte erst Ende Juli nach Estland über. Höchst interessant (und bislang von der estnisch-lettischen Historikerzunft noch gar nicht bemerkt!) ist der bei Smele behauptete Umstand, dass die estnischen Truppen, die am 20. Oktober Pskov eroberten, „by the talented General Jānis Balodis“ kommandiert worden seien (S. 129). Der neue Oberbefehlshaber der Lettischen Armee muss wahrlich „talentiert“ gewesen sein, wenn er nicht nur Riga gegen den Angriff Bermonds verteidigen, sondern zugleich auch mit den Esten Pskov erobern konnte! Und schließlich gehört die Information, dass es vor dem sowjetisch-estnischen Waffenstillstand Ende Dezember 1919 für sechs Monate keine militärischen Handlungen zwischen beiden Seiten gegeben haben soll (S. 130), angesichts der extrem verlustreichen Grenzgefechte im November und Dezember ins Reich der Märchen.

Es zählt zu den lobenswerten Eigenschaften dieser Studie, dass die umfangreichen Anmerkungen zahlreiche Literaturhinweise in einer Vielzahl von Sprachen, darunter z.B. auch Litauisch und Finnisch, umfassen. Neben älterer englischsprachiger Literatur zitiert Smele für die Petrograder Front die (russischsprachigen) Studien von Reigo Rosenthal und

Anatolij V. Smolin sowie die Doktorarbeit des Rezensenten⁵ und befindet sich damit durchaus auf dem aktuellen Stand der Forschung. Dass sich trotzdem derartig viele Detailfehler in den Text eingeschlichen haben, lässt darauf schließen, dass der Autor vielleicht doch unter Zeitdruck stand oder dass er sein Manuskript kurz vor Drucklegung noch kürzen musste. Dass dieser Befund die Korrektheit der Schilderungen zu den übrigen nicht-russischen Fronten zumindest potentiell in Frage stellt, kann hier nur angedeutet werden.

Damit muss abschließend das einschränkende Fazit gezogen werden, dass Smeles Geschichte der Bürgerkriege von 1916 bis 1926 dem Spezialisten durchaus zahlreiche neue Einblicke bietet, in den Fußnoten eine phänomenale Übersicht über die Spezialliteratur liefert und zumindest über den russischen Teil der militärischen Konfrontationen verlässlich informiert. Dabei konzentriert er sich beileibe nicht auf die weißen Generäle, sondern diskutiert ausführlich auch die Prozesse im Kreml. Ein ganzes Kapitel ist den „internal fronts“ gewidmet, in dem u.a. die Bauernaufstände an der Wolga, das Massaker in Kronštadt sowie die internen Debatten im bolschewistischen Führungszirkel angesprochen werden. Trotzdem wird man die Geschichte der Bürgerkriege nun nicht neu schreiben müssen, im Gegenteil: Eine inklusive Darstellung aller militärischen, politischen und kulturellen Auseinandersetzungen auf dem Gebiet des ehemaligen Russländischen Reiches ist weiterhin ein Desiderat – und wohl auch kaum aus einer einzigen Feder zu erwarten.

KARSTEN BRÜGGEMANN

The Life, Times and Work of Jokūbas Robinzonas – Jacob Robinson. (Academia Politik, 15). Ed. by EGLĖ BENDIKAITĖ and DIRK ROLAND HAUPT. Academia. Sankt Augustin 2015. 254 pp. ISBN 9783896656339.

Jokubas Robinzonas, known outside Lithuania as Jacob Robinson, was born in 1889 in Seirijai, a predominantly Jewish small town in Tsarist Russia, which is now in southern Lithuania. His father was a teacher and rabbi,

⁵ REJGO ROZENTAL' [REIGO ROSENTHAL]: Severo-zapadnaja armija. Chronika pobed i poraženij [Die Nordwest-Armee. Chronik ihrer Siege und Niederlagen], Tallinn 2012; ANATOLIJ V. SMOLIN: Beloe dviženie na severo-zapade Rossii (1918–1920 gg.) [Die weiße Bewegung im Nordwesten Russlands (1918–1920)], St. Petersburg 1998; KARSTEN BRÜGGEMANN: Die Gründung der Republik Estland und das Ende des „Einen und Unteilbaren Rußland“. Die Petrograder Front des Russischen Bürgerkriegs 1918–1920, Wiesbaden 2002 (Forschungen zum Ostseeraum, 6).

he graduated from the Faculty of Law of the University of Warsaw in 1914, enlisted in the Russian Army in August 1914, was captured in the battle for Vilna in 1915 and remained as a POW in Germany until November 1918. Although having a doctorate in law, he decided to serve his community by becoming a principal of a Jewish *Gymnasium* in Virbalis, Lithuania, until 1922, when he was elected member of the *Seimas*. His career as a politician, chairman of the Jewish faction, and leader of minorities lasted until the coup d'état of 1926, but he continued as a Jewish spokesman in the European Congress of Nationalities until 1931. From 1927 onwards, Robinzonas practiced law in Kaunas, but he also served the Lithuanian government as a legal adviser, representing Lithuania, successfully, in the Permanent Court of Internal Justice in the case of Memel. In 1940 he emigrated to the United States, remaining there until his death in New York in 1977.

Working in tandem with his younger brother Nehemiah, he was instrumental in the founding of institutes of research on Jewish affairs, the holocaust, and the establishing of the Jewish Studies as a discipline. He lectured at Columbia University, acted as an adviser at the Nuremberg court, and the Human Rights Commission of the United Nations, becoming its member in 1955. From 1948 to 1957 he worked at the Permanent Mission of Israel to the United Nations, and was involved in the Adolf Eichmann trial in 1961. Based on that experience, and his long-standing study of Jewish history, Robinzon wrote a critique of Hannah Arendt's version of the trial, *And the Crooked Shall Be Made Straight* (1965). Robinzon was a prolific author, writing mostly on international law – focusing on minority rights, crimes against humanity, and human rights.

Surprisingly, his interesting life, career and his writings are not well known. There is no English-language page on him on *Wikipedia*, as far as one can trust this as a barometer, but in Hebrew, Lithuanian, Polish, Russian and Swedish. Just as another Jewish scholar and activist from the inter-war Baltic states, Max Laserson from Latvia, Robinzon is nearly forgotten, and therefore it is to be applauded that a fine scholarly book on him has now been crafted. The collection includes articles about different periods in his life: Robinzonas-Robinson as a politician in inter-war Lithuania, lawyer, diplomat for the minorities and later for the State of Israel, and Robinzon as a person. It is an interesting mixture of scholarly articles, personal recollections, and factual data. The level of contributions is uneven, but the end result is a thoroughly readable book. There are minor factual mistakes, like the date of the Eichmann Trial, and the book would have benefitted from further generalization and comparison with similar Jewish scholar-activists, like the above-mentioned Max Laserson, whose career appears almost as a mirror image of that of Robinzon. Nevertheless, even with its present focus on Robinzon, the volume is a helpful contribution toward

recovering the lost Jewish world in the Baltic states, history of international law, Jewish 20th century history, and on many other topics.

KAAREL PIIRIMÄE

Beyond the Divide: Entangled Histories of Cold War Europe. Hrsg. von SIMO MIKKONEN und PIA KOIVUNEN. Berghahn Books. New York und Oxford 2015. 335 S. ISBN 9781782388661.

Auf die Frage, wie durchlässig der Eiserne Vorhang tatsächlich war, gibt es keine eindeutige Antwort. Lange Zeit hat sich die Frage auch gar nicht gestellt. Die Grenze zwischen erster und zweiter Welt war, so schien es, eine klar definierte politische und militärische, kulturelle und ideologische Demarkationslinie. Als solche lebte der Eiserne Vorhang in der interdisziplinären Forschung zum Kalten Krieg weiter, auch als er sich längst gehoben hatte. Noch vor kurzem war dieses Forschungsfeld eine unbestrittene Domäne der politischen Geschichte, die sich primär dem militärischen und wirtschaftlichen Wettlauf der Supermächte und den sich abwechselnden Phasen von Abschottung und Annäherung widmete. Während entsprechende Ansätze besonders in der angloamerikanischen Forschung immer noch dominieren, hat sich die Perspektive andernorts zugunsten von kulturwissenschaftlichen Ansätzen verschoben. Statt Konflikt und Antagonismus stehen Kooperation und Austausch im Mittelpunkt sowie die Frage nach Art und Grad der Verflechtung sozialistisch und kapitalistisch geprägter Gesellschaften.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine internationale Konferenz an der Universität von Jyväskylä zurück, die sich im Juni 2012 unter dem Titel „East-West Cultural Exchanges and the Cold War“ mit diesem Paradigmenwechsel befasste. In vierzehn Beiträgen versuchen zumeist der jüngeren Generation angehörende Historiker, aber auch Soziologen und Anthropologen, die Geschichte des Kalten Krieges nicht mehr nur als Geschichte des geteilten Europas zu erzählen, sondern als europäische Beziehungsgeschichte. Die Fallstudien untersuchen diverse Formen der Verflechtung von der Mikroebene individueller Begegnungen bis zur Kooperation überstaatlicher Organisationen. So lernt der Leser nicht nur Neues über die Topographie der Schmuggelnetzwerke entlang der östlichen Adria oder darüber, wie der erste PC der amerikanischen Marke Apple das Institut für Kybernetik im damals noch sowjetischen Tallinn erreichte. Er erfährt auch mehr über Themen wie die Verhandlungen zwischen nationalen und

supranationalen Rundfunkverbänden, die eine sich über den gesamten europäischen Kontinent erstreckende Fernsehliveübertragung aus Moskau anlässlich des Starts des ersten bemannten Raumschiffes im April 1961 ermöglichten.

Beyond the Divide ist ein Beitrag zur Debatte über transnationale Netzwerke im Spannungsfeld des Ost-West-Konflikts, die besonders von Historikern in Finnland vorangetrieben wurde.¹ Simo Mikkonen und Pia Koivunen, beide Vertreter der jüngeren Generation finnischer Osteuropahistoriker, widmen sich in ihrem Vorwort besonders der vom gängigen Narrativ des Kalten Krieges als Beziehungs- und Konfliktgeschichte der Supermächte überdeckten Frage nach der Rolle europäischer Staaten und Völker als „unabhängige Akteure“ (S. 2). Notwendig sei dabei, so die Herausgeber, nicht nur der Blick auf neutrale und blockfreie Staaten wie die Schweiz, Finnland oder Jugoslawien. Die genauere Analyse der Motivation und Strategien einzelner Länder, kulturellen Ost-West-Austausch zu entpolitisieren, zeige, dass der Wille zur Durchbrechung ideologischer Frontlinien auch bei den jeweiligen Alliierten Washingtons und Moskaus oft stärker war als politische Abhängigkeiten. Ganz im Geiste des *cultural turn* argumentieren Mikkonen und Koivunen gegen die traditionelle Fixierung der Kalten-Kriegs-Forschung auf staatliche Archivbestände. Oral History, aber auch Memoiren und Archive nichtstaatlicher Organisationen seien unabdinglich für die Rekonstruktion von bislang unterschätzten Verbindungslinien zwischen den Gesellschaften West- und Osteuropas.

Der Band gliedert sich in vier Abschnitte, die, mal mehr und mal weniger treffend, die Texte nach thematischen Schnittpunkten rubrizieren. Das Themenspektrum des ersten Teils reicht von Eliten- und Kulturaustausch bis hin zur „Bürgerdiplomatie“ als zentralem Element transnationaler Beziehungen im Europa des Kalten Krieges. Giles Scott-Smith und Matthieu Gillibert beleuchten individuelle Initiativen zur Intensivierung von Kulturkontakten in den Ostblock in den Niederlanden und der Schweiz, zwei Ländern, die zumindest von offizieller Seite wenig Interesse und Neigung zeigten, eine eigene Ostpolitik zu entwickeln. Nicolas Badalassi thematisiert mit Frankreichs Mittlerrolle im KSZE-Prozess eher traditionelle Formen der Diplomatie, während Marianne Rostgaard in ihrem Beitrag über den Austausch dänischer und polnischer Jugendorganisationen überzeugend argumentiert, dass die vielfältigen Vernetzungsprozesse zwischen Ost und West nicht nur das Ergebnis der Helsinki-Schlussakte waren, sondern deren Entstehung überhaupt erst bedingten.

¹ Siehe hierzu die Sammelbände *Winter Kept Us Warm: Cold War Interactions Reconsidered*, hrsg. von SARI AUTIO-SARASMO und BRENDAN HUMPHREYS, Helsinki 2010, und *Reassessing Cold War Europe*, hrsg. von SARI AUTIO-SARASMO und KATALIN MIKLÖSSY, London 2011.

Der zweite Teil widmet sich akademischen Netzwerken. Beatrice Scutaru zeigt in ihrer Studie zur kulturellen Diplomatie Frankreichs, wie offizielle Austauschprogramme für Generationen von Stipendiaten vor allem aus den Satellitenstaaten ein Fenster zum Westen öffneten. Während philanthropische Beweggründe dabei eine Rolle spielten, handelte es sich bei vielen solcher Initiativen, wie Ioana Popa in ihrem Beitrag zur Europäischen Stiftung für intellektuelle Zusammenarbeit darstellt, jedoch auch um eine Form verdeckter „kultureller Kriegsführung“ (S. 170). Weniger brisant war der von bilateralen Rahmenabkommen regulierte und über institutionelle Netzwerke kanalisierte wissenschaftlich-technologische Austausch. Die Finnen Sampsa Kaataja und Anssi Halmesvirta erkunden in zwei Fallstudien die Rolle ihres Heimatlandes für den Technologie- und Knowhowtransfer von West nach Ost. Trotz bürokratischer Hindernisse entwickelten sich langfristige Kooperationen, die die politische Wende überdauerten und postsozialistische Transformationsprozesse mitprägten.

Im nächsten Teil stehen nichtstaatliche Institutionen im Mittelpunkt. In ihrer Analyse der von London finanzierten Zeitschrift „Anglia“, die als freundliche Variante von Propagandakanälen wie „Radio Liberty“ dem durchschnittlichen Sowjetbürger eine zumindest intertextuelle Begegnung mit dem Westen ermöglichen sollte, stellt Sarah Davies unter Beweis, dass auch ein Blick auf die „kleinen Phänomene“ (S. 231) des Kalten Krieges lohnt. Kontroverser waren da die Aktivitäten prosovietischer Freundschaftsverbände im Westen. Allerdings waren diese, wie Sonja Großmann aufzeigt, nicht lediglich Marionetten des Kremls, sondern auch Teil einer „pluralistischen Zivilgesellschaft“ (S. 197), die westlichen Regierungen besonders nach Beginn der Perestroika nützliche Kanäle nach Osten öffneten. Während in den Beiträgen die Nutzung des kulturellen Dialogs als politische Waffe und nicht nur als Mittel der politischen Entspannung bereits anklingt, beleuchtet Václav Šmídkal die Folgen der Politisierung von Kulturkontakten in den Anfängen des Kalten Krieges. Am Beispiel tschechisch-französischer Kulturbeziehungen zeigt er, wie das Einschwenken auf Stalins antikosmopolitischen und xenophoben Kurs Prags traditionelle kulturelle Westorientierung gewaltsam umkehrte.

Der vierte und letzte Teil des Bandes ist Grenzgängen und Grenzgängern gewidmet. Lars Lundgren konzentriert sich in seiner Studie über die Europäische Rundfunkunion in Genf und die Internationale Rundfunk- und Fernsehorganisation in Prag nicht nur auf die Rivalität, sondern auch auf die sporadische Kooperation zwischen den Organisationen. Ein Phänomen der kulturellen Osmose wird von Francesca Rolandi besprochen. Italien war durch die geografische und kulturelle Nähe zu Jugoslawien ein idealer „Filter“ (S. 277) für den Transfer westlicher Populärkultur nach Osten, deren Einfluss über Funk und Fernsehen bis in den an Serbien grenzenden rumänischen Banat reichte. Anna Matyska widmet sich schließlich den Widersprüchen und Herausforderungen der Lebenswelten

polnischer Migranten im neutralen Finnland. Interessant ist, dass hier nicht nur Finnland, sondern auch Polen als Land dargestellt wird, das nicht ganz ins antagonistische Ost-West-Schema passen mochte, schufen doch die hohe Auswanderungsrate und die umfangreiche Arbeitsmigration ganz eigene, die politische Teilung Europas transzendierende transnationale Räume.

Der vorliegende Band bietet ein buntes Bouquet von Einzelstudien, die die Bandbreite der neueren Kalten-Kriegs-Forschung, wie sie derzeit an europäischen Universitäten betrieben wird, widerspiegeln. Gemeinsamer Nenner der Beiträge ist das Bestreben, dem Bild Europas als Hauptschauplatz des Kampfes zweier Ideologien und Gesellschaftssysteme ein Panorama vielschichtiger, sich über Blockgrenzen hinweg streckender Verflechtungen entgegenzusetzen. Wie aus den Darstellungen des Dialogs zwischen den Gesellschaften auf beiden Seiten des zeitweilen erstaunlich porösen Eisernen Vorhangs hervorgeht, waren die Motive für die Annäherungsversuche höchst unterschiedlich. Zum einen spielte besonders im sowjetischen Einflussbereich der erstarkende Glaube daran, dass der Wettbewerb der Systeme nur durch Offenheit zu gewinnen sei, eine tragende Rolle. Zum anderen boten bilaterale Kulturkontakte Außenseitern wie Rumänien die Möglichkeit, der politischen Isolation zu entkommen und sich im Machtgefüge der Blöcke zu positionieren, während die Förderung informeller Kulturbegegnungen von anderen Akteuren, wie der Fall der Niederlande und der Schweiz zeigt, dazu genutzt wurde, ein Gegengewicht zur offiziellen Diplomatie zu schaffen. Auch wenn der eine oder andere Autor sich dazu hinreißen lässt, das eigene Beispiel bilateraler Beziehungen als bahnbrechenden Wendepunkt in den Ost-West-Beziehungen zu proklamieren, ist es wohlthuend, dass keiner der Beteiligten den Anspruch erhebt, das Ende des Kalten Krieges und den Zusammenbruch des Kommunismus neu zu deuten. Es war, das wird in diesem Band sehr deutlich, gerade die Vielfalt der Initiativen und Akteure, die zu Verflechtungsprozessen führte, an deren Ende der Anbeginn einer neuen Ära stand.

Der Wert des vorliegenden Bandes liegt in der Fülle an empirischen Erkenntnissen über die mannigfaltigen Versuche der Überwindung ideologischer Gräben und die Bandbreite der daran beteiligten Akteure. Dass ein roter Faden, wie häufig bei Konferenzbänden, fehlt, stört deshalb kaum, ist es doch eher wahrscheinlich, dass der Leser sich auf einzelne, dem persönlichen Interesse entsprechende Beiträge konzentriert. Dennoch wäre eine synthetisierende Betrachtung am Ende des Bandes zu begrüßen gewesen. Lediglich Anna Matyska setzt sich theoretisch mit den im Vorwort aufgeworfenen Fragen nach dem Nutzen transnationaler Ansätze in der Forschung zum Kalten Krieg auseinander. Aufbauend auf ihre eigenen Forschungen seziert sie den orientalisierenden Blick auf das kommunistische Europa, der, gestützt von rhetorischen Topoi wie dem Begriff des „Eisernen Vorhangs“ oder der postulierten „Rückkehr nach Europa“, die

Vorstellung eines von den Entwicklungen in der westlichen Welt gänzlich abgeschnittenen östlichen Europa befördere. Anstatt des abgenutzten, irreführenden Begriffs *Iron Curtain* schlägt Matyska deshalb die Alternative des *Carbon Curtain* vor, der als Symbol der Allgegenwärtigkeit des Trennenden, aber auch des wechselnden Grades der Durchlässigkeit und der Vielfalt an Aggregatzuständen der Grenze zwischen Ost und West die Erkenntnisse der neueren Forschung sehr viel besser widerspiegeln. Eine pointierte, auf den Erkenntnisgewinn der einzelnen Beiträge aufbauende Schlussbetrachtung, die einen ähnlich gearteten Ausblick auf die zukünftige Ausrichtung der Forschungen zum Kalten Krieg bietet, aber auch den Nutzen transnationaler Ansätze für die Russland- und Osteuropaforschung diskutiert, wäre auch deshalb wünschenswert gewesen, um die bereits angestoßene Debatte auch konzeptionell voranzubringen. Dessen ungeachtet ist der Sammelband ein willkommener und wichtiger Beitrag, der viel Stoff und Inspiration für weitere Fallstudien und vergleichende Synthesen bietet.

LARS FREDRIK STÖCKER

The Baltic States under Stalinist Rule (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart, 4). Hrsg. von OLAF MERTELSMANN. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2016. 257 S. ISBN 9783412206208.

Der vorliegende Sammelband hat eine Vorgeschichte, ging ihm doch 2008 ein Workshop zum Thema der stalinistischen Herrschaftspraxis in den baltischen Sowjetrepubliken in Tartu voraus, der von der *Association for the Advancement of Baltic Studies* (AABS), dem Nordost-Institut in Lüneburg und der Universität Tartu veranstaltet wurde. Die im Rahmen dieses Workshops gehaltenen Vorträge liegen hiermit in gedruckter Fassung vor.

Elena Zubkova befasst sich in ihrem Beitrag mit der sogenannten „Stalin-Generation“ im Formungsprozess der nationalen politischen Eliten in den baltischen Sowjetrepubliken, deren Führungen in erster Linie aus Esten, Letten und Litauern bestanden. Die Autorin vertritt die Ansicht, dass der Begriff der nationalen Elite nicht mit dem der regionalen Elite gleichzusetzen sei, da „regional“ auf eine national gemischte Gruppe verweise. Die Formung einer neuen nationalen politischen Elite war eine Kompromisslösung zwischen den Interessen Moskaus und dem Bedarf der neuen Führungsgruppe, ein positives Bild ihrer selbst zu präsentieren. Diese neue Elite entstand aus drei Komponenten – den „Kommunisten

aus dem Untergrund“, den „Intellektuellen“ und den „Russlandbalten“. Die erste Gruppe bestand dabei aus zwei Untergruppen, den Komintern-Mitgliedern sowie den „politischen Häftlingen“. Im Falle der Letten zählen zu den Letzten in erster Linie diejenigen lettischen Kommunisten, die bis 1940 nie in der UdSSR waren. Gewiss mutet diese Einteilung etwas künstlich an. Denn lettische Komintern-Mitglieder waren auch unter den politischen Häftlingen zu finden, und die Bindungen der Solidarität, die im Gefängnis entstanden, waren fest und unabhängig vom vermeintlichen Verhältnis zu Moskau. Es stimmt, dass die Mitglieder der Komintern an die Spitze der Macht gelangten, doch gehörten sie bereits vor der Besetzung der baltischen Staaten 1940 zur Führung der KP. Zubkova behandelt detailliert eine Frage, die Historiker aus den baltischen Staaten nicht selten umgehen, da sie die sowjet-baltische politische Elite meist nur als Moskauer Marionetten betrachten: Sie hingegen spricht von einem Balanceakt der neuen Elite zwischen den Anforderungen des Zentrums und dem eigenen Wunsch danach, der Öffentlichkeit vor Ort sympathisch zu erscheinen.

Der Herausgeber Olaf Mertelsmann geht in seinem Aufsatz den Formen des stalinistischen Terrors nach. Der Verfasser unterscheidet drei Formen – spontane, reaktive und organisierte Gewalt. Unter spontaner Gewalt versteht er die von höheren staatlichen Institutionen nicht autorisierten Gewaltakte wie z.B. die von Soldaten ausgeübten Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung. Als reaktive Gewalt bezeichnet er die Reaktion der staatlichen Machtorgane auf Ungehorsam, sei es der Widerstand der Partisanen (Waldbrüder) oder sei es das Nichtzahlen von Steuern und Abgaben. Zur organisierten Gewalt zählt Mertelsmann die systematische, von repressiven Institutionen initiierte Verurteilung und Bestrafung von Personen, die den höheren Machtstrukturen der UdSSR als verdächtig oder feindlich erschienen. Der Autor beschreibt mehrere Wellen von Repressionen; bezüglich der baltischen Sowjetrepubliken sei dabei kennzeichnend gewesen, dass nur ein kleiner Teil des Terrors spontan erfolgte, während „a larger share was reactive and most of it was organized and comparatively well-prepared“ (S. 175).

Das Phänomen der organisierten Gewalt aus historischer Sicht zu deuten, ist nicht leicht, vor allem da die Diskussionen darüber häufig mit Kategorien wie der des Genozids gegen die Völker des Baltikums geführt werden. Mertelsmann lehnt diese Betrachtungsweise kategorisch ab, denn seiner Meinung nach war das Ziel Stalins die Ausschaltung der baltischen Eliten und die Umgestaltung der Gesellschaft, jedoch nicht die Vernichtung der Esten, Letten und Litauer als Völker.

Eine vergleichende Untersuchung hinsichtlich der antikommunistischen Widerstandsbewegungen in den baltischen Sowjetrepubliken, Rumänien und Moldawien zur Zeit Stalins trägt Silviu Miloiu zum Sammelband bei. Seiner Ansicht nach verband diese Gesellschaften vor allem der von der UdSSR aufgedrängte ideologische und repressive Hintergrund, vor

dem sich der Widerstand entfaltete und bekämpft wurde. Die stalinistische Politik äußerte sich auf ziemlich ähnliche Art und Weise in den vier Sowjetrepubliken und Rumänen, während die Formen des Widerstands durch den jeweils unterschiedlichen historischen und kulturellen Kontext geprägt waren. Die baltischen Sowjetrepubliken lassen sich dabei nach Ansicht des Verfassers als eine relativ einheitliche Region erkennen.

Hervorgehoben sei der Text von Björn M. Felder, der sich dem ethnischen Aspekt der Ereignisse in den Jahren 1940/41 in Lettland widmet. Felder verzeichnet in der ersten Phase der sowjetischen Okkupation sowohl eine spontane als auch eine von Moskau inspirierte ethnische Mobilisierung der Russen und Juden vor Ort. Damit sei der Versuch unternommen worden, die Gesellschaft entlang der Linien der ethnischen Abgrenzung zu fragmentieren. Dies habe den Boden bereitet für Exzesse gegen die lettische „Bourgeoisie“, durchgeführt sowohl von nicht-lettischen als auch von lettischen Kommunisten, die allerdings sehr bald gestoppt wurden, da die Sowjetisierung Lettlands ein kontrollierter Prozess sein sollte. Der Autor hält an der ziemlich populären Auffassung fest, dass eine hohe Anzahl von Juden in die sowjetischen Machtstrukturen integriert gewesen sei, was er damit erklärt, dass die meisten Mitglieder der lettischen KP keine Letten gewesen seien (S. 22). Doch ist dieser Einschätzung entgegenzuhalten, dass nach den Angaben zum ethnischen Profil der KP-Mitglieder für das Jahr 1941 fast 61% Letten waren. Allerdings stellten die Letten tatsächlich eine Minderheit unter den Parteimitgliedern in Riga und insbesondere in Daugavpils sowie in einigen Kreisen und Kreisstädten. Daher ist erklärlich, dass für viele Letten die Sowjetmacht von Juden dominiert schien (S. 23). Diese Auffassung kann jedoch nur zum Teil mit der jüdischen Mitgliedschaft in der KP und mit der sowjetischen Kaderpolitik erklärt werden. Viel mehr ist die Entstehung dieses Stereotyps durch die schwierige Herausbildung der lettischen nationalen Identität in den 1920er und 1930er Jahren sowie den Schock zu erklären, den die Okkupation und die stalinistischen Repressionen gegen die politische, wirtschaftliche und kulturelle Elite verursachten.

Sehr wahrscheinlich sah Stalin die Letten als eine „Feindnation“ an. Doch passt die Nutzung dieses Begriffes eher auf die Situation der Jahre 1937/38 in der Sowjetunion selbst (Stichwort: „ethnische Operationen“), nicht aber auf die im Jahr 1940, als es um eine Sowjetrepublik der Letten ging. Felder ist zuzustimmen, dass Stalin „the structure of the Latvian nation“ habe zerstören und deren Identität auf die nationale Folklore reduzieren wollen (S. 24). Doch zugleich müsste darauf verwiesen werden, dass es für die Moskauer Politik der Sowjetisierung Lettlands von entscheidender Bedeutung war, die Mehrheit der Letten für diese Umwandlungen zu gewinnen. Es war kennzeichnend, dass die Versprechungen der Propaganda im Juni/Juli 1940 auf das „Arbeitervolk“ der Letten und Lettgaller zielten, das noch in den 1920er und 1930er Jahren von der lettischen KP

als eine durch die lettische Bourgeoisie ausgebeutete nationale Minderheit dargestellt worden war. Die eigentlichen nationalen Minderheiten blieben außerhalb der Aufmerksamkeit der Sowjetpropaganda. Die neuen Machtinstitutionen beförderten Letten in die führenden Positionen, die jüdischen Kommunisten rückten allmählich in das zweite Glied. Auch die Russen in Lettland wurden viel seltener in die staatlichen Behörden aufgenommen, als man es erwarten würde.

Dieses Prinzip der Personalpolitik wurde auch während des Kriegs unter den in das Innere der UdSSR Evakuierten aufrechterhalten, worüber Juliette Denis in ihrem Beitrag schreibt. Die Adressaten der Propaganda unter den Evakuierten waren in erster Linie die Letten, und dies ganz abgesehen davon, dass es unter ihnen mindestens ein Drittel lettländischer Juden und fast ebenso viele Russen gab: Unter den Teilnehmern der in Kirov organisierten Kurse für Partei- und Sowjetfunktionäre waren von den 159 Anwesenden 130 ethnische Letten (S. 38). Denis zufolge wurden die aus Lettland evakuierten Funktionäre als Reservoir für die Verwaltungsinstitutionen betrachtet, als die Rote Armee 1944 wieder lettisches Gebiet erreichte. Mit gewisser Vorsicht sind jedoch die Angaben zum Einbezug demobilisierter Soldaten der 43. lettischen Gardedivision in die staatlichen Verwaltungsbehörden zu betrachten, denn ein Großteil der 1941 in die UdSSR evakuierten Aktivisten war an der Front gefallen. Als aber die 43. Gardedivision 1944 die Grenze überschritt, waren in ihren Reihen nur wenige aus Lettland stammende Letten geblieben, in ihrer Mehrheit setzte sie sich aus Nicht-Letten und Russlandletten zusammen.

William D. Prigge untersucht die Konflikte innerhalb der politischen Elite der Lettischen SSR, die zu den „Kulturkriegen“ in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre führten und das Fiasko der lettischen Nationalkommunisten 1959 vorbereiteten. Verschiedene Aspekte der Sowjetisierung, Russifizierung und des Nationalismus in der lettischen Nachkriegszeit stellt er anhand der Biografien einiger führender Funktionäre dar: Hierzu zählen die Zweiten Sekretäre des ZK der lettischen KP Ivan Lebedev und Fedor Titov, der Ideologiesekretär Arvīds Pelše sowie der Vorsitzende des Ministerrates der LSSR und Nationalkommunist Eduards Berklavs. Prigge zeigt die Widersprüche in der Karriere, der Wirkung und den Motiven dieser Personen, die ohne gründlichere wissenschaftliche Analyse sonst nicht aufgedeckt werden können. Stattdessen leben sowohl in der populären als auch in der Fachliteratur weiterhin recht beliebige Stereotypen fort, auf die der Autor auch verweist (S. 73).

Der Erforschung der Wirkung der Annexion Lettlands und des stalinistischen Terrors auf die Gesellschaft unter dem Aspekt der Geschlechtergeschichte widmet sich Irēne Elksnis Geisler. Als Quellen benutzt sie von Frauen verfasste Erinnerungen und autobiografische fiktive Literatur. Einen recht ähnlichen, sich aber doch anders manifestierenden Aspekt der Erfahrung von Repressionen behandelt Irēna Saleņiece, indem sie neben

Archivmaterial auch die mündliche Überlieferung über die Deportationen vom 25. März 1949 im Osten der Lettischen SSR untersucht. Ihrer Ansicht nach reichen archivalische Quellen nicht aus, um ein adäquates Bild der Deportationen als persönliche Erfahrung der Menschen zu gewinnen. Die individuelle Wahrnehmung werde dagegen in der mündlichen Überlieferung festgehalten, die z.B. in Form von Zeitzeugeninterviews bis 2008 im Rahmen eines vom Zentrum für mündliche Geschichte an der Universität Daugavpils durchgeführten Projekts gesichert werden konnte.¹ Die Autorin verweist dabei auf die methodischen Schwierigkeiten, welche die mündlichen Quellen dem Forscher bereiten, weshalb der Aussagewert der Zeugnisse nicht zweifelsfrei eingeschätzt werden kann. Dabei tauchen auch rechtliche und ethische Probleme auf, die die Verwendung der Quellen wesentlich einschränken.

Vsevolod Bashkuev erinnert in seinem Aufsatz daran, dass nach dem Zweiten Weltkrieg gleich mehrfach Deportationen aus der Litauischen SSR durchgeführt wurden, unter denen die größte die Operation *Vesna* (Frühling) im Mai 1948 war: Damals wurden 49 331 Menschen nach Sibirien verschleppt, die meisten davon gelangten nach Krasnojarsk und Irkutsk, 4 109 wurden weiter in die Burjatische ASSR gebracht (S. 121f.). Der Autor, der sich in seiner Forschung zum größten Teil auf die Dokumente des Nationalarchivs und des Archivs des Innenministeriums der Republik Burjatien stützt und Interviews mit ehemaligen Deportierten heranzieht, kann zeigen, wie die Deportationen vorbereitet wurden und woran sich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Verbannten von der Situation der 1949 deportierten Menschen unterschieden. Das Spezifische an diesen Umständen war, dass die Litauer in Burjatien keinen institutionalisierten Formen der ethnischen Diskriminierung unterworfen wurden, wie dies im Fall der Russlanddeutschen oder anderer „bestrafter Völker“ geschah. Allerdings kann Bashkuev Vorfälle von „grass root discrimination“ nicht ganz ausschließen. Die Litauer hätten relativ bald eine Art „Schutzwall“ um sich herum errichtet, indem sie ihre Kultur, Sprache, Religion und ihre Kinder vor dem Einfluss der sowjetischen Ideologie zu schützen versuchten (S. 134).

Seit längerer Zeit befasst sich Dariusz Rogut mit dem Problem der sowjetischen Filtrationslager, wobei für ihn die Esten im Vordergrund stehen. Der Autor zeigt in seinem Text, wie gründlich er sich in diesem System der Repression auskennt. Im Besonderen widmet sich Rogut dem Lager Nr. 0316 in Tallinn, in dem die Häftlinge in unterschiedlichen Bauobjekten des *Baltvoenmorstroji* (Baltischer Marinebautrust) arbeiten mussten.

¹ Siehe 1949. gada 25. martā izvesto balsis. Dažu Daugavpils un Ilūkstes apriņķa deportēto ģimeņu likteņi mutvārdu vēstures avotos un arhīva dokumentos [Die Stimmen der am 25. März 1949 Deportierten. Schicksale einiger aus den Kreisen Dünaburg und Illuxt deportierten Familien in mündlichen Geschichtsquellen und in Archivdokumenten], hrsg. von IRĒNA SALENIECE, Daugavpils 2008.

Dabei deckt der Autor viel Neues zur Geschichte des sowjetischen repressiven Systems auf.

Hiljar Tamme la geht einer sehr interessanten Erscheinung in der estnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts nach: der Hoffnung der Esten auf das „Weiße Schiff“ in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, mit dem angeblich die Engländer und Amerikaner als Befreier kommen würden. Das „Weiße Schiff“ ist eigentlich eine starke Metapher, die in Estland in den 1860er Jahren entstand und dann in der Nachkriegszeit einen neuen Sinn im kollektiven Bewusstsein erhielt. Der Autor zieht mehrere interessante Quellen heran, dazu zählen u.a. Berichte untergeordneter estnischer KP-Funktionäre an das ZK über die Stimmung der Einwohner, eine analytische Auswertung der Inhalte der Sendungen der estnischen Redaktion von „Voice of America“ sowie das in den Jahren von 1944 bis 1954 entstandene Tagebuch des estnischen Pädagogen Jaan Roos. Die Menschen, die ihre Hoffnungen auf einen durch die Ankunft des „Weißen Schiffs“ ausgelösten Wandel in der Estnischen SSR richteten, erwarteten wohl einen neuen Krieg zwischen der UdSSR und ihren ehemaligen westlichen Verbündeten oder auf die Diplomatie des Westens, mit deren Hilfe die baltischen Staaten ihre Unabhängigkeit zurückgewinnen würden. Diese Erwartung bestand bis in die zweite Hälfte der 1950er Jahre unerschütterlich weiter fort.

In diesem Zusammenhang nicht weniger bedeutend ist das Thema der estnischen Repatriierten aus dem Westen in den Jahren 1945 bis 1952, denen sich Kaja Kumer-Haukanõmm widmet. Auffallend ist dabei zunächst die Unstimmigkeit der Zahlenangaben, welche die sowjetischen und westlichen Quellen über die estnischen Heimkehrer liefern. In ihrer Analyse dieser widersprüchlichen Angaben kommt die Autorin zu der Schlussfolgerung, dass die in den sowjetischen Quellen genannte Zahl von 20 000 bis 21 000 Heimkehrern wohl als realistisch anzusehen ist. Westliche bzw. exilestnische Quellen übersehen die estnischen Flüchtlinge, die in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands gelangten und von dort zwangsweise wieder zurück in die UdSSR geschickt wurden. Zudem habe es auch Fälle gegeben, dass Menschen sich freiwillig für die Rückkehr entschieden, nachdem sie im Krieg nach Deutschland zwangsverschickt worden waren oder mit dem Leben in Fremde nicht zurechtkamen.

Irina Paert untersucht in ihrem Aufsatz das orthodoxe Frauenkloster in Kuremäe im Nordosten Estlands in den Jahren 1945 bis 1953, und stellt dabei mit Recht fest, dass die sowjetische Politik gegenüber Einrichtungen unterschiedlicher Konfessionen für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg noch ungenügend erforscht ist. Bisher wurde der Rolle der republikanischen ZKs, des KGB und der Lokalverwaltung zu wenig Beachtung geschenkt. Auf der anderen Seite aber gibt es ohnehin immer noch viel zu wenige Forschungen über die Geschichte der orthodoxen Kirche in den baltischen Sowjetrepubliken (S. 209f.). In seiner Geschichte überrasche

das Kloster in Kuremäe mit einer zähen Überlebensfähigkeit und bedürfe einer sozialhistorischen Kontextualisierung, weil vergleichbare geistliche Gemeinschaften etwa in der Lettischen und der Litauischen SSR eine weitaus geringere Widerstandskraft aufwiesen und so im sowjetischen System ihrem Untergang geweiht waren. Die Autorin fragt sich mit Recht, inwiefern das Schicksal der Klöster von einer aus Moskau oder viel eher aus Riga, Tallinn und Vilnius gesteuerten Politik abhängig war.

Das vorliegende Buch ist ein wichtiger und dazu noch ein sehr interessanter Beitrag zur Erforschung der baltischen Geschichte während des Stalinismus. Und es ist diesem Band daher eine intensive Rezeption zu wünschen. Denn die einzelnen Beiträge zeichnen sich durchweg durch neue Fragestellungen aus und eröffnen dadurch der historischen Forschung spannende neue Perspektiven.

DAINA BLEIERE

Behind the Iron Curtain: Soviet Estonia in the Era of the Cold War (Tartu Historical Studies, 5). Hrsg. von TÕNU TANNBERG. Peter Lang. Frankfurt am Main 2015. 431 S. ISBN 9783631668498.

In den postsozialistischen Gesellschaften Ostmittel- und Osteuropas ist es weniger der Kalte Krieg als die Diktaturerfahrung, die einen Referenzrahmen für die Beschäftigung mit der jüngsten Vergangenheit bietet. Während man in der ehemaligen DDR zumeist den Terminus „zu Ostzeiten“ vernimmt als Verweis auf eine Ära, in der der Blick nach Westen durch die Mauer versperrt war, drückt man im Polnischen mit dem pejorativen Ausdruck *za komuny* (etwa „unter dem Kommunismus“) seine Geringschätzung für ein System aus, das dem Land von der siegreichen UdSSR auferlegt wurde. Auch in Estland erinnert man sich der Zeitspanne zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Wiedererlangung der Unabhängigkeit nicht primär als Epoche des Kalten Krieges, sondern als das, was sie in den Augen der meisten Esten war: die sowjetische oder eben auch „russische“ Zeit (*nõukogude aeg* bzw. *vene aeg*). Entsprechend war auch der Blick auf die eigene Nachkriegsgeschichte nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime von Ost-Berlin bis Moskau lange eher nach innen gerichtet. Die Aufarbeitung der Diktatur und die Beseitigung der weißen Flecken einer von Ideologen und Zensoren gelenkten Geschichtswissenschaft gehörten zu den dringlichsten Aufgaben einer sich neu formierenden Historikerzunft. Mittlerweile etabliert sich der Kalte Krieg als

konzeptioneller Bezugsrahmen und historiografische Kategorie jedoch, so scheint es, auch in den nationalen Geschichtsschreibungen der Region.

Dass es durchaus Sinn macht, politische, kulturelle und wirtschaftliche Prozesse in der Estnischen SSR in den Kontext der Systemkonkurrenz sowie der militärischen und geopolitischen Rivalität der Supermächte zu stellen, demonstriert der von dem Tartuer Neuzeithistoriker Tõnu Tannberg herausgegebene Sammelband, der parallel in estnischer und englischer Sprache erschienen ist.¹ In vierzehn Beiträgen werden die Ergebnisse des vom Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu initiierten nationalen Forschungsprojekts „Estonia during the Cold War“ vorgestellt, das sich von 2009 bis 2014 mit den regionalen Auswirkungen eines globalen Phänomens beschäftigte. Der vor Ort spürbarste Effekt des Ost-West-Konflikts war wohl die sowjetische Politik der Abschottung, deren Folgen denen eines, wie es Marek Miil treffend formuliert, jahrzehntelang herrschenden Kriegsrechts gleichkamen (S. 355). Die zu Stalins Zeiten fast hermetische Isolation wurde in der Ära Nikita Chruščevs schrittweise aufgebrochen, als sich erste Kanäle nach Westen öffneten, von denen einige in den Beiträgen des Bandes besprochen werden. Es sind vor allem diese begrenzten Kontaktebenen, wie zum Beispiel der sich langsam entwickelnde Dialog mit der estnischen Diaspora oder die im sowjetischen Kontext einzigartige Beziehung zum kapitalistischen Finnland, die das besetzte Estland als sensible Grenzregion mit einer kulturell westlich geprägten, politisch potenziell illoyalen Bevölkerung ins Fadenkreuz geopolitischer Spannungen rückten.

Die Beiträge spannen chronologisch einen weiten Bogen vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die späten achtziger Jahre, die das Ende der Sowjetherrschaft einläuteten. Auch thematisch decken die auf einen umfangreichen und informativen Fußnotenapparat basierenden Texte ein weites Feld ab. Stalinistische Kaderpolitik findet ebenso Beachtung wie die nach innen und außen gerichtete Propaganda des Staatsapparates oder das Einsickern westlicher Einflüsse über die sprichwörtliche „Finnische Brücke“ (*Soome sild*). Dennoch lösen, streng genommen, nicht alle Beiträge das Versprechen auf einen Paradigmenwechsel in der Erforschung der Geschichte der Estnischen SSR ein. Diese Erkenntnis war es wohl auch, die den Herausgeber dazu veranlasste, in der englischsprachigen Ausgabe einen quellenkritischen Text über geheimdienstliche Verhörprotokolle des Spätstalinismus durch eine transnational konzipierte Studie zu den Auswirkungen finnischer Fernsehprogramme auf die estnische Bevölkerung zu ersetzen. Ungeachtet dieser Korrektur liest sich die Hälfte der Beiträge in diesem Sammelband dennoch eher in der Tradition bereits geleisteter

¹ Nõukogude Eesti külma sõja ajal [Das sowjetische Estland in der Zeit des Kalten Krieges], hrsg. von TÕNU TANNBERG, Tartu 2015 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 23 [30]).

Forschungen über die Nachkriegshistorie Estlands im Spiegel gesamtsowjetischer Geschichte.

Tõnu Tannberg, Olev Liivik und Meelis Saue auk beschäftigen sich in ihren Fallstudien mit Sowjetisierungs- und Russifizierungsprozessen im ersten Nachkriegsjahrzehnt mittels einer strategischen Personalpolitik und konsequent durchgeführter Säuberungen. Andere Beiträge wie die Texte von Ivo Juurvee sowie Karin Veski und Anu Raudsepp nehmen die innenpolitische, vor allem gegen das republikanische Erbe der Zwischenkriegszeit gerichtete Propaganda unter die Lupe. Auch diese war natürlich insofern ein Element des Kalten Krieges, als dass sie in regelmäßigen Attacken gegen die Hüter estnischer Eigenstaatlichkeit im Exil als Faschisten und Handlanger Hitlers ihren Widerhall fand. Dennoch erschließt sich nicht auf den ersten Blick, was all diese auf fundierter Recherche basierenden, sehr lesenswerten Einzelstudien zu den neuesten Strömungen in der Erforschung des Kalten Krieges und seiner regionalen Auswirkungen beitragen könnten. Nicht jeder Aspekt der sowjetestnischen Geschichte steht in direktem Bezug zum Kalten Krieg, sieht man die sowjetische Herrschaftspraxis in den neu annektierten Gebieten nicht per se als Produkt des Antagonismus zwischen West und Ost.

Relevant in dieser Hinsicht sind die Beiträge, die sich mit dem Propagandakrieg beschäftigen, der sich im Spannungsfeld des Beziehungsgeflechts zwischen der sowjetestnischen Gesellschaft, der Diaspora und den Machthabern in Tallinn und Moskau entwickelte. Der Ost-West-Konflikt spaltete nicht nur einen Kontinent, sondern auch eine ganze Nation, deren Vertreter sich im Zuge der Kriegswirren über den halben Globus verteilten. So widmet sich Kaarel Piirimäe der stalinistischen Propaganda, die die Sowjetisierung des Baltikums als zivilisatorische Erfolgsgeschichte verkaufte. Dem gegenüber stand die auf detaillierter Dokumentation beruhende Analyse von Esten im schwedischen Exil, die das bewiesenermaßen drastische Absinken des Lebensstandards in Estland vom Sommer 1940 bis zum Anbeginn der deutschen Okkupation als Nachweis der Unterlegenheit der sowjetischen Gesellschaftsvision anbrachten. Wie Piirimäe reißt auch Vahur Made mit seiner Analyse der von den Wortführern der estnischen Gemeinschaft in Westdeutschland an Ernst Jaakson, den estnischen Generalkonsul in New York, gesandten Berichte einen in seiner Gesamtheit noch zu erforschenden Fragenkomplex an. Die in den Berichten festgehaltenen Reflexionen geben Made zufolge Hinweise auf die langfristige Entwicklung des außenpolitischen estnischen Denkens, was einen Bogen schlage von der Zwischenkriegszeit bis in die Ära der postsowjetischen estnischen Diplomatie. Besonders Meelis Maripuu's Beitrag zu den bislang wenig erforschten sowjetischen Schauprozessen gegen angebliche Nazikollaborateure, die im Zuge des Jerusalemer Eichmann-Prozesses vor allem in den ehemals von deutschen Truppen besetzten Territorien der UdSSR um sich griffen, liest sich wie ein Kriminalroman. Fünf der

insgesamt vierzehn angeklagten angeblichen Kollaborateure wurden in absentia zum Tode verurteilt, befanden sie sich doch zum Zeitpunkt der Urteilsprechung im Exil. Für die Diskreditierung exilestnischer Politiker und der sie protegierenden Kreise spielte der Kreml sogar die jüdische Karte aus, die ansonsten in der offiziellen Erinnerungskultur um das Erbe des Zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion keinerlei Rolle spielte.

Angesichts der Einzigartigkeit finnisch-estnischer Beziehungen im Gefüge des Ost-West-Konflikts verwundert es, dass dieser für die Nachkriegsgeschichte Estlands so zentrale Aspekt in diesem die Auswirkungen des Kalten Krieges erörternden Sammelband in nur zwei Beiträgen behandelt wird. Oliver Pagel rekonstruiert die Entwicklung des „politischen Tourismus“ finnischer Experten- oder Kulturdelegationen bzw. Mitgliedern der Kommunistischen Partei Finnlands hin zum hedonistischen Massentourismus. Dieser gab dem sowjetischen Regime reichlich Gelegenheit, Tallinn als Aushängeschild einer modernen, prosperierenden UdSSR zu propagieren, öffnete jedoch einer westlich geprägten Konsumkultur Tür und Tor. Ähnlich facettenreich ist auch Marek Miils Studie zu den Fernsehgewohnheiten der Tallinner Bürger, von denen im Rahmen einer in den achtziger Jahren durchgeführten Studie immerhin ein Viertel angab, täglich finnische TV-Programme zu konsumieren. Nahezu ungehindert drangen Informationen über westliche Popkultur, den Kapitalismus und westlichen *life style* sowie unzensurierte Nachrichten über den Finnischen Meerbusen, deren Einfluss auf den Verlauf der estnischen Nachkriegsgeschichte nicht zu unterschätzen ist.

Nicht alle dieser Ansätze sind konzeptionell innovativ, besonders angesichts der in letzter Zeit veröffentlichten Studien zum blockübergreifenden Tourismus und zu den transnationalen Effekten von Funk und Fernsehen im geteilten Europa. Dennoch bieten sie im estnischen Kontext neue, faszinierende Ausblicke auf die Geschichte eines der umstrittenen Grenzgebiete der UdSSR. Nicht unerwähnt bleiben sollte in diesem Zusammenhang auch der Beitrag von Olaf Mertelmann, der überzeugend darlegt, dass auch die wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung in der westlichen Sowjetunion direkt auf den Ost-West-Antagonismus zurückzuführen ist, bremste doch Moskaus Fokus auf die Schwer- und Rüstungsindustrie den Wiederaufbau nach dem Krieg besonders in auf Leichtindustrie spezialisierte Republiken wie der Estnischen SSR.

Es wäre durchaus zu begrüßen, wenn der vorliegende Sammelband entsprechend der im Vorwort seitens des Herausgebers ausgedrückten Hoffnung den Anstoß für weitere, ähnlich gelagerte Studien geben würde. Wie die einzelnen Beiträge eindrucksvoll beweisen, beherbergt das Estnische Staatsarchiv einen immer noch unüberschaubaren Schatz an Primärquellen. Dies ist vor allem der sowjetischen Bürokratie zu verdanken, die bekanntlich Unmengen von Archivalien in Form von Berichten, Protokollen und Anordnungen produzierte, was es den estnischen Archivaren

bislang unmöglich machte, alle Sammlungen vollständig zu sichten und zu katalogisieren. Auch wenn die Erforschung vieler direkt auf den Kalten Krieg bezogener Themen durch das Verschwinden des Großteils der Tallinner KGB-Archive in den Zeiten des politischen Umbruchs erheblich erschwert wird, birgt das vorhandene Archivmaterial somit ein immer noch ungeahntes Potential für weitere, konzeptionell und thematisch innovative Beiträge zur estnischen Zeitgeschichte.

LARS FREDRIK STÖCKER

SAULIUS GRYBKASKAS: *Sovietinis „generalgubernatorius“: Komunistų partijų antrieji sekretoriai Sovietų Sąjungos respublikose* [Die sowjetischen „Generalgouverneure“: Die Zweiten Sekretäre der Kommunistischen Partei in den Sowjetrepubliken]. Verlag Lietuvos istorijos institutas. Vilnius 2016. 388 S., zahlr. Abb. ISBN 9786098183146.

In den Untersuchungen zur Geschichte der nationalen Republiken der Sowjetunion wird die Institution des Zweiten Sekretärs des Zentralkomitees der jeweiligen kommunistischen Partei – das „Auge und Ohr“ Moskaus, auch „Generalgouverneur“ genannt –, zwar stets erwähnt, doch kaum einmal gründlich untersucht. Verbreitet ist aber demgegenüber die Ansicht, dass der Zweite Sekretär jemand gewesen sei, der die reale Macht in der Republik innehatte: „While the first secretary was theoretically a higher position and held by a Latvian, the second secretary wielded the real power in the republic“.¹ Eingebürgert hat sich auch die (falsche) Auffassung, dass es den Zweiten Sekretär im Organisationssystem der KP schon seit den 1920er oder 1930er Jahren oder sogar noch früher gegeben hat. Es ist eine Art Paradox, dass diesem Amt bislang keine eingehende Untersuchung gewidmet und selbst in Studien über die regionalen Parteieliten der Sowjetzeit unverzeihlich wenig Achtung geschenkt worden ist. Vor einiger Zeit wandte der litauische Historiker Saulius Grybkaskas sein Forschungsinteresse dieser Frage zu; die Ergebnisse seiner sieben Jahre langen Arbeit präsentiert er nun in dem anzuzeigenden Buch.

Die Quellenbasis dieser Studie ist beachtlich. Der Autor hat nicht nur Quellen aus Archiven in Moskau, den baltischen Staaten, Belarus, Georgien, Kasachstan und den USA (*Hoover Institution*) genutzt, sondern

¹ WILLIAM D. PRIGGE: Sovietization, Russification, and Nationalism in Post-War Latvia, in: *The Baltic States under Stalinist Rule*, hrsg. von OLAF MERTELSMANN, Köln, Weimar und Wien 2016 (*Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart*, 4), S. 71-85, hier S. 71.

auch Interviews mit ehemaligen Zweiten Sekretären geführt. Zu seinen Gesprächspartnern zählten etwa Vitalij Sobolev vom ZK der lettischen KP (1986–1990), Nikolaj Leonov vom ZK der KPdSU – seine Aufgabe war es von 1985 bis 1990, die Entwicklungen in der Litauischen SSR zu beaufsichtigen –, Valerij Charazov vom ZK der litauischen KP (1967–1978) sowie zahlreiche andere Vertreter der höheren kommunistischen Nomenklatur, darunter z.B. auch die bereits verstorbenen Politiker Éduard Ševardnadze und Algirdas Brazauskas.

Dem Autor zufolge sei es durchaus legitim, einmal danach zu fragen, ob die Vorstellung von einem allmächtigen Zweiten Sekretär nicht doch ins Reich der Mythen gehört. Vielleicht war sie einfach nur während der Perestrojka besonders populär, als sich die republikanischen Funktionärseliten davon Vorteile versprachen, die ganze Verantwortung vor Ort auf den jeweiligen Statthalter Moskaus abzuwälzen (S. 356). Das Ziel dieses Buchs ist es somit, diesen Mythos vom Zweiten Sekretär zu dekonstruieren, um zu zeigen, welche Rolle dieses Amt in den Sowjetrepubliken tatsächlich gespielt hat. Es ist dabei jedoch wichtig anzumerken, dass diese Institution vor allem in den nicht-slawischen Sowjetrepubliken eine besondere Bedeutung hatte, da der Zweite Parteisekretär hier stets ein Russe oder Ukrainer war, während der Erste Sekretär aus der Titularnation rekrutiert wurde. Dabei sollte der Zweite Sekretär über seinen nominell Vorgesetzten wachen. Typischerweise hatte die lokale Nomenklatur keinen Einfluss darauf, wen das Zentrum als Zweiten Sekretär in die Republik absandte (S. 12).

Tatsächlich wurde das Amt des Zweiten Sekretärs erst 1955 unionsweit eingeführt. Mit ihm sollten die Republiken stabilisiert und ein direkter Draht in die Zentrale institutionalisiert werden, was einen neuen Abschnitt in den Beziehungen zwischen Moskau und der Peripherie markierte. Die Institution des Zweiten Sekretärs, mit der unterschiedliche Formen von Kontrolle über die Peripherie ausgeübt werden sollten, entstand auf der Grundlage früherer Erfahrungen in der Verwaltung eines Imperiums. Hierzu zählte etwa die Praxis der Generalgouverneure im Russländischen Reich, aber auch z.B. die Erfahrung, die bei der Verwaltung der baltischen Sowjetrepubliken gewonnen worden war, in denen es aus Moskau entsandte Zweite Sekretäre bereits seit Beginn der 1940er Jahre gab. Obwohl deren amtliche Funktionen damals noch nicht speziell definiert worden waren, galten diese Posten aus Moskauer Sicht trotz gelegentlich mangelnder Konsequenz der Inhaber nicht als vorübergehende, sondern als stabile Institution. Dennoch wurden unter Stalin auch andere von Moskau gesteuerte Kontrollmechanismen ausprobiert: Hier können z.B. die Leiter der jeweiligen Büros des ZK der VKP(b) genannt werden, die von 1944 bis 1947 in der Lettischen, der Litauischen und der Estnischen SSR in einer noch stärker ausgeprägten Weise als die Zweiten Sekretäre zur selben Zeit die Bezeichnung eines „Generalgouverneurs“ Moskaus verdient hätten. Erst

später änderten sich diese Rollen, als neue Prinzipien in Bezug auf die Verwaltungsstruktur und die Funktionen der Ämter eingeführt wurden und die Titularnation – vertreten durch den Ersten Sekretär – mehr in den Vordergrund rückte. Während der Ära Stalins durften lokale Kommunisten in der Tadschikischen, der Turkmenischen und der Kirgisischen SSR erst ab 1947–1950 zu Ersten Sekretären befördert werden (S. 37f.). Dagegen war es in den transkaukasischen Republiken zum Usus der Personalpolitik geworden, dass Aufsteiger aus der jeweiligen nationalen Nomenklatur das Amt des Zweiten Sekretärs bekleiden konnten.

Ab 1955 veränderte sich die von Moskau gesteuerte Personalpolitik. Damals wurde der Zweite Sekretär in der Aserbaidzhanischen SSR erstmals vom Zentrum eingesetzt. In der Lettischen, der Litauischen und der Georgischen SSR geschah dies ein Jahr später. Nur die Estnische SSR stellte eine Ausnahme dar: Hier wurde der Posten fast ausschließlich von (Russland-)Esten bekleidet, bis 1971 die Zentrale dann doch einen Moskauer ZK-Funktionär namens Konstantin Lebedev nach Tallinn schickte. Wie es der Estnischen und der Armenischen SSR, in die erst 1979 ein Zweiter Sekretär aus Moskau entsandt wurde, so lange gelungen ist, einen direkt von der Zentrale entsandten – und daher wohl als besonders moskautreu geltenden – Funktionär zu vermeiden, wird nicht ganz klar. Grybkaukas zufolge seien Überlegungen von Parteichef Nikita Chrusčev entscheidend dafür gewesen: Dieser habe den Ersten Sekretären der Republiken nicht getraut, da die meisten von ihnen schon unter Stalin ihre Ämter innehatten. Die damals in den baltischen Sowjetrepubliken aktiven Zweiten Sekretäre wiederum waren dadurch in Chrusčevs Augen kompromittiert, dass sie 1953 als nationale Kader von Lavrentij Berija eingesetzt worden waren. Die Entscheidung, die Zweiten Sekretäre der Republiken von Moskau bestimmen zulassen, sollte die Entstalinisierung des Verwaltungssystems vorbereiten und die Stärkung des Nationalismus in den Randgebieten der UdSSR verhindern (S. 104f.).

Grybkaukas zeigt in seinem Buch, auf welche Weise die Zweiten Sekretäre mit der Abteilung für Kaderpolitik am ZK der KPdSU verbunden waren. Sie bekleideten vor ihrer Abordnung in nicht-slawische Sowjetrepubliken Stellen von hohem Rang in dieser Abteilung. Bemerkenswerterweise waren die Ämter dieser Abteilung ausschließlich Personen slawischer (russischer) Herkunft vorbehalten. Wenn aber doch „Nationale“, d.h. Nicht-Russen hier tätig waren, wurde darauf geachtet, dass sie sich in ihrem Tätigkeitsbereich nicht mit „ihrer“ Republik zu beschäftigen hatten. Nie bekleideten sie die Position eines Sektions- oder Abteilungsleiters bzw. das Amt des stellvertretenden Leiters. Sie blieben auf der Stufe der Instruktoren, was viel zu niedrig in der Hierarchie der Ämter war, um zu einem Zweiten Sekretär einer Sowjetrepublik aufsteigen zu können. Da es aber stets an Kadern mangelte, die über reiche Erfahrung im System des ZK der KPdSU verfügten, wurden manchmal auch Funktionäre aus

den Republiken der RSFSR oder aus deren Gebieten zum Zweiten Sekretär befördert. Grybkauskas befasst sich in seinem Buch auch noch mit der Analyse weiterer Kriterien, die ausschlaggebend für die Auswahl der Kandidaten für dieses Amt sein konnten.

Die Partieliten in den Sowjetrepubliken mussten mit der Einsetzung des Zweiten Sekretärs nicht einverstanden sein. Andererseits bewirkte diese Praxis, dass sich die Parteifunktionäre in ihrer Abwehrhaltung gegenüber Moskauer Direktiven enger zusammenschlossen. Ihr Bestreben nach mehr Autonomie wurde so nur gestärkt. Der Zweite Sekretär war verpflichtet, die Moskauer Zentrale über die Situation in der Republik regelmäßig zu informieren, doch fungierte er zugleich als wichtiges Element der Kommunikation, durch das die republikanischen Funktionäre Einblick in die Politik des Zentrums gewinnen und diese besser verstehen konnten. Als auf dem Kongress des ZK der lettischen KP 1958 Filipp Kašnikov aus seinem Amt gewählt wurde und an seine Stelle der lokale Funktionär Vilis Krūmiņš trat, verloren die lettischen Genossen einen sehr wesentlichen Informationskanal. Denn es fiel in die Kompetenz des Zweiten Sekretärs, den Führungskadern der Republiken die aktuelle Politik Moskaus zu erklären und zu kommentieren.

Bei der Aufrechterhaltung der Vorstellung vom Zweiten Sekretär als „Generalgouverneur“ – eines aus Moskau eingesetzten Aufsehers –, wird nicht berücksichtigt, dass er als Teil der republikanischen Nomenklatur zu betrachten ist und im Grunde die Interessen der Republik zu vertreten hatte. Ein idealer Zweiter Sekretär wäre also jemand gewesen, der als Agent der Moskauer Zentrale ein Gleichgewicht zwischen beiden Polen hätte bewirken können. Die Rolle des Zweiten Sekretärs war daher eine besondere, da er in der Hierarchie über den anderen Sekretären des ZK angesiedelt war und seine Bestätigung im Amt seit 1959 durch das Politbüro des ZK der KPdSU erfolgte. Doch zugleich musste er mit dem Ersten Sekretär vor Ort zusammenarbeiten und wenn nötig Kompromisse finden können. Der Zweite Sekretär hatte zudem im Ernstfall die Rolle des „schlechten Polizisten“ oder der strafenden Hand Moskaus auf sich zu nehmen; dies gab dem Ersten Sekretär die Gelegenheit, das Bild vom „guten Polizisten“ in den Augen der lokalen Nomenklatur aufrechtzuerhalten, aber zugleich klarzustellen, dass der Wille Moskaus nicht zur Debatte stand.

Grybkauskas behandelt eingehend die Beziehungen zwischen dem Zweiten Sekretär und den republikanischen Führungsgremien in der Litauischen und der Lettischen SSR. Einen besonderen Platz räumt er den Quellen aus den lettischen Archiven ein, darunter vor allem den Stenogrammen der Bürositzungen des ZK der lettischen KP, die einen Einblick in die internen Verhandlungen gewähren. Dabei untersucht er speziell die Reden des Zweiten Sekretärs von 1963 bis 1978, Nikolaj Belucha. Deren Analyse zeigt, dass Belucha der Nationalismus die größten Sorgen bereitete, hielt er ihn doch für die gefährlichste aller antisowjetischen Erscheinungen

(S. 185). Es ist sicher wichtig zu sehen, dass die Zweiten Sekretäre der lettischen wie der litauischen KP ein sehr gutes Verhältnis zu den Direktoren der großen Industriebetrieben pflegten, doch waren die Beziehung zu den ZK-Sekretären in Fragen der Landwirtschaft stets sehr gespannt.

Das Buch von Saulius Grybkauskas ist die erste tiefgreifende historische Untersuchung über die Rolle des Zweiten Parteisekretärs in den Republiken der UdSSR und kann nur jedem empfohlen werden, der sich mit der Geschichte dieses Staates befasst. Dass die Arbeit in litauischer Sprache vorliegt, schränkt den Leserkreis gewiss ein, doch hilft die umfangreiche englische Zusammenfassung, ein recht genaues Bild von den Ergebnissen der Studie zu gewinnen. Es ist an dieser Stelle nur zu wünschen, dass dieses Werk bald in eine der großen Sprachen übersetzt wird.

DAINA BLEIERE

KATJA WEZEL: *Geschichte als Politikum. Lettland und die Aufarbeitung nach der Diktatur* (The Baltic Sea Region – Northern Dimensions – European Perspectives / Die Ostseeregion – Nördliche Dimensionen – Europäische Perspektiven, 15). Berliner Wissenschafts-Verlag. Berlin 2016. 324 S., Ill. ISBN 9783830534259.

Die Aufarbeitung der jüngeren Vergangenheit und der Gewalterfahrungen unter wechselnden Besatzungsregimen ist in den letzten 25 Jahren im Baltikum immer wieder zum Schauplatz heftiger politischer Auseinandersetzungen geworden. Mitunter strahlten diese auch weit über die Landesgrenzen hinaus und involvierten nicht nur lokale, sondern auch internationale politische Akteure. „Geschichte als Politikum“ ist denn auch der Titel einer kürzlich vorgelegten Untersuchung zu „Lettland und die Aufarbeitung der Diktatur“ von der Historikerin Katja Wezel. Einem akteursorientierten Ansatz der geschichtspolitischen Forschung folgend, analysiert Wezel darin den lettischen Transformationsprozess mit Blick auf die erinnerungskulturellen und -politischen Brüche, die entlang vor allem ethno-linguistischer Linien in einer tief gespaltenen Gesellschaft verlaufen. Der Schwerpunkt dieser Untersuchung liegt somit in erster Linie auf der Aufarbeitung und öffentlichen Erinnerung an die sowjetische Vergangenheit, die Wezel im Spannungsverhältnis von post-sowjetischer Nationalisierungs- und Ethnopolitik diskutiert.

Wezel nimmt die Beschreibung von insgesamt sechs geschichtspolitischen Akteuren im ersten Kapitel des Buches geschickt zum Anlass,

einen historischen Bogen zu spannen von den kommunistischen Eliten (der Nomenklatura der Lettischen SSR) seit 1945 zu den Akteuren der nationalen Unabhängigkeitsbewegung und ihrem Narrativ der Staatsrestauration (die „Kinder der Singenden Revolution“); von den Exilletten, die bestimmte nationale Geschichtsbilder und Narrative während des Kalten Krieges pflegten, zu der (eher passiven) historischen russischen Minderheit Lettlands, die schon vor 1940 in Lettland lebte und deren historische Wahrnehmung von der später zugewanderter Sowjetbürger abweicht. Wezel beschließt diesen Überblick über die „Akteure der Geschichtspolitik“ mit der Darstellung diverser „externer Akteure“, die seit 1991 häufig als „Schutzmacht oder Anwalt für bestimmte Bevölkerungsgruppen“ in Lettland auftraten (S. 89), allen voran die Russische Föderation und die USA, aber auch diverse internationale Organisationen wie die OSZE oder die EU.

Die Einbeziehung dieser externen Akteure in die Analyse nationaler Geschichtspolitik und öffentlicher Diskurse ist wichtig, zeigt sie doch, wie eng die Aufarbeitung der Vergangenheit nicht nur zur „Re-definition des sozialen Raums“ beitrug, sondern auch mit Lettlands „Re-positionierung in der internationalen Staatengemeinschaft“ verknüpft ist (S. 100f.). Die rechtliche Dimension dieser Re-positionierung ist denn auch Gegenstand des zweiten Kapitels zur „Nations(re)konstruktion und Transitionsjustiz.“ Im ersten Teil dieses Kapitels konzentriert sich Wezel vor allem auf die Staatsrestauration in Form der Wiedereinsetzung der Verfassung von 1922 sowie auf die politischen Debatten rund um die Frage der Staatsbürgerschaft im wiederhergestellten Staat. Detailliert geht sie noch einmal auf die verschiedenen Argumente ein, die von den Akteuren der Unabhängigkeitsbewegung vorgebracht wurden in Bezug auf die rechtliche Definition der Staatsnation. Interessant ist dabei, dass die Autorin die damalige Entscheidung für eine politische Ausgrenzung aller nach 1940 Zugewanderten als „Methode der Transitionsjustiz“ klassifiziert (S. 113), doch dazu später mehr.¹

In der folgenden Analyse zeigt die Autorin, wie der lettische Staat seit 1991 auf der politischen, administrativen, juristischen und symbolischen Ebene die Aufarbeitung sowjetischen Unrechts mit dem „klaren Ziel [vorantrieb], die während der Sowjetherrschaft erfolgte Sowjetisierung in allen Bereichen – politisch, wirtschaftlich und kulturell – rückgängig zu machen“ (S. 153). Tatsächlich umfassten die Maßnahmen ein breites Spektrum: von Lustrationsmaßnahmen im öffentlichen Sektor über die eher vereinzelte strafrechtliche Verfolgung ehemaliger, an Deportationen beteiligter NKVD Veteranen und aktiver Unabhängigkeitsgegner bis hin zur

¹ Zum Begriff und zu den unterschiedlichen Maßnahmen der postkommunistischen Transitionsjustiz siehe die eingehende Studie von EVA-CLARITA PETTAI und VELLO PETTAI: *Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States*, Cambridge 2015. – Siehe die Besprechung von MAREK TAMM, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 11 (2016), S. 308-311 (Anm. d. Red.).

Rückgabe ehemals verstaatlichten Eigentums, Opferentschädigung und historischer „Umerziehung“. Wezels Fokus liegt dabei gemäß ihrer zentralen Fragestellung vor allem darauf, welche Auswirkungen die diversen Maßnahmen auf Mitglieder der russischsprachigen Bevölkerung hatten, sowie darauf, wie die dominierenden öffentlichen Diskurse mit Schlagworten wie „De-Kolonisierung und De-Sowjetisierung“, aber auch dem Begriff „sowjetischer Genozid“ und „Okkupation“, zur Polarisierung der Debatten und damit zur Vertiefung der gesellschaftlichen Spaltung beitrugen.

So ist es durchaus logisch, dass Wezel die Minderheiten- und Sprachpolitik Lettlands nach 1991, der sie ein eigenes Kapitel widmet, „im Sinne einer ‚politischen Rechtsprechung‘ unter dem Aspekt der Transitionsjustiz“ (S. 201) eingeordnet wissen will. Die Staatsbürgerschaftsgesetzgebung sowie die staatliche Sprach- und Bildungspolitik werden also zu Maßnahmen der rückwärtsgewandten Wiederherstellung von Gerechtigkeit erklärt. Eine solche Interpretation mag angesichts der politischen und öffentlichen Rhetorik von De-Kolonisierung und „Okkupation“ einleuchtend erscheinen. Doch halte ich sie auf analytischer Ebene für nicht weiterführend, denn sie verwischt die Trennlinien zwischen einer zwar ausgrenzenden, aber dennoch vorwärts gerichteten Politik des „nationalisierenden Staates“ (Rogers Brubaker) und den auf bestimmte Täter- und Opfergruppen fokussierten, rückwärtsgewandten Maßnahmen der Transitionsjustiz. Anders gesagt ging es weder bei der Staatsbürgerschaftsdebatte noch in der Bildungs- und Sprachpolitik Lettlands nach 1991 um eine Sanktionierung ehemaliger Regimetäter oder um Wiedergutmachung für die Opfer. Vielmehr ging es um die rechtliche Festigung eines bestimmten historischen Verständnisses lettischer Staatlichkeit. Insofern handelt es sich bei diesen Maßnahmen sicherlich in hohem Maße um geschichts- und identitätspolitische Handlungen, nicht aber um staatliche Maßnahmen der Vergeltung oder Wiedergutmachung.

Doch viel wichtiger als die Frage der konzeptionellen Einordnung erscheint mir Wezels Feststellung, dass erst die Debatten um die Schulreform 2003/04 die Gruppe der während der Sowjetzeit Zugewanderten zum aktiven geschichtspolitischen Akteur machten. Denn erst im Widerstand gegen die geplante Lettifizierung des Unterrichts an russischsprachigen Schulen entstand so etwas wie eine generationenübergreifende Gruppenidentität in dieser Bevölkerungsgruppe. Tatsächlich erkennt Wezel in diesem Zusammenhang einen „Paradigmenwechsel“ auch in der öffentlichen und politischen Auseinandersetzung um die Erinnerung, in dem „die russischsprachige Bevölkerung als Akteur in der politischen Landschaft klar erkennbar ist“ – nicht zuletzt in Gestalt der Oppositionspartei Harmonie (S. 89).

Im letzten Kapitel des Buches geht die Autorin dann noch einmal näher auf die öffentlichen Erinnerungskonflikte entlang verschiedener „historischer Zäsuren und Perspektiven“ ein (S. 208). Im Mittelpunkt stehen dabei

die konträren historischen Narrative rund um den Zweiten Weltkrieg sowie ihre öffentliche Repräsentationen in Form von Gedenktagen, Reden und Debatten. Neben den weithin bekannten Unterschieden in der Wahrnehmung der Ereignisse von 1939/40 bzw. von 1945, bespricht Wezel hier auch den im lettischen Diskurs weit verbreiteten Begriff des „roten Genozid“ sowie seine Institutionalisierung im öffentlichen Raum und in der Rechtsprechung. In diesem Zusammenhang befasst sich die Autorin auch mit den Debatten und Erinnerungskonflikten in Bezug auf den Holocaust und die lettische Kollaboration – ein Thema, das bisherige Analysen zur lettischen (und baltischen) Vergangenheitsaufarbeitung vor allem im Westen weitgehend dominierte. Wezel charakterisiert die Debatten um das öffentliche Gedenken an den Holocaust als geprägt von einer Opferkonkurrenz, die sich u.a. in dem Begriff des „Genozid“ niederschlägt.

Doch obgleich Wezel einräumt, dass die Aufarbeitung der Verbrechen beider Regime im Baltikum aufgrund historischer Überschneidungen notwendigerweise parallel verlaufen muss, gilt ihr Hauptinteresse doch ganz offensichtlich nicht der Aufarbeitung des Holocaust und den damit verbundenen Konflikten. Tatsächlich kann man sagen, dass die geschichtspolitischen Entwicklungen und Debatten in Bezug auf das sowjetische Regime und seine Verbrechen für die Zukunft des Landes weitaus entscheidender sind, als jene, die die Aufarbeitung des Holocaust betreffen. Es ist das Verdienst dieser Untersuchung, den Blick für die in diesen Debatten aktiven Akteure auf beiden Seiten geschärft zu haben. Auch Wezels Bemerkungen über den nach wie vor starken „national-ideologischen Beigeschmack“ lettischer Geschichtspolitik, die es lettischen Russen auch jüngerer Generationen schwer mache, sich mit dem unabhängigen Lettland und seiner Gesellschaft zu identifizieren, sind als Fazit dieser Untersuchung berechtigt. Deswegen und aufgrund der zunehmend revisionistischen Geschichtsklitterung in russischen Staatsmedien, die nach wie vor von vielen in Lettland lebenden Russen konsumiert werden, scheint Wezel wenig Hoffnung zu sehen, dass sich die Gräben, die die Gesellschaft heute durchziehen, in absehbarer Zeit schließen werden.

Natürlich bleibt eine Arbeit, die sich mit der rechtlichen, administrativen und symbolischen Aufarbeitung von Verbrechen und mit geschichtspolitischen Konflikten befasst, notgedrungen der Ebene von staatlichen Maßnahmen und offizieller Politik verhaftet. Dennoch wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Autorin auch auf nicht-staatliche Akteure und ihren Einfluss auf die offiziellen Geschichtsdiskurse eingegangen wäre. Wo die Politik und selbst die geschichtswissenschaftliche Debatte in starren Interpretationsmustern verharren, können nicht-staatliche Akteure manchmal die entscheidenden Schritte tun, um scheinbar unüberwindliche Gräben zu überüberbrücken. Lettland verfügt heute über eine vielfältige und lebendige Zivilgesellschaft, die sich in den öffentlichen Diskurs, auch über die jüngste Vergangenheit und die herrschenden Geschichtsbilder, kritisch

einmisch. Ein zumindest kurzer Blick in diese Welt jenseits offizieller Reden, Gesetze und Regulierungen, aber auch jenseits der Medienöffentlichkeit, hätte vielleicht ein etwas weniger düsteres Bild gezeichnet als es die Untersuchung nun hinterlässt.

EVA-CLARITA PETTAI

MEIKE WULF: *Shadowlands. Memory and History in Post-Soviet Estonia*. Berghahn Books. New York und Oxford 2016. X, 246 S. ISBN 9781785330735.

Eine adäquate Bewertung dieses Buches fällt nicht ganz leicht. Spezialisten der baltischen bzw. estnischen Geschichte mögen es mit einem Lächeln abtun, da es insgesamt doch zumeist Bekanntes beinhaltet. Wer sich außerhalb des Baltikums mit den *memory studies* beschäftigt, findet jedoch einige interessante Überlegungen zu einer Region, die international eher selten diskutiert wird. Wer wiederum eine handliche Einführung in die estnische Geschichte des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus sucht, könnte meinen, mit *Shadowlands* bestens bedient zu werden. Die Autorin, bis 2014 als Politologin an der Universität Maastricht, heute an der RWTH Aachen lehrend, richtet sich in der Tat ganz explizit an ein (westliches) Publikum, das von osteuropäischen Vergangenheiten wenig ahnt. Der Studie liegt eine 2006 an der London School of Economics verteidigte Doktorarbeit zugrunde, die von dem Doyen der internationalen Nationalismusforschung Anthony D. Smith betreut worden ist.

Wie der Titel verrät, geht es Meike Wulf allerdings nicht in erster Linie um den estnischen Nationalismus, auch wenn dieser immer wieder angesprochen wird. In ihrer Einleitung schreibt sie, ihr Buch untersuche „the ‚shadowlands‘ of memory that still haunts the ‚bloodlands‘ of Eastern Europe“ (S. 6). Es geht um die Erinnerung an die zwei Okkupationen in Ostmitteleuropa, die Timothy Snyder so packend in seinen „Bloodlands“ geschildert hat.¹ Neuland betritt Wulfs Studie aber in erster Linie mit ihrem Untersuchungsmaterial. Wulf hat 40 lebensgeschichtliche Interviews mit professionellen Historikern bzw. Sozialwissenschaftlern aus Estland geführt, wobei auch einige Kollegen aus dem Exil miteinbezogen wurden. Die Wahl dieser Berufsgruppe begründet Wulf schlüssig mit der Überlegung, dass diese Menschen an der Schnittstelle zwischen dem sozialen bzw. kommunikativen und dem kulturellen bzw. politischen Gedächtnis

¹ TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, London 2010.

ihres Landes stünden. Deren Arbeiten nehmen, so ihre These, zwangsläufig darauf Einfluss, wie die Gesellschaft Vergangenes erinnert. In den Interviews konzentrierte sich Wulf auf die Lebensgeschichten ihrer Protagonisten um zu untersuchen, „how the biographic experience influences their interpretation of historical reality and their self-understanding as professional historians“ (S. 7). Ein kurzer Blick ins Literaturverzeichnis reicht jedoch aus um zu erkennen, dass sich Wulf offenbar überhaupt nicht mit der professionellen Produktion der von ihr interviewten Wissenschaftler auseinandergesetzt hat. Die konkrete Verbindung zwischen den einzelnen Biografien und dem individuellen Werk bleibt somit aus. Damit wird letztlich auch nicht die Frage beantwortet, wie die Historiker die Herausformung einer kanonisierten Erinnerung konkret beeinflusst haben.

Das Literaturverzeichnis offenbart eine weitere Schwäche der Studie. Weder lässt sich hieran erkennen, dass die estnische öffentliche Debatte über die Geschichte verfolgt worden wäre, noch finden sich wesentliche wissenschaftliche Arbeiten der letzten Dekade adäquat berücksichtigt – Texte von Linda Kaljundi und Marek Tamm z.B. sucht man vergebens. Hier macht sich bemerkbar, dass die Autorin nach Abschluss ihrer Dissertation 2006 ihre Arbeit offenbar nur noch punktuell aktualisiert und um ein Abschlusskapitel ergänzt hat. In diesem wird dann auch der mittlerweile bestens untersuchte Komplex des „Denkmalkriegs“ angesprochen: Ohne die Affäre um den Bronzesoldaten von 2007 zu thematisieren, dürfte ein Buch über estnische Geschichtspolitik im Jahre 2016 freilich auch gar nicht mehr erscheinen. Wenn Wulf aber über Tabus „in today’s Estonia“ spricht (z.B. S. 128), meint dieses „heute“ ungefähr das Jahr 2005.

Bei einer Arbeit, die sich explizit an einen Leserkreis wendet, der nur wenig über die baltische Vergangenheit weiß, ist die Darstellung der historischen Entwicklung des Landes besonders relevant. Leider gibt es in Wulfs Arbeit eine ganze Reihe von missverständlichen Formulierungen, Ungenauigkeiten oder sogar Fehlern. Die von Wulf viel zu selten benutzte, erst 2010 erschienene Gesamtdarstellung von Andres Kasekamp oder das auch nur im Abschlusskapitel erwähnte, aber bereits 2006 publizierte Werk der estnischen Kommission für die Untersuchung der Okkupationsregime hätten hier Abhilfe schaffen können.²

Fangen wir mit den unglücklichen Formulierungen an. Es ist sicher nicht falsch, dass der russische Kaiser Alexander I. die Bauernbefreiung in den Ostseeprovinzen initiiert hat, doch war dessen Ziel keineswegs „to weaken the Baltic German landed elite“ (S. 51). Den russischen Einfluss auf diese Region als potentiell befreiend und modernisierend zu sehen, ist – auch außerhalb russländischer patriotischer Diskurse – keineswegs so neu, wie Wulf glauben machen will (S. 42), aber es ist gerade in Bezug auf

² ANDRES KASEKAMP: A History of the Baltic States, London und New York 2010; Estonia 1940–1945. Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, Tallinn 2006.

die Entwicklung der baltischen Städte z.B. reichlich kühn zu behaupten, nur der Staat sei als modernisierende Kraft wesentlich gewesen (S. 25). Die Feststellung, Estland habe seine „independent statehood“ während des Ersten Weltkrieges erlangt, hätte man dahingehend konkretisieren können, dass diese Unabhängigkeit damals erst einmal proklamiert wurde (S. 36). Die Charakterisierung der Parteisäuberung von 1950 als „a great purge (...) against historians from the interwar period“ überschätzt die Bedeutung von Geschichtswissenschaftlern selbst für den an paranoiden Feindbildern reichen Stalinismus (S. 72). Wulfs Darstellung der blutigen Ereignisse im Januar 1991 in Vilnius und Riga schließlich lässt den Schluss zu, dort seien „Demonstrationen“ von Spezialtruppen des sowjetischen Innenministeriums gewaltsam aufgelöst worden (S. 53f.) – dass Letztere einen Putsch ausführen wollten, scheint der Autorin verborgen geblieben zu sein.

Es wäre gut gewesen, hätte irgendjemand einen Blick auf die Zahlenangaben in diesem Buch geworfen, sind diese doch höchst unzuverlässig. Die für das kulturelle Gedächtnis der Esten so wichtigen Liederfeste finden nicht seit 1869 alle fünf Jahre bei Tallinn statt (S. 41), und 1987 wurde keinesfalls aus Anlass des 100. Jubiläums dieser Veranstaltung ein Fest mit 200 000 Teilnehmern organisiert (S. 124) – Wulf dachte hier wohl an die Veranstaltung „Das Lied Estlands“ (*Eestimaa laul*) vom 11. September 1988. Im Zuge der Umsiedlung 1939 verließen Estland nicht etwa 80 000 Deutsche (S. 46), sondern 14 000. Die Nazis ermordeten nicht etwa „1,500 or 2,000 local Jews“ (S. 47), sondern weniger als 1 000. Die Aussage eines der Gesprächspartner, im ukrainischen Babyn Jar seien 1941 3 400 Juden erschossen worden (S. 153), lässt Wulf unkommentiert – oder stahl ein besonders schäbiger Druckfehlerteufel ausgerechnet hier die fehlende Null? Schleierhaft bleibt auch die Zahl der Wulf zufolge 1949 ins Innere der Sowjetunion deportierten „over sixty thousand wealthy Estonian farmers“ (S. 48). „Wohlhabende“ Bauern dürfte es damals kaum noch gegeben haben und deportiert wurden damals 21 000 Menschen, darunter überwiegend Frauen und Kinder. Angesichts dieser Zahlen wundert zudem Wulfs Behauptung, die Deportation von 1949 stünde für die Esten im Schatten der vorangegangenen Verschleppungsaktion im Juni 1941, die jedoch ihrer (in diesem Fall korrekten) Angabe zufolge gerade mal ein Sechstel der (angeblich) acht Jahre später Betroffenen erfasst hatte (S. 116). Dass das (private) „Museum der Okkupationen“ (*Okupatsioonide Muuseum*) bei Wulf nur als „Estonian Occupation Museum“ figuriert,³ scheint symptomatisch zu sein für den zum Teil erstaunlich sorglosen Umgang der Autorin mit der estnischen Geschichte.

³ Ein Blick auf die Homepage des Museums unter www.okupatsioon.ee hätte genügt, um dessen korrekten englischen Namen „Museum of Occupations“ herauszufinden.

Von den 40 lebensgeschichtlichen Interviews, die Wulf gemeinsam mit Pertti Grönholm bereits in einem Artikel untersucht hat,⁴ hätte man demgegenüber gern mehr gelesen. Was für eine unschätzbare Quelle, beinhalten sie doch bei kritischer Lektüre höchst wertvolle Informationen über die sowjetische Geschichtswissenschaft aus der Binnenperspektive. Da manche ihrer Interviewpartner, die trotz der Anonymisierung für viele Leser zum Teil doch recht leicht zu erkennen sind, bereits verstorben sind, wäre die behutsame Veröffentlichung dieses Schatzes sicher von großem Interesse für die historische Forschung zu den baltischen Sowjetrepubliken.

Die Personen werden nach generationellen Zusammenhängen in vier Gruppen eingeteilt – „War Generation“, „Post-War Children“, „Transitional Generation“ und „Freedom Children“. Die Autorin weiß selbst, dass derartige Einteilungen nur annähernden Charakter haben können, doch führt sie ihre zu der schlüssigen Erkenntnis, dass es seit den späten 1980er Jahren zu einer Art Koalition zwischen der „War Generation“, die noch die Vorkriegszeit erlebt hatte, und der „Transitional Generation“ gekommen sei, der die kompromissbereite Haltung der Vorgängergruppe hinsichtlich des Regimes nicht mehr opportun erschien.⁵ Auch hier muss man jedoch immer wieder darauf hinweisen, dass die Gespräche 2002 und 2003 geführt wurden, sie somit schon leicht verjährt sind. Natürlich wäre es spannend gewesen, für die Buchpublikation mit einigen der damaligen Interviewpartner ein weiteres Mal zu sprechen, aber dieser Aufwand wurde verständlicherweise gescheut. Auffallend ist die Konformität vieler Aussagen, weshalb Wulf schon auf einen russischsprachigen Gesprächspartner zurückgreifen muss („Zahkar“), um so etwas wie eine Gegenposition erkennbar werden zu lassen. Man ertappt sich unwillkürlich bei dem Gedanken, wie all diese Menschen wohl zwanzig Jahre früher auf diese Fragen geantwortet hätten, und hofft inständig, dass im Jahre 2016 einige jüngere Kolleginnen und Kollegen („Freedom Children“) ähnlich ironisch antworten würden wie Anfang des Jahrtausends nur der eloquente Außen-seiter „Zahkar“ (S. 139, Anm. 31).

Es herrscht Konsens bei den meisten Gesprächspartnern darüber, dass die Esten unter der Sowjetherrschaft wie Radieschen gewesen seien: innen weiß und nur äußerlich ein bisschen rot. Vor diesem Hintergrund ist es köstlich zu lesen, dass Kollege „Oskar“ (der wohl eigentlich Lauri heißt) sich über „a big part of our nation“ echauffiert, „which is still quite Soviet in their attitude, their worldview, and their moral principles“ (S. 155). Nach dieser Logik ist ein wohl doch recht großer Teil der Esten erst nach 1991

⁴ MEIKE WULF, PERTTI GRÖNHOLM: Generating Meaning across Generations: The Role of Historians in the Codification of History in Soviet and Post-Soviet Estonia, in: *Journal of Baltic Studies* 41 (2010), S. 351-382.

⁵ Hier ergeben sich wunderbare Vergleichsmöglichkeiten mit der Litauen betreffenden Studie von VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania. Memory and Modernity in the Wake of War*, London 2013, die Interviews mit Vertretern der Kulturelite geführt hat.

„rot“ geworden, was man für einen erstaunlich späten Erfolg der Sowjetisierungsbemühungen Moskaus halten kann. Auf diesen inhärenten Widerspruch macht die Autorin jedoch nicht aufmerksam.

Dieses Buch ist wie ein großes Puzzle. Auf eine theoretisch fundierte Einführung in die Konzepte des kulturellen Gedächtnisses und deren Bezug zu Fragen der nationalen Identität (worin einem ein gewisser essentialistischer Zug auffallen mag) folgt das bereits angesprochene Überblickskapitel zur estnischen Geschichte. Zwei Kapitel beschäftigen sich näher mit den Interviews, woraufhin ein fünftes Kapitel unter der Überschrift „The Clash of Private and Public Memories in Post-Soviet Estonia“ wesentliche Elemente der Geschichtsdiskurse im 21. Jahrhundert kursorisch nachvollzieht, erneut jedoch ohne konkret sich auf die estnischsprachigen Debatten zu beziehen. Aber auch hier fallen wieder Ungenauigkeiten auf. Hinsichtlich der Diskussionen um den Bronzesoldaten heißt es, „some suggested replacing the Bronze Soldier with a monument to all soldiers who fell in the Second World War“ (S. 161), ohne die Urheber dieser Idee konkret zu benennen oder auch nur darauf hinzuweisen, dass auch das Denkmal im Tallinner Stadtzentrum seit 1995 bereits allen Gefallenen gewidmet war. Die diskursive Verbindung zu dem von Wulf nur kurz angesprochenen, 2009 eingeweihten Siegesdenkmal am *Vabaduse väljak* (Freiheitsplatz), die Kasekamp auf die griffige Formel gebracht hatte, „unser Denkmal ist größer“,⁶ kommt leider auch zu kurz.

So bleibt ein gemischter Eindruck. Als Einführung in die estnische Geschichte eignet sich dieses Buch nur bedingt. Die Beschäftigung mit den estnischen Debatten geschieht überwiegend auf der Grundlage von Sekundärliteratur. Die theoretische Laborsituation, sich einmal anzusehen, wie das kulturelle Gedächtnis gemacht wird, bleibt ohne greifbares Ergebnis. Dass es zahlreiche Erinnerungskonflikte gibt – sowohl zwischen den beiden größten ethnischen Gruppen des Landes als auch zwischen den Generationen – lässt sich anhand der Interviews ablesen, aber das ist ja nichts Neues. In ihrem Schlusskapitel, das wiederum nur noch am Rande auf die Interviews zurückgreifen kann, behauptet Wulf, nach 2004, d.h. nach der Aufnahme in die NATO und die EU, habe sich ein neues erinnerungspolitisches Regime entwickelt: Sei das nationale Narrativ zuvor vom „struggle for freedom“ und durch die Betonung des „collective suffering“ dominiert gewesen, sei man seither zu dem „narrative trope of resistance“ übergegangen (S. 161). Natürlich kann man das so sehen, doch fehlt hier eine akteursbezogene Analyse. Dass die jüngere Historikergeneration hier (zumindest teilweise) nicht mehr unbedingt mitmacht,⁷ hätte man schön

⁶ Kasekamp: Meie monument on suurem, in: Delfi, 22.4.2008, einsehbar unter dem URL: <http://www.delfi.ee/news/paevauudised/eesti/kasekamp-meie-monument-on-suurem?id=18733607> (letzter Zugriff 20.2.2017).

⁷ Wie die jüngere Generation über die Geschichte von Trauma und Terror denkt, ist nachzulesen in einem Interview über die neue Konzeption der Ausstellung des Museums der Okkupationen mit MERILIN PIIPUU, ARO VELMET und UKU LEMBER:

anhand der Auseinandersetzungen um die mittelalterliche Geschichte diskutieren können, in der eine aufgebrachte Öffentlichkeit sich Anfang 2013 darüber beschwerte, dass der auch zur Sowjetzeit stets betonte *muistne vabadussõda*, der mittelalterliche Freiheitskrieg, aus einer Gesamtdarstellung der estnischen Geschichte verschwunden war.⁸ Auch die im Frühjahr 2017 geführten Debatten um ein geplantes Denkmal für Konstantin Päts zeigen die für viele modernen Gesellschaften typischen Spannungen zwischen den professionellen Historikern auf der einen sowie Politikern und dem Publikum auf der anderen Seite.⁹ Wulfs kritische Analyse der Geschichtsdebatten in Estland kann mit Sicherheit für die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts einige Plausibilität beanspruchen; die Dynamik der Geschichtsdebatten im Lande zeichnet sie jedoch leider nicht nach.

KARSTEN BRÜGGEMANN

AGNIA GRIGAS: *Beyond Crimea: The New Russian Empire*. Yale University Press 2016. 352 S. ISBN 9780300214505.

Die hitzigen 1990er Jahre sind zwar schon längst vorbei, doch scheint das Thema der russisch(sprachig)en Minderheit in Estland weiterhin an Aktualität dazuzugewinnen. Was denken ihre Vertreter, sind sie loyal gegenüber ihrem Aufenthaltsland? Warum erlernen sie nicht die Landessprache? Wer sind sie eigentlich? Es ist bemerkenswert, dass estnische Historiker bis heute nicht wirklich aktiv Antworten auf diese Fragen suchen, obwohl seit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen ist, und es an Stoff wahrlich nicht mangelt. Sowohl in Estland selbst als auch außerhalb seiner Grenzen hat sich die Vorstellung verfestigt,

Privilegeeritud ajaloo lõpp: muuseum depolitiseerimas okupatsiooni [Das Ende der privilegierten Geschichte: Das Museum depolitisiert die Okkupation], in: Müürileht, 21.2.2017, einsehbar unter dem URL: <https://www.muurileht.ee/privilegeeritud-ajaloo-lopp-muuseum-depolitiseerimas-okupatsiooni> (letzter Zugriff 22.2.2017).

⁸ Knapp hierzu siehe KARSTEN BRÜGGEMANN: Five Letters on a Roof: National Narratives and the Soviet Past in Estonia, in: *The New Heroes – The Old Victims. Politics of Memory in Russia and the Baltics*, hrsg. von IGORS GUBENKO, DENISS HANOVs und VLADISLAVS MLAHOVSKIS, Riga 2016, S. 50-59; siehe auch das Vorwort der Herausgeber in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), S. 7f.

⁹ Siehe z.B. die vom Staatssender ETV am 8.2.2017 ausgestrahlte Debatte um Konstantin Päts aus der Reihe „Suud puhtaks“ (etwa: „Alles aussprechen“): „Suud puhtaks“: Kas ja kuhu rajada Konstantin Pätsi mälestusmärk? [„Suud puhtaks“: Soll, und wenn ja, wohin, ein Denkmal für Konstantin Päts errichtet werden?], einsehbar unter dem URL: <http://www.delfi.ee/news/paevauudised/eesti/suud-puhtaks-kas-ja-kuhu-rajada-konstantin-patsi-malestusmark?id=77169120> (letzter Zugriff 22.2.2017).

dass sich die russische Diaspora des Landes kaum in das örtliche Leben integriert hat und sich an Russland orientiert. Wenn auch einige Abhandlungen über die Nationalitätenpolitik Estlands veröffentlicht worden sind,¹ ist die Rolle der historischen Heimat der estländischen Russen sowohl für den Integrationsprozess als auch für die (politische) Mobilisierung der Minderheit weitgehend außer Acht geblieben. Diese Lücke zu füllen versucht ein kürzlich von einem renommierten US-amerikanischen Universitätsverlag veröffentlichtes Buch, verfasst von der litauischstämmigen Politologin Agnia Grigas. Die Autorin betrachtet darin alle Länder, die nach dem Zerfall der Sowjetunion in russischer Nachbarschaft ihre Unabhängigkeit erreicht oder wiederhergestellt haben, wobei sie sich auf die Politik des Kremls gegenüber den dortigen russischsprachigen Minderheiten konzentriert, den sogenannten *sootečestvenniki*, den „Mit-Vaterländern“ – oder etwas salopper: den Landsleuten.²

Dieser Begriff der „Landsleute“ ist sehr breit gedacht und umfasst je nach Kontext sowohl die Bürger der Russländischen Föderation im Ausland als auch diejenigen, „die Russlands Kultur und Sprache sowie das historische Erbe und die religiösen und geistigen Werte“ teilen (S. 57). Gewiss hat sich dieses Verständnis im Laufe der Zeit verändert, was sich sowohl in der Rhetorik der russischen Behörden als auch in den die Politik gegenüber den „Landsleuten“ regulierenden Dokumenten widerspiegelt (S. 78-82). Grigas zufolge kann man die Politik gegenüber den Russen auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion bzw. gegenüber deren Aufenthaltsländern in sieben Etappen unterteilen: „soft power“, „humanitäre Politik“, „Politik der Landsleute“, Informationstätigkeit, Verteilung von Pässen, militärische Verteidigung und letztlich Annexion. Allerdings müssen diese Etappen nicht unbedingt in dieser Reihenfolge auftreten, und es sind auch Szenarien denkbar, die sich auf einige von ihnen beschränken.

Das Buch bietet einen Einblick in die Evolution der russischen „Politik der Landsleute“ und bietet Erklärungen für deren Herausbildung just in der heutigen Form. Grigas ist keine Historikerin und ihre Darstellung folgt auch in den Passagen, in denen die Entwicklungen der Vergangenheit analysiert werden, eher dem Blick einer Politologin. Grigas behauptet, dass eine Aktivierung der Tätigkeit in Richtung des sogenannten „nahen Auslands“ mit der Präsidentschaft Putins angesetzt habe, d.h. im Jahr 2000 (S. 9-12), auch wenn erste diesbezügliche offizielle Dokumente bereits 1992 erlassen worden seien (S. 51). Natürlich steht diese Aktivität Russlands im

¹ REIGO LOKK: *Sepistades natsiooni: taasiseseisvunud Eesti etnoliitilised konfliktid* [Beim Schmieden der Nation: Die ethnopolitischen Konflikte in Estland nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit], Tartu 2015 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 35), einsehbar unter dem URL: <http://dspace.ut.ee/handle/10062/45470> (letzter Zugriff 22.3.2017).

² Siehe hierzu auch KRISTĪNE BEKERE u.a.: Die sanfte Geschichtspolitik Russlands. Anmerkungen zu einer internationalen Sommerschule in Zvenigorod 2003, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 9 (2014), S. 285-291 (Anm. d. Red.).

Zusammenhang mit dem grundsätzlichen Wunsch des Kremls, seinen Einfluss besonders auf den Gebieten des „nahen Auslands“, d.h. in Ländern, die entweder während der Zaren- oder der Sowjetzeit zum russländischen bzw. sowjetischen Reich zählten, zu verstärken. Es fällt auf, dass eines der beliebten Argumente für die Bedienung dieses Bedürfnisses das stark verzerrte Verständnis der russischen Behörden von der historischen Wahrheit ist, sei es, dass die baltischen Staaten und der Ukraine als „Faschisten“ beschimpft werden (S. 35), sei es, dass eine Kommission gegen die Verzerrung der historischen Wahrheit gegründet wird (S. 49).

Die Fallstudien über die einzelnen Staaten sind in vier Kapitel gruppiert, wobei sich die Autorin an den von Russland genutzten Politiken und weniger an der geografischen Nähe der Länder orientiert: So finden wir Georgien neben Moldova und der Ukraine, da es in jedem dieser Länder mindestens einen separatistischen Konflikt unterschiedlicher Aktivität gibt, oder Belarus neben Armenien – beides sind treue Verbündete Russlands, die ab und zu aber doch zur Zielscheibe der Großmacht werden. Sicherlich finden auch die Kapitel über die zentralasiatischen Länder eine interessierte Leserschaft, da Berichte aus dieser Region nur selten die Nachrichtenspalten in den baltischen bzw. überhaupt der westlichen Staaten erreichen.

Das Kapitel über die baltischen Länder (S. 136-171) trägt den Titel „Die Achillesferse der NATO“. Zwar findet der historische und politisch interessierte Leser aus Estland, Lettland oder Litauen hier größtenteils Erläuterungen zu gut bekannten Ereignissen aus den letzten Jahrzehnten, doch setzt die Autorin diese Informationen erstens in den Kontext der russischen Politik und betrachtet sie zweitens rückblickend: man neigt ja oft dazu, sich eher an die späteren Geschehnisse zu erinnern – und weniger an die entscheidenden Krisen früherer Zeiten, wie z.B. im Falle Estlands das Autonomiereferendum in Narva im Jahre 1993 (S. 167). Hinsichtlich der baltischen Länder meint Grigas, dass die Umsetzung aller sieben der oben genannten Etappen der „Politik der Landsleute“ dort eher unwahrscheinlich sei, schon weil es hier wohl kaum zu einer russischen Annexion kommen dürfte. Allerdings, so ist sich die Autorin sicher, wird die NATO- und EU-Mitgliedschaft der drei Länder Russland nicht davon abhalten, andere Mittel einzusetzen, um vor allem deren politische und wirtschaftliche Lage zu destabilisieren. Der Umstand, dass sich Grigas in der Region gut auskennt, ist ausschlaggebend dafür, dass sie die Unterschiede zwischen Estland, Lettland und Litauen mit der Hilfe von Fakten deutlich macht und sie nicht als ein einheitliches „Baltikum“ behandelt, als das sie ja einem eher fachfremden Leser durchaus erscheinen könnten. Dieser differenzierte Zugang findet sich auch in den Methoden, die Russland für seine „Politik der Landsleute“ in den baltischen Staaten anwendet: Neben der üblichen Propaganda kam es in Estland zur Organisation von Krawallen und Cyberattacken (vor allem im Verlauf der sogenannten Bronzenächte im April 2007), während in Lettland gewisse Erfolge mit

Hilfe der Einflussosphäre der Oligarchen des Landes erzielt werden konnten. In Litauen wiederum, das über eine erheblich kleinere russischsprachige Diaspora verfügt, stellt sich eine ganz andere, für Russland jedoch noch wichtigere Frage: Wie kann man aus dem Land einen reibungslos funktionierenden Transitweg machen, um Waffen und Militärtechnik nach Kaliningrad zu schaffen. Diese Beispiele werden im Buch natürlich noch durch viele weitere ergänzt.

Jedes der Kapitel ist stringent aufgebaut und betrachtet die Ereignisse seit der Entstehung der russischsprachigen Diaspora bis zur heutigen Situation. Als Grundlage dienen Grigas hauptsächlich politische Dokumente, Medienberichte und die Sekundärliteratur. Obwohl bei der Entstehung des Buches lokale Experten interviewt und Assistenten eingesetzt wurden, nutzte die Autorin offenbar nur wenige Quellen in anderen Sprachen als Englisch oder Russisch. Die Quellenbasis wird aber um Dutzende von Interviews mit Fachleuten sowie dem sprichwörtlichen Menschen von der Straße bereichert, die speziell für dieses Buch zum Thema Russen und ihre Identität geführt wurden.

Grigas ist eine erfahrene Beobachterin und Kolumnistin, die eine klare und gleichzeitig ausdrucksvolle Sprache schreibt, die nicht mit Zitaten und Fußnoten überladen ist und damit für ein breiteres Publikum angenehm zu lesen ist. Erwähnt sei jedoch das Dilemma der Ortsnamen: Wie soll der Name der ukrainischen Hauptstadt transliteriert werden? Obwohl die UNO und die ukrainische Gesellschaft die ukrainische Variante „Kyiv“ bevorzugen, die sich auch in den englischsprachigen Medien durchgesetzt hat, finden wir im Buch die auf der russischen Schreibweise beruhende Variante „Kiev“.³

Für die Staaten in der Interessensphäre der Russländischen Föderation schlägt die Autorin vor, entsprechende politische Maßnahmen vorzubereiten, um eine adäquate Reaktion auf russische Maßnahmen in jeglichem Bereich garantieren zu können, sei es ökonomische Einflussnahme oder der vielzitierte Propagandakrieg (S. 250-256). Selbstverständlich müssen diese Maßnahmen proportional sein: Während die Ukraine, Moldova und Georgien ihren jeweiligen separatistischen Gebieten Grigas' Ansicht nach möglichst viel Unterstützung im Bereich Wirtschaft, Bildung und Kultur anbieten sollten, müsse die größte Sorge Estlands und Lettlands sein, sich der Mentalität der eigenen russischsprachigen Bevölkerung anzunehmen, d.h. auf Gegenpropaganda zu setzen (S. 255).

Bedauerlicherweise behandelt Grigas ähnliche politische Aktivitäten Russlands gegenüber anderen Ländern mit einer bedeutenden russischen Minderheit nicht, obwohl eine entsprechende Analyse sicherlich von Interesse wäre. Aber wie lebt denn nun ein Russe außerhalb Russlands, im

³ Siehe dazu z.B. ADAM TAYLOR: Is it Time for The West to Stop Calling it 'Kiev' and Start Calling it 'Kyiv?', in: Business Insider, 24.11.2014, einsehbar unter dem URL: <http://www.businessinsider.com/kyiv-or-kyiv-2014-1> (letzter Zugriff 24.2.2017).

feindlichen Hinterland der russischen Propaganda? Grigas ist optimistisch in Bezug auf die jüngere Generation, unter der die Ablehnung von Moskaus Aktivitäten im „nahen Ausland“ zunehme (S. 254). Dies bestätigt sich in einem Gespräch mit einem russischsprachigen Doktoranden in Lettland. Auf die Frage, was er denn von Putins Ansprüchen halte, die Russen in Lettland zu beschützen, folgte die sehr treffende Antwort: „Beschützen wovor? Vor den Schwulen und der Freiheit von Zensur? Alle Feinde der russischsprachigen Menschen im Baltikum sind doch nur ausgedacht“ (S. 141). Leider trifft dies nicht auf die weiter wachsende Gefahr zu, auf diese oder andere Weise Opfer russischer Einflussnahme zu werden – genau davor warnt uns Agnia Grigas immer wieder in ihrem Buch.

IVAN LAVRENTJEV